

Fjodor M.
Dostojewski

Der Jüngling



F. M. Dostojewskij

Der Jüngling

Erster Teil

Erstes Kapitel

I

Ich habe dem Drange nicht widerstehen können, mich hinzusetzen und diese Geschichte meiner ersten Schritte auf der Lebensbahn aufzuzeichnen, obwohl es eigentlich nicht nötig wäre. Aber eines weiß ich ganz genau: um meine ganze Lebensgeschichte zu schreiben, werde ich mich niemals mehr hinsetzen, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte. Man muß doch gar zu sehr in sich selbst verliebt sein, um von sich selbst zu schreiben, ohne sich zu schämen. Ich entschuldige mich nur damit, daß ich nicht in der Absicht schreibe, in der es alle anderen tun, nämlich um vom Leser gelobt zu werden. Wenn ich mich plötzlich dazu entschlossen habe, alles, was mir im letzten Jahr begegnet ist, eingehend niederzuschreiben, so habe ich es infolge eines inneren Bedürfnisses getan: einen so starken Eindruck hat alles Geschehene auf mich gemacht. Ich werde nur die Ereignisse verzeichnen und alles fremde Beiwerk, nament-

lich schriftstellerische Finessen, möglichst vermeiden; so ein Schriftsteller schreibt dreißig Jahre lang und weiß zuletzt gar nicht, wozu er eigentlich so lange geschrieben hat. Ich aber bin kein Schriftsteller und will kein Schriftsteller sein, und ich würde es für eine Unschicklichkeit und für eine Gemeinheit halten, wenn ich das Innerste meiner Seele und meine besten Empfindungen auf den Büchermarkt schleppte. Zu meinem Verdruß ahnt mir aber, daß es doch wohl nicht ganz ohne Schilderung von Empfindungen und ohne Reflexionen (vielleicht sogar von trivialer Art) abgehen wird: so sittenverderbend wirkt auf den Menschen eine jede literarische Tätigkeit, auch wenn er sie nur für sich ausübt. Die Reflexionen aber werden vielleicht sogar einen sehr trivialen Eindruck machen, weil das, was man selbst für wertvoll hält, in den Augen eines Fremden leicht wertlos erscheint. Aber lassen wir das alles abgetan sein! Nun habe ich doch eine Vorrede geschrieben; weiter soll aber nichts mehr in diesem Genre vorkommen. Zur Sache also, obgleich nichts schwieriger ist, als zur Sache zu kommen – vielleicht auf allen Gebieten.

II

Ich fange an, das heißt, ich möchte meine Aufzeichnungen mit dem 19. September vorigen Jahres beginnen, also genau an dem Tag meiner ersten Begegnung mit ...

Aber wenn ich so gerade damit herauskäme, wem ich begegnete, ehe noch jemand irgend etwas weiß, so würde das abgeschmackt sein; ich glaube sogar, daß dieser ganze Ton abgeschmackt ist: obwohl ich mir fest vorgenommen, habe, nicht nach literarischen Finessen zu trachten, bin ich doch von der ersten Zeile an in dieses Fahrwasser hineingeraten. Außerdem ist, wie es scheint, zum vernünftig Schrei-

ben der bloße Wunsch, es zu tun, noch nicht ausreichend. Ich bemerke ferner, daß es sich wohl in keiner europäischen Sprache so schwer schreibt wie im Russischen. Ich habe das, was ich hier soeben niedergeschrieben habe, jetzt noch einmal durchgelesen und finde, daß ich weit klüger bin, als ich in dem Geschriebenen erscheine. Woher kommt es, daß bei einem klugen Menschen das, was er sagt, weit dümmer ist als das, was unausgesprochen in ihm zurückbleibt? Ich habe das während dieses ganzen verhängnisvollen letzten Jahres an mir auch beim mündlichen Umgang mit anderen zu wiederholten Malen bemerkt und mich sehr darüber geärgert.

Ogleich ich mit dem 19. September beginnen will, möchte ich doch erst ein paar Worte darüber hersetzen, wer ich bin, wo ich vorher gelebt hatte und wie es somit an jenem Vormittag des 19. September in meinem Kopf teilweise aussah, damit die nachfolgenden Ereignisse dem Leser und vielleicht auch mir selbst verständlicher sind.

III

Ich habe das Gymnasium absolviert und stehe jetzt schon im einundzwanzigsten Lebensjahr. Mein Familienname ist Dolgorukij, und mein legitimer Vater ist Makar Iwanow Dolgorukij, ein ehemaliger Leibeigener der Herrschaft Wersilow. Auf diese Weise bin ich in legitimer Ehe geboren, obwohl ich ein entschieden illegitimer Sohn bin und meine Herkunft nicht dem geringsten Zweifel unterliegt. Das ging folgendermaßen zu:

Vor zweiundzwanzig Jahren besuchte der Gutsbesitzer Wersilow (das nämlich ist mein Vater), der damals fünfundzwanzig Jahre alt war,

sein Gut im Gouvernement Tula. Ich vermute, daß er zu jener Zeit noch sehr charakterlos war. Es ist merkwürdig, daß dieser Mann, der seit meiner frühesten Kindheit einen solchen Eindruck auf mich gemacht und einen so gewaltigen Einfluß auf meine ganze seelische Entwicklung ausgeübt hat und vielleicht durch seine Persönlichkeit noch auf lange Zeit hinaus für meine Zukunft bestimmend gewesen ist, daß dieser Mann auch jetzt noch in sehr vieler Hinsicht für mich ein vollständiges Rätsel geblieben ist. Aber davon später. Das läßt sich nicht so von vornherein erzählen. Von diesem Mann werde ich ohnehin in meinem Heft fortwährend zu reden haben.

Er war damals, das heißt im Alter von fünfundzwanzig Jahren, gerade Witwer geworden. Er war mit einer Frau verheiratet gewesen, die zwar den höchsten Gesellschaftskreisen angehörte, aber nicht sehr reich war, einer geborenen Fanariotowa, und hatte von ihr einen Sohn und eine Tochter. Meine Nachrichten über diese so früh von ihm gegangene Gattin sind nur sehr unvollständig und in meinem Material nicht so ohne weiteres zu finden, und auch vieles von Wersilows privaten Lebensverhältnissen ist mir unbekannt geblieben, so stolz, hochmütig, verschlossen und geringschätzig benahm er sich fast immer gegen mich, obgleich er mich zuzeiten durch sein sozusagen demütiges Wesen mir gegenüber in Erstaunen versetzte. Ich erwähne jedoch zur Charakterisierung im voraus, daß er im Laufe seines Lebens drei Vermögen durchgebracht hat und sogar sehr beträchtliche, im ganzen über vierhunderttausend Rubel und vielleicht noch mehr. Jetzt besitzt er natürlich nicht eine Kopeke...

Er kam damals, Gott weiß warum, auf sein Gut, wenigstens drückte er sich mir gegenüber in der Folgezeit so aus. Seine kleinen Kinder hatte er, wie das so seine Gewohnheit war, nicht bei sich, sondern zu Verwandten gebracht; so behandelte er seine Kinder sein ganzes Leben lang, sowohl die legitimen als auch die illegitimen. Das Ge-

sinde auf diesem Gut war sehr zahlreich; darunter befand sich auch der Gärtner Makar Iwanow Dolgorukij. Ich möchte hier einfügen, um es ein für allemal abzutun: selten hat sich wohl jemand über seinen Familiennamen so geärgert, wie ich es mein ganzes Leben lang getan habe. Das war natürlich dumm von mir, aber ich tat es doch. Jedesmal, wenn ich in eine Schule eintrat oder mit Leuten zusammenkam, denen zu antworten, ich nach meinem Lebensalter verpflichtet war, wiederholte sich dasselbe: jeder Lehrer, jeder Erzieher, jeder Inspektor, jeder Pope, jeder, den man sich nur denken kann, hielt es, nachdem er nach meinem Familiennamen gefragt und gehört hatte, daß ich Dölgorukij heiße, für nötig hinzuzufügen:

»Fürst Dolgorukij?«

Und jedesmal mußte ich all diesen müßigen Fragern antworten:

»Nein, *einfach* Dolgorukij.«

Dieses *einfach* brachte mich schließlich beinahe um den Verstand. Ich bemerke dabei als Kuriosität, daß ich mich an keine einzige Ausnahme erinnere: alle stellten sie jene Frage. Manchen war die Sache offenbar ganz egal, und ich weiß auch in der Tat nicht, was für ein Interesse jemand daran haben konnte. Aber alle fragten sie so, alle ohne Ausnahme. Und wenn der Frager dann gehört hatte, daß ich *einfach* Dolgorukij sei, maß er mich gewöhnlich mit einem stumpfen, gleichgültigen Blick, welcher bekundete, daß er selbst nicht wußte, warum er gefragt hatte, und ging weg. Am beleidigendsten waren derartige Fragen von seiten der Schulkameraden. Denn wie geht es dabei zu, wenn ein Schüler einen Neuen befragt? Der ängstliche, verlegene Neue ist am ersten Tag seines Eintritts in die Schule (was für eine es auch sein mag) das allgemeine Opfer: man befiehlt ihm dies und jenes, hänselt ihn und behandelt ihn wie einen Bedienten. Da stellt sich so ein gesunder, wohlgenährter

Bengel gerade vor sein Opfer hin und mustert dieses eine Weile mit strengem, hochmütigem Blick. Der Neue steht schweigend vor ihm da, sieht ihn, wenn er nicht feige ist, von der Seite an und wartet, was da kommen wird.

»Wie heißt du mit Familiennamen?«

»Dolgorukij.«

»Fürst Dolgorukij?«

»Nein, einfach Dolgorukij.«

»Soso, einfach Dolgorukij! Du Schafskopf!«

Und er hat recht: es kann nichts Dümmeres geben, als Dolgorukij zu heißen, ohne Fürst zu sein. Diese Dummheit schleppe ich ohne Schuld mit mir herum. In späterer Zeit, als ich schon anfang, mich sehr darüber zu ärgern, gab ich auf die Frage: »Bist du Fürst?« immer zur Antwort: »Nein, ich bin der Sohn eines Gutsknechts, eines ehemaligen Leibeigenen.«

Und später, als meine Wut schon den höchsten Grad erreicht hatte, antwortete ich auf die Frage: »Sind Sie Fürst?« in festem Ton: »Nein, einfach Dolgorukij, der illegitime Sohn meines ehemaligen Gutsheeren, des Herrn Wersilow.«

Ich hatte mir diese Antwort schon in der sechsten Klasse des Gymnasiums ausgedacht, und obwohl ich bald zu der festen Überzeugung gelangte, daß sie dumm war, hörte ich doch nicht gleich damit auf. Ich erinnere mich, daß ein Lehrer - übrigens war er der einzige - fand, ich sei »von rachsüchtigen, freiheitlichen Ideen erfüllt«. Im

allgemeinen aber wurde diese schroffe Antwort mit einer für mich beleidigenden Nachdenklichkeit aufgenommen. Schließlich sagte ein mit einer besonders scharfen Zunge begabter Mitschüler, mit dem ich etwa nur einmal im Jahr ein Gespräch führte, zu mir mit erregter Miene, aber ein wenig zur Seite blickend:

»Solche Gefühle machen Ihnen natürlich Ehre, und Sie haben ohne Zweifel allen Grund, darauf stolz zu sein; aber an Ihrer Stelle würde ich mich doch meiner illegitimen Herkunft nicht zu sehr rühmen... aber Sie setzen dabei ja geradezu ein Gesicht auf, als ob Sie Namenstag feierten!«

Seitdem hörte ich auf, mich dessen zu rühmen, daß ich illegitim bin.

Ich wiederhole: es ist sehr schwer, russisch zu schreiben: da habe ich nun ganze drei Seiten darüber vollgeschrieben, wie ich mich lebenslänglich über meinen Familiennamen geärgert habe, und dabei ist der Leser sicherlich, schon zu der Schlußfolgerung gelangt, ich sei eben darüber ärgerlich, daß ich kein Fürst, sondern einfach Dolgorukij bin. Mich darüber noch einmal zu äußern und mich zu rechtfertigen, würde unter meiner Würde sein.

IV

Unter diesem zahlreichen Gutsgesinde also war auch ein Mädchen, und dieses war eben achtzehn Jahre alt, als der fünfzigjährige Makar Dolgorukij auf einmal die Absicht aussprach, es zu heiraten. Ehen des Gutsgesindes wurden zur Zeit der Leibeigenschaft bekanntlich nur mit Erlaubnis der Herrschaft geschlossen und manchmal gera-

dezu auf Anordnung derselben. In der Nähe des Gutes wohnte damals die Tante; das heißt, sie war nicht meine Tante, sondern selbst Gutsbesitzerin; aber ich weiß nicht, warum – nicht nur ich, alle nannten sie lebenslänglich die Tante, ganz allgemein die Tante, und so wurde sie auch in der Familie Wersilow genannt; mit der sie in Wirklichkeit kaum verwandt war. Es war dies Tatjana Pawlowna Prutkowa. Damals besaß sie noch selbst in jenem Gouvernement und Kreis fünfunddreißig Seelen. Sie verwaltete nicht eigentlich das etwa fünfhundert Seelen umfassende Gut Wersilows, sondern führte nur als Nachbarin die Aufsicht, und diese Aufsicht war, wie ich gehört habe, nicht schlechter als die eines gelernten Verwalters. Übrigens gehen mich ihre geschäftlichen Kenntnisse hier nichts an; ich will nur hinzufügen – und ich weise dabei jeden Gedanken an Schmeichelei und Gunstbuhlerei zurück –, daß diese Tatjana Pawlowna ein edeldenkendes und sogar ein originelles Wesen war.

Und gerade sie stand den Heiratsabsichten des finsternen Makar Dolgorukij (er soll damals ein finsternes Wesen gehabt haben) nicht nur nicht entgegen, sondern redete ihm vielmehr dabei aus irgendeinem Grund noch außerordentlich zu. Sofja Andrejewna (die achtzehnjährige Gutsmagd, also meine Mutter) war schon seit einigen Jahren elternlos; ihr verstorbener Vater, ebenfalls Gutsknecht, welcher Makar Dolgorukij sehr hochschätzte und ihm irgendwie zu Dank verpflichtet war, hatte, wie man erzählte, sechs Jahre vorher auf seinem Totenbett, eine Viertelstunde vor seinem letzten Atemzug, so daß man es nötigenfalls als Irrereden hätte auffassen können, wenn er nicht ohnedies als Leibeigener rechtsunfähig gewesen wäre, Makar Dolgorukij zu sich rufen lassen und vor dem ganzen Gesinde und in Gegenwart des Geistlichen, indem er auf seine Tochter wies, laut und in eindringlichem Ton zu ihm gesagt: »Zieh sie auf und heirate sie!« Das hatten alle gehört. Was Makar Iwanow anlangt, so weiß ich nicht, in welcher Gesinnung er sie später heiratete, das heißt, ob mit großem Vergnügen oder nur, um damit eine Pflicht zu erfüllen. Das wahrscheinlichste ist, daß er den Eindruck

völliger Gleichgültigkeit machte. Er war ein Mensch, der es schon damals verstand, sich zu »präsentieren«. Nicht, daß er ein großer Bibelkenner oder besonders belesen gewesen wäre (obgleich er die ganze Ordnung des Gottesdienstes auswendig kannte und namentlich mit den Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen Bescheid wußte, allerdings mehr vom Hörensagen); auch nicht, daß er so eine Art Klugschwätzer unter dem Gesinde gewesen wäre, sondern er legte, einfach eine große Hartnäckigkeit, manchmal sogar Wagemut an den Tag, redete mit Selbstbewußtsein, nahm sein Urteil nie zurück und führte schließlich »einen achtungsvollen Lebenswandel«, wie er sich selbst wunderlicherweise ausdrückte. Von der Art war damals sein Wesen. Natürlich hatte »er sich allgemeine Achtung erworben, aber doch konnte ihn, wie gesagt wird, niemand leiden. Das änderte sich, als er von dem Gesinde weggegangen war: nun erinnerte man sich seiner wie eines Heiligen, der viel zu leiden gehabt hatte. Das ist mir zuverlässig bekannt.

Was den Charakter meiner Mutter anlangt, so hatte Tatjana Pawlowna sie bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr bei sich behalten, trotz der dringenden Ratschläge des Verwalters, sie nach Moskau in die Lehre zu geben, und hatte ihr eine gewisse Bildung zukommen lassen, das heißt, sie im Nähen, im Zuschneiden, in anständigem, mädchenhaftem Benehmen und sogar ein wenig im Lesen unterwiesen. Zu schreiben hat meine Mutter niemals leidlich verstanden. In ihren Augen war die Ehe mit Makar Iwanow schon längst abgemachte Sache, und sie fand, daß alles, was damals mit ihr geschah, sehr gut und vortrefflich sei; zum Traualtar ging sie mit der ruhigsten Miene, die man in solchen Fällen überhaupt nur haben kann, so daß Tatjana Pawlowna selbst sie damals einen Fisch nannte. Alles dies über den damaligen Charakter meiner Mutter habe ich von Tatjana Pawlowna selbst gehört. Wersilow kam auf das Gut gerade ein halbes Jahr nach dieser Eheschließung.

V

Ich will nur sagen, daß ich niemals habe in Erfahrung bringen oder in befriedigender Weise kombinieren können, wie eigentlich das Verhältnis zwischen ihm und meiner Mutter begonnen hat. Ich bin durchaus bereit zu glauben, was er mir im vorigen Jahr versichert hat, und zwar unter starkem Erröten, obwohl er über alle diese Dinge mit der ungezwungenen Miene des »geistig hochstehenden« Mannes sprach: daß eine Liebschaft überhaupt nicht stattgefunden habe und alles sieh so gemacht habe. Ich glaube durchaus, daß es sich so gemacht hat, und der russische Ausdruck so ist ein allerliebster Ausdruck, aber dennoch hätte ich immer gern gewußt, aus welchen Anfängen sich dieses Verhältnis der beiden hat herausbilden können. Ich selbst habe alle diese Gemeinheiten bisher gehaßt und werde sie lebenslänglich hassen. Das Motiv meiner Wißbegierde ist in der Tat durchaus nicht etwa schamlose Neugier. Ich bemerke noch, daß ich meine Mutter bis zum vorigen Jahr fast gar nicht gekannt habe; ich wurde zu Wersilows größerer Bequemlichkeit, wovon ich übrigens später noch sprechen werde, schon in meiner frühen Kindheit zu fremden Leuten gegeben, und daher kann ich mir gar keine Vorstellung machen, wie sie damals ausgesehen haben mag. Wenn sie nun gar nicht so besonders schön gewesen ist, wodurch konnte sich dann ein solcher Mensch, wie es Wersilow damals war, zu ihr hingezogen fühlen? Diese Frage ist für mich insofern von Wichtigkeit, als sich dieser Mensch dabei von einer sehr interessanten Seite präsentiert. Deswegen also werfe ich die Frage auf, und nicht aus moralischer Verderbtheit. Er selbst, dieser finstere, verschlossene Mensch, sagte mir einmal mit jener liebenswürdigen Treuherzigkeit, die er, sobald er es für nötig hielt, Gott weiß woher nahm (es war, als zöge er sie aus der Tasche), er selbst hat mir gesagt, er sei damals noch ein »sehr dummer junger Hund« gewesen,

und zwar nicht eigentlich mit sentimentalem Einschlag, sondern einfach so; er hätte damals eben erst »Anton Goremyka« und »Polinka Sachs« gelesen, zwei Literaturprodukte, die auf die damals heranwachsende Generation eine außerordentlich erzieherische Wirkung ausgeübt hätten. Er fügte hinzu, er sei vielleicht gerade infolge der Lektüre des »Anton Goremyka« damals auf sein Gut gefahren, und sagte das in vollem Ernst. In welcher Art mochte dieser »dumme junge Hund« mit meiner Mutter angeknüpft haben? Ich habe mir soeben lebhaft vorgestellt, daß, wenn ich auch nur einen einzigen Leser haben sollte, dieser gewiß über mich lacht als über einen ganz komischen jungen Menschen, der sich seine dumme Unschuld bewahrt hat und sich auf Reflexionen und Urteile über Dinge einläßt; von denen er nichts versteht. Ja, ich verstehe in der Tat noch nichts davon, bekenne das aber ganz und gar nicht mit einem Gefühl des Stolzes, da ich weiß, wie dumm sich eine solche Unerfahrenheit bei einem zwanzigjährigen Schlaps ausnimmt. Nur möchte ich diesem Leser sagen, daß er selbst nichts versteht und ich ihm das beweisen kann. Allerdings weiß ich nichts von den Weibern und will auch nichts von ihnen wissen, weil ich zeit meines Lebens auf sie pfeifen werde und mir das fest vorgenommen habe. Aber ich weiß doch sicher, daß manche Frau den Mann durch ihre Schönheit oder durch sonst etwas in einem Augenblick bezaubert, während man eine andere ein halbes Jahr lang studieren muß, ehe man erkennt, was an ihr ist, und daß, um eine solche Frau zu durchschauen und liebzugewinnen, es nicht ausreicht, sehen zu können und einfach zu allem bereit zu sein, sondern man außerdem auch noch einer besonderen Begabung bedarf. Davon bin ich überzeugt, obwohl ich nichts weiß, und wenn das Gegenteil der Fall wäre, so müßte man alle Frauen mit einemmal auf die Stufe gewöhnlicher Haustiere hinabdrücken und sie nur in dieser Stellung bei sich halten; vielleicht würden das viele sehr gern tun.

Ich weiß durch Mitteilungen von verschiedenen Seiten her positiv, daß meine Mutter keine Schönheit war, obgleich ich ein damals

angefertigtes Porträt von ihr, das irgendwo existiert, nicht gesehen habe. Sich auf den ersten Blick in sie zu verlieben, war also nicht möglich. Zum Zweck eines bloßen Amüsemments könnte sich Wersilow eine andere aussuchen, und eine solche war da, noch dazu eine unverheiratete, nämlich das Stubenmädchen Antissa Konstantinowna Saposhkowa. Ein Mensch aber, der mit dem Anton Goremyka im Kopf auf sein Gut kam und der dann auf Grund seines Rechts als Gutsherr die Heiligkeit der Ehe von auch nur einem einzigen Leibeigenen verletzte, der hätte sich doch stark vor sich selbst schämen müssen, denn ich wiederhole es: von diesem Anton Goremyka hat er noch vor einigen Monaten, also zwanzig Jahre nach jenen Ereignissen, in durchaus ernstem Ton gesprochen. Und diesem Anton wurde ja nur ein Pferd weggenommen, hier aber die Ehefrau! Es muß also etwas Besonderes stattgefunden haben, weswegen denn auch Mademoiselle Saposhkowa das Spiel verlor (meiner Ansicht nach war es für sie ein Gewinn). Ich habe ihm im vorigen Jahr mit all diesen Fragen ein paarmal zugesetzt, sobald es möglich war, mit ihm ein Gespräch zu führen (denn das war nicht immer möglich), und habe bemerkt, daß er trotz seiner weltmännischen Haltung und obwohl er zwanzig Jahre älter ist als ich, doch Ausflüchte machte. Aber ich ließ nicht locker, und wenigstens murmelte er einmal mit jener Miene vornehmer Geringschätzung, die er sich oft mir gegenüber . erlaubte, einen sonderbaren Gedanken vor sich hin: meine Mutter sei eine jener *Schutzlosen* gewesen, die man nicht eigentlich liebgewinne – im Gegenteil, durchaus nicht –, sondern gewissermaßen *bedauere*; ob wegen ihrer Demut oder weshalb sonst, das wisse nie jemand; aber dieses Bedauern halte länger an, und man fühle sich dadurch gebunden ... »Mit einem Wort, mein Lieber, die Sache gestaltet sich manchmal so, daß man nicht wieder loskommt.« Das hat er zu mir gesagt, und wenn es tatsächlich so zugegangen ist, so kann ich nicht glauben, daß er damals ein so dummer junger Hund gewesen ist, wie er zu jener Zeit gewesen zu sein angibt. Das mußte ich doch aussprechen.

Übrigens versicherte er mir bei demselben Gespräch, meine Mutter habe ihn aus »Unterwürfigkeit« geliebt: es fehlte nur noch, daß er behauptete, sie habe es gemäß ihrer Pflicht als Leibeigene getan! Er hat gelogen, um der Sache ein schönes Mäntelchen umzuhängen, gelogen gegen sein Gewissen und gegen Ehre und Anstand!

Alles dies habe ich natürlich zum Lob meiner Mutter gesagt, jedoch habe ich bereits erklärt, daß ich von ihrem damaligen Wesen gar keine Kenntnis habe. Wohl aber kenne ich die in ihrer Umgebung herrschenden strengen Anschauungen, in denen sie von klein auf heranwuchs und dann ihr ganzes Leben über verharrete. Und trotzdem geschah das Unglück. Bei dieser Gelegenheit muß ich mich korrigieren: ich bin in die Wolken hinauf geflogen und habe vergessen, eine Tatsache zu berichten, die ich vielmehr hätte ganz an die Spitze stellen sollen: nämlich die Sache begann bei ihnen geradeswegs mit dem Unglück. (Ich hoffe, der Leser wird sich nicht so anstellen, als verstehe er nicht sogleich, wovon ich rede.) Kurz, es begann bei ihnen ganz in gutscherrlicher Manier, obwohl Mademoiselle Saposhkowa übergangen war. Aber hier will ich mich verteidigen und von vornherein bemerken, daß ich mir ganz und gar nicht widerspreche. Denn wovon in aller Welt konnte damals ein solcher Mensch wie Wersilow mit einer solchen Person wie meiner Mutter reden, sogar im Fall unbändiger Liebe? Liederliche Menschen haben mir gesagt, daß der Mann, wenn er mit einer Frau zusammenkommt, sehr oft völlig stillschweigend beginnt, was natürlich der Gipfel der Ungeheuerlichkeit und Ekelhaftigkeit ist; dennoch hätte Wersilow, auch wenn er es gewollt hätte, mit meiner Mutter wohl nicht anders anfangen können. Konnte er etwa damit beginnen, ihr Polinka Sachs zu erklären? Und überdies wird der Sinn der beiden wohl gar nicht auf die russische Literatur gerichtet gewesen sein; vielmehr haben sie nach seiner eigenen Mitteilung (er redete einmal etwas offener) sich in den Winkeln versteckt, einander auf den Treppen erwartet und sind wie Bälle mit roten Gesichtern auseinandergefahren, wenn jemand vorbeikam, und der »despotische

Gutsbesitzer« hat vor der niedrigsten Scheuermagd gezittert, trotz all seiner Rechte den Leibeigenen gegenüber. Aber wenn das Verhältnis auch in der bei Gutsherren üblichen Art begonnen hatte, so gestaltete es sich doch nachher ganz anders, und es läßt sich dafür im Grunde keine Erklärung geben. Die Sache erscheint einem sogar immer dunkler. Schon allein die zeitliche Ausdehnung, die die Liebe der beiden gewonnen hat, bildet ein Rätsel, denn die erste Voraussetzung bei solchen Menschen wie Wersilow ist doch die, daß sie das betreffende Weib sofort wieder verlassen können, sobald das Ziel erreicht ist. Aber hier kam es anders. Mit einer hübschen, leichtfertigen Gutsmagd zu sündigen (aber meine Mutter war nicht leichtfertig), das war für einen liederlichen »jungen Hund« (und sie waren alle liederlich, alle ohne Ausnahme, sowohl die Fortschrittler als auch die Reaktionäre) nicht nur etwas Erlaubtes, sondern geradezu ein Ding der Notwendigkeit, besonders in Anbetracht seiner romantischen Stellung als junger Witwer und seines müßiggängerischen Lebens. Aber sich für das ganze Leben zu verlieben, das war denn doch ein starkes Stück. Daß er sie wirklich so lange geliebt hat, dafür kann ich mich nicht verbürgen, aber daß er sie sein ganzes Leben lang mit sich herumschleppte, ist sicher.

Ich habe zwar nach vielem gefragt, aber ich muß bemerken, daß ich *eine* Frage, die wichtigste, nicht gewagt habe, meiner Mutter geradezu vorzulegen, obwohl ich ihr im vorigen Jahre so nahe gekommen bin und überdies als plumper, undankbarer junger Hund, in der Meinung, meine Eltern hätten mir gegenüber *eine Schuld auf sich geladen*, mit ihr nicht die geringsten Umstände machte. Die Frage war folgende: wie hatte sie, die schon ein halbes Jahr lang verheiratet war und noch ganz, gleich einer kraftlosen Fliege, im Banne der Vorstellungen von der Heiligkeit der Ehe stand, sie, die ihren Makar Iwanowitsch wie einen Gott verehrte, wie hatte sie in ganzen vierzehn Tagen sich bis zu einer solchen Sünde verlieren können? Meine Mutter war ja doch, kein liederliches Frauenzimmer! Viel-

mehr will ich jetzt gleich vorausschicken, daß man sich eine reinere Seele, als sie auch nachher lebenslänglich gewesen ist, nur schwer vorstellen kann. Erklären kann man sich ihr Verhalten vielleicht damit, daß sie ohne Besinnung gehandelt hat, das heißt, nicht in dem Sinne, wie es heutzutage die Advokaten von ihren Mördern und Dieben behaupten, sondern unter der Einwirkung jenes starken Gefühls, das bei einer gewissen Herzenseinfalt des Opfers in verhängnisvoller, tragischer Weise zur Herrschaft gelangt. Wie kann man es wissen; vielleicht hat sie sich sterblich verliebt in... die Fasson seines Rockes, in seinen Pariser Scheitel, in seine französische Aussprache, obwohl sie von dieser Sprache keine Silbe verstand, in eine Romanze, die er zum Klavier sang, in irgend etwas, was sie noch nie gesehen und gehört hatte (und er hatte ein sehr schönes Äußeres), und sich dann gleichzeitig bis zur Bewußtlosigkeit in den ganzen Menschen verliebt mitsamt der Rockfasson und den Romanzen. Ich habe mir sagen lassen, daß das mit den Gutsmädchen zur Zeit der Leibeigenschaft manchmal vorgekommen ist, und gerade mit den anständigsten. Ich habe dafür Verständnis, und ein Schuft ist, wer das einzig aus der Leibeigenschaft und der »Unterwürfigkeit« erklären will! Also ist es doch möglich, daß dieser junge Mensch genug Verführerisches an sich hatte, um ein bis dahin so reines Wesen, und vor allen Dingen ein Wesen, das so ganz anders geartet war als er und aus einer ganz anderen Welt, einem ganz anderen Boden stammte, zu bezaubern und ins offene Verderben zu reißen. Denn daß sie ins Verderben gerissen war, das hat meine Mutter, wie ich hoffe, ihr lebelang eingesehen; nur als sie jenen Schritt tat, wird sie gar nicht an das Verderben gedacht haben; aber so geht es immer mit diesen »Schutzlosen«: sie wissen, daß es ihr Verderben ist, und springen doch hinein.

Nachdem die beiden ihre Sünde begangen hatten, beichteten sie sie sogleich. Er hat mir in geistvoller Art erzählt, daß er an der Schulter von Makar Iwanowitsch, den er eigens aus diesem Anlaß zu sich auf sein Zimmer habe kommen lassen, geschluchzt habe, und sie – sie

lag in diesem Augenblick halb bewußtlos in ihrer ärmlichen Kammer...

VI

Aber genug von solchen Fragen und häßlichen Einzelheiten! Nachdem Wersilow meine Mutter von Makar Iwanow losgekauft hatte, fuhr er alsbald weg und schleppte sie seitdem, wie ich schon oben geschrieben habe, beinahe überall mit sich herum, mit Ausnahme der Fälle, wo er für längere Zeit wegreste; dann überließ er sie meistens der Obhut der Tante, das heißt der oben erwähnten Tatjana Pawlowna Prutkowa, die sich in solchen Fällen immer einstellte. So wohnten die beiden zusammen in Moskau, so wohnten sie zusammen auf verschiedenen anderen Gütern und in anderen Städten, sogar im Ausland und zuletzt in Petersburg. Von alledem will ich noch später reden, oder es ist auch nicht der Mühe wert. Ich will nur sagen, daß ich ein Jahr nach der Trennung von Makar Iwanowitsch zur Welt kam, noch ein Jahr später meine Schwester, und wieder zehn oder elf Jahre später ein kränklicher Knabe, mein jüngster Bruder, der nach einigen Monaten starb. Die bei der Geburt dieses Kindes ausgestandenen Qualen machten der Schönheit meiner Mutter ein Ende; so ist mir wenigstens erzählt worden: sie begann schnell zu altern und zu kränkeln.

Aber die Beziehungen zu Makar Iwanowitsch wurden doch nicht abgebrochen. Wo Wersilow und meine Mutter sich auch befanden, mochten sie nun ein paar Jahre an einem Ort wohnen oder umherreisen, Makar Iwanowitsch ließ unter allen Umständen »der Familie« Nachricht von sich zugehen. Es bildete sich ein sonderbares Verhältnis heraus, das zum Teil einen ganz feierlich-ernsten Charakter hatte. Im Leben der Herrschaften hätte ein solches Verhältnis

zweifelloso einen komischen Beigeschmack gehabt, das weiß ich; aber hier war das nicht der Fall. Briefe schickte er zweimal im Jahr, nicht öfter und nicht seltener, und diese Briefe waren sich untereinander außerordentlich ähnlich. Ich habe sie gesehen; sie enthalten sehr wenig Persönliches, sondern nach Möglichkeit nur feierliche Benachrichtigungen über ganz universelle Ereignisse und feierliche Bekundungen ganz universeller Empfindungen, wenn man sich so über Empfindungen ausdrücken kann: Benachrichtigungen in erster Linie von seinem Gesundheitszustand, dann Erkundigungen nach dem Gesundheitszustand der Empfänger, darauf gute Wünsche, feierliche Empfehlungen und Segensprüche – das war alles. Gerade diese Allgemeinheit und Unpersönlichkeit des Inhalts scheint von den Angehörigen dieser Gesellschaftsschicht für den verständigsten Ton und für die feinste Verkehrsform gehalten zu werden. »Unserer liebwerten und verehrten Gattin Sofja Andrejewna sende ich unsere ergebenste Empfehlung«... »Unseren liebenswürdigen Kindern sende ich unsern ewig unzerstörbaren väterlichen Segen.« Die Kinder wurden sämtlich mit Namen aufgezählt, in der Reihenfolge, wie sie hinzugekommen waren; auch ich war dabei. Ich füge noch die Bemerkung hinzu, daß Makar Iwanowitsch denn doch so klug war, »Seine Hochgeborenen den hochverehrten Herrn Andrej Petrowitsch« niemals seinen »Wohltäter« zu nennen, obwohl er sich ihm unfehlbar in jedem Brief ganz ergebenst empfahl, ihn um seine Huld bat und ihm den Segen Gottes wünschte. Die Antwortschreiben an Makar Iwanowitsch wurden jedesmal alsbald von meiner Mutter abgesandt und waren immer in genau derselben Art abgefaßt. Wersilow beteiligte sich an diesem Briefwechsel selbstverständlich nicht. Makar Iwanowitsch schrieb von den verschiedensten Enden Rußlands her, aus Städten und Klöstern, in denen er manchmal lange Aufenthalt nahm. Er war ein sogenannter ewiger Pilger geworden. Niemals bat er um etwas; dafür erschien er mit Sicherheit alle drei Jahre einmal zu Hause zum Besuch und kehrte dann geradeswegs bei meiner Mutter ein, die – es traf sich immer so – eine eigene Wohnung hatte, getrennt von der Wohnung Wersilows. Davon

werde ich später noch zu sprechen haben; hier bemerke ich nur noch, daß Makar Iwanowitsch sich nicht etwa im Salon auf den Sofas herumrekelte, sondern sich bescheiden irgendwo in einem Kämmerchen einquartierte. Er blieb nicht lange, nur etwa fünf Tage oder eine Woche.

Ich habe vergessen zu sagen, daß er seinen Familiennamen Dolgorukij außerordentlich liebte und auf ihn den größten Wert legte. Selbstverständlich war das eine lächerliche Dummheit. Das dümms-te dabei war, daß ihm sein Familienname gerade deswegen gefiel, weil es Fürsten Dolgorukij gibt. Eine sonderbare, ganz verdrehte Auffassung!

Wenn ich gesagt habe, die ganze Familie sei immer zusammen gewesen, so habe ich mich selbstverständlich ausgenommen. Ich war gewissermaßen ein Ausgestoßener und war schon fast unmittelbar nach meiner Geburt bei fremden Leuten untergebracht werden. Aber das war nicht in irgendeiner besonderen Absicht geschehen, sondern hatte sich einfach von selbst so ergeben. Meine Mutter war, als sie mich zur Welt gebracht hatte, noch jung und schön, und daher brauchte er sie notwendig, und ein kleiner Schreihals wäre in dieser Hinsicht hinderlich gewesen, namentlich auf Reisen. So kam es denn, daß ich bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr meine Mutter fast gar nicht zu sehen bekommen habe, nur zwei- oder dreimal flüchtig. Schuld daran war nicht etwa Mangel an Gefühl bei meiner Mutter, sondern Wersilows Hochmut anderen Menschen gegenüber.

VII

Jetzt von etwas ganz anderem.

Einen Monat vorher, das heißt einen Monat vor dem 19. September, faßte ich in Moskau den Entschluß, mich von all den Meinigen loszusagen und vollständig in meiner Idee aufzugehen. Ich schreibe absichtlich hin: »in meiner Idee aufzugehen«, weil dieser Ausdruck meinen Hauptgedanken, das Ziel, für das ich auf der Welt bin, ziemlich vollständig bezeichnet. Was das für eine Idee ist, davon wird später noch sehr viel zu sprechen sein. In der Einsamkeit meines langjährigen, träumerischen Moskauer Lebens hatte sich diese Idee schon in der sechsten Gymnasialklasse in meinem Kopf gebildet und mich seitdem wohl keinen Augenblick verlassen. Sie verschlang mein ganzes Leben. Ich hatte auch vorher mich oft Träumereien hingeeben und gleich von meiner Kindheit an in jenem bewußten Traumland gelebt; aber als diese wichtigste, alles verschlingende Idee in meinem Kopf aufgetaucht war, hatten meine Träumereien an Kraft gewonnen, eine bestimmte Form angenommen und sich aus törichten zu verständigen entwickelt. Das Gymnasium war den Träumereien nicht hinderlich gewesen; es war ebensowenig der Idee hinderlich. Ich füge jedoch hinzu, daß ich im letzten Schuljahr, nur ein schlechter Schüler war, während ich bis zur siebenten Klasse immer zu den ersten gehört hatte; es war dies die Folge eben jener Idee, die Folge eines vielleicht unrichtigen Schlusses, den ich aus ihr gezogen hatte. Auf diese Weise war nicht das Gymnasium der Idee hinderlich, sondern die Idee dem Gymnasium. Sie erwies sich auch für das Universitätsstudium hinderlich. Als ich das Gymnasium absolviert hatte, nahm ich mir sogleich vor, nicht nur mit allen meinen Angehörigen vollständig zu brechen, sondern nötigenfalls auch mit der ganzen Welt, obwohl ich damals erst zwanzig Jahre alt war. So schrieb ich denn durch die angemessene Mittelsperson an die angemessene Stelle in Petersburg, man möge mich künftighin

völlig in Ruhe lassen, mir kein Geld mehr zu meinem Unterhalt schicken und mich möglichst ganz vergessen (das heißt, selbstverständlich falls man sich meiner überhaupt noch erinnere), und zum Schluß teilte ich mit, daß ich »um keinen Preis« die Universität beziehen würde. Ich stand vor folgendem unausweichlichem Dilemma: entweder mußte ich mir den Besuch der Universität und den weiteren Ausbau meiner Bildung versagen, oder ich mußte die sonst sofort mögliche Umsetzung der »Idee« in die Tat noch um vier Jahre hinausschieben. Ich entschied mich, ohne zu schwanken, für die Idee, von deren Richtigkeit ich wie von der eines mathematischen Lehrsatzes überzeugt war. Wersilow, mein Vater, den ich erst ein einziges Mal in meinem Leben als zehnjähriger Knabe gesehen hatte (und der in diesem einen Augenblick einen starken Eindruck auf mich gemacht hatte), Wersilow forderte mich in Beantwortung meines Briefes, der übrigens nicht an ihn gerichtet gewesen war, selbst in einem eigenhändigen Schreiben auf, nach Petersburg zu kommen, und stellte mir eine private Anstellung in Aussicht. Diese Aufforderung von seiten eines trockenen, stolzen, mir gegenüber hochmütigen und nachlässigen Mannes, der mich in die Welt gesetzt, mich zu fremden Leuten gegeben, mich gar nicht kennengelernt und dies niemals auch nur bereut hatte (wer weiß, vielleicht hatte er von meinem Dasein überhaupt nur eine unklare, dunkle Vorstellung, da sich später herausstellte, daß auch das Geld für meinen Unterhalt in Moskau nicht von ihm, sondern von anderen gezahlt worden war), die Aufforderung von Seiten dieses Mannes, sage ich, der sich so plötzlich meiner erinnerte und mich eines eigenhändigen Schreibens würdigte, diese mir schmeichelhafte Aufforderung entschied mein Schicksal. In seinem Briefchen (es war nur eine knappe Seite kleinen Formats) gefiel mir seltsamerweise unter anderem besonders, daß er des Universitätsstudiums mit keinem Wort Erwähnung tat, mich nicht bat, meinen Entschluß zu ändern, mir keine Vorwürfe machte, weil ich nicht studieren wollte, kurz, keine väterlichen Redensarten von der üblichen Art machte, und dabei war gerade dies von seiner Seite insofern häßlich, als es

seine Gleichgültigkeit mir gegenüber noch stärker zutage treten ließ. Ich entschloß mich, hinzufahren, auch deshalb, weil dies meinem Hauptplan nicht hinderlich war. ‚Ich will sehen, was daraus wird‘, dachte ich, ‚jedenfalls binde ich mich an sie nur für eine gewisse Zeit, vielleicht nur für ganz kurze Zeit. Sowie ich aber sehen sollte, daß dieser wenn auch nur konventionelle und unbedeutende Schritt mich doch von meinem *Hauptplan* entfernt, werde ich sogleich mit ihnen brechen, alles im Stich lassen und mich in mein Gehäuse zurückziehen.‘ Geradeso sagte ich zu mir: in mein Gehäuse! ‚Ich werde mich wie eine Schildkröte in meinem Gehäuse verbergen‘, dieser Vergleich gefiel mir sehr. ‚Ich werde nicht mehr allein sein‘, fuhr ich in meinen Überlegungen fort, während ich diese ganzen letzten Tage in Moskau wie betäubt umherging, ‚ich werde jetzt nie mehr allein sein wie bisher so viele schreckliche Jahre hindurch: ich werde jetzt meine Idee haben, der ich niemals werde untreu werden, nicht einmal, wenn ich an allen Menschen dort Gefallen fände und sie mich glücklich machten und ich mit ihnen sogar zehn Jahre zusammen lebte!‘ Aber, wie ich im voraus bemerke, gerade diese Empfindung, gerade diese Zwiespältigkeit meiner schon in Moskau festgelegten Pläne und Ziele, eine Zwiespältigkeit, deren ich mir in Petersburg jederzeit bewußt blieb (denn ich weiß nicht, ob es in Petersburg einen Tag gegeben hat, den ich mir nicht als den endgültigen Termin angesetzt hätte, um mit ihnen zu brechen und davonzugehen), diese Zwiespältigkeit, sage ich, war wohl eine der Hauptsachen der vielen Unvorsichtigkeiten, Schändlichkeiten, ja Gemeinheiten und natürlich auch Dummheiten, die ich in diesem Jahr begangen habe.

Natürlich, ich bekam auf einmal einen Vater, den ich vorher noch nie gehabt hatte. Dieser Gedanke berauschte mich geradezu, sowohl während der Reisevorbereitungen in Moskau, als auch während ich dann im Zug saß. Daß er mein Vater war, schien mir dabei noch nicht das wichtigste, und von Zärtlichkeiten war ich kein Freund, aber wie war es möglich gewesen, daß dieser Mensch mich nicht

hatte kennen wollen und mich gedemütigt hatte, während ich diese ganzen Jahre über mich gleichsam in Träumen an ihn angesaugt hatte (wenn man sich bei Träumen so ausdrücken kann)? In allen meinen Träumereien, von meiner Kindheit an, hatte ich mich mit ihm beschäftigt, meine Gedanken hatten sich um ihn gedreht, er war immer der definitive Endpunkt gewesen. Ich weiß nicht, ob ich ihn gehaßt oder geliebt habe, aber er hatte mit seiner Persönlichkeit alle meine Gedanken an die Zukunft, alle meine Spekulationen auf das Leben angefüllt – und das war ganz von selbst gekommen, zugleich mit meinem Heranwachsen.

Zu meiner Abreise von Moskau trug auch noch ein mächtiger Umstand bei, eine Verlockung, die schon drei Monate vor der Abreise (also zu einer Zeit, wo von Petersburg noch gar nicht die Rede war) mein Herz hatte höher schlagen lassen! Ich fühlte mich nach jenem unbekanntem Ozean schon deshalb hingezogen, weil ich ohne weiteres als Herrscher auf ihn hinausfahren konnte, sogar als Herr über fremde Schicksale, und über die Schicksale von was für Menschen! Aber nur großmütige, nicht despotische Gefühle wallten in meinem Innern, das schicke ich voraus, damit meine Worte nicht zu falschen Auffassungen Anlaß geben. Zudem konnte Wersilow denken (falls er mich überhaupt für wert hielt, seine Gedanken auf mich zu richten), da komme so ein junger Bursche, der eben das Gymnasium durchgemacht habe, ein Jüngling, und blicke die Welt mit erstaunten Augen an. Aber dabei kannte ich bereits sein ganzes Geheimnis und hatte ein sehr wichtiges Schriftstück in Händen, für das er (jetzt weiß ich das bereits zuverlässig) mehrere Jahre seines Lebens hingegen haben würde, wenn ich ihm damals das Geheimnis entdeckt hätte. Ich merke übrigens, daß ich Rätsel aufgegeben habe. Ohne Tatsachen kann man Gefühle nicht schildern. Überdies wird von alledem am gegebenen Ort noch genug und übergenuß die Rede sein; darum habe ich ja auch zur Feder gegriffen. Aber so zu schreiben wie jetzt eben, das nimmt sich wie Phantasterei oder Wolkennebel aus.

VIII

Um nun endlich definitiv zum 19. September zu kommen, will ich nur noch in aller Kürze und sozusagen im Vorübergehen bemerken, daß ich sie alle, das heißt Wersilow, meine Mutter und meine Schwester (die letztere sah ich zum erstenmal in meinem Leben), in sehr bedrängten Verhältnissen vorfand: sie waren fast bettelarm oder standen doch unmittelbar vor völliger Armut. Ich hatte davon schon in Moskau gehört, aber doch nicht alles geahnt, was ich nun mit eigenen Augen sah. Ich war von klein auf gewöhnt gewesen, mir diesen Menschen, diesen »meinen künftigen Vater«, beinahe mit einer Art von Glorienschein vorzustellen, und konnte ihn mir gar nicht anders denken als überall auf dem ersten Platz. Wersilow hatte bisher nie mit meiner Mutter in ein und derselben Wohnung gewohnt, sondern ihr immer eine besondere gemietet; allerdings hatte er das nur aus den in solchen Kreisen üblichen gemeinen »Anstands Rücksichten« getan. Aber jetzt wohnten sie alle zusammen in einem Holzhäuschen, in einer Seitenstraße des Semjonowskij Polk. Alle ihre Sachen waren bereits versetzt, so daß ich meiner Mutter ohne Wersilows Wissen meinen heimlichen Schatz, sechzig Rubel, gab. Ich sage: meinen *heimlichen* Schatz, denn diese Summe hatte ich mir von meinem Taschengeld, das mir im Betrag von fünf Rubeln monatlich verabfolgt wurde, im Laufe von zwei Jahren zusammengespart; begonnen hatte ich mit dem Sparen gleich am ersten Tag, als mir meine »Idee« gekommen war, und darum durfte Wersilow von diesem Geld keine Silbe wissen. Davor zitterte ich.

Diese Beihilfe war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Meine Mutter arbeitete, und meine Schwester nahm gleichfalls Näharbeit an; Wersilow dagegen ging müßig, betrug sich launenhaft und hatte eine Menge seiner früheren, ziemlich kostspieligen Gewohnheiten beibehalten. Er murrte gewaltig, besonders über das Mittagessen, und sein ganzes Benehmen war völlig despotisch. Aber meine Mut-

ter, meine Schwester, Tatjana Pawlowna und die ganze aus einer Menge von Frauenspersonen bestehende Andronikowsche Familie (Andronikow war ein drei Monate vorher verstorbener Bürovorsteher, der neben seinem Amt Wersilows Geschäftsangelegenheiten besorgt hatte) verehrten ihn andächtig wie einen Fetisch. Ich hatte mir so etwas gar nicht vorstellen können. Ich bemerke, daß er neun Jahre vorher unvergleichlich eleganter gewesen war. Ich habe bereits gesagt, daß er in meinen Träumereien mit einer Art Glorienschein umgeben war, und daher konnte ich es nicht begreifen, wie er in einer Zeit von nicht mehr als neun Jahren so hatte altern und sich zu seinem Nachteil verändern können; das stimmte mich sofort traurig und flößte mir Mitleid und Scham ein. Sein Anblick war einer der peinlichsten Eindrücke, die ich gleich nach meiner Ankunft hatte. Übrigens war er noch durchaus kein alter Mann, er war erst fünfundvierzig Jahre alt; bei genauerer Betrachtung fand ich in seiner immer noch schönen Erscheinung sogar etwas Anziehendes, als das, was in meiner Erinnerung haftete. Es war jetzt weniger äußerer Glanz, weniger Vornehmheit als damals vorhanden, aber das Leben hatte diesem Gesicht einen viel interessanteren Ausdruck als früher aufgeprägt.

Indessen bildete die Armut nur den zehnten oder zwanzigsten Teil seines Mißgeschicks, und ich wußte das nur zu gut. Außer der Armut lag noch etwas sehr viel Ernsteres vor – um gar nicht davon zu reden, daß er immer noch Hoffnung hatte, einen Erbschaftsprozèß zu gewinnen, den er schon vor einem Jahr gegen die Fürsten Sokolskij angestrengt hatte; es war daher nicht unmöglich, daß er in allernächster Zeit ein Gut im Werte von sechzigtausend, vielleicht sogar noch mehr Rubeln erhielt. Ich habe schon oben gesagt, daß dieser Wersilow in seinem Leben drei Erbschaften durchgebracht hatte, und da war es nun möglicherweise wieder eine Erbschaft, die ihm aus der Klemme half! Die gerichtliche Entscheidung stand unmittelbar bevor. Im Hinblick darauf war ich auch hergerüstet. Allerdings gab ihm auf die bloße Hoffnung hin niemand Geld, so

daß er nirgends welches borgen konnte; sie mußten daher einstweilen aushalten.

Aber Wersilow ging auch zu niemandem hin, obwohl er manchmal den ganzen Tag fortblieb. Es war schon mehr als ein Jahr her, daß man ihn aus der vornehmen Gesellschaft *ausgestoßen* hatte. Diese Affäre war mir trotz all meiner Bemühungen in der Hauptsache unklar geblieben, obwohl ich schon einen ganzen Monat lang in Petersburg wohnte. War Wersilow schuldig oder nicht? Das war für mich eine wichtige Frage, und ebendeswegen war ich hergereist! Alle hatten sich von ihm abgewandt, unter anderen auch alle einflußreichen, vornehmen Leute, mit denen Beziehungen zu unterhalten er sein ganzes Leben lang besonders gut verstanden hatte, und zwar war dies geschehen infolge von Gerüchten über eine sehr gemeine und (was in den Augen der »vornehmen Gesellschaft« das aller schlimmste war) aufsehenerregende Handlung, die er vor mehr als einem Jahr in Deutschland begangen haben sollte; es hieß sogar, er habe damals allzu öffentlich eine Ohrfeige erhalten, und zwar gerade von einem der Fürsten Sokolskij, habe aber nicht mit einer Forderung zum Duell geantwortet. Sogar seine Kinder (die legitimen), der Sohn und die Tochter, hatten sich von ihm losgesagt und wohnen von ihm getrennt. Allerdings hatten der Sohn und die Tochter durch die Familie Fanariotow und durch den alten Fürsten Sokolskij (Wersilows ehemaligen Freund) Verkehr mit den höchsten Kreisen. Übrigens fand ich, während ich ihn diesen ganzen Monat lang aufmerksam beobachtete, in ihm einen hochmütigen Menschen, der nicht von der Gesellschaft aus ihrem Kreis ausgeschlossen war, sondern vielmehr seinerseits die Gesellschaft weggejagt hatte, – eine so selbstbewußte Miene machte er. Aber hatte er ein Recht, eine solche Miene zu machen? Das war's, worüber ich mich aufregte! Ich mußte unbedingt in kürzester Frist die volle Wahrheit erfahren; denn ich war hergereist, um über diesen Menschen das Urteil zu fällen. Ich hielt meine Macht noch vor ihm verborgen, aber ich mußte ihn entweder anerkennen oder ihn gänzlich von mir

stoßen. Das letztere wäre mir gar zu schmerzlich gewesen, und dieser Gedanke bereitete mir Qualen. Ich will nun endlich ein volles Geständnis ablegen: dieser Mensch war mir teuer!

Vorläufig lebte ich mit ihnen in ein und derselben Wohnung, arbeitete und beherrschte mich nur mit Mühe so weit, daß ich nicht grob wurde. Ja, es gelang mir nicht einmal, mich so weit zu beherrschen. Obwohl ich schon einen Monat bei ihnen lebte, kam ich mit jedem Tag mehr zu der Überzeugung, daß ich es absolut nicht fertigbrachte, mich mit der Bitte um endgültige Aufklärung an ihn zu wenden. Der stolze Mensch stand geradezu als ein Rätsel vor mir, das mich in tiefster Seele beleidigte. Er benahm sich gegen mich sogar lebenswürdig und scherzte mit mir, aber mir wären Streit und Zank lieber gewesen als diese Scherze. Alle meine Gespräche mit ihm trugen immer den Charakter einer gewissen Zweideutigkeit, oder, einfacher gesagt, er bediente sich dabei eines eigentümlich spöttischen Tones. Er nahm mich nach meiner Ankunft aus Moskau gleich von vornherein nicht für voll. Ich konnte nicht begreifen, warum er das tat. Allerdings erreichte er dadurch, daß ich in sein Innerstes nicht hineinschauen konnte; aber ich selbst hätte mich nicht dazu erniedrigt, ihn zu bitten, daß er ernst mit mir umgehen möchte. Außerdem hatte er gewisse wunderbare, unwiderstehliche Manieren an sich, gegen die ich nicht aufkam. Kurz gesagt, er behandelte mich wie einen ganz grünen Jungen, was ich kaum ertragen konnte, obgleich ich gewußt hatte, daß es so geschehen würde. Infolgedessen hörte ich selbst auf, ernst zu sprechen, und wartete das Weitere ab; ja, ich redete überhaupt fast gar nicht mehr. Ich wartete auf jemand, dessen Ankunft in Petersburg es mir ermöglichen sollte, endgültig die Wahrheit zu erfahren; das war meine letzte Hoffnung. Jedenfalls bereitete ich mich darauf vor, endgültig mit ihnen zu brechen, und traf dazu schon alle Maßnahmen. Meine Mutter tat mir leid, aber ... »entweder er oder ich« – diese Alternative wollte ich ihr und meiner Schwester stellen. Sogar den Tag hatte ich schon festgesetzt; vorläufig aber ging ich in meinen Dienst.

Zweites Kapitel

I

An diesem 19. September sollte ich auch mein erstes Gehalt für den ersten Monat meiner Petersburger Tätigkeit in meiner »privaten« Stellung erhalten. Wegen dieser Tätigkeit hatte man mich nicht vorher gefragt, sondern mich einfach hingetan, ich glaube, gleich am ersten Tag nach meiner Ankunft. Das war sehr rücksichtslos, und es wäre fast meine Pflicht gewesen, gegen eine solche Behandlung zu protestieren. Diese Stelle war im Hause des alten Fürsten Sokolskij. Aber gleich damals zu protestieren, das hätte den sofortigen Bruch mit ihnen bedeutet, und obgleich mich das durchaus nicht schreckte, so wäre es doch der Erreichung meiner eigentlichen Ziele hinderlich gewesen, und daher hatte ich die Stelle einstweilen stillschweigend angenommen, wobei ich durch dieses Stillschweigen meine Würde wahrte. Erklärend will ich hier gleich zu Anfang bemerken, daß dieser Fürst Sokolskij, ein reicher Mann und Geheimerat, in keiner Weise mit jenen Moskauer Fürsten Sokolskij verwandt war (einer schon seit Generationen gänzlich verarmten Familie), mit denen Wersilow prozessierte. Sie führten nur den gleichen Namen. Nichtsdestoweniger interessierte sich der alte Fürst sehr für sie und mochte besonders einen von diesen Fürsten, sozusagen das Oberhaupt der Familie, einen jungen Offizier, gut leiden. Wersilow hatte noch vor kurzem auf die geschäftlichen Angelegenheiten dieses alten Mannes einen großen Einfluß ausgeübt und war sein Freund gewesen, ein sonderbarer Freund, da der bedauernswerte Fürst, wie ich wahrnahm, eine gewaltige Angst vor ihm hatte, nicht nur zu der Zeit, als ich eintrat, sondern, wie es schien, immer, während der ganzen Dauer der Freundschaft. Übrigens hatten sie einander schon lange Zeit nicht mehr gesehen; die ehrlose Handlung, deren Wersilow beschuldigt wurde, betraf gerade die Familie des Fürsten; aber da war plötzlich Tatjana Pawlowna als Helferin erschienen, und

durch ihre Vermittlung war ich bei dem alten Fürsten untergebracht worden, der einen »jungen Mann« als Hilfe in seinem Arbeitszimmer wünschte. Dabei hatte sich herausgestellt, daß er den lebhaften Wunsch hatte, Wersilow einen Gefallen zu erweisen, sozusagen den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun; und Wersilow hatte es *erlaubt*. Der alte Fürst hatte diese Anordnung in Abwesenheit seiner Tochter, einer verwitweten Generälin, getroffen, die ihm diesen Schritt gewiß nicht erlaubt hätte. Aber hiervon später, jetzt bemerke ich nur, daß dieses merkwürdige Benehmen gegenüber Wersilow mir einen starken und für Wersilow günstigen Eindruck machte. Mein Gedanke war dieser: wenn das Oberhaupt der beleidigten Familie immer noch vor Wersilow Achtung hegt, dann muß doch das Gerede über eine von Wersilow begangene Gemeinheit absurd oder wenigstens zweifelhaft und unsicher sein. Eben dieser Umstand hatte mich auch mit dazu veranlaßt, gegen die Übernahme dieser Stellung nicht zu protestieren; indem ich sie antrat, hoffte ich nämlich, dies alles zu überprüfen.

Jene Tatjana Pawlowna spielte damals, als ich sie in Petersburg traf, eine eigentümliche Rolle. Ich hatte sie fast ganz vergessen und in keiner Weise erwartet, daß sie eine so bedeutsame Stellung innehatte. Sie war früher drei- oder viermal während meines Aufenthaltes in Moskau mit mir in Berührung gekommen und war Gott weiß woher in irgend jemandes Auftrag jedesmal erschienen, wenn ich irgendwo untergebracht werden mußte – bei meinem Eintritt in das schlechte Pensionat des Herrn Touchard, und dann zwei und ein halbes Jahr darauf bei meinem Übergang auf das Gymnasium und meiner Unterbringung bei dem unvergeßlichen Nikolai Semjonowitsch. Nach ihrer Ankunft beschäftigte sie sich jedesmal den ganzen Tag mit mir, revidierte meine Wäsche und meine Kleider, fuhr mit mir nach dem Kusnezki Most und in die Stadt, kaufte mir alles Notwendige und brachte, kurz gesagt, meine gesamte Ausrüstung bis auf das letzte Schreibkästchen und Federmesserchen in Ordnung; dabei ranzte sie mich die ganze Zeit über an, schalt mich, machte

mir Vorwürfe, examinierte mich und stellte mir andere Knaben aus ihrer Bekanntschaft und Verwandtschaft (für mich reine Phantasiegebilde), die alle angeblich viel besser waren als ich, als Muster hin; ja, sie kniff und puffte mich sogar gehörig, und das sogar mehrmals und so, daß es weh tat. Hatte sie mich ausgestattet und an meiner neuen Stelle untergebracht, so verschwand sie für einige Jahre spurlos. Und so war sie auch jetzt gleich nach meiner Ankunft erschienen, um mir wieder ein Unterkommen zu verschaffen. Sie war eine kleine, magere Person mit einem spitzen Vogelnäschen und scharfen Vogeläuglein. Gegenüber Wersilow war sie von einer sklavischen Dienstfertigkeit und verehrte ihn wie einen Papst, aber aus wirklicher Überzeugung. Bald aber bemerkte ich mit Erstaunen, daß sie geradezu überall und bei allen Menschen bekannt war und vor allem überall und von allen Menschen hochgeschätzt wurde. Der alte Fürst Sokolskij benahm sich gegen sie ungewöhnlich respektvoll; ebenso seine Familie; ebenso diese stolzen Kinder Wersilows; ebenso die Fanariotows, - und dabei lebte Tatjana Pawlowna von Näharbeit und vom Waschen feiner Spitzen und machte Handarbeiten für Läden. Ich und sie gerieten gleich beim ersten Wort miteinander in Streit, weil sie sich sogleich einfallen ließ, mich wie früher, vor sechs Jahren, anzuranzeln; seitdem zankten wir uns täglich; aber das hinderte uns nicht, manchmal freundschaftliche Gespräche miteinander zu führen, und ich muß gestehen, daß sie mir gegen Ende des Monats zu gefallen anfangte; ich glaube, wegen ihres selbständigen Charakters. Übrigens sagte ich ihr nichts davon.

Ich durchschaute sofort, daß man mir die Stelle bei diesem alten, kranken Herrn nur deshalb übertrug, damit ich für seine Unterhaltung sorgte, und daß darin mein ganzer Dienst bestehen würde. Natürlich erschien mir das entwürdigend, und ich wollte schon sogleich die nötigen Maßnahmen ergreifen; aber sehr bald rief dieser alte Sonderling eine unerwartete Empfindung in mir hervor, eine Art Mitleid, und am Ende des Monats fühlte ich mich in merkwürdiger Weise ihm zugetan, jedenfalls hatte ich die Absicht,

ihm grob zu kommen, aufgegeben. Übrigens war er nicht mehr als sechzig Jahre alt. Es war mit ihm eine aufsehenerregende Geschichte passiert. Vor anderthalb Jahren hatte er plötzlich einen Anfall gehabt; er war irgendwo hingereist und unterwegs geisteskrank geworden, so daß daraus eine Art Skandal entstanden war, über den in Petersburg viel geredet wurde. Wie es in solchen Fällen Sitte ist, wurde er sofort ins Ausland geschafft, aber fünf Monate darauf erschien er plötzlich wieder, und zwar vollständig gesund, wenn er auch den Dienst quittierte. Wersilow versicherte allen Ernstes (und mit bemerkenswertem Eifer), daß eine Geistesstörung bei ihm überhaupt nicht vorgelegen habe, sondern nur ein nervöser Anfall. Dieser Eifer Wersilows fiel mir gleich auf. Übrigens will ich bemerken, daß auch ich beinah derselben Ansicht war. Der alte Fürst zeigte höchstens manchmal einen zu seinen Jahren nicht recht stimmenden Leichtsinn, was früher, wie man sagte, nicht der Fall gewesen war. Es hieß, er habe früher irgendwo und irgendwie gute Ratschläge gegeben und sich einmal bei einem ihm erteilten Auftrag besonders ausgezeichnet. Obwohl ich ihn schon einen ganzen Monat kannte, hätte ich nicht geglaubt, daß er als Ratgeber jemals von besonderer Stärke gewesen wäre. Man hatte an ihm bemerkt (obgleich ich es nicht bemerkt hatte), daß sich bei ihm nach jenem Anfall eine besondere Neigung herausgebildet hatte, möglichst bald zu heiraten, und glaubte, daß er in diesen anderthalb Jahren schon mehrmals habe zur Ausführung dieser Idee schreiten wollen. Davon hatte man in der Gesellschaft Kenntnis, und es fanden sich auch Interessenten. Aber da diese Neigung den Interessen gewisser Personen in der Umgebung des Fürsten sehr wenig entsprach, so wurde der alte Mann von allen Seiten argwöhnisch bewacht. Seine eigene Familie war nur klein; er war schon seit zwanzig Jahren Witwer und hatte nur eine einzige Tochter, jene verwitwete Generalin, die jetzt täglich aus Moskau erwartet wurde, eine junge Person, vor deren energischem Charakter er unzweifelhaft Angst hatte. Aber er hatte eine Unmenge verschiedener entfernter Verwandter, namentlich von Seiten seiner verstorbenen Frau, die sämtlich beinahe Bettler

waren, und außerdem eine Masse von Pflegesöhnen und Pflegetöchtern, die alle viele Wohltaten von ihm empfangen hatten, nun auf einen kleinen Anteil in seinem Testament hofften und daher alle die Generalin bei der Beaufsichtigung des alten Mannes unterstützten. Er hatte überdies von Jugend auf eine Sonderbarkeit an sich, ich weiß nur nicht, ob ich sie lächerlich finden soll oder nicht: arme Mädchen zu verheiraten. Er gab sich schon seit fünfundzwanzig Jahren damit ab, solche Mädchen zu verheiraten, teils entfernte Verwandte, teils Stieftöchter irgendwelcher Vettern seiner Frau, teils Patenkinder; Sogar die Tochter seines Portiers hatte er verheiratet. Er nahm sie zuerst, wenn sie noch ganz klein waren, zu sich ins Haus, zog sie auf, hielt ihnen Gouvernanten und Französinen, ließ sie dann die besten Lehranstalten besuchen und verheiratete sie schließlich, wobei er ihnen eine Mitgift gab. Dieser ganze Schwärm umdrängte ihn fortwährend. Die Pflegetöchter bekamen natürlich, nachdem sie verheiratet waren, wieder Töchter, und auch alle diese strebten danach, ebenfalls Pflegetöchter zu werden; überall mußte er Pate stehen; zu seinem Namenstag erschien diese ganze Gesellschaft, um zu gratulieren, und das alles machte ihm das größte Vergnügen.

Als ich meine Stelle bei ihm antrat, merkte ich sofort – und es war, unmöglich, es nicht zu merken –, daß sich in dem Kopf des alten Mannes eine peinliche Vorstellung festgesetzt hatte: er glaubte, daß alle Menschen in der besseren Gesellschaft ihn sonderbar ansähen und sich gegen ihn anders benähmen als früher, wo er noch gesund gewesen war; diese Vorstellung verließ ihn selbst in der heitersten, Gesellschaft nicht. Der alte Mann würde argwöhnisch und glaubte in aller Augen eine gewisse Meinung zu lesen. Der Gedanke, daß man ihn immer noch für geisteskrank halte, quälte ihn offenbar sehr; selbst mich sah er manchmal mißtrauisch an. Und wenn er erfahren hätte, daß jemand dieses Gerücht über ihn weiterverbreitete oder für begründet erklärte, so wäre, glaube ich, dieser so gutmütige Mensch der lebenslängliche Feind des Betreffenden geworden. Gerade diesen Umstand bitte ich zu beachten. Ich füge hinzu, daß

mich dies gleich vom ersten Tag an davon abhielt, ihm gegenüber grob zu werden; ich freute mich sogar, wenn es mir manchmal gelang, ihn zu erheitern oder zu zerstreuen. Ich glaube nicht, daß dieses Bekenntnis einen Schatten auf meine Ehre werfen kann.

Der größte Teil seines Geldes steckte in Unternehmungen. Er war, und zwar erst nach seiner Krankheit, Teilhaber bei einer großen, übrigens höchst soliden Aktiengesellschaft geworden. Und obgleich die eigentliche Geschäftsführung in anderen Händen lag, so interessierte doch auch er sich sehr dafür, besuchte die Versammlungen der Aktionäre, wurde in den Ausschuß gewählt, nahm an den Beratungen teil, hielt lange Reden, opponierte, machte Lärm, und das alles augenscheinlich mit vielem Vergnügen. Reden zu halten, daran fand er großen Gefallen: wenigstens konnten dabei alle sehen, daß sein Verstand in Ordnung war. Und überhaupt liebte er es selbst im intimsten Privatleben sehr, in sein Gespräch besonders tiefsinnige Gedanken oder Bonmots einzustreuen; ich habe dafür volles Verständnis. Unten in seinem Hause war eine Art Hauskontor eingerichtet, und ein Beamter erledigte dort alle Geschäfte, prüfte die Rechnungen, führte die Wirtschaftsbücher und verwaltete gleichzeitig das Haus. Dieser Beamte, der außerdem noch ein Amt im Staatsdienst bekleidete, hätte auch allein völlig ausgereicht; aber auf persönlichen Wunsch des Fürsten wurde ich noch dazugeworfen, angeblich zur Unterstützung des Beamten; indes wurde ich sogleich in das Arbeitszimmer des Fürsten versetzt und hatte oft nicht einmal zum Schein eine Arbeit vor mir liegen, weder Papier noch Bücher.

Ich schreibe jetzt wie jemand, der längst ernüchtert ist, und in vieler Hinsicht fast wie ein Unbeteiligter; aber wie soll ich den damaligen Kummer zur Darstellung bringen, der sich in meinem Herzen festgesetzt hatte und mir soeben Wieder lebhaft ins Gedächtnis gekommen ist, und vor allen Dingen meine damalige Aufregung, die sich zu einem so trüben, fieberhaften Zustand gesteigert hatte, daß

ich sogar nachts nicht schlief vor ungeduldiger Erwartung, wie sich die Rätsel lösen würden, die ich mir selbst aufgegeben hatte.

II

Um Geld zu bitten, ist eine höchst widerwärtige Geschichte, und das gilt sogar für ein Gehalt, wenn man in den innersten Falten des Gewissens fühlt, daß man es nicht ganz verdient hat. Indessen hatte tags zuvor meine Mutter in einem Gespräch, das sie im Flüsterton, ohne Wissen Wersilows (»um Andrej Petrowitsch nicht zu erzürnen«), mit meiner Schwester führte, die Absicht ausgesprochen, ein Heiligenbild zu verpfänden, das ihr aus irgendeinem Grund besonders teuer war. Mein Monatsgehalt sollte fünfzig Rubel betragen; aber ich wußte gar nicht, auf welche Weise ich es erhalten würde; bei meiner Anstellung war mir darüber nichts gesagt worden. Als ich drei Tage vorher unten mit dem Beamten zusammengetroffen war, hatte ich mich bei ihm erkundigt, an wen man sich hier wegen seines Gehalts zu wenden habe. Dieser sah mich mit einem erstaunten Lächeln an (er konnte mich nicht leiden) und erwiderte:

»Bekommen Sie denn ein Gehalt?«

Ich dachte, er würde nach meiner bejahenden Antwort sagen: »Wofür denn eigentlich?«

Aber er antwortete nur trocken, er wisse nichts darüber, und steckte die Nase wieder in sein liniertes Buch, in das er aus irgendwelchen Papieren Rechnungsposten eintrug.

Es war ihm übrigens wohlbekannt, daß ich denn doch dies und das getan hatte. Zwei Wochen vorher hatte ich volle vier Tage über einer Arbeit gesessen, die er selbst mir übergeben hatte; angeblich handelte es sich nur darum, von einem Konzept eine Reinschrift anzufertigen; es stellte sich aber heraus, daß fast eine vollständige Umarbeitung nötig war. Es war dies ein ganzer Haufen von »Gedanken« des Fürsten, die er dem Komitee der Aktionäre einzureichen beabsichtigte. Hieraus mußte ein abgerundetes Ganzes hergestellt werden, und auch der Stil bedurfte der Verbesserung. Der Fürst und ich saßen nachher einen ganzen Tag lang über diesem Schriftstück, und er disputierte mit mir sehr hitzig, äußerte aber doch seine Zufriedenheit; ich weiß nur nicht, ob er sein Exposé auch wirklich eingereicht hat. Die zwei, drei Briefe, ebenfalls geschäftlichen Inhalts, die ich auf Bitten des Beamten geschrieben hatte, will ich gar nicht erwähnen.

Um mein Gehalt zu bitten war mir auch deswegen unangenehm, weil ich bereits vorhatte, meine Stelle aufzugeben, da ich ahnte, daß zwingende Umstände mich nötigen würden, von hier fortzugehen. Als ich an jenem Morgen aufwachte und mich oben in meiner Kammer anzog, fühlte ich, daß mir das Herz heftig schlug, und obgleich ich mir vornahm, mich um nichts zu scheren, verspürte ich dennoch, als ich das Haus des Fürsten betrat, wieder dieselbe Erregung: an diesem Vormittag mußte jene Person, jene Frau eintreffen, von deren Anwesenheit ich eine Aufhellung all der Zweifel, die mich quälten, erwartete. Dies war die Tochter des Fürsten, jene Generalin Achmakowa, die junge Witwe, von der ich schon gesprochen habe, Wersilows erbitterte Feindin. Endlich habe ich diesen Namen hergeschrieben! Ich hatte sie allerdings noch nie gesehen und konnte mir keine Vorstellung machen, ob überhaupt und wie ich mit ihr reden würde; aber ich glaubte (und dazu hatte ich vielleicht ausreichende Gründe), daß mit ihrer Ankunft sich der dunkle Nebel lichten würde, der Wersilow in meinen Augen umgab. Ich vermochte nicht ruhig zu bleiben: ich ärgerte mich sehr, daß ich

gleich beim ersten Schritt so kleinmütig und linkisch war; ferner befand ich mich in gespannter Erwartung, und vor allen Dingen war mir die Sache höchst widerwärtig, – so kamen drei verschiedene Empfindungen zusammen. Ich erinnere mich an diesen ganzen Tag auf das allergenaueste!

Daß seine Tochter wahrscheinlich an diesem Tag ankommen würde, wußte mein Fürst noch nicht, er erwartete ihre Rückkehr erst ungefähr in einer Woche. Ich hatte es tags zuvor ganz zufällig erfahren: Tatjana Pawlowna, die von der Generalin einen Brief erhalten hatte, beging, während ich im Zimmer war, im Gespräch mit meiner Mutter eine Unvorsichtigkeit. Sie flüsterten zwar nur miteinander und redeten in Andeutungen, aber ich erriet es doch. Selbstverständlich horchte ich nicht; aber ich konnte nicht umhin, weiter hinzuhören, als ich sah, in welche Aufregung meine Mutter bei der Nachricht von der Ankunft dieser Frau plötzlich geriet. Wersilow war nicht zu Hause.

Dem alten Herrn wollte ich keine Mitteilung machen, da mir die ganze Zeit über nicht hatte entgehen können, wie sehr er sich vor ihrer Ankunft fürchtete. Er hatte sich sogar drei Tage vorher die Bemerkung entschlüpfen lassen, allerdings nur schüchtern und andeutungsweise, er fürchte ihre Ankunft meinetwegen, das heißt, er fürchte, daß es ihm um meinetwillen schlimm ergehen werde. Ich muß indes hinzufügen, daß er seiner Familie gegenüber seine Selbständigkeit und seine Stellung als Oberhaupt doch zu wahren wußte, besonders was die Verwendung des Geldes anlangte. Ich hatte mir anfänglich über ihn die Vorstellung gebildet, daß er einfach ein altes Weib sei; aber später mußte ich meine Ansicht doch insofern korrigieren, als ich einsah, daß ihm, wenn er auch ein altes Weib war, doch wenigstens manchmal eine gewisse Hartnäckigkeit, wenn nicht gar Mannhaftigkeit verblieben war. Es kamen Zeiten vor, wo mit ihm trotz seines anscheinend ängstlichen und nachgiebigen

Charakters fast nichts anzufangen war. Wersilow hat mir dafür später eine eingehende Erklärung gegeben. Ich erwähne noch die interessante Tatsache, daß der Fürst und ich fast nie miteinander von der Generalin gesprochen hatten, wir schienen es beide zu vermeiden: besonders ich vermied es, sie zu erwähnen, und er seinerseits vermied es, von Wersilow zu sprechen, so daß ich mir mit aller Bestimmtheit sagte, daß er mir keine Antwort geben würde, wenn ich es wagen sollte, ihm eine der heiklen Fragen, die mich so sehr interessierten, vorzulegen.

Wenn aber jemand fragen sollte, worüber wir beide denn nun diesen ganzen Monat lang miteinander gesprochen hatten, so antworte ich: über alles mögliche, aber immer über einigermaßen sonderbare Themen. Sehr gut gefiel mir die außerordentliche Offenherzigkeit, die er im Verkehr mit mir an den Tag legte. Manchmal sah ich diesen Menschen höchst erstaunt an und fragte mich: >Wo hat denn der früher seinen Posten gehabt? Der hätte doch ausgezeichnet in unser Gymnasium hineingepaßt, etwa in die vierte Klasse, - da wäre er ein prächtiger Kamerad gewesen!< Auch über sein Gesicht wunderte ich mich oft: es wirkte äußerlich sehr ernst (übrigens beinahe schön) und kühl; das dichte graue Haar etwas lockig, der Blick der Augen offen, die ganze Gestalt hager, jedoch gut gewachsen; aber sein Gesicht hatte die unangenehme, beinahe unschickliche Eigenheit, sich auf einmal aus einem sehr ernststen in ein übermäßig lustiges zu verwandeln, so daß, wer zum erstenmal mit ihm zu tun hatte, dies in keiner Weise erwartet hätte. Ich redete darüber mit Wersilow, der mir interessiert zuhörte; er schien nicht vermutet zu haben, daß ich imstande sei, solche Beobachtungen zu machen, und bemerkte so obenhin, das habe sich bei dem Fürsten erst nach seiner Krankheit herausgebildet und eigentlich erst in der allerletzten Zeit.

Namentlich redeten wir über zwei abstrakte Themen: erstens über Gott und sein Dasein, das heißt, ob er existiert oder nicht, und zweitens über die Frauen. Der Fürst war sehr religiös und gefühlvoll. In seinem Arbeitszimmer hing ein großer Heiligenschrein mit einem Lämpchen davor. Aber mitunter bekam er eine plötzliche Anwandlung und begann dann auf einmal, am Dasein Gottes zu zweifeln und ganz wunderliche Dinge zu reden, wobei er mich offenbar zu einer Erwiderung herausforderte. Diese Idee ließ mich im allgemeinen ziemlich kalt; aber dennoch gerieten wir beide dabei immer in Eifer, und das ganz aufrichtig. Überhaupt erinnere ich mich an alle diese Gespräche auch jetzt noch mit Vergnügen. Am liebsten aber plauderte er über die Frauen, und da ich, infolge meiner Abneigung gegen Gespräche über dieses Thema, hierbei nicht sehr unterhaltsam war, so verstimmte ihn das manchmal sehr.

Und gerade an diesem Morgen begann er, kaum daß ich eingetreten war, ein derartiges Gespräch. Ich traf ihn in heiterer Stimmung, während er tags zuvor, als ich ihn verließ, aus irgendeinem Grund sehr traurig gewesen war. Indessen mußte ich unbedingt noch an diesem Tag die Gehaltsfrage erledigen, ehe noch gewisse Personen ankamen. Nach meiner Berechnung mußten sie an diesem Tag bestimmt unser Gespräch durch ihre Ankunft *unterbrechen* (mein Herzklopfen hatte schon seinen guten Grund), und dann kam ich vielleicht nicht mehr dazu, von dem Geld anzufangen. Aber da ich es nicht fertigbrachte, die Geldfrage anzuregen, so ärgerte ich mich natürlich über meine Dummheit, und in meinem Verdruß über eine gar zu vergnügte Frage des Fürsten setzte ich ihm, wie ich mich heute noch deutlich erinnere, meine Ansichten über die Frauen in einem unhemmbaren Erguß und mit großer Heftigkeit auseinander. Die Folge davon war, daß er sich noch mehr amüsierte, und zwar auf meine Kosten.

III

»... Ich kann die Frauen nicht leiden, weil sie grob und ungeschickt und unselbständig sind und weil sie unanständige Kleidung tragen!« schloß ich schroff meine lange Tirade.

»Aber Täubchen, mach's gnädig!« rief er höchlichst amüsiert, was mich noch wütender machte.

Ich bin nur bei Kleinigkeiten nachgiebig, wo es aber sich um Wichtiges handelt, gebe ich niemals nach. Bei Kleinigkeiten, bei Fragen, wie sie im gesellschaftlichen Verkehr vorkommen, lasse ich alles mögliche mit mir aufstellen und verwünsche immer diesen Zug meines Charakters. Aus ekelhafter Gutmütigkeit stimme ich manchmal sogar einem weltmännischen Gecken zu, einzig und allein, weil ich mich von seiner Höflichkeit habe bezaubern lassen, oder ich lasse mich mit einem Dummkopf in einen Disput ein, was das Unverzeihlichste ist. Das alles kommt von mangelhafter Erziehung und Gewöhnung her und davon, daß ich in der Abgeschiedenheit aufgewachsen bin. Ich ärgere mich über mein Benehmen und schwöre mir, daß sich das am nächsten Tag nicht wiederholen wird, aber am folgenden Tag mache ich es wieder ebenso. Das ist der Grund, weshalb mich die Leute manchmal für kaum sechzehnjährig halten. Aber statt mir eine Selbstdressur angedeihen zu lassen, ziehe ich auch jetzt vor, mich immer mehr in meinen Winkel zurückzuziehen, und zwar in der menschenfeindlichsten Manier: >Na, wenn ich ungeschickt bin, schön! Dann leben Sie alle wohl!< Ich sage das hier in vollem Ernst und ein für allemal. Übrigens habe ich dabei durchaus nicht den Fürsten und das damalige Gespräch im Auge.

»Ich rede ganz und gar nicht, um Sie zu amüsieren«, schrie ich ihn beinah an, »ich spreche nur meine Überzeugung aus.«

»Aber wieso sind denn die Frauen grob und unanständig gekleidet? Das ist ja etwas ganz Neues!«

»Allerdings sind sie grob. Gehen Sie ins Theater, gehen Sie auf die Promenade! Jeder Mann weiß, welches die rechte Seite ist, und wenn sich zwei begegnen, so kommen sie ohne Schwierigkeit aneinander vorbei: er geht rechts, und ich gehe rechts. Aber eine Frau, das heißt, eine Dame - von Damen rede ich -, geht gerade auf einen los, ohne einen auch nur zu beachten, als ob man unbedingt verpflichtet wäre, beiseite zu springen und ihr Platz zu machen. Ich bin bereit, ihr, als einem schwächeren Geschöpf, Platz zu machen, aber woher hat sie ein Recht darauf, wieso ist sie davon überzeugt, daß ich dazu verpflichtet sei? Das ist das Beleidigende! Ich habe bei solchen Begegnungen immer ausgespuckt. Und trotzdem erheben sie noch ein großes Geschrei, sie befänden sich in einer unwürdigen Stellung, und fordern Gleichberechtigung; was ist das für eine Gleichberechtigung, wenn die Frau mich mit Füßen tritt oder mir den Mund voll Sand stopft?«

»Voll Sand!«

»Ja, weil sie unanständig gekleidet sind; man muß ein sittlich verkommener Mensch sein, um das nicht zu bemerken. Beim Gericht werden die Türen zugeschlossen, wenn etwas Unanständiges verhandelt wird; warum erlaubt man denn so etwas auf den Straßen, wo doch mehr Menschen sind? Die Frauen stopfen sich hinten offenkundig etwas unter den Rock, um als belle femme zu erscheinen; offenkundig! Ich kann nicht umhin, das zu bemerken, und jeder Jüngling, jeder heranwachsende Knabe bemerkt es; das ist gemein. Mögen alte Lüstlinge sich an solchem Anblick weiden und diesen Frauen brünstig nachlaufen, aber es gibt eine reine Jugend, die behütet werden muß. Es bleibt einem nichts weiter übrig, als auszuspucken. Da geht so eine auf dem Boulevard und zieht eine

anderthalb Ellen lange Schleppe hinter sich her und wirbelt damit den Staub auf; dahinter zu gehen, ist ein Ding der Unmöglichkeit: man muß Sie entweder im Laufschrift überholen oder zur Seite springen, sonst stopft sie einem fünf Pfund Sand in Nase und Mund. Und noch dazu ist es Seide, was sie so drei Werst weit über die Trottoirsteine hinschleift, nur weil es Mode ist; ihr Mann aber bekommt als Senatsbeamter fünfhundert Rubel im Jahr: das führt dann zur Annahme von Bestechungsgeldern! Ich habe immer ausgespuckt, laut ausgespuckt und geschimpft.«

Ich schreibe dieses Gespräch zwar mit einigem Humor in meiner damaligen charakteristischen Ausdrucksweise nieder, aber meine Anschauungen sind dieselben geblieben.

»Und das ist immer gut abgelaufen?« erkundigte sich der Fürst neugierig.

»Ich spucke aus und gehe weg. Natürlich bemerkt sie es, tut aber, als hätte sie nichts bemerkt, und stolziert, ohne den Kopf umzudrehen, majestätisch weiter. Ernstlich beschimpft habe ich nur ein einziges Mal zwei Damen, beide mit Schleppen, auf dem Boulevard, natürlich nicht mit häßlichen Ausdrücken, sondern ich bemerkte nur laut, eine Schleppe sei eine tätliche Beleidigung.«

»So hast du dich ausgedrückt?«

»Jawohl. Erstens wird dadurch die gesellschaftliche Ordnung gröblich verletzt, und zweitens macht es Staub; der Boulevard aber ist für alle da: ich gehe da, ein zweiter geht da, ein dritter, ein Fjodor, ein Iwan, ganz egal, wer es ist. Das war's, was ich sagte. Und überhaupt kann ich den Gang der Frauen, von hinten gesehen, nicht leiden; das habe ich ebenfalls gesagt, aber nur andeutungsweise.«

»Aber, mein Freund, da kannst du dir ernstliche Unannehmlichkeiten zuziehen; sie konnten dich vor den Friedensrichter schleppen.«

»Gar nichts konnten sie. Sie hatten nichts, worüber sie sich hätten beschweren können: da geht ein Mensch neben ihnen und spricht mit sich selbst. Jeder Mensch hat das Recht, seine Ansicht in die freie Luft hinzusprechen. Ich habe nur ganz allgemein geredet; an die beiden Damen habe ich mich nicht gewandt. Sie selbst waren es, die mit mir anbanden: sie fingen an zu schimpfen und schimpften in weit häßlicherer Weise als ich: ich sei ein Grünschnabel, man müsse mir zur Strafe nichts zu essen geben, ein Nihilist sei ich, und sie würden mich einem Schutzmann übergeben, und ich hätte nur deshalb mit ihnen angebunden, weil sie allein gingen und schwache Frauen seien, aber wenn sie einen Mann bei sich hätten, dann würde ich sogleich Reißaus nehmen. Ich antwortete ihnen kaltblütig, sie möchten mich nicht weiter belästigen, ich würde auf die andere Seite der Straße hinübergehen. Um ihnen aber zu zeigen, daß ich vor ihren Männern keine Furcht hätte und eine Forderung anzunehmen bereit sei, würde ich ihnen in einer Entfernung von zwanzig Schritten bis zu ihrem Hause folgen, mich dann vor das Haus hinstellen und auf ihre Männer warten. Das tat ich denn auch.«

»Wirklich?«

»Natürlich war es eine Dummheit, aber ich war eben in gereizter Stimmung. Sie schleppten mich mehr als drei Werst weit in der Hitze bis dahin, wo die Institute sind, und gingen in ein einstöckiges Holzhaus hinein. Ich muß gestehen, das Haus sah sehr anständig aus: durch das Fenster sah man drinnen eine Menge Blumen, zwei Kanarienvögel, drei Stubenhündchen und einige eingerahmte Kupferstiche. Ich stand ungefähr eine halbe Stunde mitten auf der Straße vor dem Hause. Sie sahen dreimal verstohlen aus dem Fenster, aber dann ließen sie alle Rouleaus herab. Endlich trat aus dem

Torpförtchen ein ältlicher Beamter heraus; nach seinem Aussehen zu urteilen, hatte er geschlafen und war von den Damen eigens geweckt worden; er trug nicht gerade einen Schlafrock, aber ein Kostüm, das durchaus nur fürs Haus paßte. Er blieb bei dem Pförtchen stehen, legte die Hände auf den Rücken und begann mich anzusehen, und ebenso ich ihn. Manchmal wandte er die Augen von mir ab, dann blickte er wieder nach mir hin, und auf einmal lächelte er mir zu. Da drehte ich mich um und ging weg.«

»Aber das ist ja Schillerscher Idealismus, mein Freund! Ich habe mich immer gewundert: du hast so schöne rote Backen, dein Gesicht strotzt nur so von Gesundheit, und dabei ein solcher, man kann sagen, Widerwille gegen die Frauen! Wie ist es möglich, daß eine Frau auf einen jungen Mann in deinem Alter nicht einen gewissen Eindruck macht? Mich, mon cher, hat mein Erzieher schon, als ich elf Jahre alt war, getadelt, daß ich im Sommergarten zu viel nach den Statuen hinsähe.«

»Sie möchten schrecklich gern, daß ich zu irgendeiner hiesigen Josephine hinginge und dann zu Ihnen käme, um Ihnen Bericht zu erstatten. Aber Ihr Wunsch ist gegenstandslos: auch ich habe schon als Dreizehnjähriger ein nacktes, ganz nacktes Weib gesehen; seitdem habe ich einen Ekel vor ihnen.«

»Im Ernst? Aber, cher enfant, ein schönes, frisches Weib duftet wie ein Apfel; wie kann man da Ekel empfinden?«

»Ich hatte in meiner ersten schlechten Pension bei Herrn Touchard, noch ehe ich aufs Gymnasium kam, einen Kameraden namens Lambert. Er prügelte mich immer, weil er mehr als drei Jahre älter war als ich, und ich mußte ihn bedienen und ihm die Stiefel ausziehen. Als er konfirmiert war, kam der Abbé Rigaud zu ihm, um ihm zur ersten Kommunion Glück zu wünschen, und die beiden fielen

einander unter Tränen um den Hals, und der Abbé Rigaud drückte ihn mit allerlei pathetischen Gesten an seine Brust. Ich weinte ebenfalls und beneidete ihn sehr. Als sein Vater gestorben war, verließ er die Pension, und ich sah ihn zwei Jahre lang nicht wieder, aber nach den zwei Jahren traf ich ihn einmal auf der Straße. Er sagte, er werde mich besuchen. Ich war damals schon auf dem Gymnasium und wohnte bei Nikolai Semjonowitsch. Er kam eines Vormittags zu mir, zeigte mir fünfhundert Rubel und forderte mich auf, mit ihm zu kommen. Obgleich er mich vor zwei Jahren geprüft hatte, hatte er mich doch immer nötig gehabt, nicht allein wegen der Stiefel; er brauchte jemand, um sich auszusprechen. Er sagte mir, er habe heute seiner Mutter aus der Schatulle mittels eines Nachschlüssels Geld weggenommen, denn das Geld, das sein Vater hinterlassen habe, gehöre nach dem Gesetz alles ihm, und sie dürfe es ihm nicht vorenthalten, und gestern sei der Abbé Rigaud zu ihm gekommen, um ihn zu ermahnen; er sei hereingekommen, habe sich vor ihn hingestellt, zu schluchzen angefangen, sehr entsetzt getan und die Arme zum Himmel erhoben. »Aber ich zog ein Messer aus der Tasche und sagte, ich würde ihn abstechen.« Wir fuhren nach dem Kusnezki Most. Unterwegs teilte er mir mit, daß seine Mutter mit dem Abbé Rigaud ein Verhältnis habe, und er habe das gemerkt, und ihm sei alles schnuppe, und alles, was von der Komunion gesagt werde, sei dummes Zeug. Er redete noch vieles andere, und mir wurde angst und bange. Auf dem Kusnezki Most kaufte er eine doppelläufige Flinte, eine Jagdtasche, fertige Patronen, eine Reitpeitsche und dann noch ein Pfund Konfekt. Wir fuhren vor die Stadt, um zu schießen, und begegneten unterwegs einem Vogelhändler mit Käfigen; Lambert kaufte ihm einen Kanarienvogel ab. In einem Wäldchen ließ er den Kanarienvogel heraus, da dieser nach der langen Gefangenschaft im Bauer ja doch nicht weit wegfliegen konnte, und fing an, nach ihm zu schießen, traf ihn aber nicht. Er schoß zum erstenmal in seinem Leben; eine Flinte aber hatte er sich schon längst kaufen wollen, schon als er noch bei Touchar war, und wir hatten von der Flinte schon lange zusammen

geträumt. Vor Aufregung war er ganz benommen. Er hatte pechschwarzes Haar, ein weiß-rotes Gesicht wie eine Maske, eine lange Hakennase wie die Franzosen, weiße Zähne und schwarze Augen. Er band den Kanarienvogel mit einem Faden an einen Zweig und gab aus nächster Nähe, aus einer Entfernung von zwei Zoll, aus beiden Läufen zwei Schüsse auf ihn ab, und das Tierchen zerstob in hundert Federchen. Dann kehrten wir zurück, fuhren nach einem Gasthaus, ließen uns ein Zimmer geben und fingen an zu essen und Champagner zu trinken; da kam eine Dame... Ich erinnere mich, daß mir ihre luxuriöse Toilette sehr imponierte: sie trug ein grünseidenes Kleid. Da sah ich denn nun das alles... wovon ich Ihnen schon gesagt habe... Darauf, als wir wieder zu trinken angefangen hatten, begann er, sie zu hänseln und zu schimpfen; sie saß ohne ihr Kleid da, er hatte es ihr weggenommen, und als sie anfang zu schimpfen und ihr Kleid zu verlangen, um sich anzuziehen, begann er sie aus Leibeskräften mit der Peitsche über die nackten Schultern zu schlagen. Ich stand auf und packte ihn an den Haaren, und zwar so geschickt, daß ich ihn mit einem Ruck auf den Fußboden warf. Er ergriff eine Gabel und stach mich damit in den Schenkel. Da kamen auf das Geschrei Leute ins Zimmer gestürzt, und es gelang mir, zu entweichen. Seitdem ist' es mir eklig, an ein nacktes Weib zu denken; und dabei ist sie wirklich schön gewesen, das können Sie glauben.«

Während meiner Erzählung hatte sich der Gesichtsausdruck des Fürsten aus einem heiteren in einen tieftraurigen verwandelt.

»Mon pauvre enfant! Ich bin immer davon überzeugt gewesen, daß es in deiner Kindheit sehr viel unglückliche Tage gegeben hat.«

»Bitte, beunruhigen Sie sich darüber nicht!«

»Aber du bist allein gewesen, das hast du mir selbst gesagt, und wenn du auch diesen Lambert hattest; du hast das so ergreifend geschildert: dieser Kanarienvogel, diese Konfirmation mit Tränen an der Brust, und dann, ein, zwei Jahre danach, er über das Verhältnis seiner Mutter mit dem Abbé... Oh, mon cher, diese Frage der Kindererziehung ist in unserer Zeit geradezu furchtbar: solange diese Goldköpfchen mit ihren Locken und ihrer Unschuld in der ersten Kindheit vor einem umherhüpfen und einen mit ihrem hellen Lachen und ihren hellen Äuglein ansehen, da sind sie ganz wie Engel Gottes oder wie reizende Vögelchen; aber später... aber später kommt es vor, daß es das beste wäre, sie wären überhaupt nicht groß geworden!«

»Was haben Sie für eine schwächliche Denkart, Fürst! Und Sie reden, als ob Sie selbst Kinder hätten. Sie haben ja doch keine Kinder und werden nie welche bekommen!«

»Tiens!« erwiderte er, und sein Gesicht veränderte sich in einem Augenblick. »Da hat mir gerade Alexandra Petrowna gesagt... vorgestern, hehe!... Alexandra Petrowna Sinizkaja... du mußt sie vor drei Wochen hier gesehen haben... stell dir vor, die sagte mir vorgestern auf meine lustige Bemerkung, daß ich, falls ich mich jetzt verheirate, wenigstens sicher sein könne, keine Kinder zu bekommen... da sagte sie auf einmal zu mir so recht boshaft: »Im Gegenteil, gerade Sie werden welche bekommen, solche Leute wie Sie bekommen *unfehlbar* welche, schon gleich im ersten Jahr, das werden Sie sehen!« Hehe! Und alle haben sie, ich weiß nicht woher, die Vorstellung, ich würde mich plötzlich verheiraten. Aber wenn es auch boshaft gesagt war, so mußt du doch zugeben, daß es scharfsinnig war.«

»Scharfsinnig und beleidigend.«

»Na, cher enfant, nicht jeder kann unsereinen beleidigen. Ich schätze Scharfsinnigkeit bei den Leuten besonders hoch, sie ist offenbar im Schwinden begriffen; aber was Alexandra Petrowna gesagt hat... kann man sich etwa mit ihr in einen Streit einlassen?«

»Was haben Sie da gesagt? Was haben Sie da gesagt?« rief ich hastig.
»Nicht jeder kann unsereinen... das ist richtig! Nicht jeder ist wert, daß man ihn beachte, - ein vortrefflicher Grundsatz! Gerade ich kann den gebrauchen. Das werde ich mir aufschreiben. Sie sagen manchmal allerliebste Dinge, Fürst!«

Er strahlte über das ganze Gesicht.

»N'est-ce pas? Cher enfant, der wahre Esprit verschwindet aus der Welt, je länger, je mehr. Eh, mais... C'est moi qui connaît les femmes! Glaube mir, das Leben einer jeden Frau, was sie auch immer für Reden führen mag, ist ein stetes Suchen nach einem, dem sie sich unterordnen kann... Sozusagen ein Durst nach Unterordnung. Und wohl zu beachten: ohne jede Ausnahme!«

»Sehr richtig, großartig!« rief ich ganz entzückt. Zu anderer Zeit wären wir sogleich für eine ganze Stunde in philosophische Erörterungen dieses Themas hineingeraten, aber auf einmal hatte ich das Gefühl, als ob ich einen Stich bekäme, und ich wurde dunkelrot. Es kam mir der Gedanke, daß ich mich durch das Lob seines Bonmots wohl gar bei ihm vor der Geldforderung einzuschmeicheln suchte und daß er das jedenfalls denken würde, wenn ich nun mit meiner Bitte herauskäme. Ich erwähne das jetzt absichtlich.

»Fürst, ich bitte Sie ganz ergebenst, mir sogleich die fünfzig Rubel auszuzahlen, die Sie mir für diesen Monat schuldig sind«, schoß ich auf einmal in gereiztem und geradezu grobem Ton los.

Ich erinnere mich (da mir dieser ganze Vormittag mit allen Einzelheiten im Gedächtnis haftet), daß sich zwischen uns damals eine in ihrer brutalen Realität höchst garstige Szene abspielte. Er verstand mich zuerst nicht, sah mich lange an und begriff nicht, von was für Geld ich redete. Es war ja ganz natürlich, daß er nicht auf den Gedanken kam, ich könne Gehalt beanspruchen, - wofür denn auch? Allerdings versicherte er dann eifrig, er habe es nur vergessen, und zog, sobald er den Zusammenhang erraten hatte, sofort fünfzig Rubel heraus, aber er tat das mit übermäßiger Hast und wurde dabei sogar rot. Als ich sah, wie die Sache lag, stand ich auf und erklärte schroff, jetzt könne ich das Geld nicht annehmen; man habe zu mir von einem Gehalt gesprochen, offenbar irrtümlich, oder auch um mich zu täuschen, damit ich die Stelle nicht ablehnte; ich sähe jetzt vollkommen ein, daß ich nicht den geringsten Anspruch erheben könnte, da ich ja keinerlei Dienste geleistet hätte. Der Fürst bekam einen Schreck und erging sich in Versicherungen, ich hätte ihm außerordentlich viele Dienste geleistet und würde es künftig in noch größerem Umfang tun und fünfzig Rubel seien eine so winzige Summe, daß er mir im Gegenteil noch etwas zulegen werde, weil er sich dazu für verpflichtet halte, und er habe selbst alles mit Tatjana Pawlowna abgesprochen, es aber »unverzeihlicherweise ganz vergessen«. Ich brauste auf und erklärte mit der größten Entschiedenheit, es sei niedrig, ein Gehalt dafür anzunehmen, daß ich Skandalgeschichten erzählt hätte, wie ich zwei Damen mit Schleppen bis zu den Instituten nachgelaufen sei, ich hätte mich nicht verdingt, um ihn zu amüsieren, sondern um ernste Arbeit zu tun, und wenn keine Arbeit da sei, so müßten wir unsere Beziehungen abbrechen und so weiter und so weiter. Ich hätte nicht geglaubt, daß jemand so erschrecken könnte, wie er nach diesen meinen Worten erschrak. Selbstverständlich endete die Sache damit, daß ich meine Weigerung aufgab und er mir die fünfzig Rubel aufdrängte: bis auf - den heutigen Tag steigt mir bei der Erinnerung daran, daß ich sie annahm, die Schamröte ins Gesicht! In der Welt endet alles immer mit einer Gemeinheit, und das Ärgste war, er wußte mir damals

beinahe zu beweisen, daß ich unstreitig das Geld verdient hätte, und ich war damals dumm genug, es zu glauben. Und außerdem war es ganz unmöglich, es abzulehnen.

»Cher, cher enfant!« rief er, indem er mich küßte und umarmte (ich muß gestehen, ich war selbst nahe daran, loszuweinen, weiß der Teufel warum, obwohl ich mich sogleich wieder in die Gewalt bekam, und selbst jetzt, wo ich dies schreibe, steigt mir das Blut ins Gesicht), »lieber Freund, du bist mir jetzt so teuer wie ein leiblicher Verwandter; du bist mir in diesem Monat ganz ans Herz gewachsen! In der sogenannten Gesellschaft sind nur Leute, denen man nicht näherkommt. Katerina Nikolajewna« (seine Tochter) »ist eine herrliche Frau, und ich bin stolz auf sie, aber sie kränkt mich doch oft, sehr oft, mein Lieber... Na, und diese jungen Mädchen (elles sont charmantes) und ihre Mütter, die immer zu meinem Namenstag herkommen, die bringen nur ihre Kanevasstickereien her, verstehen aber selbst nichts zu sagen. Ich habe sechzig Kissen mit ihren Stickereien liegen, lauter Hunde und Hirsche. Ich habe diese jungen Mädchen ja sehr gern, aber mit dir verkehre ich fast wie mit einem leiblichen Verwandten, und nicht etwa wie mit einem Sohn, sondern wie mit einem Bruder, und besonders liebe ich es, wenn du opponierst; du besitzt eine literarische Bildung, du hast viel gelesen, du verstehst es, dich zu begeistern...«

»Ich habe nichts gelesen und besitze ganz und gar keine literarische Bildung. Ich habe nur gelesen, was mir gerade in die Finger kam, und in den letzten zwei Jahren habe ich überhaupt nichts gelesen, und ich werde auch nichts mehr lesen.«

»Warum denn nicht?«

»Ich habe andere Ziele.«

»Cher... es wäre schade, wenn du dir am Ende deines Lebens sagen müßtest wie ich: Je sais tout, mais je ne sais rien de bon. Ich weiß absolut nicht, wozu ich auf der Welt gelebt habe! Aber... ich bin dir zu großem Dank verpflichtet ... und ich wollte sogar ...«

Er brach plötzlich ab, wurde ganz matt und versank in seine Gedanken. Nach einer Erschütterung (und solche konnten ihm alle Augenblicke aus dem einen oder andern Grund begegnen) verlor er gewöhnlich für einige Zeit gleichsam die gesunde Urteilskraft und vermochte nicht mehr die Herrschaft über sich auszuüben; indes erholte er sich immer bald wieder, so daß kein weiterer Schaden daraus entstand. So saßen wir ungefähr eine Minute lang da. Seine sehr volle Unterlippe hing ganz herab ... Am meisten setzte es mich in Erstaunen, daß er auf einmal seine Tochter erwähnt hatte und noch dazu mit solcher Offenherzigkeit. Natürlich führte ich das auf seinen angegriffenen Zustand zurück.

»Cher enfant, du bist mir doch nicht böse, weil ich *du* zu dir sage, nicht wahr?« entfuhr es ihm plötzlich.

»Durchaus nicht. Ich muß gestehen, daß ich anfangs, bei den ersten Malen, mich etwas verletzt fühlte und auch meinerseits zu Ihnen *du* sagen wollte, aber ich sah ein, daß das dumm sein würde, da Sie ja nicht, um mich herabzuwürdigen, *du* zu mir sagen.«

Er hörte schon nicht mehr zu und hatte seine Frage vergessen.

»Nun, was macht dein *Vater*?« fragte er plötzlich, indem er nachdenklich den Blick zu mir hob.

Ich fuhr ordentlich zusammen. Erstens hatte er Wersilow meinen *Vater* genannt, was er sich mir gegenüber noch nie erlaubt hatte,

und zweitens hatte er von Wersilow zu sprechen angefangen, was noch nie vorgekommen war.

»Er sitzt ohne Geld und ist melancholisch«, antwortete ich kurz, aber ich brannte vor Neugier.

»Ja, wegen des Geldes. Heute wird ihr Prozeß entschieden, und ich warte darauf, was Fürst Serjosha für Nachricht bringen wird. Er hat mir versprochen, direkt vom Gericht herzukommen. Davon hängt ihr ganzes Schicksal ab; es handelt sich um sechzig- oder achtzigtausend Rubel. Gewiß, ich habe auch Andrej Petrowitsch« (das heißt Wersilow) »immer alles Gute gewünscht, und es scheint, er wird gewinnen, und die Fürsten werden nichts bekommen. Gesetz ist Gesetz!«

»Heute ist auf dem Gericht die Entscheidung?« rief ich überrascht.

Der Gedanke, daß Wersilow mir nicht einmal das für nötig gehalten hatte mitzuteilen, frappte mich außerordentlich. »Also hat er es auch der Mutter nicht gesagt und vielleicht niemandem!« schoß es mir sogleich durch den Kopf. »Ist das ein Charakter!«

»Ist denn Fürst Sokolskij in Petersburg?« fragte ich, da mir dieser zweite Gedanke unmittelbar danach kam.

»Ja, seit gestern. Er ist direkt aus Berlin gekommen, eigens für diesen Tag!«

Das war ebenfalls eine für mich äußerst wichtige Nachricht. »Auch er wird heute hierherkommen, dieser Mensch, der *ihm* die Ohrfeige gegeben hat!«

»Nun, und wie steht's«, fuhr der Fürst mit plötzlich verändertem Gesichtsausdruck fort, »verkündet er immer noch wie früher das Reich Gottes, und... und ist er vielleicht immer noch hinter den Mädelfchen her, hinter den halbflüggen Mädelfchen? Hehe! Da verlautet auch jetzt wieder ein höchst amüfantes Geschichtchen... Hehe!«

»Wer verkündet das Reich Gottes? Wer ist hinter den Mädchen her?«

»Andrej Petrowitsch! Kannst du es glauben, er hat uns allen damals gehörig zugesetzt: was wir äßen, was wir für Gedanken hätten, fragte er uns. Wenigstens lief es beinah darauf hinaus. Er wollte uns in Angst setzen, uns läutern. ›Wenn du fromm bist, sagte er, ›warum wirst du dann nicht Mönch?‹ Es fehlte nicht viel, und er hätte das von uns gefordert. Mais quelle idée! Selbst wenn es richtig ist, ist es nicht doch zu streng? Besonders mich erschreckte er gern mit dem Jüngsten Gericht, mich ganz besonders.«

»Ich habe nichts Derartiges bemerkt, und ich lebe doch schon einen Monat mit ihm zusammen«, erwiderte ich, gespannt zuhörend. Es verdroß mich sehr, daß er sich noch nicht ordentlich erholt hatte und so unzusammenhängend vor sich hin murmelte.

»Er redet jetzt nur nicht davon, aber du kannst mir glauben, daß es sich so verhält. Er ist ein geistvoller Mensch und besitzt unstrcitig ein tiefes Wissen; aber steckt darin auch richtiger Verstand? Das geschah mit ihm alles nach seinem dreijährigen Aufenthalt im Ausland. Ich muß gestehen, ich war ganz erschüttert... und alle waren ganz erschüttert... Cher enfant, j'aime le bon Dieu... Ich glaube an ihn, ich glaube an ihn, soviel ich nur kann, aber – ich war damals in größter Aufregung. Ich gebe zu, daß ich mich bei meiner Entgegnung leichtfertig benahm, aber das tat ich absichtlich, im Ärger, –

und überdies war meine Entgegnung im Grunde ebenso ernsthaft, wie sie es seit Anbeginn der Welt gewesen ist: ›Wenn ein höchstes Wesen‹, sagte ich zu ihm, ›vorhanden ist und *persönlich* existiert, nicht in Gestalt eines über die ganze Schöpfung ausgegossenen Geistes, etwa in Gestalt einer Flüssigkeit (denn das wäre noch schwerer zu begreifen), wo wohnt dieses höchste Wesen denn dann?‹ Mein Freund, c'était bête, ohne Zweifel, aber darauf laufen doch alle Entgegnungen hinaus. Un domicile – das ist ein wichtiger Punkt. Er wurde furchtbar zornig. Er ist dort zum Katholizismus übergetreten.«

»Dieses Gerede habe ich ebenfalls gehört. Es ist sicherlich dummes Zeug.«

»Ich versichere dir bei allem, was heilig ist, daß es sich so verhält. 'Sieh ihn nur einmal genau an... Übrigens, du sagst, er habe sich verändert. Na, aber zu jener Zeit, wie hat er uns alle damals gepeinigt! Kannst du es glauben, er benahm sich so, als ob er ein Heiliger wäre und seine Gebeine demnächst Reliquien würden. Er verlangte von uns Rechenschaft über unsern Lebenswandel, ich schwöre es dir! Reliquien! En voilà une autre! Na, ein Mönch oder ein Einsiedler mag so sprechen, aber da geht ein Mensch in Frack und sonstigem Zubehör umher... und auf einmal sollen seine Gebeine Reliquien werden! Ein sonderbarer Wunsch für einen Angehörigen der besseren Kreise, und ich muß gestehen, ein sonderbarer Geschmack! Ich will ja nichts dagegen gesagt haben: gewiß, all das liegt auf dem Gebiet der Frömmigkeit, und da kann alles mögliche passieren... Außerdem ist das alles de l'inconnu; aber für einen Mann aus der guten Gesellschaft ist es geradezu ungehörig. Wenn mir so etwas passierte oder mir ein solcher Vorschlag gemacht würde, so würde ich dankend ablehnen, das schwöre ich dir. Nun sag bloß: heute diniere ich im Klub, und dann auf einmal will ich ein verklärter Heiliger sein! Ich mache mich ja lächerlich! All das habe ich ihm

schon damals auseinandergesetzt ... Er trüg Büßerketten unter den Kleidern!«

Ich wurde ganz rot vor Zorn.

»Haben Sie die Ketten selbst gesehen?«

»Selbst habe ich sie nicht gesehen, aber ...«

»Dann erkläre ich Ihnen, daß das alles Lüge ist, ein Geflecht abscheulicher Ränke, schändliche Verleumdung seitens seiner Feinde, das heißt seitens eines Feindes, seines unmenschlichen Hauptfeindes, denn eigentlich hat er nur einen Feind: das ist Ihre Tochter!«

Nun war es der Fürst, der zornig aufbrauste.

»Mon cher, ich bitte dich inständig, von nun an nie wieder in meiner Gegenwart den Namen meiner Tochter in Verbindung mit dieser häßlichen Geschichte zu erwähnen.«

Ich erhob mich. Er war ganz außer sich; sein Kinn zitterte.

»Cette histoire infame!.. Ich habe sie nicht geglaubt, ich wollte sie absolut nicht glauben, aber... man sagte mir: ›Sie können es glauben, Sie können es glauben, und ich...«

In diesem Augenblick kam ein Diener herein und meldete Besuch; ich ließ mich wieder auf meinen Stuhl nieder.

IV

Es traten zwei Damen ein, beides junge Mädchen; die eine war die Stieftochter eines Vettters von der verstorbenen Frau des Fürsten oder so etwas Ähnliches, eine Pfllegetochter von ihm, der er bereits eine Mitgift zugeteilt hatte und die (ich bemerke das für später) auch selbst Vermögen besaß; die andere war Anna Andrejewna Wersilowa, die Tochter Wersilows, die drei Jahre älter war als ich, bei Frau Fanariotowa wohnte und die ich bisher nur einmal in meinem Leben flüchtig auf der Straße gesehen hatte, obgleich ich mit ihrem Bruder schon in Moskau eine allerdings ebenfalls nur unbedeutende Affäre gehabt hatte (es ist sehr möglich, daß ich diese Affäre in der Folge erwähnen werde, wenn ich dafür Platz haben sollte, denn eigentlich ist sie es nicht wert). Diese Anna Andrejewna war von ihrer Kindheit an ein besonderer Liebling des Fürsten gewesen (die Bekanntschaft Wersilows mit dem Fürsten stammte aus weit zurückliegender Zeit). Ich war durch das soeben Geschehene dermaßen verwirrt, daß ich beim Eintritt der Damen nicht einmal aufstand, obgleich der Fürst sich zu ihrer Begrüßung erhoben hatte; dann aber dachte ich, es sei beschämend, so nachträglich aufzustehen, und blieb auf meinem Platz sitzen. Hauptsächlich war ich darüber bestürzt, daß der Fürst mich drei Minuten vorher so angeschrien hatte, und ich wußte immer noch nicht: sollte ich weggehen oder dableiben. Aber der alte Herr hatte nach seiner Gewohnheit schon alles vollständig vergessen und war beim Anblick der jungen Damen ganz munter und vergnügt geworden. Er hatte mir sogar mit schnell veränderter Miene und geheimnisvollem Blinzeln unmittelbar vor ihrem Eintritt noch eilig zugeflüstert:

»Sieh dir mal Olimpiada an, sieh sie dir ganz genau an, recht genau... ich werde dir nachher den Grund sagen...«

Ich sah sie recht genau an, konnte aber nichts Besonderes an ihr finden: sie war von nicht gerade großer Statur, hatte rundliche Formen und sehr rote Backen. Das Gesicht machte übrigens einen angenehmen Eindruck; es war eines von den Gesichtern, die den Materialisten gefallen. Vielleicht lag ein Ausdruck von Gutmütigkeit darin, wenn auch nicht von unbedingter. Durch besondere Intelligenz zeichnete sie sich nicht aus; ich meine aber dabei nur Intelligenz im höchsten Sinne, denn daß sie schlau war, konnte man ihr an den Augen ansehen. Sie konnte nicht über neunzehn Jahre alt sein. Kurz, nichts Bemerkenswertes. Bei uns auf dem Gymnasium hätte man gesagt: »Eine Schlummerrolle.« (Wenn ich alles so ausführlich beschreibe, so tue ich es einzig und allein, weil es für das Folgende vonnöten ist.)

Übrigens zielt auch alles, was ich bisher mit scheinbar unnötiger Ausführlichkeit beschrieben habe, auf das Folgende hin und wird dort erforderlich sein. An seinem Platz wird auf alles Bezug genommen werden; ich sah keine Möglichkeit, es hier zu übergehen; wenn es aber langweilig ist, bitte ich, es nicht zu lesen.

Eine ganz andere Erscheinung war Wersilows Tochter. Sie war hochgewachsen, sogar ein wenig hager, das Gesicht länglich und auffallend blaß, das Haar schwarz und üppig, die Augen dunkel und groß, der Blick tief, die Lippen des frischen Mundes klein und dunkelrot. Sie war das erste weibliche Wesen, das mir durch seinen Gang keinen Widerwillen einflößte, aber sie war eben auch schlank und hager. Der Ausdruck ihres Gesichts war nicht eigentlich gutmütig, aber würdevoll; sie war zweiundzwanzig Jahre alt. Fast in keinem Teil ihres Gesichts war eine äußere Ähnlichkeit mit Wersilow zu finden; dagegen hatte sie wunderbarerweise im Ausdruck des Gesichts eine außerordentliche Ähnlichkeit mit ihm. Ich weiß nicht, ob sie schön war; das kommt auf den Geschmack an. Beide Damen waren sehr einfach gekleidet, so daß es nicht der Mühe wert ist, das

zu beschreiben. Ich erwartete, daß Fräulein Wersilow mich sogleich durch einen Blick oder eine Geste beleidigen würde, und bereitete mich schon darauf vor; hatte mich doch ihr Bruder in Moskau gleich bei unserem ersten Zusammentreffen im Leben beleidigt. Von Gesicht konnte sie mich nicht kennen, aber sie hatte jedenfalls gehört, daß ich regelmäßig zum Fürsten kam. Alles, was der Fürst vorhatte und tat, erregte sogleich bei dem Schwärm von Verwandten und »Anwärtern« das lebhafteste Interesse und wurde als wichtiges Ereignis betrachtet - um wieviel mehr seine plötzliche Zuneigung zu mir. Es war mir zuverlässig bekannt, daß der Fürst sich sehr für Anna Andrejewnas Schicksal interessierte und einen Bräutigam für sie suchte. Aber für Fräulein Wersilowa einen Bräutigam zu finden, war schwerer als für die Kanevasstickerinnen.

Aber siehe da, die Sache kam ganz anders, als ich erwartet hatte. Nachdem Fräulein Wersilowa dem Fürsten die Hand gedrückt und mit ihm ein paar heitere Worte im Stil der vornehmen Gesellschaft gewechselt hatte, sah sie sehr neugierig nach mir hin, und da sie bemerkte, daß auch ich sie ansah, machte sie mir lächelnd eine Verbeugung. An sich war daran nichts Ungewöhnliches: sie war soeben eingetreten und machte mir eine Verbeugung, aber ihr Lächeln war so freundlich, daß es augenscheinlich schon vorher beabsichtigt sein mußte. Ich hatte dabei, wie ich mich erinnere, eine höchst angenehme Empfindung.

»Und dies... und dies ist mein lieber junger Freund Arkadij Andrejewitsch Dol...«, stammelte der Fürst, da er sah, daß sie mir eine Verbeugung gemacht hatte und ich immer noch dasaß - und plötzlich verstummte er: vielleicht wurde er darüber verlegen, daß er mich ihr vorstellte (also, genaugenommen, den Bruder der Schwester). Die Schlummerrolle machte mir ebenfalls eine Verbeugung, aber ich brauste auf einmal in sehr dummer Weise auf und sprang

von meinem Platz in die Höhe: es war ein Anfall gekünstelten ganz sinnlosen Stolzes, alles nur aus falschem Selbstgefühl.

»Entschuldigen Sie, Fürst, ich heiÙe nicht Arkadij Andrejewitsch, sondern Arkadij Makarowitsch«, bemerkte ich in scharfem Ton und vergaÙ dabei ganz, daÙ ich die Verbeugung der Damen erwidern muÙte. WeiÙ der Teufel, wie unpassend ich mich in diesen Minuten benahm!

»Mais. .. tiens!« rief der Fürst und stieÙ sich mit dem Finger gegen die Stirn.

»Wo haben Sie studiert?« hörte ich vor mir die ziemlich dumme, gedehnte Frage der Schlummerrolle, die geradeswegs an mich herangetreten war.

»In Moskau, auf dem Gymnasium.«

»Ah! Ich habe davon gehört. Wird dort guter Unterricht erteilt?«

»Jawohl, sehr guter.«

Ich stand da und antwortete wie ein Soldat beim Rapport.

Die Fragen dieses jungen Mädchens waren ohne Zweifel nicht sehr tief sinnig, aber sie hatte doch ein Mittel gefunden, meine dumme Heftigkeit zu vertuschen und die Verlegenheit des Fürsten zu mildern, der unterdessen schon mit fröhlichem Lächeln anhörte, was ihm Fräulein Wersilowa vergnügt ins Ohr flüsterte; auf mich hatte es offenbar keinen Bezug. Aber ich fragte mich: warum sucht denn dieses mir gänzlich unbekanntes junge Mädchen meine dumme Heftigkeit und alles übrige zu vertuschen? Unmöglich konnte ich

denken, daß sie sich so ganz ohne Grund an mich gewandt hatte: da steckte eine Absicht dahinter. Sie blickte mich sehr neugierig an, als wünsche sie, daß ich sie ebenfalls recht sehr beachten möchte. Alles dies habe ich mir nachher so zurechtgelegt, und ich habe mich nicht geirrt.

»Wie? Wirklich heute schon?« rief der Fürst auf einmal und sprang von seinem Platz auf.

»Also haben Sie es nicht gewußt?« fragte Fräulein Wersilowa erstaunt. »Olympe! Der Fürst hat nicht gewußt, daß Katerina Nikolajewna heute ankommt. Wir wollten ja doch jetzt eben zu ihr kommen, weil wir glaubten, sie wäre schon mit dem Frühzug gefahren und längst zu Hause. Aber wir sind mit ihr eben an der Haustür zusammengetroffen; sie kam direkt von der Bahn und sagte uns, wir möchten nur zu Ihnen gehen; sie selbst werde auch gleich kommen... Da ist sie ja schon!«

Eine Seitentür öffnete sich, und – *jene Frau erschien!*

Ich kannte ihr Gesicht schon von dem wundervollen Porträt, das im Arbeitszimmer des Fürsten hing; ich hatte dieses Porträt den ganzen Monat über studiert. In ihrer Gegenwart verbrachte ich jetzt in dem Arbeitszimmer etwa drei Minuten und wandte meine Augen auch nicht eine Sekunde von ihrem Gesicht. Aber wenn ich das Porträt nicht gekannt hätte und nach Ablauf dieser drei Minuten gefragt worden wäre, wie sie aussähe, so hätte ich nichts antworten können, so benommen war ich.

Ich erinnere mich aus diesen drei Minuten nur an eine tatsächlich sehr schöne Frau, die der Fürst küßte und bekreuzigte und die auf einmal, unmittelbar nach ihrem Eintritt, anfang, mich anzublicken. Ich hörte deutlich, wie der Fürst mit einem kleinen, leisen Lachen

etwas von dem neuen Sekretär murmelte, wobei er offenbar auf mich zeigte, und wie er meinen Familiennamen nannte. Sie warf das Gesicht in eigentümlicher Weise zurück, musterte mich auf abscheuliche Art und lächelte so frech, daß ich mich auf einmal in Bewegung setzte, zum Fürsten hintrat und heftig zitternd, kein Wort zu Ende aussprechend und wahrscheinlich mit den Zähnen klappernd, murmelte: »Ich muß jetzt... ich habe jetzt für mich zu tun... Ich gehe.«

Damit drehte ich mich um und ging hinaus. Niemand sagte ein Wort, auch der Fürst nicht; alle sahen mich nur an. Der Fürst hat mir später gesagt, ich sei so blaß geworden, daß er es »geradezu mit der Angst bekommen habe«.

Das hatte nun allerdings nichts zu sagen!

Drittes Kapitel

I

Das hatte wirklich nichts zu sagen; die höchste Vorstellung verschlang alles Geringere, und das eine mächtige Gefühl entschädigte mich für alles andere. Ich ging in einer Art Wonnerausch hinaus. Als ich auf die Straße trat, hätte ich am liebsten losgesungen. Und es traf sich auch noch, daß es ein entzückender Morgen war: Sonnenschein, Passanten, Lärm, Bewegung, Freude, Gedränge. – Wie? Hatte mich denn diese Frau nicht beleidigt? Von wem hätte ich einen solchen Blick und ein so freches Lächeln ertragen, ohne sofortigen Protest meinerseits, mochte er auch noch so dumm herauskommen (das wäre dabei egal)? Man beachte noch: sie war schon

mit der Absicht angereist gekommen, mich so schnell wie möglich zu beleidigen, obwohl sie mich noch nie gesehen hatte: in ihren Augen war ich »ein Abgesandter Wersilows«, und sie war damals, ebenso wie noch lange nachher, davon überzeugt, daß Wersilow ihr Schicksal in seinen Händen habe und instande sei, sie, wenn er wolle, mittels eines Schriftstücks zugrunde zu richten; wenigstens vermutete sie das. Hier fand ein Duell auf Leben und Tod statt. Und siehe da – ich war nicht beleidigt! Eine Beleidigung war erfolgt, aber ich empfand sie nicht! Ja noch mehr! Ich war sogar froh; ich war hergekommen, um sie zu hassen, und nun fühlte ich sogar, daß ich anfing, sie zu lieben. »Ich weiß nicht«, dachte ich, »ob eine Spinne Haß gegen die Fliege empfinden kann, die sie zu fangen beabsichtigt! Liebe kleine Fliege! Ich glaube, man liebt sein Opfer; wenigstens kann man es lieben. Ich, ich liebe meine Feindin da: es gefällt mir zum Beispiel sehr, daß sie so schön ist. Es gefällt mir sehr, gnädige Frau, daß Sie so hochmütig und stolz sind: wären Sie bescheidener, so würde mein Vergnügen nicht so groß sein. Sie haben mich, bildlich ausgedrückt, angespien, aber ich triumphiere. Wenn Sie mir tatsächlich mit wirklichem Speichel ins Gesicht gespien hätten, auch dann wäre ich vielleicht nicht zornig geworden; denn Sie sind mein Opfer, *meines*, nicht das *seine*. Wie bezaubernd dieser Gedanke ist! Nein, das geheime Bewußtsein der Macht ist unvergleichlich angenehmer als die offenkundige Herrschaft. Wäre ich ein hundertfacher Millionär; so würde ich, wie ich glaube, ein besonderes Vergnügen darin finden, in einem ganz abgetragenen Rock zu gehen, damit man mich für einen armen Menschen, fast für einen Bettler hält, mich beiseite stößt und verachtet: mir würde das bloße Bewußtsein genügen.

So ungefähr könnte ich meine damaligen Gedanken und meine Freude und vieles von meinen Empfindungen in Worte kleiden. Ich füge nur noch hinzu, daß es hier, in dem soeben Niedergeschriebenen, leichtfertiger klingt: in Wirklichkeit war ich tiefer und scham-

hafter. Vielleicht bin ich auch jetzt in meinem Innern schamhafter als in meinen Worten und Taten; Gott gebe es!

Vielleicht habe ich sehr übel daran getan, daß ich mich hingesezt habe, um das alles aufzuschreiben: in meinem Innern bleibt unvergleichlich viel mehr zurück als das, was in Gestalt von Worten herauskommt. Der Gedanke, mag er auch töricht sein, ist, solange man ihn bei sich behält, stets tiefer; in Worte gekleidet wird er lächerlicher und ehrloser. Wersilow hat einmal zu mir gesagt, das Gegenteil davon komme nur bei schlechten Menschen vor. Diese lügen nur und haben es dadurch leicht; aber ich gebe mir Mühe, die ganze Wahrheit zu sagen: das ist furchtbar schwer!

II

An diesem 19. September unternahm ich noch etwas Besonderes.

Zum erstenmal seit meiner Ankunft in Petersburg hatte ich Geld in der Tasche, denn meine im Laufe zweier Jahre zusammengesparten sechzig Rubel hatte ich, wie oben erwähnt, meiner Mutter gegeben; aber schon vor einigen Tagen hatte ich mir vorgenommen, an dem Tage, an dem ich mein Gehalt bekommen würde, den »Versuch« zu machen, von dem ich schon lange im stillen geträumt hatte. Tags zuvor hatte ich mir aus einer Zeitung eine Anzeige ausgeschnitten, eine Bekanntmachung des »Gerichtsvollziehers beim St.-Petersburger Bezirksgericht« usw. usw., welche besagte, daß »am 19. des laufenden Monats September um zwölf Uhr mittags im Kasaner Stadtteil, in dem und dem Revier usw. usw., im Hause Nr. soundso das bewegliche Eigentum der Frau Lebrecht versteigert werden solle« und daß »am Tag der Versteigerung ein Inventar der zu versteigern-

den Gegenstände mit beigefügten Taxpreisen eingesehen, auch die Gegenstände selbst besichtigt werden könnten« usw. usw.

Es war kurz nach ein Uhr. Eilig ging ich zu Fuß nach dem angegebenen Hause. Schon seit mehr als zwei Jahren nehme ich nie eine Droschke – das ist ein fester Vorsatz von mir, sonst hätte ich mir auch die sechzig Rubel nicht sparen können. Ich war noch nie zu einer Auktion gegangen, ich hatte mir das noch nicht *gestattet*; was ich an diesem Tage unternahm, geschah freilich nur *probeweise*, aber ich hatte mir vorgenommen, auch, dies erst dann zu tun, wenn ich mit dem Gymnasium fertig sein, mich von allen getrennt haben, mich in mein Gehäuse verkrochen haben und vollständig frei sein würde. Allerdings war ich noch lange nicht in meinem »Gehäuse« und noch lange nicht frei; aber ich wollte ja jetzt auch nur eine Art Versuch machen, um zu sehen, wie es war, nur um davon träumen zu können; nachher wollte ich für lange Zeit wieder nichts unternehmen, bis zu dem Augenblick, wo es damit Ernst werden sollte! Für alle ändern Leute war dies eine kleine, unwichtige Auktion; für mich war sie der erste Balken zu dem Schiff, auf dem Kolumbus ausfuhr, um Amerika zu entdecken. Das waren meine damaligen Empfindungen.

Als ich an Ort und Stelle gelangt war, ging ich über den Hof des in der Bekanntmachung bezeichneten Hauses ganz nach hinten und betrat die Wohnung der Frau Lebrecht. Diese Wohnung bestand aus einem Vorraum und vier kleinen, niedrigen Zimmern. In dem ersten Zimmer vom Vorraum aus stand ein Haufe von etwa dreißig Menschen, die Hälfte davon waren Bieter; die ändern waren, nach ihrem Aussehen zu urteilen, teils neugierige Müßiggänger, teils Liebhaber solcher Gegenstände, teils heimliche Beauftragte der Frau Lebrecht; auch Kaufleute und Juden waren da, die es auf die Goldsachen abgesehen hatten, sowie einige besser Gekleidete. Sogar die Gesichter einiger dieser Herren haben sich meinem Gedächtnis

eingeprägt. In dem rechts gelegenen Zimmer war in die geöffnete Tür, gerade zwischen die Pfosten, ein Tisch geschoben, so daß man in das Zimmer nicht hineingehen konnte: dort lagen die in dem Verzeichnis enthaltenen, zu verauktionierenden Gegenstände. Links war ein anderes Zimmer, aber die Tür dazu war geschlossen, obwohl sie sich alle Augenblicke zu einem kleinen Spalt öffnete, durch den, wie man sehen konnte, jemand hindurchguckte, jedenfalls eines der zahlreichen Kinder der Frau Lebrecht, die sich natürlich während der Auktion recht unbehaglich fühlte. An dem Tisch, der in der Tür stand, saß, mit dem Gesicht nach dem Publikum zu, auf einem Stuhl der Herr Gerichtsvollzieher mit seinem Amtszeichen und hielt die Versteigerung ab. Als ich hinkam, war die Sache etwa zur Hälfte erledigt; ich drängte mich sogleich bis dicht an den Tisch heran. Es wurden gerade bronzene Leuchter ausbezogen. Ich begann, mir die ausgestellten Gegenstände anzusehen.

Ich sah sie mir an und mußte sogleich denken: ›Was kann ich hier eigentlich kaufen? Und was soll ich im Augenblick mit bronzenen Leuchtern anfangen, und werde ich mein Ziel erreichen, und muß man die Sache so angreifen, und wird meine Spekulation gelingen? Und ist nicht etwa meine ganze Spekulation kindisch?‹ Alles dies überlegte ich und wartete. Meine Empfindung glich der, die man am Spieltisch in dem Augenblick hat, wo man noch nicht auf eine Karte gesetzt hat, aber in der Absicht zu setzen herantreten ist; man sagt sich: ›Wenn ich will, setze ich, und wenn ich nicht will, gehe ich weg, – ich kann tun, was ich will.‹ Das Herz schlägt dann noch nicht heftig, fühlt aber eine leise Beklemmung und zuckt zusammen – eine nicht unangenehme Empfindung. Aber die Unschlüssigkeit wird einem bald peinlich, und es überkommt einen eine Art Blindheit: man streckt die Hand aus und ergreift eine Karte, aber ganz mechanisch, beinahe gegen den eigenen Willen, als ob einem ein anderer die Hand führte; endlich hat man sich entschlossen und setzt – und nun ist die Empfindung eine ganz andere, sehr starke. Ich schildere hier nicht, wie es auf Auktionen überhaupt

zugeht, sondern nur, wie mir zumute war: welcher andere Mensch kann auf einer Auktion Herzklopfen bekommen?

Es waren Leute da, die sich sehr aufregten; es waren solche da, die schwiegen und warteten; es waren solche da, die etwas kauften und den Kauf bereuten. Ich hatte ganz und gar kein Mitleid mit einem Herrn, der irrümlich, weil er nicht deutlich gehört hatte, ein neu-silbernes Milchännchen für ein silbernes gekauft und fünf Rubel statt zwei dafür bezahlt hatte; im Gegenteil, ich amüsierte mich sehr darüber. Der Gerichtsvollzieher brachte in die Reihenfolge der Gegenstände eine gewisse Abwechslung hinein: nach den Leuchtern kam ein Paar Ohrringe dran, nach den Ohrringen ein gesticktes Saffiankissen, nach diesem eine Schatulle, wahrscheinlich um der Buntheit willen oder um den Wünschen der Bieter entgegenzukommen. Ich konnte nicht zehn Minuten lang ruhig bleiben und wollte schon auf das Kissen bieten, dann auf die Schatulle, aber im entscheidenden Augenblick hielt ich mich doch jedesmal zurück: diese Gegenstände schienen mir doch gar zu unbrauchbar für mich. Endlich nahm der Gerichtsvollzieher ein Album in die Hand.

»Ein Familienalbum in rotem Saffian, etwas abgenutzt, mit Aquarell- und Tuschzeichnungen, in einem Futteral von geschnitztem Elfenbein mit silbernen Schließen - Preis zwei Rubel!«

Ich trat näher heran: das Ding sah sehr elegant aus, aber die Elfenbeinschnitzerei war an einer Stelle beschädigt. Ich war der einzige, der herangetreten war, um es anzusehen; alle schwiegen; ich hatte keinen Konkurrenten. Ich hätte das Album aus dem Futteral herausnehmen und die Schließen öffnen können, um es genauer zu besehen, aber ich übte mein Recht nicht aus, sondern machte nur mit zitternder Hand eine Bewegung: »Also, ganz egal.«

»Zwei Rubel und fünf Kopeken«, sagte ich. Ich glaube, mir klapperten wieder die Zähne.

Das Album verblieb mir. Ich zog sogleich mein Geld heraus, bezahlte, nahm das Album und ging damit in eine Ecke des Zimmers; dort nahm ich es aus dem Futteral heraus und begann, es mit fieberhafter Hast zu betrachten: abgesehen von dem Futteral war es der elendeste Schund von der Welt: ein kleines Album in der Größe eines Briefbogens von kleinem Format, dünn, mit abgeschueuertem Goldschnitt, genau von der Art, wie sie in älterer Zeit bei jungen Mädchen, die eben das Institut verlassen hatten, sehr häufig zu finden waren. Mit schwarzer Tusche und bunten Farben waren Tempel auf Bergen, Liebesgötter, ein Teich mit darauf schwimmenden Schwänen und dergleichen mehr gemalt; auch Verse waren da:

»Von Moskau und den Freunden scheiden
Für längre Zeit ist freilich schlimm.
Doch kann ich's leider nicht vermeiden;
Lebt wohl! Ich reise nach der Krim.«

(Es ist wirklich in meinem Gedächtnis haftengeblieben!) Ich kam zu der Überzeugung, daß ich »hereingefallen« war; wenn etwas für jemand unbrauchbar war, dann war es dieses Stück für mich.

»Nun, das schadet nichts!«, sagte ich mir. »Auf die erste Karte verliert man immer; das ist sogar ein gutes Vorzeichen.«

Meine Stimmung war entschieden vergnügt.

»Ach, da bin ich zu spät gekommen; Sie haben es? Haben Sie es ersteigert?« hörte ich plötzlich neben mir, einen Herrn sagen, der einen blauen Paletot trug, stattlich aussah und gut gekleidet war. Er war zu spät gekommen.

»Ich bin zu spät gekommen. Ach, wie schade! Wieviel haben Sie dafür gegeben?«

»Zwei Rubel und fünf Kopeken.«

»Ach, wie schade! Möchten Sie es mir nicht überlassen?«

»Kommen Sie mit hinaus!« flüsterte ich ihm mit stockendem Herzschlag zu.

Wir gingen hinaus auf die Treppe.

»Ich überlasse es Ihnen für zehn Rubel«, sagte ich und fühlte dabei, wie es mir kalt über den Rücken lief.

»Zehn Rubel! Aber ich bitte Sie, wie können Sie so etwas – sagen!«

»Ganz wie Sie wollen.«

Er sah mich mit weit aufgerissenen Augen an; ich war gut gekleidet und sah gar nicht einem Juden oder einem Trödler ähnlich.

»Erbarmen Sie sich, das ist doch ein elendes, altes Album; wer kann denn das brauchen? Auch das Futteral hat, genaugenommen, gar keinen Wert. Wer wird Ihnen denn das Ding abkaufen?«

»Sie wollen es ja doch kaufen.«

»Aber nur aus einem besonderen Grunde ich habe erst gestern davon erfahren; ich bin der einzige Interessent. Ich bitte Sie, was reden Sie!«

»Ich hätte fünfundzwanzig Rubel fordern sollen; aber da ich dann riskiert haben würde, daß Sie davon Abstand genommen hätten, habe ich sicherheitshalber nur zehn verlangt. Davon lasse ich nicht eine Kopeke ab.«

Ich drehte mich um und ging weg.

»Na, nehmen Sie vier Rubel!« sagte er, als er mich eingeholt hatte; ich war schon auf dem Hof. »Meinetwegen auch fünf.«

Ich schwieg und ging weiter.

»Hier! Nehmen Sie!« Er zog zehn Rubel heraus, und ich gab ihm das Album.

»Aber Sie müssen doch selbst sagen, daß das nicht ehrenhaft ist, wie?«

»Wieso soll das nicht ehrenhaft sein? So geht's eben auf dem Markt zu.«

»Wo ist hier ein Markt?« (Er wurde ärgerlich.)

»Wo Nachfrage ist, da ist auch ein Markt; hätten Sie es nicht kaufen wollen, so hätte ich keine vierzig Kopeken dafür bekommen.«

Ich brach zwar nicht in ein Gelächter aus und war äußerlich ernst, aber ich lachte innerlich. Ich lachte nicht eigentlich vor Entzücken; ich weiß selbst nicht weshalb. Ich kam dabei ordentlich ein bißchen außer Atem.

»Hören Sie mal«, murmelte ich ganz unbeherrscht, aber freundschaftlich und furchtbar liebenswürdig, »hören Sie mal: als der verstorbene James Rothschild, der Pariser, der, der siebzehnhundert Millionen Francs hinterlassen hat« (er nickte mit dem Kopf), »als der noch jung war und zufällig ein paar Stunden früher als alle andern von der Ermordung des Herzogs von Berry erfuhr, da gab er diese Nachricht sofort mit größter Schnelligkeit an die richtige Stelle weiter und verdiente durch diese eine Handlung in einem einzigen Augenblick mehrere Millionen – so machen das die Leute!«

»Sind Sie denn etwa ein Rothschild, wie?« schrie er mich empört an, als wenn ich ein Dummkopf wäre.

Ich ging schnell aus dem Hause hinaus. Auf einen Schlag hatte ich sieben Rubel und fünfundneunzig Kopeken verdient! Mein Verfahren war sinnlos gewesen, ein kindisches Spiel, das mußte ich zugeben, aber meine Idee war doch dadurch bestätigt worden, und die Sache regte mich mit Notwendigkeit sehr auf ... Übrigens hat es keinen Zweck, Gefühle zu schildern. Der Zehnrubelschein steckte in meiner Westentasche; ich schob zwei Finger hinein, um ihn zu befühlen, und ging so weiter, ohne die Hand wieder herauszuziehen. Als ich etwa hundert Schritt auf der Straße gegangen war, nahm ich ihn heraus, um ihn zu besehen, und wollte ihn küssen. Vor dem Portal eines Hauses fuhr auf einmal eine Kutsche vor; der Portier öffnete die Haustür, und heraus trat, um in die Kutsche zu steigen, eine junge, hübsche, üppige, reich in Samt und Seide gekleidete Dame mit einer zwei Arschin langen Schleppe. Plötzlich entglitt ihrer Hand eine allerliebste kleine Brieftasche und fiel auf die Erde; sie stieg ein; der Diener bückte sich, um das hübsche Ding aufzuheben, aber ich sprang schnell hinzu, hob es auf und händigte es der Dame ein, wobei ich den Hut lüftete. (Ich trug einen Zylinder und war überhaupt wie ein anständiger junger Mann gekleidet.) Die Dame sagte in gemessenem Ton, aber mit sehr freundlichem Lä-

cheln zu mir: »Merci, m'sieur.« Der Wagen rasselte davon. Ich küßte meinen Zehnrubelschein.

III

Ich mußte noch am gleichen Tage Jefim Swerjew aufsuchen, der früher auf dem Gymnasium mein Schulkamerad gewesen war, aber das Gymnasium verlassen hatte, um in Petersburg in eine höhere Fachschule einzutreten. Er selbst verdient keine nähere Beschreibung, und in eigentlich freundschaftlichen Beziehungen hatte ich mit ihm nicht gestanden; aber in Petersburg hatte ich ihn aufgesucht, weil er (infolge verschiedener Umstände, die auseinanderzusetzen sich ebenfalls nicht lohnt) imstande war, mir sogleich die Adresse eines für mich außerordentlich wichtigen Herrn Krafft mitzuteilen, sobald dieser aus Wilna zurückgekehrt sein würde. Swerjew erwartete ihn gerade an jenem oder am folgenden Tag, was er mich vor zwei Tagen hatte wissen lassen. Ich mußte nach der Petersburger Seite gehen, verspürte aber keine Müdigkeit.

Swerjew (er war ebenfalls neunzehn Jahre alt) traf ich auf dem Hof des Hauses seiner Tante, bei der er zur Zeit wohnte. Er hatte soeben zu Mittag gegessen und ging im Hof auf Stelzen; er teilte mir sofort mit, daß Krafft schon gestern angekommen und in seiner früheren Wohnung, eben dort auf der Petersburger Seite abgestiegen sei und selbst lebhaft wünsche, so bald wie möglich mit mir zusammenzukommen, um mir eine wichtige Mitteilung zu machen.

»Er muß wieder anderswohin reisen«, fügte Jefim hinzu.

Da eine Zusammenkunft mit Krafft unter den vorliegenden Umständen für mich von allergrößter Wichtigkeit war, bat ich Jefim, mich sogleich nach dessen Wohnung zuführen, die seiner Angabe nach nur ein paar Schritte entfernt in einer Seitengasse lag. Aber

Swerjew erklärte, er habe Krafft schon vor einer Stunde gesprochen und dieser sei zu Dergatschew gegangen.

»Gehen wir also zu Dergatschew; warum sträubst du dich immer dagegen; hast du Angst?«

In der Tat, es war möglich, daß Krafft sich bei Dergatschew sehr lange aufhielt, und wo sollte ich dann auf ihn warten? Vor einem Besuch bei Dergatschew hatte ich keine Angst, aber ich mochte nicht hingehen, obgleich dies schon das dritte Mal war, daß Jefim mich hinschleppen wollte. Und dabei begleitete er seine Frage: »Hast du Angst?« immer mit einem unangenehmen spöttischen Lächeln. Meinerseits lag, wie ich im voraus bemerke, keine Feigheit vor, und wenn ich mich davor fürchtete, so hatte das einen ganz andern Grund. Diesmal jedoch entschloß ich mich hinzugehen; es war ebenfalls nur ein paar Schritte weit entfernt. Unterwegs fragte ich Jefim, ob er immer noch an der Absicht, nach Amerika zu gehen, festhalte.

»Vielleicht warte ich damit noch«, antwortete er und lachte dabei ein wenig.

Ich mochte ihn nicht besonders gern, oder vielmehr: ich konnte ihn absolut nicht leiden. Er hatte sehr helles Haar und ein volles, gar zu weißes Gesicht, von einer geradezu unanständigen, kinderhaften Weiße; von Statur war er sogar größer als ich, aber doch konnte man ihn nur für siebzehnjährig halten. Gegenstände, über die ich mit ihm hätte sprechen können, gab es keine.

»Wie ist es denn dort? Triffst man da immer einen Haufen Menschen?« fragte ich, um mich vorher zu orientieren.

»Warum hast du denn immer solche Angst?« spottete er wieder.

»Scher dich zum Teufel mit deiner Angst!« erwiderte ich ärgerlich.

»Von einem Haufen Menschen kann nicht die Rede sein. Es kommen nur Bekannte hin, lauter Gesinnungsgenossen; du kannst ganz beruhigt sein.«

»Was kümmert das mich, ob es Gesinnungsgenossen sind oder nicht! Bin ich etwa da auch ein Gesinnungsgenosse? Was kann ihnen denn Vertrauen zu mir einflößen?«

»Ich bringe dich mit, das genügt. Sie haben schon von dir gehört. Auch Krafft kann über dich Auskunft geben.«

»Hör mal, wird Wassin da sein?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wenn er da ist, dann stoß mich doch an, gleich wenn wir hereinkommen, und zeig ihn mir; hörst du?«

Über Wassin hatte ich schon viel gehört und interessierte mich schon lange für ihn.

Dergatschew wohnte in einem kleinen Nebengebäude auf dem Hof eines Holzhauses, das einer Kaufmannsfrau gehörte, hatte aber dafür auch das Nebengebäude vollständig für sich. Es waren im ganzen drei saubere Zimmer. An allen vier Fenstern waren die Rolleaus heruntergelassen. Er war Techniker und hatte in Petersburg eine Anstellung; ich hatte flüchtig gehört, daß ihm eine vorteilhafte private Stellung in der Provinz angeboten sei und er sich schon zum Umzug anschicke.

Kaum hatten wir das winzige Vorzimmer betreten, als wir Stimmen vernahmen; es wurde, wie es schien, hitzig debattiert, und jemand rief: »Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat; quae ferrum non sanat, ignis sanat!«

Ich befand mich tatsächlich in einiger Unruhe. Allerdings war ich nicht an Gesellschaft gewöhnt, von welcher Art auch immer sie sein mochte. Auf dem Gymnasium hatte ich mich zwar mit den Kameraden geduzt; in freundschaftlichen Beziehungen jedoch hatte ich eigentlich fast mit keinem von ihnen gestanden; ich hatte mir gleichsam meinen Winkel geschaffen und in diesem Winkel gelebt. Aber das war es nicht, was mich besorgt machte. Auf jeden Fall nahm ich mir vor, mich nicht auf Debatten einzulassen und nur das Allernotwendigste zu sprechen, so daß niemand daraus über mich irgendwelche Schlüsse ziehen könne; die Hauptsache war: nicht zu debattieren.

In dem wirklich gar zu kleinen Zimmer befanden sich sieben Menschen, und mit den Damen zehn. Dergatschew war fünfundzwanzig Jahre alt und verheiratet. Seine Frau hatte eine Schwester und noch eine andere Verwandte; auch diese beiden wohnten bei Dergatschew. Das Zimmer war zwar etwas dürftig möbliert, aber doch ausreichend, und es war sogar sauber. An der Wand hing ein lithographiertes Porträt von sehr billiger Sorte und in der Ecke ein Heiligenbild ohne metallene Einfassung, aber mit einem brennenden Lämpchen davor. Dergatschew trat auf mich zu, drückte mir die Hand und bat mich, Platz zu nehmen.

»Setzen Sie sich, wir sind hier lauter gute Bekannte.«

»Seien Sie so freundlich!« fügte sofort eine recht hübsche, sehr bescheiden gekleidete junge Frau hinzu und ging dann mit einer leichten Verbeugung zu mir hin sogleich hinaus. Dies war seine Frau; wie

es schien, hatte sie sich an der Debatte beteiligt und ging jetzt hinaus, um ihr Kind zu nähren. Es blieben aber noch zwei Damen im Zimmer – die eine etwa zwanzigjährig, von sehr kleinem Wuchs, ebenfalls nicht häßlich, in schwarzem Kleid; die andere ungefähr dreißig Jahre alt, mager und mit scharfblickenden Augen. Beide saßen da, hörten eifrig zu, redeten aber nicht selbst mit.

Was die Männer anlangt, so standen sie sämtlich; es saßen außer mir nur Krafft und Wassin; diese beiden hatte mir Jefim sogleich gezeigt, da ich auch Krafft jetzt zum erstenmal im Leben sah. Ich stand auf und trat zu ihm heran, um mich mit ihm bekannt zu machen. Sein Gesicht werde ich nie vergessen: es wies keine besondere Schönheit auf, aber es lag darin außerordentlich viel Sanftmut und Zartgefühl, obgleich auch das Bewußtsein des eigenen Wertes darin stark zum Ausdruck kam. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, ziemlich hager, etwas mehr als mittelgroß, hatte helles Haar und ein ernsthaftes, aber weiches Gesicht; eine eigentümliche Stille lag in seinem ganzen Wesen. Hätte ich aber die Wahl gehabt, so hätte ich doch mein vielleicht sehr gewöhnliches Gesicht nicht mit seinem Gesicht, das mir so interessant schien, vertauschen wollen. Es lag in seinem Gesicht etwas, was ich in meinem nicht hätte haben mögen, etwas gar zu Ruhiges in geistigem Sinne, eine Art von geheimem, unbewußtem Stolz. Übrigens kann ich wahrscheinlich damals nicht buchstäblich so geurteilt haben; es scheint mir jetzt nur so, daß ich damals so urteilte, jetzt, das heißt nach dem Ereignis.

»Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind«, sagte Krafft. »Ich habe einen Brief, der Sie angeht. Wir wollen hier noch ein Weilchen sitzen, und dann lassen Sie uns zu mir gehen.«

Dergatschew war von mittlerer Größe, breitschultrig, kräftig, brünett und trug einen großen Bart; in seinem Blick lag eine schnelle Auffassungsgabe und in seinem ganzen Wesen eine große Zurück-

haltung, eine gewisse stete Behutsamkeit; obgleich er meist schwieg, war er doch offenbar derjenige, der das Gespräch leitete. Wassins Physiognomie machte mir keinen starken Eindruck, obgleich ich über ihn gehört hatte, daß er ein außerordentlich kluger Mensch sei: er war blond, hatte große, hellgraue Augen, ein sehr offenes Gesicht, in dem aber gleichzeitig eine außerordentliche Festigkeit ausgeprägt war; man konnte sich vorher sagen, daß er wohl sehr wenig mittheilsam war, aber sein Blick war klug, klüger als der Dergatschews, tiefer und klüger als der aller im Zimmer Anwesenden; indes übertreibe ich vielleicht jetzt alles. Von den übrigen erinnere ich mich nur noch an zwei Persönlichkeiten aus dieser ganzen jugendlichen Gesellschaft: der eine war ein hochgewachsener Mann mit bräunlichem Teint und schwarzem Backenbart; er redete viel, mochte etwa siebenundzwanzig Jahre alt sein und war wohl Lehrer oder so etwas Ähnliches, und dann war da noch ein junger Bursche in meinem Alter, in einem altrussischen Überrock, mit faltigem Gesicht; er verhielt sich schweigsam und hörte nur zu. Später erfuhr ich, daß er ein Bauer war.

»Nein, das darf man nicht behaupten«, begann, offenbar in Fortsetzung der vorherigen Debatte, der Lehrer mit dem schwarzen Backenbart, der hitzigste von allen. »Von mathematisch zwingenden Beweisen will ich gar nicht reden, aber diese Idee, die ich auch ohne mathematisch zwingende Beweise zu glauben bereit bin ...«

»Warte einen Augenblick, Tichomirow!« unterbrach ihn Dergatschew laut. »Die soeben eingetretenen Herren können das nicht verstehen. Sehen Sie, dies hier«, wandte er sich plötzlich an mich allein (und ich muß gestehen, wenn er beabsichtigte, mir als einem Neuling auf den Zahn zu fühlen oder mich zum Sprechen zu bringen, so war das ein sehr geschicktes Verfahren; ich merkte das sofort und bereitete mich vor), »sehen Sie, dies hier ist Herr Krafft, der uns allen durch die Festigkeit seines Charakters und seiner Ansichten

schon hinreichend bekannt ist. Er ist infolge einer sehr gewöhnlichen Tatsache zu einer sehr ungewöhnlichen Schlußfolgerung gelangt, durch die er uns alle in Erstaunen versetzt hat. Sein Resultat ist, daß das russische Volk ein Volk zweiten Ranges sei ...«

»Dritten Ranges«, rief jemand.

»... zweiten Ranges sei, das dazu prädestiniert sei, als Material für einen edleren Volksstamm zu dienen, nicht aber eine eigene selbständige Rolle in den Geschicken der Menschheit zu spielen. Auf Grund dieses seines vielleicht richtigen Schlusses ist Herr Krafft zu der weiteren Folgerung gelangt, daß durch diese Idee jede fernere Tätigkeit eines jeden Russen gelähmt werden müsse, daß alle sozusagen die Arme müßten sinken lassen und ...«

»Erlaube mal, Dergatschew, das kann man nicht so behaupten«, fiel Tichomirow wieder ungeduldig ein, und Dergatschew überließ ihm sofort das Wort. »In Anbetracht dessen, daß Krafft ernste Studien gemacht, seine Schlüsse, denen er eine mathematische Sicherheit zuerkennt, auf physiologischen Tatsachen aufgebaut und vielleicht zwei Jahre auf seine Idee verwandt hat (die ich in aller Seelenruhe a priori annehmen würde), in Anbetracht dessen, das heißt in Anbetracht der ernststen seelischen Erregung Kraffts, stellt sich diese Sache geradezu als ein Phänomen dar. Aus alledem resultiert eine Frage, die Krafft nicht verstehen kann, und eben mit dieser müssen wir uns beschäftigen, das heißt mit Kraffts Verständnislosigkeit, denn das ist das Phänomen. Es muß entschieden werden, ob dieses Phänomen als Einzelfall in die Klinik gehört oder eine Eigenschaft ist, die sich bei anderen auf normalem Wege wiederholen kann; das ist interessant im Hinblick auf die gemeinsame Sache. Kraffts Ansicht über Rußland halte ich für richtig und möchte sogar sagen, daß ich mich darüber freue; wenn sich, alle diese Ansicht zu eigen machten,

so würde sie vielen die Hände losbinden und sie von patriotischen Vorurteilen befreien ...«

»Ich habe mich dabei nicht von Patriotismus leiten lassen«, sagte Krafft wie mit Überwindung. Alle diese Debatten schienen ihm unangenehm zu sein.

»Patriotismus oder nicht, das kann man beiseite lassen«, bemerkte der sehr schweigsame Wassin.

»Aber sagen Sie nur, inwiefern könnte denn Kraffts Schlußfolgerung den Eifer für die Sache der ganzen Menschheit abschwächen?« schrie der Lehrer (er war der einzige, welcher schrie; alle übrigen sprachen leise). »Mag auch Rußland zu einer Stellung zweiten Ranges verurteilt sein; man kann doch auch noch andere Arbeit leisten als nur für Rußland. Und außerdem, wie kann denn Krafft ein Patriot sein, wenn er nicht mehr an Rußland glaubt?«

»Dafür ist er eben ein Deutscher«, ließ sich wieder eine Stimme vernehmen.

»Ich bin Russe«, sagte Krafft.

»Das ist eine Frage, die nicht in direkter Beziehung zur Sache steht«, bemerkte Dergatschew auf den Zwischenruf.

»Treten Sie aus der Enge Ihrer Idee heraus«, fuhr Tichomirow, ohne auf etwas hinzuhören, fort. »Wenn Rußland nur Material für edlere Volksstämme ist, warum soll es dann nicht als solches Material dienen? Das ist doch eine ganz achtbare Rolle. Warum soll man sich im Hinblick auf die Erweiterung der Aufgaben nicht mit dieser Idee zufriedengeben? Die Menschheit steht am Vorabend ihrer Wiedergeburt, die bereits begonnen hat. Nur Blinde können die uns bevor-

stehende Aufgabe ableugnen. Laßt Rußland fahren, wenn ihr an seine Zukunft nicht mehr glaubt, und arbeitet für ein zukünftiges, für ein noch unbekanntes Volk, das aber aus der ganzen Menschheit ohne Unterschied der Volksstämme bestehen wird. Auch ohne das würde Rußland irgendwann sterben; die Völker, selbst die begabtesten, leben nur anderthalb, höchstens zwei Jahrtausende; ist es da nicht ganz gleich, ob es zweitausend oder zweihundert Jahre sind? Die Römer haben nicht einmal anderthalb Jahrtausende wahrhaft gelebt und sich dann ebenfalls in Material verwandelt. Sie existieren schon längst nicht mehr, aber sie haben eine Idee hinterlassen, die als Element des Künftigen in die Geschicke der Menschheit eingegangen ist. Wie kann jemand nur sagen, es sei zwecklos, etwas zu tun! Ich kann mir keine Situation vorstellen, in der es jemals zwecklos wäre, etwas zu tun! Arbeitet für die Menschheit und macht euch um alles übrige keine Sorgen! Arbeit gibt es so viel, daß unser ganzes Leben dazu nicht ausreicht, wenn man sich nur aufmerksam umsieht.«

»Man muß nach dem Gesetz der Natur und der Wahrheit leben«, sagte hinter der Tür Frau Dergatschewa. Die Tür war ein wenig geöffnet, und man konnte sehen, daß sie, das Kind an der Brust haltend, mit zugedeckter Brust dastand und eifrig zuhörte.

Krafft hatte alles mit leisem Lächeln angehört und sagte nun endlich mit etwas gequältem Gesichtsausdruck, aber mit voller Aufrichtigkeit:

»Ich verstehe nicht, wie jemand, der unter der Einwirkung eines beherrschenden Gedankens steht, dem sich Verstand und Herz völlig unterordnen, wie ein solcher für irgend etwas außerhalb dieses Gedankens Liegendes leben kann.«

»Aber wenn man Ihnen logisch und mathematisch beweist, daß Ihr Schluß irrig ist, daß der ganze Gedanke irrig ist, daß Sie nicht das geringste Recht haben, sich von der gemeinsamen nützlichen Tätigkeit nur deswegen auszuschließen, weil Rußland zu einer Stellung zweiten Ranges prädestiniert ist; wenn man Ihnen zeigt, daß sich Ihnen statt des engen Horizonts die Unendlichkeit erschließt, daß statt der engen Idee des Patriotismus ...«

»Ach!« unterbrach ihn Krafft mit einer leise abwehrenden Handbewegung, »ich habe Ihnen ja gesagt, daß es sich dabei nicht um Patriotismus handelt.«

»Hier liegt offenbar ein Mißverständnis vor«, mischte sich plötzlich Wassin in das Gespräch. »Der Fehler besteht darin, daß Kraffts Schluß nicht lediglich ein logischer Schluß ist, sondern sozusagen ein Schluß, der sich in ein Gefühl verwandelt hat. Nicht alle Naturen sind von gleicher Art; bei vielen Menschen verwandelt sich ein logischer Schluß manchmal in ein sehr starkes Gefühl, welches das ganze Wesen ergreift und welches zu vertreiben oder umzugestalten sehr schwer ist. Will man einen solchen Menschen kurieren, so muß man in einem derartigen Fall das Gefühl selbst verändern, was nur dadurch möglich ist, daß man es durch ein anderes, gleich starkes ersetzt. Das ist immer schwer und in vielen Fällen unmöglich.«

»Ein Irrtum!« schrie der streitsüchtige Opponent. »Ein logischer Schluß vertreibt ohne weiteres die vorgefaßten Meinungen. Die verstandesmäßige Überzeugung gebiert das entsprechende Gefühl. Der Gedanke geht aus dem Gefühl hervor und formuliert seinerseits, sobald er sich im Menschen festgesetzt hat, ein neues!«

»Die Menschen sind sehr verschiedenartig: die einen wechseln ihre Gefühle leicht, die andern schwer«, antwortete Wassin in einem

Ton, als wünsche er die Debatte nicht weiter fortzusetzen; aber ich war entzückt von seinem Gedanken.

»Es verhält sich genauso, wie Sie gesagt haben!« Mit diesen Worten wandte ich mich auf einmal an ihn; das Eis des Schweigens war bei mir gebrochen, und ich begann plötzlich zu reden. »Ganz richtig, an Stelle des einen Gefühles muß man ein anderes hervorrufen, um das erstere zu ersetzen. In Moskau lebte vor vier Jahren ein General ... Sehen Sie, meine Herren, ich habe ihn nicht gekannt, aber ... Vielleicht konnte er auch durch seine Persönlichkeit keine besondere Hochachtung erwecken ... Und außerdem konnte auch sein Verhalten selbst unverständlich erscheinen, aber ... Also, sehen Sie, es starb ihm ein kleines Kind, das heißt, eigentlich zwei kleine Mädchen, eins nach dem anderen, am Scharlach ... Und was sagen Sie dazu: das schmetterte ihn so nieder, daß er sich ganz seiner Traurigkeit überließ, dermaßen, daß es gar nicht anzusehen war, – und es endete damit, daß er starb, ein halbes Jahr darauf. Daß dies die Ursache seines Todes war, steht fest! Wodurch hätte man ihn also wieder aufrichten können? Antwort: durch ein gleich starkes Gefühl! Man hätte diese beiden kleinen Mädchen aus dem Grab herausholen und ihm wiedergeben müssen – das war das Ganze; das heißt, so etwas Ähnliches hätte man tun müssen. So starb er denn. Und dabei hätte man ihm die schönsten Schlüsse vorführen können: daß das Leben schnell vergeht und daß alle Menschen sterblich sind, und man hätte ihm aus dem Kalender die statistischen Angaben vor Augen halten können, wie viele Kinder am Scharlach sterben ... Er war pensioniert ...«

Ganz außer Atem hielt ich inne und sah mich rings um.

»Das gehört gar nicht hierher«, sagte jemand.

»Der von Ihnen angeführte Vorgang ist zwar mit dem vorliegenden Fall nicht gleichartig, hat aber doch einige Ähnlichkeit mit ihm und trägt zum besseren Verständnis der Sache bei«, sagte Wassin, sich zu mir wendend.

IV

Hier muß ich bekennen, warum ich über Wassins Argument von der zum Gefühl werdenden Idee so entzückt war, und zugleich muß ich bekennen, daß ich mich furchtbar schämte. Ja, ich hatte Angst gehabt, zu Dergatschew zu gehen, wenn auch nicht aus dem Grund, welchen Jefim vermutete. Ich hatte deswegen Angst gehabt, weil ich mich schon in Moskau vor ihnen gefürchtet hatte. Ich wußte, daß sie (das heißt sie oder andere Menschen in ihrer Art; welche, ist dabei gleichgültig), daß sie Dialektiker waren und am Ende »meine Idee« zertrümmern würden. Ich hatte zu mir selbst das feste Vertrauen, daß ich ihnen meine Idee nicht verraten und nicht mitteilen würde; aber sie (das heißt wieder sie oder Leute von ihrer Art) konnten mir von sich aus etwas sagen, durch das ich, ohne ein Wort von meiner Idee gesagt zu haben, sie doch enttäuscht fallenlassen würde. In »meiner Idee« gab es Fragen, die ich nicht gelöst hatte, von denen ich aber nicht wollte, daß sie ein anderer als ich löste. In den letzten zwei Jahren hatte ich sogar aufgehört, Bücher zu lesen, aus Furcht, in ihnen auf eine Stelle zu stoßen die der »Idee« widersprechen und mich unsicher machen könnte. Und nun hatte Wassin auf einmal die Aufgabe gelöst und mich in höchstem Maße beruhigt. In der Tat, wovor hatte ich mich denn gefürchtet, und was konnten sie mir mit all ihrer Dialektik anhaben? Ich war vielleicht der einzige von ihnen, der verstand, was Wassin eigentlich mit der zum Gefühl werdenden Idee gemeint hatte! Es reicht nicht aus, daß man eine schöne Idee widerlegt; man muß sie durch eine andere,

gleich starke schöne Idee ersetzen; andernfalls werde ich, da ich mich unter keinen Umständen von meinem Gefühl zu trennen wünsche, in meinem Herzen die Widerlegung widerlegen, wenn auch mit Gewalt; mögen sie sagen, was sie wollen. Und was könnten sie mir als Ersatz geben? Deshalb hätte ich mutiger sein können; ich war dazu verpflichtet, mannhafter zu sein. Während ich über Wasin in Entzücken geriet, ergriff mich ein Gefühl der Beschämung, und ich hatte die Empfindung, daß ich noch ein unwürdiges Kind sei.

Fs kam noch ein anderer Grund zum Schämen hinzu. Nicht nur der häßliche Wunsch, mit meinem Verstand zu prahlen, hatte mich veranlaßt, mein Schweigen zu brechen und das Wort zu ergreifen, sondern auch das Verlangen, mich ihnen »an den Hals zu werfen«. Dieses mein Verlangen, mich anderen Leuten an den Hals zu werfen, damit sie mich für einen guten, braven Menschen halten und in ihre Arme schließen möchten und dergleichen mehr (kurz gesagt: eine Schweinerei), dieses Verlangen halte ich für die widerwärtigste all der Eigenschaften, deren ich mich zu schämen habe, und ich hatte ihr Vorhandensein in mir schon längst vermutet und sie namentlich auf das zurückgezogene Leben zurückgeführt, das ich so viele Jahre geführt hatte, obwohl ich es nicht bereue. Ich war mir bewußt, daß ich unter Menschen mehr finsternen Ernst zeigen mußte. Jedesmal, wenn ich mich in schmähhlicher Weise hatte gehenlassen, tröstete mich nur das eine, daß ich doch die »Idee« bei mir behalten, sie immer noch als Geheimnis bewahrt und ihnen nicht verraten hatte. Mit Herzensbeklemmung stellte ich mir manchmal vor, daß, wenn ich jemanden etwas von meiner Idee wissen ließe, mir dann auf einmal nichts Eigenes mehr bleiben würde, so daß ich ebenso ein Mensch wie alle werden und vielleicht sogar die Idee aufgeben würde; und deshalb hütete und bewahrte ich sie ängstlich und zitterte davor, ins Schwatzen zu kommen. Und nun hatte ich bei Dergatschew gleich beim ersten Zusammentreffen mich nicht beherrschen können; ich hatte allerdings nichts verraten, aber doch

in unverzeihlicher Weise geschwätzt; ich mußte mich in tiefster Seele schämen. Eine widerwärtige Erinnerung! Nein, ich kann nicht unter Menschen leben; das ist auch jetzt noch meine Ansicht; das sage ich für vierzig Jahre im voraus. Meine Idee ist die Zurückgezogenheit.

V

Kaum hatte mich Wassin gelobt, da ergriff mich auch ein unwiderstehliches Verlangen zu reden.

»Meiner Ansicht nach ist ein jeder berechtigt, seine Gefühle zu haben ... wenn sie seiner Überzeugung entsprechen ... und es darf ihm niemand deswegen Vorwürfe machen«, sagte ich, zu Wassin gewandt. Ich sprach zwar recht gewandt, aber als wäre nicht ich der Redende, als bewegte sich in meinem Munde eine fremde Zunge.

»So-o-o!« fiel sogleich mit ironischer Dehnung jene selbe Stimme ein, die vorher den redenden Dergatschew unterbrochen und Krafft zugerufen hatte, daß er ein Deutscher sei. Da ich den Betreffenden für ein ganz wertloses Subjekt hielt, wandte ich mich an den Lehrer, als wäre er der Zwischenruf er gewesen.

»Es ist mein Prinzip, über niemand den Stab zu brechen«, sagte ich zitternd; ich wußte schon vorher, daß ich jetzt in Fahrt kommen würde.

»Warum denn so geheimnisvoll?« ließ sich wieder die Stimme des wertlosen Subjekts vernehmen.

»Jeder hat seine Idee«, fuhr ich fort, indem ich dem Lehrer starr ins Gesicht blickte, der seinerseits schwieg und mich lächelnd ansah.

»Was haben Sie denn für eine?« rief das wertlose Subjekt.

»Das auseinanderzusetzen, würde zu lange dauern ... Ein Teil meiner Idee besteht eben darin, daß ich in Ruhe gelassen sein möchte. Solange ich noch zwei Rubel besitze, will ich mein eigener Herr sein und von niemand abhängen (beunruhigen Sie sich nicht, ich kenne Ihre Erwiderung) und nichts tun, nicht einmal für jene große künftige Menschheit, für die zu arbeiten Herr Krafft aufgefordert worden ist. Die persönliche Freiheit, das heißt meine eigene, geht mir über alles, und weiter will ich von nichts wissen.«

Mein Fehler war, daß ich hitzig wurde.

»Also predigen Sie die Ruhe einer satten Kuh als Ideal?«

»Meinetwegen. Eine Kuh tut niemandem etwas zuleide. Ich bin niemandem etwas schuldig; ich bezahle der menschlichen Gesellschaft Geld in Form von Steuern, damit ich nicht bestohlen, durchgeprügelt oder totgeschlagen werde; aber weiter hat niemand etwas von mir zu verlangen. Vielleicht habe ich persönlich auch noch andere Ideen und will der Menschheit dienen und werde es tun und werde es vielleicht in zehnmal so großem Maße tun als alle diese Prediger, aber ich will nicht, daß das jemand von mir *fordert*, mich dazu zu zwingen versucht wie Herrn Krafft; ich will meine volle Freiheit haben, auch wenn ich keinen Finger rühre. Aber herumzulaufen und sich allen Leuten aus Menschenliebe an den Hals zu hängen und in Rührungstränen zu zerfließen, das ist nur Modesache. Ja, warum soll ich denn durchaus meinen Nächsten lieben oder Ihre zukünftige Menschheit, die ich nie zu sehen bekommen werde, die von mir nichts wissen wird und die ihrerseits,

ohne eine Spur oder eine Erinnerung von sich zu hinterlassen, vermodern wird (auf die Zeit kommt es dabei nicht an), sobald die Erde sich in einen eiskalten Stein verwandelt haben und im luftleeren Raum mit der unendlichen Vielzahl ebensolcher eiskalter Steine umherfliegen wird, also das Sinnloseste, was man sich überhaupt vorstellen kann! Da haben Sie Ihre Lehre! Sagen Sie doch, warum soll ich denn unbedingt edel sein, noch dazu, wenn alles doch nur eine kurze Spanne Zeit dauert?«

»So was!« rief die Stimme. Ich hatte das alles nervös und zornig hervorgestoßen und gleichsam alle Stricke, die mich hielten, zerrissen. Ich wußte, daß ich in eine Grube fallen würde, aber ich stürmte vorwärts aus Furcht vor Entgegnungen. Ich fühlte nur zu gut, daß ich meine Gedanken unzusammenhängend wie durch ein Sieb herausschüttete und vom Hundertsten in das Tausendste kam, aber ich hatte es sehr eilig: ich wollte sie überzeugen und besiegen. Das war für mich von der größten Wichtigkeit! Drei Jahre lang hatte ich mich darauf vorbereitet! Aber merkwürdig: sie waren auf einmal still geworden, redeten kein Wort, sondern hörten alle nur zu. Ich sprach, immer zu dem Lehrer gewandt, weiter.

»Ja, gewiß. Ein besonders kluger Mann hat unter anderm gesagt, nichts sei schwieriger als die Beantwortung der Frage, warum man denn durchaus ein edler Mensch sein müsse. Sehen Sie, es gibt drei Arten von Schuften auf der Welt: die naiven Schufte, das heißt diejenigen, die davon überzeugt sind, daß ihre Schuftigkeit der höchste Edelmut ist; die verschämten Schufte, das heißt solche, die sich ihrer eigenen Schuftigkeit schämen, aber dabei fest entschlossen sind, bei ihr bis zum Ende zu verharren; und endlich Schufte schlechthin, Vollblut-Schufte. Erlauben Sie mir ein Beispiel: ich hatte einen Schulkameraden namens Lambert, der mir schon im Alter von sechzehn Jahren sagte; wenn er einmal reich sein würde, so würde es für ihn der größte Genuß sein, Hunde mit Brot und

Fleisch zu füttern, während die Kinder armer Leute vor Hunger umkämen, und wenn diese kein Heizmaterial hätten, würde er einen ganzen Holzhof kaufen, das Holz auf dem Feld aufschichten und anzünden und so das freie Feld heizen, den Armen aber würde er auch nicht ein Scheit geben. Das war seine Denkweise! Und nun sagen Sie mir: was soll ich diesem Vollblut-Schuft auf die Frage antworten, warum er durchaus ein edler Mensch seih müsse? Und besonders jetzt, in unserer Zeit, die Sie so verhunzt haben; denn schlechter, als es jetzt ist, ist es niemals gewesen. Klarheit ist in unserer Gesellschaftsordnung wahrhaftig nicht zu finden, meine Herren. Sie leugnen ja die Existenz Gottes. Sie leugnen alle edlen Taten, wie kann mich da taube, blinde, stumpfe Trägheit veranlassen, edel zu handeln, wenn das Gegenteil für mich vorteilhafter ist? Sie sagen, ein vernunftgemäßes Verhältnis zur Menschheit sei auch mein eigener Vorteil; aber wenn ich nun dieses ganze vernunftgemäße Wesen, alle diese Kasernen und Phalangen für unvernünftig halte? Zum Teufel, was scheren mich sie und die Zukunft, wenn ich doch nur einmal auf der Welt lebe! Gestatten Sie, daß ich über meinen Vorteil selbst urteile: das ist vergnüglicher. Was kümmert es mich, wie es nach tausend Jahren mit dieser Ihrer Menschheit aussehen wird, wenn ich Ihrem Kodex zufolge für meine edlen Taten weder Liebe noch ein zukünftiges Leben, noch irgendwelche Anerkennung zu erwarten habe? Nein, wenn es so steht, dann werde ich höchst unverfroren für mich allein leben, und mögen meinewegen alle andern zugrunde gehen!«

»Ein vortrefflicher Wunsch!«

»Übrigens bin ich immer bereit, mit zugrunde zu gehen.«

»Um so besser!« (Das war immer dieselbe Stimme.)

Alle übrigen blieben stumm; alle sahen mich an und musterten mich prüfend; aber allmählich wurde von verschiedenen Seiten des Zimmers her ein Kichern vernehmbar; es war noch leise, aber alle kicherten mir gerade ins Gesicht. Wassin und Krafft waren die einzigen, die nicht kicherten. Der Herr mit dem schwarzen Backenbart lächelte gleichfalls; er blickte mir starr ins Gesicht und hörte zu.

»Meine Herren«, sagte ich, am ganzen Leibe zitternd, »ich werde Ihnen meine Idee um keinen Preis mitteilen; ich frage Sie vielmehr von Ihrem eigenen Gesichtspunkt aus – glauben Sie nicht, daß ich Sie von dem meinigen aus frage, denn ich liebe die Menschheit vielleicht tausendmal mehr, als Sie alle zusammen es tun! Sagen Sie mir – und Sie sind jetzt unbedingt dazu verpflichtet, mir zu antworten, Sie sind dazu verpflichtet, denn Sie lachen über mich –, sagen Sie mir: wodurch wollen Sie mich verlocken, auf Ihre Seite zu treten? Sagen Sie mir: wodurch wollen Sie mir beweisen, daß es bei Ihnen besser sein wird? Wie werden Sie den Protest behandeln, den meine Persönlichkeit in Ihrer Kaserne erheben wird? Ich habe längst gewünscht, mit Ihnen zusammenzukommen, meine Herren! Bei Ihnen wird es Kasernen geben, gemeinsame Wohnungen, le strict nécessaire, Atheismus und Weibergemeinschaft ohne Kinder: darauf wollen Sie hinaus, das weiß ich ja. Und dafür, für dieses winzige Maß mittelmäßiger Annehmlichkeit, das Ihre vernunftgemäße Einrichtung mir garantiert, dafür, daß ich mich satt essen kann und im Winter nicht friere, dafür nehmen Sie mir meine ganze Persönlichkeit weg! Erlauben Sie mir, ein Beispiel anzuführen: es nimmt mir jemand dort meine Frau weg; wollen Sie mich dann meiner Persönlichkeit entkleiden, damit ich meinem Gegner nicht den Schädel einschlage? Sie werden sagen, ich würde dann von selbst vernünftiger werden; aber die Frau, was wird die denn von einem solchen vernünftigen Mann sagen, wenn sie auch nur eine Spur von Selbstachtung besitzt? Das ist ja unnatürlich; Sie sollten sich schämen!«

»Sie sind wohl, was die Frauen betrifft, Spezialist?« erscholl in schadenfrohem Ton die Stimme des wertlosen Subjekts.

Einen Augenblick lang dachte ich daran, mich auf diesen Menschen zu stürzen und ihn mit den Fäusten zu bearbeiten. Er war von kleinem Wuchs, rothaarig und sommersprossig ... aber hol der Teufel sein Äußeres!

»Beruhigen Sie sich; ich habe noch niemals eine Frau gekannt«, erwiderte ich scharf, indem ich mich zum erstenmal an ihn wandte.

»Eine wertvolle Mitteilung; nur hätte sie mit Rücksicht auf die Damen in feinerer Form gemacht werden sollen!«

Aber nun gerieten alle in lebhaftere Bewegung; alle suchten ihre Hüte und wollten fortgehen, allerdings nicht um meinetwillen, sondern weil es Zeit war; aber dieses schweigsame Verhalten mir gegenüber war für mich doch sehr niederdrückend und beschämend. Ich sprang ebenfalls auf.

»Gestatten Sie aber die Frage nach Ihrem Namen: Sie haben mich fortwährend angesehen«, sagte der Lehrer, indem er mit einem niederträchtigen Lächeln zu mir trat.

»Dolgorukij.«

»Fürst Dolgorukij?«

»Nein, einfach Dolgorukij, Sohn des früheren Leibeigenen Makar Dolgorukij und illegitimer Sohn meines früheren Gutsherrn, des Herrn Wersilow. Beunruhigen Sie sich nicht, meine Herren; ich sage das ganz und gar nicht, damit Sie mir deswegen sogleich um

den Hals fallen und wir alle wie die Kälber vor Rührung zu brüllen anfangen!»

Mit einemmal erscholl eine laute, höchst ungenierte Lachsalve, so daß das kleine Kind hinter der Tür, das eingeschlafen war, aufwachte und zu schreien anfang. Ich zitterte vor Wut. Alle drückten Dergatschew die Hand und gingen hinaus, ohne mir die geringste Beachtung zu schenken.

»Kommen Sie!« sagte Krafft, indem er mich anstieß.

Ich trat zu Dergatschew hin, drückte ihm die Hand, so stark ich konnte, und schüttelte sie ihm mehrmals, ebenfalls so stark ich konnte.

»Nehmen Sie es nicht übel, daß Kudrjumow« (so hieß der Rothaari-ge) »Sie fortwährend beleidigt hat«, sagte Dergatschew zu mir.

Ich folgte Krafft. Ich empfand nicht die Spur von Beschämung.

VI

Natürlich ist zwischen dem Menschen, der ich jetzt bin, und dem, der ich damals war, ein unermeßlicher Unterschied.

Immer noch ohne eine Spur von Beschämung zu empfinden, holte ich auf der Treppe Wassin ein. Ich ließ Krafft wie eine Persönlichkeit zweiten Ranges vorausgehen und fragte Wassin mit der harmlosesten Miene, als wäre nichts geschehen:

»Sie kennen, glaube ich, meinen Vater, ich meine Wersilow?«

»Eigentlich bekannt bin ich mit ihm nicht«, antwortete Wassin sofort (und ohne den geringsten Beiklang jener beleidigenden, raffinierten Höflichkeit, deren sich zartfühlende Leute zu bedienen pflegen, wenn sie zu jemand sprechen, der sich soeben blamiert hat), »aber ich kenne ihn einigermaßen; ich bin mit ihm zusammengetroffen und habe ihn reden hören.«

»Wenn Sie ihn haben reden hören, dann kennen Sie ihn natürlich auch, denn Sie sind eben Sie! Wie denken Sie über ihn? Verzeihen Sie die plötzliche Frage, aber es liegt mir daran, es zu wissen. Gerade wie Sie über ihn denken, speziell Ihre Meinung zu hören, ist für mich eine dringende Notwendigkeit.«

»Da fragen Sie mich viel auf einmal. Ich halte ihn für einen Menschen, der fähig ist, gewaltige Ansprüche an sich zu stellen und sie vielleicht auch zu erfüllen, der aber niemandem über sein Tun Rechenschaft ablegen mag.«

»Das ist richtig, das ist sehr richtig; er ist ein sehr stolzer Mensch! Aber ist er auch ein reiner Mensch? Sagen Sie, wie denken Sie über seinen Katholizismus? Aber ich habe nicht daran gedacht, daß es Ihnen vielleicht unbekannt ist ...«

Wenn ich nicht so aufgeregt gewesen wäre, hätte ich ihn nicht so ohne weiteres mit solchen Fragen überschüttet, einen Menschen, mit dem ich noch nie gesprochen, sondern über den ich nur einiges gehört hatte. Ich wunderte mich darüber, daß Wassin mein verrücktes Benehmen nicht zu bemerken schien!

»Auch davon habe ich etwas gehört, weiß aber nicht, inwieweit die Nachricht zuverlässig ist«, antwortete er mit derselben Ruhe und Schlichtheit wie vorher.

»Es ist eine grobe Unwahrheit! Man dichtet ihm das nur an! Meinen Sie denn, daß er an Gott glauben kann?«

»Er ist ein sehr stolzer Mensch, wie Sie soeben selbst gesagt haben; viele sehr stolze Menschen lieben es aber, an Gott zu glauben, besonders solche, die gegenüber ihren Mitmenschen eine gewisse Geringschätzung empfinden. Viele starke Menschen haben, wie es scheint, ein natürliches Bedürfnis, irgend jemand oder irgend etwas zu finden, wovor sie sich beugen können. Für einen starken Menschen ist es manchmal sehr schwer, seine Stärke zu ertragen.«

»Hören Sie, das ist sicherlich außerordentlich wahr!« rief ich wieder. »Ich möchte nur gern verstehen, warum ...«

»Der Grund ist ja klar: sie wählen Gott, um sich nicht vor Menschen zu beugen; natürlich haben sie selbst von diesem psychologischen Vorgang keine Kenntnis: sich vor Gott zu beugen, ist nicht so demütigend. Aus ihnen werden die eifrigsten Gläubigen – richtiger gesagt, diejenigen, die den eifrigsten Wunsch zu glauben haben; aber diesen Wunsch halten sie für den Glauben selbst. Gerade von ihnen empfinden schließlich nicht wenige ein Gefühl der Enttäuschung. Von Herrn Wersilow glaube ich, daß eine große Aufrichtigkeit ein besonderer Zug seines Charakters ist. Er hat überhaupt mein Interesse erregt.«

»Wassin!« rief ich, »Sie machen mir eine große Freude! Ich bin nicht über Ihren Verstand erstaunt, sondern darüber, wie Sie, ein so herrlicher und so unermeßlich hoch über mir stehender Mann, mit

mir gehen und so schlicht und freundlich mit mir reden mögen, als ob nichts vorgefallen wäre!«

Wassin lächelte.

»Sie loben mich denn doch zu sehr, und vorgefallen ist doch weiter nichts, als daß Sie eine zu große Neigung zu abstrakten Gesprächen bekundet haben. Wahrscheinlich haben Sie vorher sehr lange geschwiegen.«

»Ich habe drei Jahre lang geschwiegen und mich drei Jahre lang auf das Reden vorbereitet ... Als Dummkopf konnte ich Ihnen natürlich nicht erscheinen, weil Sie selbst so überaus klug sind, obwohl es unmöglich war, sich dümmer zu benehmen, als ich es getan habe, aber für einen Schuft konnten Sie mich halten.«

»Für einen Schuft?«

»Ja, gewiß! Sagen Sie, verachten Sie mich nicht im stillen deswegen, weil ich gesagt habe, ich sei ein illegitimer Sohn Wersilows ... weil ich mich gerühmt habe, der Sohn eines Hofknechts zu sein?«

»Sie quälen sich selbst zu sehr. Wenn Sie finden, daß Sie nicht gut gesprochen haben, so brauchen Sie es ja nur das nächste Mal anders zu machen; Sie haben noch fünfzig Jahre vor sich.«

»Oh, ich weiß, daß ich im Verkehr mit Menschen sehr schweigsam sein muß. Der gemeinste von allen Fehlern ist, Sich jemandem an den Hals zu werfen; das habe ich denen soeben gesagt, und doch werfe ich mich Ihnen jetzt an den Hals! Aber es ist doch ein Unterschied, nicht wahr? Wenn Sie diesen Unterschied erkannt haben, wenn Sie imstande gewesen sind, ihn zu erkennen, dann will ich diesen Augenblick segnen.«

Wassin lächelte wieder.

»Kommen Sie zu mir, wenn Sie Lust dazu haben«, sagte er. »Ich habe allerdings jetzt eine Arbeit vor, die mich stark in Anspruch nimmt, aber Sie werden mir eine Freude machen.«

»Ich glaubte vorhin aus Ihrem Gesicht schließen zu können, daß Sie gar zu ablehnend und schweigsam seien.«

»Das ist vielleicht sehr richtig. Ich habe Ihre Schwester Lisaweta Makarowna im vorigen Jahr in Luga kennengelernt ... Krafft ist stehengeblieben und wartet auf Sie, wie es scheint; er muß hier abbiegen.«

Ich drückte Wassin kräftig die Hand und lief zu Krafft hin, der während meines Gesprächs mit Wassin immer vorangegangen war. Wir gingen schweigend bis zu seiner Wohnung; ich wollte und konnte noch nicht mit ihm reden. In Kraffts Charakter war einer der am stärksten ausgeprägten Züge das Zartgefühl.

Viertes Kapitel

I

Krafft hatte früher irgendein Amt bekleidet und war gleichzeitig dem verstorbenen Andronikow (gegen eine Entschädigung) bei der Führung gewisser Privatgeschäfte behilflich gewesen, mit denen sich dieser beständig neben seiner Amtstätigkeit abgab. Für mich war schon der Umstand von Wichtigkeit, daß Krafft infolge seines besonders nahen Verhältnisses zu Andronikow manches von dem

wissen konnte, was mich interessierte. Aber ich wußte von Marja Iwanowna – der Frau jenes Nikolai Semjonowitsch, bei dem ich als Gymnasiast so viele Jahre lang gewohnt hatte –, welche eine Nichte, Pflgetochter und Favoritin Andronikows gewesen war, daß Krafft sogar den »Auftrag« erhalten hatte, mir etwas zu übergeben. Ich hatte auf ihn schon einen ganzen Monat gewartet.

Er hatte eine kleine, nur aus zwei Zimmern bestehende Wohnung, in der er vollständig allein wohnte, und in diesem Augenblick, wo er eben erst zurückgekehrt war, war er sogar ohne Bedienung. Seinen Koffer hatte er zwar schon geöffnet, den Inhalt aber noch nicht weggeräumt; die Sachen lagen auf den Stühlen umher, und auf dem Sofatisch lagen eine Reisetasche, ein Reisenecessaire, ein Revolver und mehr dergleichen.

Als wir eintraten, war Krafft tief in Gedanken versunken, als hätte er mich vollständig vergessen; vielleicht hatte er auch gar nicht bemerkt, daß ich unterwegs nicht mit ihm gesprochen hatte. Er begann sogleich etwas zu suchen, aber als er im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel warf, blieb er stehen und betrachtete eine ganze Minute lang unverwandt sein Gesicht. Ich bemerkte dieses sonderbare Benehmen zwar (später erinnerte ich mich an alles nur zu gut), aber ich war in trüber Stimmung und in großer Verwirrung. Ich war nicht imstande, meine Gedanken zu sammeln. Einen Augenblick lang wurde in mir plötzlich der Wunsch rege, ohne weiteres davonzugehen und diese ganze Sache nie wieder anzurühren. Und was war diese ganze Sache denn, wenn ich's recht besah? War sie nicht eine Sorge, die ich ohne Not auf; mich genommen hatte? Es brachte mich in Verzweiflung, daß ich aus purer Sentimentalität eine Menge von Energie vielleicht für wertlose Kleinigkeiten verschwendete, während ich doch selbst eine Aufgabe vor mir hatte, zu der die höchste Energie erforderlich war. Und dabei hatte sich meine Un-

fähigkeit zu ernsten Geschäften durch die Vorgänge bei Dergatschew deutlich herausgestellt.

»Werden Sie denn noch einmal zu diesen Leuten hingehen, Krafft?« fragte ich ihn auf einmal. Er drehte sich langsam zu mir um, als hätte er mich nicht ordentlich verstanden. Ich setzte mich auf einen Stuhl.

»Verzeihen Sie ihnen!« sagte Krafft plötzlich.

Es schien mir natürlich zunächst, daß das Spott sei; aber als ich ihn aufmerksam anblickte, gewahrte ich in seinem Gesicht einen so merkwürdigen, geradezu staunenerregenden Ausdruck von Gutherzigkeit, daß ich selbst ganz erstaunt darüber war, wie er mich so ernsthaft hatte darum bitten können, ihnen zu »verzeihen«. Er rückte einen Stuhl heran und setzte sich neben mich.

»Ich weiß selbst, daß ich vielleicht ein Mischmasch aller möglichen Selbstgefälligkeiten bin und weiter nichts«, begann ich, »aber um Verzeihung bitte ich nicht.«

»Es ist auch gar keiner da, den Sie um Verzeihung zu bitten hätten«, erwiderte er leise und ernsthaft. Er sprach die ganze Zeit leise und sehr langsam.

»Mag ich mich auch in meinen eigenen Augen schuldig gemacht haben ... Dieses Schuldbewußtsein ist mir angenehm ... Verzeihen Sie, Krafft, daß ich Ihnen gegenüber solches Zeug schwatze! Sagen Sie, gehören Sie wirklich ebenfalls diesem Kreis an? Danach hatte ich Sie fragen wollen.«

»Diese Leute sind nicht dümmer und nicht klüger als andere; sie sind eben geistesgestört wie alle.«

»Sind denn alle geistesgestört?« fragte ich mit unwillkürlichem Interesse.

»Die Besseren sind jetzt alle geistesgestört. Kräftigen Lebensgenuß leistet sich nur die Mittelmäßigkeit und die Unbegabtheit ... Übrigens, es lohnt nicht, von alledem zu reden.«

Während er sprach, blickte er in die Luft, begann Sätze und brach sie wieder ab. Besonders fiel mir der mutlose Ton seiner Stimme auf.

»Gehört denn auch Wassin zu ihnen? Wassin besitzt Verstand, Wassin hat eine sittliche Idee!« rief ich.

»Sittliche Ideen gibt es jetzt überhaupt nicht; es hat sich jetzt auf einmal herausgestellt, daß keine da ist, und, was die Hauptsache ist, es sieht so aus, als ob auch nie eine dagewesen sei.«

»Auch früher nie?«

»Lassen wir dieses Thema lieber!« sagte er; er war sichtlich ermüdet.

Seine ernste Traurigkeit rührte mich. Ich schämte mich meines Egoismus und begann auf seinen Ton einzugehen.

»Die jetzige Zeit«, begann er selbst wieder nach zwei Minuten Schweigen, immer noch irgendwohin in die Luft blickend, »die jetzige Zeit ist die Zeit der goldenen Mittelmäßigkeit und Unempfindlichkeit, der Abneigung gegen die Bildung, der Trägheit, der Unfähigkeit zur Arbeit; man möchte alles ohne eigene Bemühung fix und fertig vorfinden. Niemand denkt ordentlich nach; selten bildet sich jemand eine Idee ...«

Er brach wieder ab und schwieg ein Weilchen; ich wartete gespannt.

»Man fällt jetzt in Rußland die Wälder, erschöpft den Boden, verwandelt ihn in eine Steppe und bereitet ihn für die Kalmücken vor. Wenn sich jemand findet, der auf die Zukunft hofft und einen Baum pflanzt, so verlachen ihn alle: »Wirst du noch so lange leben, bis er Früchte trägt!« Andererseits reden diejenigen, die das Gute wünschen, von dem, was nach tausend Jahren sein wird. Kräftigende Ideen sind ganz verschwunden. Alle befinden sich gleichsam in einer Herberge und schicken sich an, Rußland morgen zu verlassen; alle leben in dem Gedanken: »Wenn es nur für uns noch reicht!« ...«

»Erlauben Sie, Krafft, Sie sagten: »Manche machen sich Sorgen um das, was nach tausend Jahren sein wird.« Nun aber, Ihre Verzweiflung ... über das Schicksal Rußlands ..., ist das denn nicht eine Sorge ähnlicher Art?«

»Das ... das ist die brennendste Frage, die es überhaupt gibt!« erwiderte er gereizt und stand schnell von seinem Platz auf.

»Ach ja! Das habe ich ganz vergessen!« sagte er auf einmal in ganz anderem Ton und sah mich überrascht an. »Ich habe Sie ja in einer besonderen Angelegenheit zu mir gebeten, und dabei ... Ich bitte vielmals um Entschuldigung.«

Es war, als käme er plötzlich von einem Traum wieder zu sich, so verwirrt war er. Er nahm aus einer Brieftasche, die auf dem Tisch lag, einen Brief heraus und gab ihn mir.

»Hier! Das sollte ich Ihnen übergeben. Es ist das ein Schriftstück, das eine gewisse Wichtigkeit hat«, begann er, nunmehr mit gesammelter Aufmerksamkeit und durchaus geschäftsmäßiger Miene. Noch lange nachher hat mich bei der Erinnerung daran diese seine

Fähigkeit (noch dazu in Stunden, die für ihn selbst von solcher Bedeutung waren!) beeindruckt, an einer fremden Angelegenheit so herzlichen Anteil zu nehmen und sie mit solcher Ruhe und Bestimmtheit auseinanderzusetzen.

»Es ist dies ein Brief eben jenes Herrn Stolbejew, nach dessen Tode wegen seines Testaments der Prozeß zwischen Wersilow und den Fürsten Sokolskij entstand. Dieser Prozeß steht jetzt vor der gerichtlichen Entscheidung und wird wahrscheinlich zu Wersilows Gunsten entschieden werden; das Gesetz ist auf seiner Seite. In diesem Brief jedoch, einem Privatbrief, der vor zwei Jahren geschrieben ist, setzt der Erblasser selbst seine wahre Willensmeinung oder, richtiger gesagt, seine Wünsche mehr zugunsten der Fürsten als zu Wersilows Gunsten auseinander. Wenigstens erhalten diejenigen Punkte, durch welche die Fürsten Sokolskij ihre Anfechtung des Testaments begründen, in diesem Brief eine starke Unterstützung. Wersilows Gegner würden viel für dieses Schriftstück geben, das übrigens keine ausschlaggebende juristische Bedeutung hat. Alexej Nikanofowitsch« (Andronikow), »der sich mit Wersilows Prozeß beschäftigte, bewahrte diesen Brief bei sich auf und händigte ihn mir nicht lange vor seinem Tode ein mit dem Auftrag, ihn »in Verwahrung zu nehmen« - vielleicht ahnte er seinen baldigen Tod und fürchtete für die Sicherheit seiner Papiere. Ich möchte mir jetzt über Alexej Nikanorowitschs Absichten in dieser Sache kein Urteil erlauben, und ich muß gestehen, ich befand mich nach seinem Tod in einer etwas peinlichen Ungewißheit, was ich mit diesem Schriftstück machen sollte, besonders im Hinblick auf die nahe bevorstehende Entscheidung dieses Prozesses vor Gericht. Aber Marja Iwanowna, der Alexej Nikanorowitsch, wie es scheint, zu seinen Lebzeiten sehr viel Vertrauen geschenkt hat, half mir aus meiner schwierigen Lage heraus: sie schrieb mir vor drei Wochen mit aller Entschiedenheit, ich solle das Schriftstück gerade Ihnen übergeben; es *scheine* (dies war ihr Ausdruck), daß dies auch mit Andronikows Absichten zusammen-

fallen werde. Also hier ist das Schriftstück, und ich freue mich sehr, daß ich es Ihnen endlich einhändigen kann.«

»Hören Sie mal«, sagte ich, durch eine so unerwartete Neuigkeit nicht wenig bestürzt, »was soll ich jetzt mit diesem Brief anfangen? Wie soll ich mich verhalten?«

»Das steht ganz in Ihrem Belieben.«

»Unmöglich, ich bin dabei in hohem Grade unfrei, das müssen Sie doch selbst sagen! Wersilow hat so auf diese Erbschaft gewartet ... und wissen Sie, er geht ohne diese Beihilfe zugrunde ... und nun existiert plötzlich ein solches Schriftstück!«

»Es existiert nur hier, in diesem Zimmer.«

»Wirklich?« fragte ich, indem ich ihn aufmerksam anblickte.

»Wenn Sie in diesem Falle nicht selbst wissen, wie Sie sich verhalten sollen, was kann ich Ihnen dann für einen Rat geben?«

»Aber dem Fürsten Sokolskij den Brief übergeben, das kann ich doch auch nicht: damit würde ich alle Hoffnungen Wersilows vernichten und außerdem an ihm zum Verräter werden ... Andererseits, wenn ich den Brief Wersilow einhändige, bringe ich unschuldige Menschen an den Bettelstab und versetze dennoch Wersilow in eine verzweifelte Lage: er muß entweder auf die Erbschaft verzichten oder zum Dieb werden.«

»Sie übertreiben die Bedeutung, die die Sache hat.«

»Sagen Sie mir nur eines: hat dieses Schriftstück einen ausschlaggebenden, entscheidenden Charakter?«

»Nein, den hat es nicht. Ich bin kein großer Jurist. Der Advokat der Gegenpartei würde natürlich wissen, wie er sich dieses Schriftstücks zu bedienen hätte, und würde daraus soviel Vorteil ziehen wie nur möglich, aber Alexej Nikanorowitsch war entschieden der Ansicht, daß dieser Brief, wenn er präsentiert würde, keine große juristische Bedeutung haben würde, so daß Wersilow seinen Prozeß trotzdem gewinnen könne. Dieses Schriftstück stellt eher sozusagen eine Gewissenssache dar ...«

»Aber das ist ja gerade das allerwichtigste«, unterbrach ich ihn, »ebeneswegen wird sich Wersilow in einer verzweifelten Lage befinden.«

»Er kann aber doch das Schriftstück vernichten; damit befreit er sich von jeder Gefahr.«

»Haben Sie besonderen Grund, eine solche Handlungsweise von ihm zu erwarten, Krafft? Eben das möchte ich, gern wissen: gerade darum bin ich bei Ihnen!«

»Ich glaube, daß jeder an seiner Stelle so verfahren würde.«

»Und würden Sie selbst so verfahren?«

»Ich mache keine Erbschaft, und darum weiß ich es von mir nicht.«

»Nun gut«, sagte ich, indem ich den Brief in die Tasche schob. »Wir wollen diese Sache vorläufig abgetan sein lassen. Hören Sie, Krafft: Marja Iwanowna, die, wie ich Ihnen versichern kann, mir vieles

enthüllt hat, hat mir gesagt, daß Sie, und nur Sie, mir die Wahrheit über das mitteilen könnten, was vor anderthalb Jahren in Ems zwischen Wersilow und den Achmakows vorgefallen ist. Ich habe auf Sie gewartet wie auf die Sonne, die mir alles aufhellen soll. Sie kennen meine Lage nicht, Krafft. Ich bitte Sie inständig, mir die ganze Wahrheit zu sagen. Ich will nämlich wissen, was *er* für ein Mensch ist, und jetzt, gerade jetzt ist es mir wichtiger denn je, dies zu wissen.«

»Ich wundere mich, daß Marja Iwanowna Ihnen nicht alles selbst mitgeteilt hat; sie hatte die Möglichkeit, alles von dem verstorbenen Andronikow zu hören, und hat es selbstverständlich auch gehört und weiß vielleicht mehr als ich?«

»Andronikow ist, wie mir Marja Iwanowna ausdrücklich gesagt hat, selbst über diese Sache sehr im unklaren gewesen. Es scheint, daß niemand diese Sache zu entwirren imstande ist. Da wird kein Teufel draus klug! Ich weiß aber, daß Sie damals selbst in Ems waren ...«

»Ich habe nicht alles mit angesehen, aber was ich weiß, will ich Ihnen meinetwegen gern erzählen; es fragt sich nur, ob Sie mit meiner Darstellung zufrieden sein werden.«

II

Ich will seine Erzählung nicht wörtlich hersetzen, sondern nur in Kürze den Hauptinhalt angeben.

Vor anderthalb Jahren war Wersilow durch Vermittlung des alten Fürsten Sokolskij ein Freund der Familie Achmakow geworden (sie

befanden sich damals alle im Ausland, in Ems) und hatte auf diese einen starken Eindruck gemacht, und zwar in erster Linie auf den General Achmakow selbst, der noch kein alter Mann war, aber die ganze reiche Mitgift seiner Frau Katerina Nikolajewna während der drei Jahre ihrer Ehe am Kartentisch verspielt und infolge seines ausschweifenden Lebenswandels schon einen Schlaganfall gehabt hatte. Von diesem erholte er sich im Ausland; in Ems aber hielt er sich wegen seiner Tochter aus erster Ehe auf. Dies war ein kränkliches Mädchen von siebzehn Jahren, brustleidend, sehr schön, wie man sagt, dabei aber auch sehr exzentrisch. Eine Mitgift hatte sie nicht; man hoffte in dieser Hinsicht, wie gewöhnlich, auf den alten Fürsten. Katerina Nikolajewna war, wie man sagt, eine gute Stiefmutter. Aber das junge Mädchen faßte aus irgendeinem Grund eine besondere Neigung zu Wersilow. Dieser predigte damals »etwas Fanatisches«, nach Kraffts Ausdruck, ein neues Leben, er hatte »fromme Anwandlungen erster Güte«, nach Andronikows sonderbarem, vielleicht spöttischem Ausdruck, der mir mitgeteilt wurde. Aber merkwürdig war, daß alle bald aufhörten, ihn gern zu haben. Der General fürchtete sich sogar vor ihm. Krafft bestritt durchaus nicht die Wahrheit des Gerüchts, daß Wersilow es fertiggebracht habe, dem kranken Mann den Gedanken in den Kopf zu setzen, daß Katerina Nikolajewna dem jungen Fürsten Sokolskij gegenüber nicht gleichgültig sei (dieser war damals von Ems weggereist und hatte sich nach Paris begeben). Er habe das nicht geradezu getan, sondern »nach seiner Gewohnheit« durch Andeutungen, Anspielungen und gewundene Redensarten, »denn darauf versteht er sich meisterhaft«, sagte Krafft. Überhaupt muß ich sagen, daß Krafft ihn eher für einen Betrüger und geborenen Intriganten hielt und halten wollte als für einen Menschen, der wirklich von etwas Höherem erfüllt oder auch nur originell war. Ich aber wußte schon aus anderer Quelle als von Krafft, daß, nachdem Wersilow zuerst einen außerordentlichen Einfluß auf Katerina Nikolajewna gehabt hatte, es allmählich zwischen ihnen zu einem völligen Bruch gekommen war. Wie dieses Spiel im einzelnen vorgegangen war, das konnte ich von

Krafft nicht erfahren, aber von dem beiderseitigen Haß, der nach der ursprünglichen Freundschaft zwischen den beiden entstanden war, haben mir alle meine Gewährsmänner übereinstimmend berichtet. Dann aber geschah etwas Seltsames: Katerina Nikolajewnas kränkliche Stieftochter verliebte sich anscheinend in Wersilow: entweder es imponierte ihr etwas an ihm, oder seine Reden hatten bei ihr gezündet, oder was da sonst für ein Grund vorhanden sein mochte: jedenfalls steht fest, daß Wersilow eine Zeitlang fast alle Tage bei diesem jungen Mädchen verbrachte. Die Sache endete damit, daß das junge Mädchen auf einmal ihrem Vater erklärte, sie wolle Wersilow heiraten. Daß sie das tatsächlich erklärt hat, haben alle bestätigt: Krafft und Andronikow und Marja Iwanowna und sogar Tatjana Pawlowna, die sich einmal in meiner Gegenwart verplapperte. Es wurde sogar versichert, daß Wersilow die Ehe mit dem jungen Mädchen nicht nur selbst gewünscht, sondern auch sehr energisch darauf gedrängt habe, und daß das Einverständnis dieser beiden ungleichartigen Personen, des gealterten Mannes und des jungen Mädchens, ein beiderseitiges gewesen sei. Aber den Vater erschreckte dieser Gedanke; er hatte in demselben Maße, in dem er sich von der früher so geliebten Katerina Nikolajewna abwandte, angefangen, seine Tochter, beinah zu vergöttern, namentlich nach dem Schlaganfall. Als die erbittertste Gegnerin dieser geplanten Ehe erwies sich jedoch Katerina Nikolajewna selbst. Es fanden sehr viele geheime, sehr unerquickliche Zusammenstöße in der Familie statt, Zank und Streit, kurz allerlei garstige Szenen. Der Vater begann schließlich angesichts der Hartnäckigkeit seiner verliebten und von Wersilow »fanatisierten« (ein Ausdruck Kraffts) Tochter nachzugeben. Aber Katerina Nikolajewna setzte ihren Widerstand mit unerbittlichem Haß fort. Und gerade hier beginnt nun ein Wirrwarr, aus dem niemand klug wird. Ich gebe im folgenden Kraffts auf Tatsachen gegründete Vermutung wieder; indes ist auch dies eben nur eine Vermutung.

Danach verstand es Wersilow in seiner feinen, unwiderstehlichen Art, dem jungen Mädchen die Meinung beizubringen, daß Katerina Nikolajewna mit der Ehe deswegen nicht einverstanden sei, weil sie sich selbst in ihn verliebt habe, ihn schon lange mit ihrer Eifersucht quäle, ihn verfolge, gegen ihn intrigiere, ihm bereits ihre Liebe erklärt habe und ihn jetzt am liebsten vergiften möchte, weil er eine andere liebe; kurz, so etwas Ähnliches sagte er. Das allergarstigste war aber, daß er darüber auch dem Vater, dem Mann der »treulosen« Gattin, Andeutungen machte, mit der Erklärung, die Sache mit dem Fürsten sei nur eine zeitweilige Zerstreuung gewesen. Natürlich wurde nun das Familienleben zur reinen Hölle. Nach einer Variante habe Katerina Nikolajewna ihre Stieftochter herzlich geliebt und sei nun in Verzweiflung darüber gewesen, daß sie dieser gegenüber in solcher Weise verleumdet worden sei, gar nicht zu reden von ihrem Verhältnis zu ihrem kranken Mann. Aber neben dieser Variante existiert noch eine andere, der zu meinem Leidwesen Krafft völligen Glauben schenkte und die – auch ich selbst für richtig hielt (von alledem hatte ich schon früher gehört). Es wurde nämlich behauptet (Andronikow soll es von Katerina Nikolajewna selbst gehört haben), es habe ganz im Gegenteil Wersilow schon früher, das heißt, ehe sich das junge Mädchen in ihn verliebte, Katerina Nikolajewna eine Liebeserklärung gemacht; von dieser, die früher seine Freundin, eine Zeitlang sogar seine schwärmerische Verehrerin gewesen sei, aber ihm doch nie so ganz getraut und ihm immer widerstrebt habe, sei Wersilows Liebeserklärung mit starkem Haß und giftigem Hohn aufgenommen worden. Sie habe ihn in aller Form hinausgeworfen, weil er ihr im Hinblick auf den bald zu erwartenden zweiten Schlaganfall ihres Mannes geradeheraus den Vorschlag gemacht habe, dann seine Frau zu werden. Auf diese Weise habe Katerina Nikolajewna einen besonderen Haß gegen Wersilow empfinden müssen, als sie nachher gesehen habe, daß er sich so offen um die Hand ihrer Stieftochter bemühte. Marja Iwanowna, die mir das alles in Moskau mitteilte, glaubte sowohl an die eine als auch an die andere Version, das heißt, sie glaubte alles zusammen: sie behauptete aus-

drücklich, das habe sich alles zugleich zutragen können, das sei so etwas wie la haine dans l'amour, gekränkter Liebesstolz von beiden Seiten usw. usw., kurz eine Art von höchst subtiler romantischer Verwicklung, etwas, was jedes ernstdenkenden, vernünftigen Menschen unwürdig sei, noch dazu, wenn es sich mit Gemeinheit paare. Aber Marja Iwanowna hatte sich auch selbst von ihrer Kindheit an mit Romanen vollgestopft und las solche trotz ihres prächtigen Charakters Tag und Nacht. Als Resultat ergab sich, daß Wersilow sich der Gemeinheit, der Lüge, der Intrige, eines ganz schändlichen, abscheulichen Benehmens schuldig gemacht hatte, was um so schlimmer war, als die Sache tatsächlich einen tragischen Ausgang nahm: das arme, sinnlos verliebte junge Mädchen vergiftete sich, wie man sagt, mit Phosphorzündhölzern; indes weiß ich auch jetzt noch nicht, ob dieses letzte Gerücht wahr ist; jedenfalls suchte man es auf alle Weise zu unterdrücken. Das junge Mädchen war nur zwei Wochen lang krank und starb dann. Die Geschichte mit den Zündhölzern blieb infolgedessen zweifelhaft, aber Krafft glaubte auch daran fest. Dann starb bald darauf auch der Vater des jungen Mädchens, wie man sagt, aus Gram, der auch den zweiten Schlaganfall hervorgerufen haben soll; doch geschah das erst nach drei Monaten. Aber nach der Beerdigung des jungen Mädchens versetzte der junge Fürst Sokolskij, der aus Paris nach Ems zurückgekehrt war, Wersilow öffentlich im Kurgarten eine Ohrfeige, und dieser antwortete darauf nicht mit einer Herausforderung; vielmehr erschien er gleich am nächsten Tag auf der Promenade, als ob nichts vorgefallen wäre. Da nun zogen sich alle von ihm zurück, auch in Petersburg. Wersilow unterhielt zwar noch einigen Verkehr, aber in einem ganz andern Kreis. Seine Bekannten aus der besseren Gesellschaft verurteilten ihn sämtlich, obgleich kaum jemand von allen Einzelheiten Kenntnis hatte; man wußte nur etwas von dem romanhaften Tod des jungen Mädchens und von der Ohrfeige. Eine vollständige Kenntnis, soweit das überhaupt möglich war, hatten nur zwei oder drei Personen; am meisten wußte der verstorbene Andronikow, der schon lange mit den Achmakows in geschäftlicher Beziehung ge-

standen und namentlich mit Katerina Nikolajewna in einer bestimmten Angelegenheit zu tun gehabt hatte. Aber er hielt alle diese Dinge sogar vor seiner Familie geheim und teilte nur Krafft und Marja Iwanowna etwas davon mit, und auch das nur, weil es notwendig war.

»Die Hauptsache ist jetzt ein Schriftstück«, schloß Krafft, »vor dem Frau Achmakowa große Furcht hat.«

Auch hierüber machte er mir Mitteilungen; hier sind sie:

Als Katerina Nikolajewnas Vater, der alte Fürst, sich im Ausland bereits von seinem Anfall zu erholen begann, beging sie die Unvorsichtigkeit, an Andronikow unter dem Siegel des Geheimnisses (Katerina Nikolajewna schenkte ihm volles Vertrauen) einen sehr kompromittierenden Brief zu schreiben. Es zeigte sich damals bei dem in der Rekonvaleszenz begriffenen Fürsten tatsächlich ein Hang, das Geld zu vergeuden und beinahe aus dem Fenster zu werfen: er fing an, im Ausland ganz unnütze, teure Sachen wie Gemälde und Vasen zu kaufen, größere Summen zu Gott weiß was für Zwecken zu verschenken und zu spenden, sogar zur Förderung von allerlei dortigen Instituten; einem vornehmen russischen Verschwender hätte er beinahe für ein gewaltiges Stück Geld hinter dem Rücken seiner Angehörigen ein heruntergekommenes, mit Prozessen behaftetes Gut abgekauft; und schließlich schien es, daß er faktisch an eine neue Ehe denke. Und da hatte nun in Anbetracht alles dessen Katerina Nikolajewna, die während der Krankheit ihres Vaters nicht von seiner Seite wich, an Andronikow als Juristen und »alten Freund« einen Brief geschrieben und darin gefragt, ob es gesetzlich möglich sei, den Fürsten unter Vormundschaft zu stellen oder ihm die Rechtsfähigkeit zu entziehen und wie sich das eventuell am besten machen lasse, so daß kein häßliches Aufsehen entstehe, niemand ihr einen Vorwurf machen könne und die Empfin-

dungen des Vaters dabei geschont würden und so weiter und so weiter. Andronikow soll ihr gleich damals unter Anführung vernünftiger Gründe entschieden abgeraten haben: später aber, nachdem der Fürst vollständig wiederhergestellt war, war es unmöglich, auf diese Idee noch einmal zurückzukommen; aber der Brief war in Andronikows Händen geblieben. Und nun starb dieser; Katerina Nikolajewna erinnerte sich sogleich an den Brief; sie sagte sich, wenn er unter den Papieren des Verstorbenen zum Vorschein käme und in die Hände des alten Fürsten gelangte, so würde dieser sie unzweifelhaft für immer aus dem Hause jagen, sie enterben und ihr auch bei seinen Lebzeiten keine Kopeke mehr geben. Der Gedanke, daß die eigene Tochter an seinem Verstand gezweifelt und sogar beabsichtigt hatte, ihn für irrsinnig erklären zu lassen, hätte dieses Lamm in ein wildes Tier verwandelt. Sie aber war als Witwe dank der Spielsucht ihres Mannes völlig mittellos zurückgeblieben und konnte einzig und allein auf ihren Vater rechnen: sie hoffte fest, von ihm eine neue Mitgift, ebenso groß wie die erste, zu erhalten.

Krafft wußte über das Schicksal dieses Briefes nur sehr wenig, bemerkte aber, Andronikow habe »wichtige Papiere niemals vernichtet« und habe außerdem zwar einen weiten Blick, aber auch ein »weites Gewissen« gehabt. (Ich war ordentlich erstaunt darüber, daß Krafft bei aller Liebe und Hochachtung, die er gegen Andronikow empfunden hatte, doch so objektiv urteilte.) Aber Krafft war doch davon überzeugt, daß das kompromittierende Schriftstück infolge der nahen Beziehungen, in denen Wersilow zu der Witwe und den Töchtern Andronikows stand, in dessen Hände gekommen sei; es war bereits bekannt, daß diese weiblichen Personen alle von dem Verstorbenen hinterlassenen Papiere sogleich bereitwilligst Wersilow zur Verfügung gestellt hatten. Krafft wußte ferner, daß auch Katerina Nikolajewna bereits vermutete, der Brief sei in Wersilows Händen, daß sie ebendeswegen in Angst war, da sie glaubte, Wersilow werde mit dem Briefe sogleich zum alten Fürsten gehen; daß sie nach ihrer Rückkehr aus dem Ausland bereits in Petersburg Nach-

forschungen nach dem Briefe angestellt hatte, bei Andronikows gewesen war und jetzt ihre Nachforschungen fortsetzte, da sie immer noch eine Spur von Hoffnung hatte, daß der Brief vielleicht doch nicht in Wersilows Besitz sei, und endlich, daß sie einzig und allein in dieser Absicht nach Moskau gereist war und dort Marja Iwanowna dringend gebeten hatte, in den Papieren, die sie bei sich aufbewahrte, nachzusehen. Von Marja Iwanownas Existenz und ihren Beziehungen zu dem verstorbenen Andronikow hatte sie erst ganz vor kurzem erfahren, erst nachdem sie nach Petersburg zurückgekehrt war.

»Sie glauben, daß sie den Brief bei Marja Iwanowna nicht gefunden hat?« fragte ich und hatte dabei meine eigenen Gedanken.

»Wenn Marja Iwanowna nicht einmal Ihnen etwas darüber mitgeteilt hat, dann hat sie ihn vielleicht auch gar nicht.«

»Also nehmen Sie an, daß das Schriftstück sich in Wersilows Händen befindet?«

»Das ist allerdings das wahrscheinlichste. Indes, ich weiß es nicht, möglich ist alles«, sagte er. Es war ihm anzusehen, daß er sehr ermüdet war.

Ich richtete weiter keine Fragen an ihn, wozu auch? Die Hauptsache war mir jetzt klargeworden; trotz dieses ganzen schmählichen Wirrwarrs hatte alles, was ich befürchtete, seine Bestätigung gefunden.

»Das alles ist wie ein Traum, wie Fieberphantasien«, sagte ich tieftraurig und griff nach meinem Hut.

»Dieser Mensch ist Ihnen wohl sehr teuer?« fragte Krafft mit sichtlicher, großer Teilnahme, die ich in diesem Augenblick auf seinem Gesicht las.

»Ich hatte es mir schon vorher gedacht«, sagte ich, »daß ich auch von Ihnen nicht alles erfahren würde. Die einzige Hoffnung, die mir noch bleibt, ist Frau Achmakowa. Auf die hatte ich schön von vornherein gerechnet. Vielleicht gehe ich zu ihr, vielleicht auch nicht.«

Krafft sah mich einigermaßen erstaunt an.

»Leben Sie wohl, Krafft! Warum drängen Sie sich Leuten auf, die von Ihnen nichts wissen wollen? Ist es nicht das beste, den ganzen Verkehr abzubrechen, wie?«

»Und wo soll man dann hin?« fragte er, finster zur Erde blickend.

»Zu sich, zu sich! Den ganzen Verkehr abbrechen und zu sich gehen!«

»Nach Amerika?«

»Nach Amerika! Zu sich, nur zu sich! Darin besteht meine ganze Idee, Krafft!« sagte ich begeistert.

Er sah mich neugierig an.

»Haben Sie denn einen solchen Ort: »zu sich?«

»Jawohl. Auf Wiedersehen, Krafft; ich danke Ihnen und bedaure, Ihnen soviel Mühe gemacht zu haben! Ich würde an Ihrer Stelle,

wenn ich selbst ein solches Rußland im Kopfe hätte, alle diese Menschen zum Teufel jagen: macht, daß ihr wegkommt; intrigiert und beißt euch untereinander – was geht's mich an!«

»Bleiben Sie noch ein Weilchen!« sagte er auf einmal, als er mich schon bis zur Eingangstür begleitet hatte.

Ich wunderte mich ein bißchen, kehrte um und setzte mich wieder hin. Krafft setzte sich mir gegenüber. Wir lächelten uns gegenseitig an. Ich sehe das alles vor mir, als geschähe es jetzt. Ich erinnere mich deutlich, daß sich in mir ein Gefühl der Bewunderung für ihn regte.

»Es gefällt mir an Ihnen, daß Sie ein so höflicher Mensch sind«, sagte ich plötzlich.

»Ja?«

»Ich glaube, es gefällt mir darum, weil ich selbst es so selten verstehe, höflich zu sein, obwohl ich wünschen möchte, es zu verstehen ... Nun, aber vielleicht ist es ganz gut, wenn die Menschen einen beleidigen: wenigstens befreien sie einen so von dem Unglück, sie lieben zu müssen.«

»Welche Stunde des Tages lieben Sie am meisten?« fragte er. Er hatte offenbar gar nicht gehört, was ich gesagt hatte. »Welche Stunde? Das weiß ich nicht. Den Sonnenuntergang habe ich nicht gern.«

»Nein?« erwiderte er, anscheinend besonders interessiert, versank aber sogleich wieder in seine Gedanken.

»Sie wollen wieder verreisen?« fragte ich.

»Ja ... ich verreise.«

»Bald?«

»Ja.«

»Brauchen Sie denn wirklich, um nach Wilna zu fahren, einen Revolver?« fragte ich ohne den geringsten Hintergedanken und ohne überhaupt etwas dabei zu denken. Ich fragte nur, weil der Revolver blitzte und ich nicht recht wußte, wovon ich reden sollte.

Er wendete sich um und sah den Revolver starr an.

»Nein, ich tue es nur so aus Gewohnheit.«

»Wenn ich einen Revolver hätte, so würde ich ihn irgendwo verwahren und einschließen. Wissen Sie, so ein Ding hat wahrhaftig etwas Verführerisches! Ich glaube zwar nicht gerade an eine Selbstmordepidemie, aber wenn man so ein Ding immer vor Augen, hat – wirklich, es gibt Augenblicke, wo es einen verführen könnte.«

»Lassen Sie dieses Thema!« sagte er und stand plötzlich vom Stuhl auf.

»Ich rede dabei nicht von mir«, fügte ich, ebenfalls aufstehend, hinzu, »ich werde nie davon Gebrauch machen. Mir können Sie ein Leben von dreifacher Länge geben – es wird mir immer noch zu wenig sein.«

»Leben Sie recht lange!« entfuhr es ihm anscheinend unwillkürlich.

Er lächelte zerstreut und ging sonderbarerweise geradeswegs ins Vorzimmer, als wollte er mich hinausbegleiten, natürlich ohne zu bemerken, was er tat.

»Ich wünsche Ihnen gutes Gelingen bei allem, was Sie vorhaben, Krafft«, sagte ich, als ich bereits auf die Treppe hinaustrat.

»Wollen's hoffen!« erwiderte er in festem Ton.

»Auf Wiedersehen!«

»Wollen auch das hoffen!«

Ich erinnere mich an den letzten Blick, den er auf mich richtete.

III

Also das war der Mensch, um den mein Herz so viele Jahre lang geklopft hatte? Und was hatte ich denn von Krafft erwartet? Was für neue Mitteilungen hatte ich mir von ihm versprochen?

Als ich von Krafft herauskam, verspürte ich starken Hunger; es war schon gegen Abend, und ich hatte noch nicht zu Mittag gegessen. Ich ging, gleich dort auf der Petersburger Seite, auf dem Großen Prospekt in ein kleines Restaurant, um dort zwanzig oder höchstens fünfundzwanzig Kopeken auszugeben; eine größere Ausgabe hätte ich mir damals unter keinen Umständen gestattet. Ich ließ mir eine Suppe geben, und nachdem ich sie verzehrt hatte, setzte ich mich, wie ich mich erinnere, an ein Fenster und sah hinaus. Im Zimmer waren viele Menschen; es roch nach angebranntem Fett, Restaurati-

onsservietten und Tabak. Es war widerlich. Über meinem Kopf pochte eine stimmlose Nachtigall trübsinnig und melancholisch mit dem Schnabel auf den Boden ihres Käfigs. In dem anstoßenden Billardzimmer wurde gelärmt; ich aber saß da und überließ mich meinen Gedanken. Der Sonnenuntergang (warum hatte sich Krafft nur darüber gewundert, daß ich den Sonnenuntergang nicht gern hatte?) erweckte in mir neue, unerwartete Empfindungen, die ganz und gar nicht zu dem Ort paßten. Mir schwebte immer der stille Blick meiner Mutter vor, ihre lieben Augen, die mich nun schon einen ganzen Monat lang so schüchtern ansahen. In der letzten Zeit war ich zu Hause recht grob gewesen, namentlich ihr gegenüber; eigentlich wollte ich zu Wersilow grob sein, aber da ich mich an ihn nicht herantraute, so peinigte ich nach meiner schlechten Gewohnheit meine Mutter. Ich hatte sie sogar ganz verängstigt; oft sah sie mich, Wenn Andrej Petrowitsch eintrat, mit einem so flehenden Blick an, weil sie einen heftigen Ausbruch meinerseits befürchtete ... Sehr sonderbar war es, daß ich hier, im Restaurant, zum erstenmal darüber nachdachte, daß Wersilow zu mir *du* sagte, sie aber *Sie*. Gewundert hatte ich mich darüber auch schon früher, und zwar nicht in einem für sie günstigen Sinne; jetzt aber stellte ich darüber besondere Überlegungen an – und sehr sonderbare Gedanken zogen einer nach dem andern durch meinen Kopf. Ich blieb lange auf meinem Platz sitzen, bis zum Einbruch völliger Dunkelheit. Ich dachte auch an meine Schwester ...

Es war für mich ein entscheidender Augenblick. Ich mußte unter allen Umständen einen Entschluß fassen! War ich denn dazu wirklich unfähig? Was war denn so Schweres daran, alle Beziehungen abzubrechen, wenn diese Menschen zudem selbst nichts von mir wissen wollten? Meine Mutter und meine Schwester? Aber diese beiden wollte ich in keinem Fall verlassen – welche Wendung die Sache auch nehmen mochte.

Es ist wahr: das Auftreten dieses Menschen in meinem Leben, als ich noch in der ersten Kindheit war, hatte zwar nur einen Augenblick gedauert, mir aber doch jenen bedeutsamen Stoß gegeben, von dem mein Bewußtsein begann. Wäre ich damals nicht mit ihm zusammengetroffen, so würden mein Verstand, meine Denkart, mein Schicksal sich gewiß anders gestaltet haben, sogar trotz meines mir vom Schicksal vorherbestimmten Charakters, dem ich allerdings nicht hätte entgehen können.

Und nun stellte es sich heraus, daß dieser Mensch nur ein Phantasiegebilde von mir war, ein Phantasiegebilde aus meinen Kinderjahren. Ich selbst hatte ihn mir so ausgedacht, in Wirklichkeit aber war er ein ganz anderer und stand tief, tief unter dem Gebilde meiner Phantasie. Zu einem sittlich reinen Menschen war ich hergereist, nicht zu diesem. Und warum hatte ich ihn ein für allemal liebgewonnen in jenem kurzen Augenblick, als ich, noch ein kleines Kind, ihn damals erblickte? Dieses »ein für allemal« mußte nun verschwinden. Ich werde später einmal, wenn sich dazu Platz findet, diese unsere erste Begegnung erzählen: es war ein ganz unbedeutender Vorgang, auf den sich keine Folgerung bauen ließ. Aber ich baute eine ganze Pyramide von Folgerungen darauf auf. Ich begann diese Pyramide schon unter der Decke meines Kinderbettchens, wenn ich vor dem Einschlafen weinte und meinen Gedanken nachhing; worüber ich weinte und worüber ich nachdachte, das weiß ich selbst nicht. Darüber, daß ich so verlassen war? Darüber, daß ich gequält wurde? Aber gequält wurde ich nur wenig, nur zwei Jahre lang in der Touchardschen Pension, in die er mich brachte, worauf er für immer wegfuhr. Nachher hat mich niemand mehr gequält; vielmehr habe sogar ich selbst stolz auf meine Mitschüler hinabgeblickt. Und ich kann auch jene sich selbst bejammernenden vaterlosen Kinder nicht ausstehen! Ich kenne nichts Ekelhafteres, als wenn diese illegitimen vaterlosen Kinder, alle diese Ausgestoßenen und überhaupt diese ganze Bagage, mit der ich nicht das geringste Mitleid habe, sich auf einmal feierlich vor dem Publikum erheben und

kläglich, aber erbaulich losheulen: »Seht, wie man an uns gehandelt hat!« Am liebsten würde ich diese vaterlosen Kinder durchhauen. Niemand von dieser widerwärtigen Gesellschaft hat Verständnis dafür, daß es für ihn sehr viel anständiger ist, zu schweigen und nicht zu heulen und sich nicht zu Klagen *herabzuwürdigen*. Wenn du dich aber dazu herabwürdigst, du Sohn der Liebe, dann hast du dein Los verdient. So denke ich darüber!

Aber nicht das war lächerlich, daß ich früher »unter meinem Bettdeckchen« phantastischen Träumereien nachgegangen hatte, sondern daß ich nun gerade um seinetwillen hergereist war, wieder um dieses erdachten Menschen willen, und meine Hauptziele dabei fast vergessen hatte. Ich war hergefahren, um ihm im Kampf gegen die Verleumdung, bei der Überwindung seiner Feinde zu helfen. Jenes Schriftstück, von dem Krafft gesprochen hatte, jener Brief, den diese Frau an Andronikow geschrieben hatte und um den sie jetzt solche Angst ausstand, jener Brief, der ihr Lebensglück zertrümmern und sie an den Bettelstab bringen konnte und von dem sie annahm, daß er sich in Wersilows Händen befinde, – dieser Brief befand sich nicht in Wersilows Händen, sondern war in meiner Seitentasche eingenäht! Ich hatte ihn selbst eingenäht, und bisher wußte kein Mensch auf der ganzen Welt etwas davon. Daß Marja Iwanowna, die das Schriftstück »in Verwahrung« gehabt hatte, bei ihrer Vorliebe für alles Romanhafte für nötig befunden hatte, es mir zu übergeben und keinem andern, das hatte von ihrer Ansicht und ihrem freien Willen abgehungen, und ich bin nicht verpflichtet, es zu erklären; vielleicht erzähle ich die Geschichte einmal bei Gelegenheit; aber nachdem ich in so unerwarteter Weise eine Waffe in die Hand bekommen hatte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich in Petersburg zu zeigen. Allerdings beabsichtigte ich diesem Menschen nur insgeheim zu helfen, ohne selbst hervortreten und ohne mich zu ereifern und ohne von ihm Belobigungen oder Umarmungen zu erwarten. Und niemals, niemals wollte ich mich dazu *herabwürdigen*, ihm irgendeinen Vorwurf zu machen! Was

konnte er denn auch dafür, daß ich mich in ihn verliebt und mir aus ihm ein phantastisches Ideal zurechtgemacht hatte? Und vielleicht liebte ich ihn nicht einmal. Sein origineller Geist, sein interessanter Charakter, seine Intrigen und Abenteuer und der Umstand, daß meine Mutter bei ihm wohnte, all das hätte mich, wie ich glaubte, nicht mehr halten können; es genügte schon das eine, daß meine phantastische Puppe zerbrochen war und ich ihn vielleicht nicht mehr lieben konnte. Was war es denn also, was mich hielt und woran ich mich festklammerte? Das war die Frage. Und als Resultat ergab sich, daß nur ich der Dumme war und sonst niemand.

Aber wie ich von anderen Ehrlichkeit verlange, so werde ich auch selbst ehrlich sein: ich muß bekennen, daß das in meiner Tasche eingenähte Schriftstück in mir nicht nur den leidenschaftlichen Wunsch erregt hatte, Wersilow zu Hilfe zu eilen. Jetzt ist mir das alles vollständig klar, und auch schon damals brachte mich ein anderer Gedanke zum Erröten. Es hatte mir eine Frau vorschwebt, ein stolzes Wesen aus den höchsten Kreisen, der ich Auge in Auge gegenübertreten würde; sie würde mich verachten, über mich lachen wie über eine armselige Maus, ohne auch nur zu ahnen, daß ich der Herr ihres Schicksals bin. Dieser Gedanke hatte mich schon in Moskau berauscht und besonders im Eisenbahnwagen, als ich hierherfuhr; ich habe das schon weiter oben eingestanden. Ja, ich haßte diese Frau, aber ich liebte sie bereits als mein Opfer, und das alles ist die reine Wahrheit, so war das alles in Wirklichkeit. Aber dabei war das ein so kindisches Benehmen, wie ich es nicht einmal von einem solchen Menschen wie mir erwartet hätte. Ich schildere meine damaligen Empfindungen, das heißt das, was mir damals durch den Kopf ging, als ich in dem Restaurant unter der Nachtigall saß und den Entschluß faßte, noch an diesem Abend ein für allemal mit ihnen zu brechen. Der Gedanke an die kurz vorher erfolgte Begegnung mit dieser Frau trieb mir plötzlich die Schamröte ins Gesicht. Eine schämliche Begegnung! Ein schäm-

licher, dummer Eindruck, der – und das war das Wichtigste – auf das deutlichste meine Unfähigkeit zu ernstem Handeln bewies. Es bewies nur – so dachte Ich damals –, daß ich nicht einmal den dümmsten Verlockungen Widerstand zu leisten imstande sei, während ich doch selbst eben erst zu Krafft gesagt hatte, ich hätte »meinen Platz« und meine Aufgabe, und selbst ein Leben von dreifacher Länge würde mir noch zu wenig sein. Voll Stolz hatte ich das gesagt. Daß ich meine Idee beiseite geworfen und mich in Wersilows Angelegenheiten eingemischt hatte, dafür könnte man noch eine Entschuldigung vorbringen; aber daß ich wie ein überraschter Hase mich von einer Seite nach der ändern warf und mich auf alle möglichen Lappalien einließ, daran war offenbar nichts anderes als meine Dummheit schuld. Hatte mich der Teufel reiten müssen, zu Dergatschew hinzugehen und dort mit meinen Dummheiten herauszuplatzen, obwohl ich doch schon längst wußte, daß ich es nicht verstehe, etwas verständig und vernünftig darzulegen, und am besten tue zu schweigen! Und so ein Wassin mußte mich dann durch den Hinweis darauf trösten, daß ich »noch fünfzig Lebensjahre vor mir hätte und somit kein Grund vorläge, mich zu grämen«. Dieser sein Gedanke ist schön, das gebe ich zu, und macht seinem unbestreitbaren Verstand alle Ehre; schön ist er schon dadurch, daß er ganz einfach ist, und das Einfachste begreift man immer erst zuletzt, wenn man schon alles, was wunderlicher und dümmer ist, durchprobiert hat; aber ich hatte diesen Gedanken schon selbst gekannt, noch ehe Wassin ihn aussprach; diesen Gedanken hatte ich schon seit mehr als drei Jahren gehabt; ja noch mehr: in ihm steckte zum Teil »meine Idee«. – Das war's, was mir damals in dem Restaurant durch den Kopf ging.

Mir war widerwärtig zumute, als ich, müde vom Gehen und von meinen Gedanken, am Abend zwischen sieben und acht Uhr nach dem Semjonowskij Polk wanderte. Es war schon ganz dunkel geworden, und das Wetter hatte sich geändert: es war trocken, aber ein unangenehmer Petersburger Wind, so recht schneidend und

scharf, hatte sich erhoben, blies mir in den Rücken und wirbelte ringsumher Staub und Sand auf. Wie viele verdrießliche Gesichter bekam ich bei dem einfachen Volk zu sehen, das eilig von seiner Arbeit und von seinem Gewerbe nach den dürftigen Wohnungen zurückkehrte! Jedem stand seine eigene mürrische Sorge im Gesicht geschrieben, und es war in der ganzen Menge vielleicht kein einziger gemeinsamer, einigender Gedanke zu finden! Krafft hatte recht: ein jeder lebt nur für sich. Ich stieß auf einen kleinen Knaben, so klein, daß man sich wundern mußte, wie er um diese Tageszeit noch allein auf der Straße sein konnte; er schien sich verlaufen zu haben; eine Frau blieb einen Augenblick stehen, um ihn anzuhören, aber da sie ihn nicht verstand, breitete sie ratlos die Arme aus, ging weiter und ließ ihn im Dunkeln allein stehen. Ich trat zu ihm heran, aber er bekam auf einmal vor mir Angst und lief davon. Als ich mich unserer Wohnung näherte, nahm ich mir vor, nie zu Wassin zu gehen. Während ich die Treppe hinaufstieg, empfand ich den lebhaften Wunsch, die Meinigen allein zu Hause zu finden, ohne Wersilow, damit ich vor seiner Ankunft noch zu meiner Mutter oder zu meiner lieben Schwester ein freundliches Wort sagen könnte; mit der letzteren hatte ich einen ganzen Monat lang fast nie ein Wort gesprochen. Es traf sich wirklich so, daß er nicht zu Hause war...

IV

Übrigens: da ich jetzt in meinen »Aufzeichnungen« diese neue Person auf die Bühne bringe (ich rede von Wersilow), so will ich in aller Kürze seinen Lebenslauf vorführen, der übrigens nichts Besonderes darbietet. Ich tue das, damit dem Leser alles noch besser verständlich wird und weil ich nicht vorherzusehen vermag, wo ich diese Biographie im weiteren Verlauf der Erzählung würde einschieben können.

Er studierte auf der Universität, trat dann aber in ein Gardeanariontowa und nahm den Abschied. Er reiste ins Ausland und führte nach seiner Rückkehr in Moskau ein vornehmes, vergnügtes Leben. Nach dem Tod seiner Frau begab er sich auf sein Gut; hier fand die Episode mit meiner Mutter statt. Dann lebte er lange Zeit irgendwo im Süden. Als der Krieg mit den westeuropäischen Mächten ausbrach, trat er wieder ins Militär ein, gelangte aber nicht nach der Krim und kam die ganze Zeit über in kein Gefecht. Nach Beendigung des Krieges nahm er wieder den Abschied und ging ins Ausland, wohin er sogar meine Mutter mitnahm, indes ließ er sie in Königsberg. Die Ärmste hat mir manchmal mit wahren Entsetzen und mit Kopfschütteln erzählt, wie sie damals dort ein ganzes halbes Jahr mutterseelenallein mit ihrem kleinen Töchterchen gelebt habe, ohne Kenntnis der Sprache, wie verraten und verkauft, und wie ihr zuletzt auch noch das Geld ausgegangen sei. Da war Tatjana Pawlowna hingekommen, hatte sie zurückgeholt und nach irgendeinem Ort im Gouvernement Nischnij Nowgorod gebracht. Darauf übernahm Wersilow eine Stelle als Friedensrichter des ersten Aufgebots und soll sie vorzüglich ausgefüllt haben; aber er gab sie bald wieder auf und beschäftigte sich in Petersburg mit der Führung von allerlei Zivilprozessen. Andronikow stellte seine Fähigkeiten immer sehr hoch, schätzte ihn sehr und sagte nur, er werde aus seinem Charakter nicht klug. Dann gab Wersilow auch diese Tätigkeit auf und reiste wieder ins Ausland, diesmal für längere Zeit, auf mehrere Jahre. Danach bildeten sich besonders enge Beziehungen zwischen ihm und dem alten Fürsten Sokolskij heraus. Während dieser ganzen Zeit änderten sich seine Vermögensverhältnisse zwei- oder dreimal vollständig: bald versank er in größte Armut, bald wurde er auf einmal wieder reich und kam in die Höhe.

Übrigens will ich jetzt, wo ich meine Aufzeichnungen bis zu diesem Punkt geführt habe, mich dazu entschließen, auch »meine Idee« darzulegen. Es ist das erstemal seit ihrer Entstehung, daß ich sie in Worte kleide. Ich entschließe mich, sie sozusagen dem Leser zu

enthüllen, und zwar ebenfalls zu besserer Verständlichkeit meiner weiteren Darlegungen. Denn nicht nur für den Leser, sondern auch für mich selbst, den Verfasser, ist es eine schwere Aufgabe, aus den von mir getanen Schritten klug zu werden, wenn nicht vorher erklärt worden ist, was mich zu ihnen geführt und gedrängt hat. Durch diese »Redefigur des Verschweigens« bin ich infolge meiner Ungeschicklichkeit wieder in jene »Finessen« der Romanschriftsteller hineingeraten, die ich oben selbst verspottet habe. Jetzt, wo ich in die Tür meines Petersburger Romans mit all meinen darin erhaltenen schmachvollen Erlebnissen eintrete, finde ich eine solche Vorbemerkung unumgänglich notwendig. Aber nicht jene Finessen haben mich dazu verleitet, bisher über manche Punkte Stillschweigen zu bewahren, sondern das Wesen der Sache selbst, das heißt die Schwierigkeit, sie darzustellen; sogar jetzt, wo schon alles Vergangene vergangen ist, fühle ich die fast unüberwindliche Schwierigkeit einer Darlegung dieser »Idee«. Überdies muß ich sie ohne Zweifel in ihrer damaligen Form darstellen, das heißt so, wie sie sich in meinem Kopf gestaltet hatte und mir damals vor dem geistigen Auge stand, nicht so, wie sie jetzt aussieht, – und das ist wieder eine neue Schwierigkeit. Manche Dinge auseinanderzusetzen, ist beinahe unmöglich. Gerade diejenigen Ideen, die am allereinfachsten und am allerklarsten sind, gerade die sind besonders schwer zu begreifen. Hätte Kolumbus vor der Entdeckung Amerikas es unternommen, anderen seine Idee darzulegen, so bin ich überzeugt, daß sie ihn sehr, sehr lange nicht verstanden hätten. Und sie haben ihn auch wirklich nicht verstanden. Wenn ich das sage, beabsichtige ich ganz und gar nicht, mich mit Kolumbus auf eine Stufe zu stellen, und wenn jemand das aus meinen Worten folgern sollte, dann mag er sich schämen; weiter sage ich nichts.

Fünftes Kapitel

I

Meine Idee ist – ein Rothschild zu werden. Ich bitte den Leser, ruhig und ernst zu bleiben.

Ich wiederhole: meine Idee ist, ein Rothschild zu werden, ebenso reich zu werden wie Rothschild, nicht bloß einfach reich, sondern geradeso reich wie Rothschild. Weshalb und warum ich das will und welche Zwecke ich damit verfolge, davon soll später die Rede sein. Zunächst will ich nur beweisen, daß die Erreichbarkeit meines Zieles mit mathematischer Sicherheit feststeht.

Die Sache ist sehr einfach; das ganze Geheimnis besteht in zwei Worten: *Energie* und *Ausdauer*.

»Das haben wir schon oft gehört, das ist nichts Neues«, wird man mir erwidern, »jeder Hausvater in Deutschland prägt das fortwährend seinen Kindern ein, aber doch ist dein Rothschild« (das heißt der verstorbene Pariser James Rothschild, von dem ich rede) »immer nur eine vereinzelte Erscheinung geblieben, Hausväter aber gibt es Millionen.«

Darauf würde ich antworten:

»Ihr behauptet, das schon oft gehört zu haben, aber dabei habt ihr gar nichts gehört. In einem Punkt habt ihr allerdings recht: wenn ich gesagt habe, diese Sache sei »sehr einfach«, so habe ich vergessen hinzuzufügen, daß sie zugleich sehr schwer ist. Alle Religionen und Sittenlehren der Welt laufen auf die eine Vorschrift hinaus: »Man muß die Tugend lieben und das Laster meiden.« Was könnte,

scheint es, einfacher sein? Nun wohl, so tut doch mal etwas Tugendhaftes und meidet auch nur eines eurer Laster, versucht es doch mal – nun? Ebenso ist es auch hiermit.«

Das ist der Grund, weshalb jene zahllosen Hausväter im Laufe zahlloser Jahrhunderte diese wunderbaren beiden Worte, in denen das ganze Geheimnis steckt, immerzu wiederholen können und Rothschild doch nur eine vereinzelte Erscheinung bleibt. Nämlich: es ist doch nicht dasselbe, und was die Hausväter da immerzu wiederholen, ist keineswegs der richtige Gedanke.

Von Energie und Ausdauer haben auch sie ohne Zweifel etwas gehört; aber zur Erreichung meines Zieles ist etwas anderes erforderlich als diese hausväterische Energie und diese hausväterische Ausdauer.

Nehmen wir auch nur den einen Umstand, daß der Betreffende Hausvater ist – ich rede nicht allein von den deutschen Hausvätern –, daß er eine Familie hat, wie alle andern Menschen lebt, Ausgaben hat wie alle andern Menschen, Pflichten wie alle ändern Menschen – da kann einer kein Rothschild werden; da kommt er über die Mittelstufe nicht hinaus. Mir für meine Person ist es vollständig klar, daß ich, wenn ich ein Rothschild werde oder es auch nur zu werden wünsche, aber nicht auf die hausväterische Manier, sondern ernsthaft, daß ich dadurch ganz von selbst aus der Gesellschaft ausscheide.

Vor einigen Jahren las ich in den Zeitungen, daß auf einem Wolgadampfer ein Bettler gestorben sei, der in Lumpen ging, um Almosen bat und dort allgemein bekannt war. Nach seinem Tode fand man bei ihm, in seine Lumpen eingenäht, gegen dreitausend Rubel in Banknoten. Und neulich habe ich wieder von einem Bettler gelesen, einem Adligen, der in den Restaurationen umherging und dort den

Gästen die hohle Hand hinhielt. Er wurde verhaftet, und man fand bei ihm ungefähr fünftausend Rubel. Daraus ergeben sich ohne weiteres zwei Schlußfolgerungen: erstens, daß *Energie* beim Sparen, selbst bei Beträgen von wenigen Kopeken, schließlich gewaltige Resultate erzielt (die Zeitdauer ist dabei bedeutungslos), und zweitens, daß selbst die kunstloseste Form des Erwerbs, wenn sie nur mit *Ausdauer* betrieben wird, mit mathematischer Sicherheit auf Erfolg rechnen kann.

Und doch gibt es vielleicht sehr viele achtbare, kluge, enthalttsame Leute, die (trotz aller Mühe) es weder zu drei- noch zu fünftausend Rubeln bringen und die doch furchtbar gern eine solche Summe besitzen möchten. Woher kommt das? Die Antwort liegt auf der Hand: weil keiner von ihnen, mag er es auch noch so sehr wünschen, so viel *Willensstärke* besitzt, um zum Beispiel, wenn er auf keine andere Weise etwas erwerben kann, sogar Bettler zu werden, und weil keiner von ihnen, selbst wenn er Bettler geworden ist, energisch genug ist, um nicht gleich die ersten Kopeken, die er erhält, zur Beschaffung eines nicht unbedingt notwendigen Nahrungsmittels für sich oder für seine Familie auszugeben. Und doch muß man bei dieser Sparmethode, ich meine bei der Bettelei, um solche Summen zusammenzubringen, sich von weiter nichts als von Brot und Salz nähren; das ist wenigstens meine Meinung. So haben es sicherlich auch die oben erwähnten beiden Bettler gemacht, das heißt, sie haben nur Brot gegessen und fast unter freiem Himmel gelebt. Zweifellos hatten sie nicht die Absicht, Rothschilds zu werden: sie waren nur Harpagons oder Pljuschkins reinsten Wassers, weiter nichts; aber auch beim zielbewußten Gelderwerb, der in ganz anderer Form, aber mit der Absicht geführt wird, ein Rothschild zu werden, ist nicht weniger Willenskraft erforderlich, als sie diese beiden Bettler besaßen. Ein Hausvater kann eine solche Willenskraft nicht aufbringen. Die Kräfte sind auf der Welt von sehr verschiedener Stärke; ganz besonders gilt das von der Willenskraft. Es

gibt eine Temperatur, bei der das Wasser zu kochen anfängt, und es gibt eine Temperatur, bei der das Eisen rotglühend wird.

Das steht auf derselben Stufe wie das Klosterleben und die erstaunlichen Leistungen der Askese. Die treibende Kraft ist hierbei das Gefühl und nicht die Idee. Warum? Wozu? Ist es denn, kann man fragen, eine sittlich gute Handlungsweise und nicht vielmehr eine Ungeheuerlichkeit, lebenslänglich in einem groben Kittel zu gehen und Schwarzbrot zu essen und dabei eine solche Geldsumme mit sich herumzuschleppen? Auf diese Fragen will ich später zurückkommen; jetzt handelt es sich nur um die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen.

Als ich »meine Idee« erdachte (und ihr Wesen besteht gerade in der Rotglühhitze), da fing ich an, mich zu prüfen, ob ich wohl fähig wäre, ein Mönchsleben zu führen und Askese zu üben. In dieser Absicht genoß ich den ganzen ersten Monat lang nur Brot und Wasser. An Schwarzbrot hatte ich nicht mehr als zwei und ein halbes Pfund täglich nötig. Um dies durchzuführen, mußte ich den klugen Nikolai Semjonowitsch und die mir so wohlgesinnte Marja Iwanowna täuschen. Zur Kränkung der letzteren und zur Verwunderung des sehr zartfühlenden Nikolai Semjonowitsch bestand ich darauf, daß mir das Mittagessen auf mein Zimmer gebracht würde. Dort beseitigte ich es einfach: die Suppe goß ich aus dem Fenster in die Nesseln oder sonstwohin, und das Fleisch warf ich entweder durch das Fenster dem Hund hin, oder ich wickelte es in Papier, steckte es in die Tasche und trug es dann hinaus, und ebenso alles übrige. Da mir Brot zum Mittagessen viel weniger als zweieinhalb Pfund gegeben wurde, kaufte ich mir für mein eigenes Geld heimlich Brot dazu. Ich hielt diesen ganzen Monat über aus und verdarb mir nur vielleicht ein wenig den Magen; im folgenden Monat aber fügte ich zu dem Brot noch die Suppe hinzu und morgens und abends je ein Glas Tee – und ich kann versichern, daß ich auf diese

Weise ein ganzes Jahr in vollständiger Gesundheit und Zufriedenheit verlebte, seelisch aber in einer Art von Rausch und in einem ununterbrochenen heimlichen Entzücken. Ich grämte mich nicht um die Speisen, die ich mir entgehen ließ, sondern ich war voller Begeisterung. Nach Ablauf des Jahres hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß ich imstande war, jedes beliebige Fasten zu ertragen, und fing nun wieder an, ebenso zu essen wie die andern und an dem gemeinsamen Mittagstisch teilzunehmen. Mit dieser Probe noch nicht zufrieden, stellte ich noch eine zweite an: außer dem Pensionspreis, der an Nikolai Semjonowitsch bezahlt wurde, stand für meine kleinen Ausgaben ein Taschengeld von monatlich fünf Rubeln zur Verfügung. Ich nahm mir vor, davon nur die Hälfte zu verbrauchen. Das war eine sehr schwere Prüfung, aber nach etwas über zwei Jahren hatte ich bei der Ankunft in Petersburg außer dem übrigen Geld siebzig Rubel in der Tasche, die ich mir nur durch dieses System erspart hatte. Das Resultat dieser beiden Versuche, war für mich höchst bedeutungsvoll: ich hatte positiv erkannt, daß ich genug Willenskraft besaß, um mein Ziel zu erreichen; darauf aber, ich wiederhole es, beruht meine ganze »Idee«; alles übrige sind Kleinigkeiten.

II

Werfen wir jedoch einen Blick auch auf die Kleinigkeiten.

Ich habe meine beiden Versuche beschrieben; in Petersburg machte ich, wie bereits bekannt, einen dritten: ich ging zu einer Auktion und profitierte auf einen Schlag sieben Rubel und fünfundneunzig Kopeken. Allerdings war das kein richtiger Versuch, sondern nur eine Art Spiel, ein Amüsement: es wandelte mich die Lust an, einen Augenblick aus der Zukunft zu stehlen und zu probieren, wie ich

mich da verhalten und handeln würde. Überhaupt hatte ich die wirkliche Inangriffnahme meines Werkes gleich von vornherein in Moskau auf die Zeit verschoben, wo ich vollständig frei sein würde; ich wußte nur zu gut, daß ich zum Beispiel zuerst mit dem Gymnasium fertig sein müßte. (Auf das Universitätsstudium hatte ich, wie schon bekannt, meiner Idee zuliebe verzichtet.) Unstreitig war ich nach Petersburg mit einem geheimen Ingrim gefahren: eben hatte ich das Gymnasium absolviert und war zum erstenmal frei, da mußte ich auf einmal sehen, daß Wersilows Angelegenheiten mich aufs neue für eine Weile von dem Beginn meiner Tätigkeit abhielten! Aber trotz meines Ingrimms fühlte ich mich doch während der Reise hinsichtlich der Erreichung meines Zieles ganz beruhigt.

Es ist ja wahr, daß ich das praktische Leben noch nicht kannte; aber ich hatte drei Jahre lang unaufhörlich alles überdacht und konnte an dem Gelingen nicht zweifeln. Tausendmal hatte ich es mir ausgemalt, wie ich zu Werk gehen wollte: ich würde auf einmal wie vom Himmel herabgefallen in einer unserer beiden Hauptstädte erscheinen (ich hatte mir für den Anfang unsere Hauptstädte erwählt und speziell Petersburg, dem ich auf Grund einer gewissen Berechnung den Vorzug gab); also ich würde wie vom Himmel herabgefallen, aber vollständig frei, von niemand abhängig und gesund sein und heimlich hundert Rubel als erstes Betriebskapital in der Tasche haben. Ohne die hundert Rubel die Sache anzufangen, das schien mir nicht möglich, da sonst die allererste Periode des Erfolgs sich gar zu lange ausdehnen würde. Außer den hundert Rubeln besaß ich, wie schon bekannt, Mannhaftigkeit, Energie, Ausdauer, völlige Zurückgezogenheit in mich selbst und Verschwiegenheit. Die Zurückgezogenheit war die Hauptsache: ich konnte bis zum letzten Augenblick Beziehungen zu andern Menschen und Verbindungen mit ihnen absolut nicht leiden; allgemein gesagt, ich war fest entschlossen, die Ausführung meiner »Idee« allein zu beginnen; das war für mich eine *Conditio sine qua non*. Die Menschen waren mir störend; ich hätte mich unruhig gefühlt, und die

Unruhe hätte den Erfolg meines Strebens beeinträchtigt. Überhaupt ist es mir bisher in meinem ganzen Leben immer folgendermaßen ergangen: wenn ich es mir im Kopf zurechtlegte, wie ich mit den Leuten umgehen würde, dann erschien mir das immer sehr klug; sowie es aber wirklich dazu kam, machte ich immer arge Dummheiten. Mit Entrüstung über mich selbst gestehe ich ganz aufrichtig, daß ich in meinen Reden immer zu heftig gewesen bin und mich selbst verraten habe, und darum habe ich beschlossen, den Verkehr mit den Menschen möglichst einzuschränken. Was ich dabei gewinne, ist: Unabhängigkeit, Ruhe des Gemüts, ein klarer Blick für mein Ziel.

Trotz der horrenden Preise in Petersburg hatte ich mir ein für allemal vorgenommen, nicht mehr als fünfzehn Kopeken für Essen auszugeben, und ich wußte, daß ich Wort halten würde. Diese Frage wegen des Essens hatte ich lange und eingehend überlegt; ich hatte zum Beispiel beschlossen, manchmal zwei Tage hintereinander nur Brot und Salz zu essen, aber in der Absicht, am dritten Tag die an den beiden vorhergehenden Tagen gemachten Ersparnisse mit auszugeben; es schien mir, daß das für die Gesundheit vorteilhafter sein würde als die stete, gleichmäßige Fastenkost für den festen Satz von fünfzehn Kopeken. Ferner brauchte ich, um zu existieren, ein Winkelchen, buchstäblich nur ein Winkelchen, einzig und allein um da die Nacht zu schlafen oder an einem gar zu garstigen Tag unterzukriechen. In der Hauptsache beabsichtigte ich auf der Straße zu leben und war im Falle der Not auch willens, in einem Nachtsyl zu nächtigen, wo man außer dem Nachtlager auch noch ein Stück Brot und ein Glas Tee bekommt. Oh, ich würde es schon verstehen, mein Geld zu verstecken, damit es mir in meinem Winkelchen oder im Asyl niemand wegstahl oder es auch nur bemerkte; das glaubte ich garantieren zu können!

»Mir sollte etwas gestohlen werden? Eher ist zu befürchten, daß ich selbst einem etwas stehle!« hörte ich einmal auf der Straße einen durchtriebenen Patron höchst vergnügt sagen. Natürlich stelle ich mich ihm nur hinsichtlich der Vorsicht und Schlaueit gleich, Stehlen liegt nicht in meiner Absicht. Ja noch mehr: schon in Moskau und vielleicht gleich am Entstehungstag meiner »Idee« hatte ich beschlossen, weder Pfandleiher noch Wucherer zu werden: dazu sind die Juden da und diejenigen Russen, die weder Verstand noch Charakter besitzen. Pfandleihe und Wucher – das ist etwas Ordinäres.

Was die Kleidung anlangt, so beabsichtigte ich, zwei Anzüge zu besitzen, einen Alltagsanzug und einen guten. Nachdem ich sie mir einmal angeschafft hatte, war ich überzeugt, daß ich sie lange tragen würde; ich hatte mich zwei und ein halbes Jahr lang absichtlich darin geübt, die Kleider schonend zu tragen, und sogar ein Geheimnis entdeckt: damit ein Kleidungsstück immer neu bleibt und sich nicht abträgt, muß man es möglichst oft mit der Bürste reinigen, fünf- oder sechsmal täglich. Die Bürste schadet dem Tuch nicht (ich spreche als Sachverständiger), wohl aber Staub und Schmutz. Der Staub ist eine Art von Steinen, wenn man ihn unter dem Mikroskop ansieht, die Bürste aber, mag sie auch noch so hart sein, hat immer eine gewisse Ähnlichkeit mit Wolle. In gleicher Weise habe ich die Stiefel tragen gelernt: das Geheimnis besteht darin, daß man den Fuß vorsichtig mit der ganzen Sohle zugleich aufsetzen und ihn möglichst selten seitwärts drehen muß. Lernen kann man dies in vierzehn Tagen, nachher macht man es ganz unbewußt. Durch dieses Mittel halten die Stiefel durchschnittlich um ein Drittel länger. Das habe ich in zwei Jahren erprobt.

Darauf begann dann meine eigentliche Tätigkeit.

Ich ging von folgender Überlegung aus: ich besitze hundert Rubel. In Petersburg gibt es so viele Auktionen, Ausverkäufe, kleine Trödeläden und so viele Menschen, die etwas gebrauchen, daß man mit Sicherheit darauf rechnen kann, wenn man etwas gekauft hat, es für einen höheren Preis wieder zu verkaufen. An dem Album habe ich sieben Rubel und fünfundneunzig Kopeken bei einem Anlagekapital von zwei Rubeln und fünf Kopeken verdient. Diesen gewaltigen Gewinn habe ich ohne Risiko gemacht: ich habe es dem Käufer an den Augen angesehen, daß er nicht zurücktreten würde. Natürlich begreife ich sehr wohl, daß das nur ein Zufall war; aber solche Zufälle will ich ja eben aufsuchen; gerade deswegen habe ich beschlossen, auf der Straße zu leben. Nun, mögen solche Zufälle auch sehr selten vorkommen, ganz gleich, meine Hauptmaxime wird sein, nichts zu riskieren, und meine zweite, unbedingt täglich etwas mehr als den für meinen Unterhalt ausgeworfenen Satz zu verdienen, damit die Vermehrung des Kapitals auch nicht für einen Tag eine Unterbrechung erleidet.

Man wird mir sagen: »Das sind alles nur Phantasien; Sie kennen die Straße nicht und werden beim ersten Schritt übers Ohr gehauen werden.« Aber ich besitze Willenskraft und Charakterfestigkeit, und die Straßenwissenschaft ist eine Wissenschaft wie jede andere; ein energischer, eifriger, befähigter Mensch kann sie bewältigen. Auf dem Gymnasium war ich bis zur obersten Klasse immer einer der Ersten, und speziell in der Mathematik war ich sehr tüchtig. Man darf doch die praktische Erfahrung und die Straßenwissenschaft nicht in so sinnlosem Maße überschätzen, daß man mir unbedingt einen Mißerfolg prophezeit! So reden immer nur diejenigen, die niemals einen Versuch auf irgendeinem Gebiet unternommen, kein eigenes Leben angefangen, sondern immer nur auf ihrem vorhandenen Besitz vegetiert haben. »Einer hat sich die Nase zerschlagen, also wird es ein anderer unfehlbar auch tun.« Nein, ich werde mir nicht die Nase zerschlagen. Ich besitze Charakterfestigkeit und werde bei einiger Aufmerksamkeit alles lernen. Kann denn jemand

glauben, daß man bei ununterbrochener Energie, bei ununterbrochener Achtsamkeit, bei ununterbrochener Überlegung und Berechnung, bei grenzenloser Tätigkeit und Lauferei nicht schließlich lernen sollte, wie man täglich zwanzig Kopeken Reingewinn erzielen kann? Die Hauptsache ist, ich habe beschlossen, es niemals auf den höchsten denkbaren Gewinn anzulegen, sondern immer ruhig zu bleiben. Späterhin, wenn ich schon tausend oder zweitausend Rubel erworben habe, dann werde ich natürlich ganz von selbst aufhören, den Faktor zu spielen und auf der Straße allerlei zu kaufen und wieder zu verkaufen. Natürlich kenne ich das Treiben an der Börse, das Aktienwesen und das Bankgeschäft und all dergleichen jetzt noch sehr wenig. Aber dafür ist es mir bekannt wie meine fünf Finger, daß ich alle diese Börsen- und Bankgeschäfte lernen werde und sie zur rechten Zeit ebenso gut verstehen werde wie ein anderer und daß diese Kenntnisse sich ganz von selbst bei mir einstellen werden, weil die Sache es so mit sich bringen wird. Ist denn dazu so viel Verstand nötig? Was für eine salomonische Weisheit ist denn schon dazu erforderlich? Wenn man nur Charakterfestigkeit besitzt: Verständnis, Gewandtheit und Wissen kommen dann ganz von allein. Man darf nur nicht aufhören zu wollen.

Die Hauptsache ist, nichts zu riskieren; diesem Grundsatz kann man aber nur treu bleiben, wenn man charakterfest ist. Noch kürzlich, als ich schon in Petersburg war, kam mir eine Subskriptionsliste auf Eisenbahnaktien in die Hand; diejenigen Leute, die das Glück gehabt hatten, zu subskribieren, hatten viel Geld verdient. Eine Zeitlang waren die Aktien tüchtig gestiegen. Nun nehmen wir einmal an, es habe jemand bei der Subskription die Zeit verpaßt, möchte jetzt gern Aktien haben, sähe solche in meinen Händen und machte mir den Vorschlag, sie ihm mit soundso viel Prozent Gewinn zu verkaufen. Dann würde ich sie ihm unbedingt sofort verkaufen. Allerdings würden die Leute mich auslachen und sagen: »Wenn du noch ein Weilchen gewartet hättest, hättest du das Zehnfache daran verdienen können.« Ja, aber mein Gewinn verdient

schon dadurch den Vorzug, daß ich ihn in der Tasche habe, während der eurige noch in der Luft umherfliegt. Jene werden einwenden, auf diese Art könne man nicht viel verdienen. Pardon, das ist gerade euer Fehler, der Fehler all dieser Kokorew, Poljakow, Gubonin. Hört die Wahrheit: Energie und Ausdauer im Erwerben, besonders im Sparen, richten mehr aus als momentane Gewinne, selbst wenn diese sich auf mehrere hundert Prozent belaufen.

Nicht lange vor der Französischen Revolution erschien in Paris ein gewisser Law und stellte ein im Prinzip geniales Projekt auf (das aber nachher bei der Verwirklichung vollständig scheiterte). Ganz Paris war in Aufregung; Laws Aktien wurden reißend gekauft, der Andrang war gewaltig. In das Haus, in dem die Subskription eröffnet war, strömte wie aus einem Sack das Geld aus ganz Paris zusammen; aber auch das Haus reichte schließlich nicht aus: das Publikum stand in dichtem Haufen auf der Straße, Angehörige aller Berufsarten, aller Stände, aller Lebensalter, Bourgeois, Adlige, deren Kinder, Gräfinnen, Marquisen, Prostituierte, alles keilte sich zu einer wütenden, halbverrückten Masse zusammen, als wären sie von einem tollen Hunde gebissen. Rang und Stand, Vorurteile der Geburt und des Stolzes, sogar Ehre und guter Name, alles wurde in den Schmutz getreten; alles wurde geopfert (sogar von den Frauen), um nur ein paar Aktien zu bekommen. Die Subskription wurde schließlich auf die Straße verlegt, aber dort fehlte es an einem Tisch, auf dem man hätte schreiben können. Da machte man einem Buckligen den Vorschlag, seinen Buckel für eine Weile als Tisch zur Verfügung zu stellen, damit so die Subskription auf die Aktien stattfinden könne. Der Bucklige willigte ein – man kann sich vorstellen, für welchen Preis! Nicht lange darauf (es hatte nur sehr kurze Zeit gedauert) waren alle bankrott, das ganze Unternehmen, war geplatzt, die ganze Idee zum Teufel, und die Aktien hatten jeden Wert verloren. Wer hatte dabei gewonnen? Nur der Bucklige, eben weil er keine Aktien genommen hatte, sondern bare Louisdors. Nun, dieser Bucklige bin ich! Ich habe Willenskraft genug gehabt, um nur von Brot zu leben

und mir kopekenweise zweiundsiebzig Rubel zusammenzusparen; da wird sie wohl auch ausreichen, um mitten in dem fieberhaften Taumel, der alle ergriffen hat, die Besonnenheit zu bewahren und den sicheren Gewinn dem großen vorzuziehen. Kleinlich bin ich nur in kleinen Dingen, in großen nicht. Zur Selbstbeherrschung im Kleinen hat meine Charakterfestigkeit oft nicht ausgereicht, auch nicht nach dem Entstehen meiner »Idee«, aber wo es sich um Großes handelt, reicht sie immer aus. Wenn mir meine Mutter morgens, bevor ich in den Dienst zum Fürsten ging, kalt gewordenen Kaffee vorsetzte, wurde ich ärgerlich und sagte ihr Grobheiten, und dabei war ich doch derselbe Mensch, der einen ganzen Monat lang nur von Brot und Wasser gelebt hatte.

Kurz, es wäre unnatürlich, wenn ich nicht Geld verdienen sollte, wenn ich nicht lernen sollte, wie man welches verdient. Und ebenso unnatürlich wäre es, wenn jemand bei ununterbrochenem, gleichmäßigem Sparen, bei ununterbrochener Achtsamkeit und nüchterner Denkweise, bei Enthaltbarkeit und kluger Wirtschaft, bei stets wachsender Energie, ich wiederhole es, es wäre unnatürlich, wenn er da nicht Millionär werden sollte. Wodurch sonst hat sich jener Bettler sein Geld erworben als durch seine fanatische Charakterfestigkeit und Energie? Bin ich denn schlechter als der Bettler? Und schließlich, mag ich auch nichts erreichen, mag auch meine Berechnung falsch sein, mag ich auch scheitern und zugrunde gehen – ganz egal, ich unternehme es. Ich unternehme es, weil ich es will. Das hatte ich mir schon in Moskau gesagt.

Man wird mir sagen, daß hier gar keine »Idee« und absolut nichts Neues vorliege. Aber ich erwidere, und zwar jetzt zum letztenmal, daß hier eine unendlich große Idee und unendlich viel Neues vorliegt.

Oh, ich habe es ja vorhergeahnt, wie trivial alle Einwendungen sein werden, und wie trivial auch das erscheinen wird, was ich selbst zur Erläuterung meiner »Idee« sage.

Nun, was habe ich ausgesprochen? Noch nicht den hundertsten Teil dessen, was ich eigentlich zu sagen hätte; ich fühle, daß es kleinlich, plump, oberflächlich herausgekommen ist und sogar noch jugendlicher, als es mein Lebensalter an sich schon mit sich bringt.

III

Es bleiben noch die Antworten auf die Fragen »Warum?« und »Wozu?« und »ist es eine sittlich gute Handlungsweise?« usw. usw.; auf diese Fragen hatte ich zu antworten versprochen.

Es tut mir leid, daß ich den Leser gleich von vornherein enttäuschen muß, es tut mir leid und freut mich zugleich. Man wisse also, daß in meiner »Idee« absolut nichts von einem Gefühl der »Rache« liegt, nichts Byronsches, keine Flüche, keine Klagen wegen Vaterlosigkeit, keine Tränen über illegitime Geburt, nichts Derartiges, nichts. Kurz, sollten meine Aufzeichnungen einer romantischen Dame in die Hände fallen, so wird sie sogleich ein Gesicht ziehen. Der ganze Zweck meiner »Idee« ist Absonderung von den Menschen.

»Aber Absonderung kann man erreichen, auch ohne damit zu renommieren, daß man ein Rothschild werden will. Inwiefern muß man dazu ein Rothschild sein?«

»Insofern, als ich außer der Absonderung auch Macht brauche.«

Ich schicke voraus: der Leser wird über die Offenherzigkeit meiner Beichte vielleicht einen Schreck bekommen und sich in seiner Harmlosigkeit fragen: ›Wie ist es nur möglich, daß der Verfasser dabei nicht errötet?!‹ Darauf antworte ich: ich schreibe nicht, um gedruckt zu werden; einen Leser werde ich wahrscheinlich erst nach zehn Jahren haben, wenn alles schon dermaßen klargeworden, in die Vergangenheit zurückgewichen und bewiesen sein wird, daß zum Erröten kein Anlaß mehr bestehen wird. Wenn ich mich daher in diesen meinen Aufzeichnungen manchmal an den Leser wende, so ist das lediglich eine Form. Mein Leser ist ein Geschöpf meiner Phantasie.

Nein, nicht meine illegitime Geburt, mit der ich bei Touchard so viel gehänselt wurde, nicht die traurigen Jahre meiner Kindheit, nicht die Rachsucht und nicht das Recht zu protestieren haben meine »Idee« hervorgerufen; schuld an allem ist einzig und allein mein Charakter. Von meinem zwölften Jahre an, glaube ich, das heißt fast von der Zeit an, wo das richtige Bewußtsein erwacht, konnte ich die Menschen nicht mehr leiden. Nicht eigentlich, daß ich sie nicht leiden konnte, aber der Verkehr mit ihnen wurde mir lästig. Es war mir in Augenblicken reiner Empfindung manchmal selbst überaus schmerzlich, daß ich nicht einmal denen gegenüber, die mir nahestehen, alles aussprechen kann (das heißt, ich könnte es wohl, aber ich will es nicht; ich halte mich aus einem mir selbst unklaren Grund zurück), und daß ich so mißtrauisch, mürrisch und schweigsam bin. Und ferner habe ich schon lange, fast seit meiner Kindheit, bei mir noch einen anderen Charakterzug bemerkt: daß ich zu häufig Beschuldigungen aufbringe, zu sehr geneigt bin, andere Leute zu beschuldigen; aber auf die Betätigung dieser Neigung folgte sehr oft unverzüglich ein anderer, mir besonders peinlicher Gedanke: ›Tragen vielleicht nicht sie die Schuld, sondern ich selbst?‹ Und wie oft beschuldigte ich mich ohne Grund! Um nicht solche Fragen beantworten zu müssen, suchte ich natürlich die Einsamkeit. Überdies habe ich, sosehr ich mich auch bemühte (und ich habe

mich wirklich bemüht), an der Gesellschaft der Menschen nichts finden können; wenigstens erwies sich, daß alle meine Altersgenossen, alle meine Kameraden in ihrer Denkweise unter mir standen; ich besinne mich auf keine einzige Ausnahme.

Ja, ich bin finster und verstecke mich fortwährend. Ich hege oft den Wunsch, aus der menschlichen Gesellschaft auszuschneiden. Ich werde vielleicht den Menschen Gutes tun, aber oft sehe ich zu einer solchen Handlungsweise nicht den geringsten Anlaß. Auch sind die Menschen keineswegs so nett, daß man sich ihretwegen Sorgen machen sollte. Warum treten sie nicht geradeheraus und offen an einen heran, und warum muß ich unbedingt als erster mich an sie heranzumachen? Das ist eine Frage, die ich mir oft vorgelegt habe. Ich bin ein dankbares Wesen und habe das schon durch Hunderte von Dummheiten bewiesen. Ich würde Offenheit augenblicklich mit Offenheit erwidern und den Betreffenden sofort lieb gewinnen. Und das habe ich auch schon oft getan; aber alle haben mich sogleich hinter das Licht geführt und sich mit Hohn und Spott vor mir versteckt. Der offenherzigste von allen war noch Lambert, der mich in meiner Kindheit viel prügelte; aber auch der war nur ein offener Schuft und Übeltäter, und seine Offenherzigkeit war nur eine Folge seiner Dummheit. Das waren meine Gedanken, als ich nach Petersburg kam.

Als ich damals aus Dergatschews Wohnung heraustrat (weiß der Himmel, was mich zu ihm hingezogen hatte), schloß ich mich an Wassin an und sprach ihm in einem Anfall von Begeisterung meine Bewunderung aus. Und was geschah? Noch am selben Abend fühlte ich, daß meine Zuneigung zu ihm sehr viel geringer geworden war. Warum? Ebendarum, weil ich ihm meine Bewunderung ausgesprochen und mich dadurch vor ihm erniedrigt hatte. Es könnte scheinen, daß gerade das Gegenteil zu erwarten sei: ein Mensch, der so gerecht und offener ist, daß er einem anderen sogar zu seinem

eigenen Schaden die gebührende Anerkennung zollt, ein solcher Mensch steht doch, was seinen eigenen Wert anlangt, höher als jeder andere. Aber – ich sah das ein und mochte Wassin doch weniger gern, sogar sehr viel weniger; ich wähle absichtlich ein Beispiel, das dem Leser bereits bekamt ist. Sogar an Krafft dachte ich mit einem unangenehmen, bitteren Gefühl zurück, weil er mich selbst ins Vorzimmer hinausgeführt hatte, und diese Empfindung dauerte bis zum nächsten Tag, als völlig klar wurde, wie es mit Krafft gestanden hatte, und ich ihm nicht mehr zürnen konnte. Etwas Ähnliches hatte ich im Gymnasium, und zwar schon in den untersten Klassen, durchgemacht: wenn einer meiner Mitschüler mich übertraf, sei es in den Wissenschaften oder in witzigen Antworten oder an Körperkraft, dann hörte ich sofort auf, mit ihm zu verkehren und zu reden. Nicht daß ich ihn gehaßt oder ihm etwas Schlechtes gewünscht hätte; ich wandte mich einfach von ihm ab, weil das nun einmal in meinem Charakter lag.

Ja, ich habe mein ganzes Leben lang nach Macht gedürstet, nach Macht und Einsamkeit. Ich träumte davon schon in so jungen Jahren, daß mir bestimmt jeder ins Gesicht gelacht hätte, wenn er erfahren hätte, was unter meiner Hirnschale vorging. Dies ist der Grund, weshalb ich das heimliche Wesen so lieb gewann. Ja, ich arbeitete mit aller Kraft an meinen Luftschlössern, dergestalt, daß ich zu Gesprächen mit anderen Menschen gar keine Zeit hatte; man folgerte daraus, daß ich menschenscheu sei, und zog aus meiner Zerstretheit noch häßlichere Schlüsse zu meinen Ungunsten, aber meine roten Wangen bewiesen das Gegenteil.

Besonders glücklich fühlte ich mich, wenn ich mich ins Bett gelegt, die Decke über den Kopf gezogen hatte und nun ganz allein, in vollster Einsamkeit, ohne daß Menschen um mich herum gewesen wären oder ich auch nur einen Laut von ihnen gehört hätte, anfang, mein Leben in Gedanken umzugestalten. Solchen Träumereien gab

ich mich mit brennendem Eifer hin, bis ich meine »Idee« fand, worauf dann alle meine bis dahin törichten Phantasien auf einmal verständig wurden und aus der Form des erdichteten Romans in die Form vernunftmäßiger Wirklichkeit übergingen.

Alles floß zusammen und nahm die Richtung auf ein Ziel hin. Meine Phantasien waren übrigens auch vorher nicht gar so töricht gewesen, trotz ihrer unzählbaren Menge. Aber ich hatte unter ihnen meine besonderen Lieblinge gehabt ... Indessen kann ich sie hier nicht vorführen.

Macht! Ich bin überzeugt, daß es sehr vielen Menschen sehr lächerlich vorkommen würde, wenn sie erführen, daß ein solches »Subjekt« wie ich nach Macht trachtet. Aber ich Will sie in noch größeres Erstaunen versetzen: vielleicht schon von meinen ersten Träumereien an, das heißt fast seit meiner frühesten Kindheit, habe ich mich nie anders denken können als auf dem ersten Platz, immer und auf allen Gebieten des Lebens. Ich füge noch ein sonderbares Gestännis hinzu: vielleicht dauert das noch bis auf den heutigen Tag. Ich bemerke dabei, daß ich deswegen nicht um Verzeihung bitte.

Und darin besteht eben meine »Idee«, darin liegt ihre Kraft, daß Geld der einzige Weg ist, der sogar ein unbedeutendes Subjekt auf den *ersten Platz* führt. Ich bin vielleicht gar nicht einmal ein unbedeutendes Subjekt, aber ich weiß zum Beispiel aus dem Spiegel, daß mein Äußeres mir schadet, da ich ein ganz ordinäres Gesicht habe. Aber wenn ich erst so reich sein werde wie Rothschild, wer wird dann an meinem Gesicht etwas auszusetzen haben, und werden dann nicht Tausende von Frauen, sobald ich nur pfeife, mit ihrer Schönheit Hals über Kopf zu mir gelaufen kommen? Ich bin sogar überzeugt, daß sie selbst schließlich ganz aufrichtig mich für einen schönen Mann halten werden. Ich bin vielleicht klug. Wenn sich

jedoch in der Gesellschaft jemand findet, der sehr klug ist, dann bin ich erledigt. Aber wenn ich ein Rothschild bin, kann dann dieser kluge Mann gegen mich aufkommen? Es wird ihm neben mir nicht einmal vergönnt werden, den Mund auf zu tun! Ich bin vielleicht geistreich; rivalisiert jedoch ein Talleyrand, ein Piron mit mir, so bin ich in den Schatten gestellt; aber wenn ich ein Rothschild bin, wo bleibt da ein Piron und vielleicht sogar ein Talleyrand? Das Geld ist sicherlich eine despotische Macht, aber zugleich ist es der größte Gleichmacher, und darin liegt seine Hauptstärke. Das Geld macht alle Ungleichheiten gleich. All das ist mir schon in Moskau klarge worden.

Man wird in diesem Gedanken natürlich nur eine Unverschämtheit sehen, den Wunsch, andere zu vergewaltigen, das Streben eines unbedeutenden Subjektes, über talentvolle Mitmenschen zu triumphieren. Ich gebe zu, daß dieser Gedanke dreist ist (ebendeshalb ist er so wonnevoll). Aber mag er es sein, mag er es sein: meint jemand, ich hätte mir damals Macht gewünscht, um andere Menschen zu erdrücken und mich so zu rächen? Das ist es ja eben, daß ein ordinärer Mensch unbedingt so handeln würde. Ja noch mehr: ich bin überzeugt, daß Tausende von talentvollen, hochstehenden Männern, wenn ihnen auf einmal Rothschilds Millionen zufielen, die Selbstbeherrschung verlieren, sich wie die gemeinste, gewöhnlichste Sorte betragen und ihre Mitmenschen in der ärgsten Weise bedrücken würden. Meine Idee ist von anderer Art. Ich bin vor dem Geld nicht bange; es wird mich nicht bedrücken und mich nicht veranlassen, andere zu bedrücken.

Ich brauche das Geld nicht, oder, richtiger gesagt, ich brauche nicht das Geld und nicht einmal die Macht, sondern nur das, was man durch die Macht erlangt und was man ohne Macht auf keine Weise erlangen kann: das ist ein einsames, ruhiges Kraftbewußtsein! Das ist die erschöpfendste Definition der Freiheit, diese Definition, mit

der sich die Welt so herumschlägt! Freiheit! Endlich habe ich dieses große Wort hingeschrieben ... Ja, das einsame Kraftbewußtsein ist, etwas Verlockendes und Schönes. Ich besitze Kraft, und ich bin ruhig. Jupiter hat den Donnerkeil in der Hand, und was tut er: er ist ruhig; hört man ihn etwa häufig donnern? Ein Dummkopf könnte glauben, er schlafe. Aber man setze irgendeinen Literaten oder ein dummes Bauernweib an Jupiters Stelle – und das Gedonner würde nicht abreißen!

Wenn ich erst die Macht habe, so überlegte ich, dann werde ich gar nicht das Bedürfnis haben, mich ihrer zu bedienen; ich versichere, daß ich selbst, aus eigenem, freiem Willen, überall den letzten Platz einnehmen werde. Wenn ich ein Rothschild wäre, so würde ich mit einem schlechten, alten Überzieher und mit einem Regenschirm gehen. Was mache ich mir daraus, daß ich auf der Straße gestoßen werde, daß ich genötigt bin, eilig durch den Schmutz zu springen, damit mich die Droschken nicht überfahren? Das Bewußtsein, daß ich es bin, Rothschild selbst, würde mich in diesem Augenblick sogar heiter stimmen. Ich weiß, daß ich vielleicht ein so feines Diner wie kein anderer und den besten Koch von der Welt haben kann, und es genügt mir, daß ich es weiß. Ich werde ein Stück Brot mit Schinken essen und schon durch das Bewußtsein satt sein. Ich denke sogar heute noch so.

Ich werde mich nicht an die Aristokratie herandrängen, sondern sie sich an mich, ich werde nicht auf die Weiber Jagd machen, sondern sie werden von selbst angelaufen kommen und mir alles anbieten, was eine Frau anbieten kann. Die »gemeinen« Weiber werden des Geldes wegen kommen, und die klugen wird die Neugier zu dem sonderbaren, stolzen, verschlossenen, gegen alles gleichgültigen Wesen hinziehen. Ich werde zu den einen wie zu den andern freundlich sein und ihnen vielleicht Geld geben, selbst aber von ihnen nichts annehmen. Neugier erzeugt Leidenschaft, und so wer-

de auch ich ihnen vielleicht Leidenschaft einflößen. Aber ich versichere: sie werden, ohne etwas erreicht zu haben, wieder weggehen, höchstens mit Geschenken. Dadurch werde ich für sie doppelt interessant werden.

... Genug schon ist mir Solches Wissen.

Merkwürdig, daß ich mich in dieses Bild (das übrigens zutreffend ist) schon als Siebzehnjähriger verliebt habe.

Quälen und erdrücken will und werde ich niemand; aber ich weiß, daß, wenn ich irgend jemand, einen Feind von mir, zugrunde richten wollte, niemand mir dabei hinderlich sein, sondern vielmehr alle mir behilflich sein würden, und dieses Bewußtsein würde mir wieder genügen. Ich würde mich nicht einmal an jemand rächen. Ich habe mich immer darüber gewundert, wie James Rothschild hat einwilligen können, Baron zu werden! Warum, wozu, da er doch auch ohnedies alle Menschen auf der Welt überragte? Mag mich doch jener unverschämte General auf der Poststation beleidigen, wo wir beide auf frische Pferde warten; wenn er wüßte, wer ich bin, würde er selbst hinlaufen, um sie mir anzuspinnen, und würde eifrig hinzuspringen, um mir beim Einsteigen in meinen bescheidenen Reisewagen behilflich zu sein! In der Zeitung hat einmal gestanden, daß ein ausländischer Graf oder Baron in einem von Wien abgehenden Eisenbahnzug einem dortigen Bankier vor den Augen der Mitreisenden die Pantoffeln angezogen hat; und dieser ist ordinar genug gewesen, das zuzulassen. Oh, mag diese junge Dame, deren Schönheit geradezu Schrecken einflößt (jajohl: Schrecken, es gibt solche Schönheit), diese Tochter einer hochmütigen, vornehmen Aristokratin, mag sie, wenn sie zufällig auf einem Dampfschiff oder sonstwo mit mir zusammentrifft, mich von der Seite ansehen und, die Nase rümpfend, sich geringschätzig darüber wundern, wie dieser bescheidene, häßliche Mensch, mit einem Buch oder einer

Zeitung in der Hand, hat so dreist sein können, sich in die erste Klasse einzudrängen und sich neben sie zu setzen. Aber wenn sie wüßte, wer neben ihr sitzt! Und sie wird es erfahren – sie wird es erfahren und sich aus freien Stücken neben mich setzen, demütig, schüchtern und freundlich; sie wird meinen Blick suchen und sich über mein Lächeln freuen ...« Ich setze diese aus der frühesten Zeit stammenden kleinen Bilder absichtlich hierher, um den Gedanken klarer zum Ausdruck zu bringen; aber diese kleinen Bilder sind blaß und vielleicht trivial. Nur die Wirklichkeit rechtfertigt alles.

Man wird sagen, es sei dumm, so zu leben: warum solle man sich nicht einen Palast anschaffen, ein offenes Haus haben, Gesellschaft um sich versammeln, Einfluß ausüben, sich verheiraten? Aber was würde dann der Rothschild für ein Mensch werden? Er würde ein ebensolcher Mensch werden wie alle. Der ganze Reiz der »Idee«, ihre ganze sittliche Kraft würde verschwinden. Ich habe schon als Kind den Monolog des »Geizigen Ritters« bei Puschkin auswendig gelernt; etwas Höheres als dies, was die Idee anlangt, hat Puschkin nicht geschaffen! Dieselben Anschauungen habe ich heute noch.

»Aber dein Ideal ist gar zu niedrig«, wird man zu mir sagen. »Geld, Reichtum! Das Richtige ist doch Förderung des Gemeinwohls, sind Handlungen der Menschenliebe.«

Aber woher weiß denn jemand, wie ich meinen Reichtum gebrauchen würde? Inwiefern ist es denn unmoralisch und niedrig, daß diese Millionen aus einer Menge von schlechten, schmutzigen Judenhänden in die Hände eines nüchternen, charakterfesten Asketen zusammenströmen, der die Welt mit scharfem Blick ansieht? Überhaupt klingen alle diese Zukunftsträume, alle diese Prophezeiungen jetzt noch sehr romanhaft, und es ist vielleicht zwecklos, wenn ich sie niederschreibe; sie wären wohl besser in meinem Kopf geblieben; ich weiß auch, daß diese Zeilen vielleicht von niemand werden

gelesen werden; aber wenn sie jemand lesen sollte, wird er mir dann wohl glauben, daß ich den Rothschild'schen Millionen vielleicht wirklich nicht gewachsen sein werde? Nicht etwa, weil sie mich erdrücken würden, sondern in ganz anderem, entgegengesetztem Sinne. In meinen Zukunftsträumen habe ich schon mehrmals jenen künftigen Moment ins Auge gefaßt, wo mein Machtbewußtsein vollauf befriedigt sein, die Macht aber mir als etwas Geringwertiges erscheinen wird. Dann werde ich, nicht aus Langeweile oder zielloser Verdrossenheit, sondern weil mein uferloses Streben auf noch Größeres abzielen wird, meine Millionen den Menschen hingeben; mag die Gesellschaft meinen ganzen Reichtum unter sich verteilen, ich aber, ich werde wieder in der untersten Schicht verschwinden! Vielleicht verwandle ich mich sogar in jenen Bettler, der auf dem Dampfer starb, nur mit dem Unterschied, daß man in meinen Lumpen nichts eingenäht finden wird. Allein das Bewußtsein, daß sich Millionen in meinen Händen befunden haben und ich sie wie eine Hekatombe Gold in den Schmutz geworfen habe, wird mich dann in meiner Vereinsamung nähren. Ich neige auch jetzt noch dazu, so zu denken. Ja, meine »Idee« ist eine Festung, in der ich mich immer und unter allen Umständen vor allen Menschen verbergen kann, und sei es in Gestalt des Bettlers, der auf dem Dampfer starb. Das ist meine Dichtung! Und wisset, daß ich meine lasterhafte Machtfülle *ganz* brauche, nur um *mir selbst* zu beweisen, daß ich imstande bin, auf sie zu verzichten.

Ohne Zweifel wird man einwenden, das sei poetische Verstiegenheit und ich würde die Millionen, wenn ich einmal in ihren Besitz gelangt wäre, nie aus der Hand lassen und mich nicht in den Bettler von Saratow verwandeln. Vielleicht werde ich sie wirklich nicht aus der Hand lassen; ich habe nur die Idealgestalt meines Gedankens gezeichnet. Aber ich füge im vollen Ernst hinzu: wenn ich bei der Ansammlung von Reichtümern bis zu der Ziffer des Rothschild'schen Vermögens gelangt sein sollte, dann könnte die Sache tatsächlich damit enden, daß ich mein Geld der Gesellschaft hingäbe. (Vor

Erreichung der Rothschild'schen Ziffer würde es allerdings schwer sein, das auszuführen.) Und ich würde nicht etwa die Hälfte hingeben, denn das wäre eine unwürdige Handlungsweise: ich würde dann lediglich um die Hälfte ärmer sein, weiter nichts; sondern ich würde schlechthin alles hingeben, alles bis auf die letzte Kopeke, denn dadurch, daß ich ein Bettler würde, würde ich plötzlich noch einmal so reich sein wie Rothschild! Wenn die Menschen das nicht verstehen, dann kann ich nichts dafür; eine Erläuterung werde ich nicht geben.

»Das ist Fakirtum, poetische Phantasie eines unbedeutenden, kraftlosen Menschen«, werden die Leute urteilen, »der Triumph der Talentlosigkeit und Mittelmäßigkeit.« Ja, ich gebe zu, daß es zum Teil der Triumph der Talentlosigkeit und Mittelmäßigkeit ist, aber wohl kaum der der Kraftlosigkeit. Es machte mir besonderes Vergnügen, mir gerade ein talentloses, mittelmäßiges Individuum vorzustellen, das der ganzen Welt gegenüberträte und lächelnd zu ihr sagte: »Ihr seid Männer wie Galilei und Kopernikus, wie Karl der Große und Napoleon, wie Puschkin und Shakespeare, ihr seid Feldmarschälle und Hofmarschälle, ich aber bin talentlos und illegitim und stehe dennoch über euch, weil ihr selbst euch mir untergeordnet habt.« Ich bekenne, ich bin in dieser Phantasie so weit gegangen, sogar die Bildung zu verwerfen. Es schien mir, daß es schöner sein würde, wenn dieser Mensch sogar einen starken Mangel an Bildung aufwies. Dieser denn doch zu weit getriebene Gedanke beeinträchtigte damals sogar meine Fortschritte in der siebenten Klasse des Gymnasiums; ich hörte infolge eben dieses Fanatismus auf zu lernen, in der Vorstellung, der Mangel an Bildung werde die Schönheit meines Ideals noch steigern. Jetzt habe ich meine Ansicht in diesem Punkt geändert: die Bildung stört nicht.

Meine Herren, können Sie es denn wirklich gar nicht vertragen, wenn jemand auch nur im geringsten selbständig denkt? Glücklich,

wer ein Schönheitsideal besitzt, mag es auch ein falsches sein! Aber an das meine glaube ich. Ich habe es nur nicht ordentlich auseinandergesetzt, zu ungeschickt und schülerhaft. Nach zehn Jahren würde ich es natürlich besser darlegen können. Das Obige will ich mir zur Erinnerung aufheben.

IV

Nun bin ich mit der Schilderung meiner »Idee« fertig. Wenn diese Schilderung schlecht und oberflächlich ausgefallen ist, so bin ich daran schuld und nicht die »Idee«. Ich habe schon vorher bemerkt, daß gerade die einfachsten Ideen am allerschwersten zu erfassen sind; jetzt füge ich noch hinzu, daß sie auch am schwersten darzulegen sind, und dazu kommt noch, daß ich eine frühere Gestalt meiner »Idee« geschildert habe. Es besteht für die Ideen auch ein Gesetz, das das Gegenstück hierzu bildet: schlechte, schnell entstandene Ideen werden außerordentlich schnell erfaßt, und zwar unfehlbar von der großen Menge und von der ganzen Straße; ja, sie werden für die höchsten und genialsten angesehen, aber nur an dem Tag, wo sie in Erscheinung treten. Was billig ist, ist nicht dauerhaft. Die schnelle Verständlichkeit ist nur ein Zeichen der Schlechtigkeit dessen, was verstanden wird. Die Idee Bismarcks wurde in einem Augenblick für genial erachtet, und Bismarck selbst für ein Genie; aber gerade diese Schnelligkeit ist verdächtig: warten wir einmal zehn Jahre, und sehen wir dann zu, was von Bismarcks Idee und vielleicht von dem Herrn Kanzler selbst übriggeblieben ist. Diese höchst nebensächliche und nicht zur Sache gehörige Bemerkung setze ich natürlich nicht zum Zweck eines Vergleichs hierher, sondern ebenfalls nur, um mich später daran zu erinnern. (Das zur Erläuterung für einen gar zu unverständigen Leser.)

Jetzt aber will ich zwei Geschichten erzählen, um damit den über die »Idee« handelnden Abschnitt endgültig abzuschließen, so daß sie mich nachher in meiner Erzählung nicht mehr stören wird.

Im Sommer, im Juli, zwei Monate vor meiner Abreise nach Petersburg, als ich schon vollständig frei geworden war, bat mich einmal Marja Iwanowna, nach Troizkij Possad zu einem alten dort wohnenden Fräulein zu fahren und ihr einen Auftrag, auszurichten; der Auftrag selbst, ist ohne Interesse und verdient nicht, daß ich näher auf ihn eingehe. Als ich an demselben Tag zurückfuhr, bemerkte ich im Eisenbahnwagen einen ziemlich häßlichen jungen Mann, der nicht schlecht, aber unsauber gekleidet war, ein Gesicht voller Pickel und einen schmutzigenbraunen Teint hatte. Er zeichnete sich dadurch aus, daß er unfehlbar auf jeder Haltestelle ausstieg und einen Schnaps trank. Gegen Ende der Fahrt hatte sich um ihn ein lustiger Kreis gebildet, übrigens eine recht schägige Gesellschaft. Ein Kaufmann, der schon etwas betrunken war, war von der Fähigkeit des jungen Menschen, ununterbrochen zu trinken und dabei doch nüchtern zu bleiben, ganz besonders entzückt. Sehr einverstanden mit dieser Neigung war auch ein noch junger Bursche, der furchtbar dumm aussah, furchtbar viel redete, nach deutscher Art gekleidet war und einen sehr häßlichen Geruch verbreitete, ein Lakai, wie ich später erfuhr; dieser hatte sich mit dem trinklustigen jungen Mann sogar angefreundet und veranlaßte ihn jedesmal, wenn der Zug hielt, zum Aufstehen durch die Einladung: »Jetzt ist es Zeit, einen Schnaps zu trinken«, worauf dann beide Arm in Arm ausstiegen. Der trinklustige junge Mann redete fast keine Silbe, aber die schwatzende Gesellschaft, die um ihn herumsaß, wurde immer größer und größer; er hörte nur zu, was sie alle sagten, lächelte fortwährend mit einem schleimigen Kichern und brachte von Zeit zu Zeit, aber immer ganz unerwartet, einen Laut hervor, der ungefähr wie »Türlür-lü!« klang, wobei er in der Manier eines Clowns den Finger an die Nase hielt. Das erheiterte den Kaufmann, den Lakaien und alle andern sehr, und sie lachten darüber recht laut und ausgelassen. Es

ist gar nicht zu verstehen, worüber die Leute manchmal lachen. Auch ich trat heran – und ich begreife nicht, wodurch dieser junge Mann mir ebenfalls irgendwie gefiel, vielleicht durch die entschiedene Verletzung der allgemein üblichen, obligatorischen Anstandsregeln, kurz, ich merkte nicht, daß er ein Dummkopf war; ich stand sogar mit ihm bald auf du und du, und als wir ausstiegen, erfuhr ich von ihm, daß er am Abend nach acht Uhr nach dem Twerskoi-Boulevard kommen würde. Es hatte sich herausgestellt, daß er ein früherer Student war. Ich kam auf den Boulevard, und nun höre man, was er mich für einen Streich lehrte: wir gingen beide alle Boulevards entlang, und wenn wir zu dieser schon späten Stunde eine anständige Frauensperson gehen sahen und ringsum keine Leute in der Nähe waren, so machten wir uns gleich an sie heran. Ohne ein Wort zu ihr zu sagen, traten wir, er an ihre eine, ich an ihre andere Seite und begannen mit der ruhigsten Miene, als ob wir sie gar nicht bemerkten, miteinander ein höchst unanständiges Gespräch. Wir nannten die Dinge mit ihren eigentlichen Namen, und zwar mit der harmlosesten Miene und als sei es ganz in der Ordnung, und ließen uns bei der Behandlung verschiedener Schändlichkeiten und Schweinereien auf solche Finessen ein, wie sie die schmutzigste Phantasie des schmutzigsten Wüstlings sich nicht hätte ausdenken können. (Ich hatte mir alle diese Kenntnisse natürlich schon in der Schule angeeignet, sogar schon vor dem Eintritt ins Gymnasium, kannte aber nur die Worte, nicht die Sache.) Die betreffende Frauensperson bekam immer einen großen Schreck und suchte möglichst schnell von uns wegzukommen, aber wir beschleunigten gleichfalls unsere Schritte und – setzten unser Gespräch fort. Das arme Opfer konnte natürlich nichts dagegen tun; schreien konnte sie nicht, Zeugen waren nicht da, und es wäre doch auch peinlich gewesen, sich über solche Dinge zu beschweren. Diesen Spaß machten wir uns etwa acht Tage lang; ich verstehe nicht, wie ich daran Gefallen finden konnte; ich fand auch eigentlich kein Gefallen daran, ich machte es nur so mit. Anfangs schien mir dieses Benehmen originell, weil es aus den gewöhnlichen, kon-

ventionellen Umgangsformen herausfiel; zudem konnte ich die Weiber nicht leiden. Ich erzählte einmal dem Studenten, daß Jean-Jacques Rousseau in seiner Beichte gesteht, er habe sich als junger Mann damit vergnügt, gewisse gewöhnlich verhüllte Körperteile verstohlenerweise aus einem Winkel entblößt hervorstrecken und so auf vorübergehende Frauen zu warten. Der Student antwortete mir mit seinem Türlürlü. Ich hatte schon gemerkt, daß er furchtbar unwissend war und sich für erstaunlich wenige Dinge interessierte. Von einer verborgenen Idee, die ich bei ihm zu finden erwartet hatte, war nicht die Spur vorhanden. Statt der Originalität fand ich nur eine erdrückende Einförmigkeit. Ich mochte ihn immer weniger leiden. Schließlich endete die ganze Sache auf völlig unerwartete Weise: wir hatten uns wieder einmal, als es schon ganz dunkel war, an ein junges Mädchen herangemacht, das schnell und furchtsam den Boulevard entlangging; sie war noch sehr jung, vielleicht erst sechzehn Jahre oder noch jünger, und sehr sauber und bescheiden gekleidet. Vielleicht lebte sie von ihrer Hände Arbeit und kehrte nun von ihrer Tätigkeit nach Hause zu ihrer alten Mutter zurück, einer armen Witwe mit zahlreichen Kindern; aber es hat keinen Zweck, hier gefühlvoll zu werden. Das Mädchen hörte unser Gespräch eine Zeitlang an und eilte hastig weiter, mit gesenktem Kopf, herabgelassenem Schleier, ängstlich und zitternd, aber auf einmal blieb sie stehen, schlug den Schleier von ihrem, soviel ich mich erinnere, recht hübschen, aber etwas mageren Gesicht zurück und rief uns mit funkelnden Augen zu:

»Ach, was sind Sie für gemeine Menschen!«

Vielleicht war ihr das Weinen nahe, aber es geschah etwas ganz anderes: sie holte aus und versetzte mit ihrer kleinen, mageren Hand dem Studenten eine Ohrfeige, wie sie geschickter vielleicht noch nie jemandem gegeben worden ist. Es klatschte nur so! Er wollte schimpfen und sich auf sie stürzen, aber ich hielt ihn zurück,

und das Mädchen fand Zeit davonzulaufen. Als wir allein geblieben waren, gerieten wir sofort miteinander in Streit: ich sprach alles aus, was sich während dieser ganzen Zeit in mir an Unzufriedenheit angesammelt hatte; ich sagte ihm, er sei ein Typ von kläglicher Unbegabtheit und Mittelmäßigkeit und habe nie die geringste Spur einer Idee besessen. Er belegte mich mit Schimpfworten ... (ich hatte ihm einmal von meiner illegitimen Herkunft Mitteilung gemacht), dann spuckten wir voreinander aus, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. An jenem Abend war ich sehr ärgerlich, am andern Tag schon nicht mehr so sehr, und am dritten hatte ich die ganze Sache vergessen. Und sollte man es glauben: ich dachte zwar nachher noch manchmal an dieses junge Mädchen, aber doch nur gelegentlich und flüchtig. Erst nach meiner Ankunft in Petersburg (ich mochte wohl schon vierzehn Tage da sein) erinnerte ich mich auf einmal an diese ganze Szene und schämte mich plötzlich so sehr, daß mir buchstäblich die Tränen der Scham über die Wangen liefen. Der Gedanke daran quälte mich den ganzen Abend und die ganze Nacht und quält mich mitunter auch jetzt noch. Ich konnte anfangs gar nicht begreifen, wie es überhaupt möglich gewesen war, daß ich mich damals so unwürdig und gemein benommen hatte, und besonders, daß ich diesen Vorfall vergessen, mich seiner nicht geschämt und ihn nicht bereut hatte. Erst jetzt ist es mir klargeworden, woran das lag: schuld daran war meine »Idee«. Um es kurz zu machen, ich komme zu folgender Schlußfolgerung: wenn jemand einen feststehenden, dauernden, starken Gedanken im Kopf hat und von ihm völlig in Anspruch genommen ist, dann wird er dadurch gewissermaßen aus der Welt in die Einöde versetzt, und alles, was geschieht, gleitet nur flüchtig an ihm vorüber, an der Hauptsache vorbei. Selbst die äußeren Eindrücke werden nicht in normaler Weise aufgenommen. Und das wichtigste ist außerdem, daß man immer eine Ausrede hat. Wie oft peinigte ich in dieser Zeit meine Mutter, und in wie schmähhlicher Weise ließ ich meine Schwester unbeachtet: »Ach was, ich habe meine »Idee«, alles andere sind Bagatellen!«, so ungefähr sagte ich im stillen zu mir. Ich selbst wurde

beleidigt, schwer beleidigt, ich ging beleidigt davon, und dann sagte ich plötzlich zu mir selbst: »Ach was, ich nehme eine unwürdige Stellung ein, aber ich habe doch meine »Idee«, und davon wissen die anderen nichts.« Die »Idee« tröstete mich in Schande und Erniedrigung; aber auch alle meine Schändlichkeiten versteckten sich hinter der »Idee«; sie machte mir sozusagen alles leichter, jedoch breitete sie auch vor meine Augen eine Art Nebel; aber eine so unklare Auffassung der Ereignisse und Dinge kann natürlich auch der »Idee« selbst schädlich werden, von anderem ganz zu schweigen.

Jetzt das zweite Geschichtchen.

Marja Iwanowna feierte am ersten April vorigen Jahres ihren Namenstag. Am Abend waren einige Gäste da, nur sehr wenige Personen. Auf einmal kommt Agrafena ganz atemlos herein und sagt, im Flur vor der Küche schreie ein ausgesetztes kleines Kind und sie wisse nicht, was sie tun solle. Diese Nachricht regte alle sehr auf, alle gingen hin und sahen einen Spankorb und in dem Spankorb ein drei oder vier Wochen altes, wimmerndes kleines Mädchen. Ich nahm den Korb auf, trug ihn in die Küche und fand sogleich einen zusammengefalteten Zettel: »Liebe Wohltäter, erweist diesem kleinen, auf den Namen Arina getauften Mädchen wohlwollende Hilfe; dann werden wir und sie lebenslänglich unsere Tränen zum Thron Gottes hinaufsenden, und wir wünschen Euch auch Glück zum Namenstag. Leute, die Ihr nicht kennt.« Aber nun brachte mich der von mir so hochgeachtete Nikolai Semjonowitsch sehr auf: er machte ein sehr ernstes Gesicht und erklärte, die Kleine müsse unverzüglich ins Findelhaus geschickt werden. Ich wurde sehr traurig. Sie lebten sehr ökonomisch, hatten aber keine Kinder, und Nikolai Semjonowitsch war immer froh darüber. Ich nahm die kleine Arinotschka behutsam aus dem Korb heraus und hob sie an den Schulterchen in die Höhe; aus dem Korb kam ein säuerlicher, scharfer Geruch, wie er Säuglingen, die lange Zeit nicht gewaschen sind,

eigen ist. Nachdem ich mich eine Weile mit Nikolai Semjonowitsch gestritten hatte, erklärte ich ihm plötzlich, ich würde das kleine Mädchen auf meine Kosten aufziehen. Dem widersetzte er sich trotz all seiner sonstigen Milde doch mit einiger Strenge, und obwohl er mit einem Scherz schloß, hielt er seine Absicht hinsichtlich des Findelhauses doch mit aller Kraft aufrecht. Dennoch geschah es nach meinem Willen; auf demselben Hof, aber im andern Nebengebäude, wohnte ein sehr armer Tischler, ein schon bejahrter, trunksüchtiger Mann; seiner Frau aber, einem noch ziemlich jungen, sehr gesunden Weib, war soeben ein Säugling gestorben und, was die Hauptsache war, das einzige Kind, das ihnen nach achtjähriger kinderloser Ehe geboren war, ebenfalls ein Mädchen und in Folge eines seltsamen glücklichen Zufalls ebenfalls eine Arinotschka. Ich sage: in Folge eines glücklichen Zufalls, denn als wir in der Küche miteinander stritten, kam diese Frau, die von dem Ereignis gehört hatte, herbeigelaufen, um das Kindchen anzusehen, und als sie hörte, daß es eine Arinotschka sei, wurde sie ganz gerührt. Die Milch war ihr noch nicht vergangen; sie machte ihre Brust frei und legte das Kind daran. Ich setzte ihr mit Bitten zu, sie möchte das Kind zu sich nehmen, ich würde ihr monatlich dafür bezahlen. Sie fürchtete, ihr Mann würde es vielleicht nicht erlauben, nahm das Kind aber doch für diese Nacht mit. Am Morgen erlaubte es der Mann für acht Rubel monatlich, und ich bezahlte ihm diesen Betrag gleich für den ersten Monat im voraus; er vertrank das Geld sofort. Nikolai Semjonowitsch, der immer noch sonderbar lächelte, erklärte sich bereit, dem Tischler gegenüber dafür zu bürgen, daß ich das Geld, die acht Rubel monatlich, pünktlich bezahlen würde. Ich wollte Nikolai Semjonowitsch, um ihn sicherzustellen, meine sechzig Rubel einhändigen, aber er nahm sie nicht an; übrigens wußte er, daß ich Geld besaß, und traute mir. Durch dieses taktvolle Benehmen von seiner Seite wurde unser momentaner Zwist ausgeglichen. Marja Iwanowna sagte nichts, wunderte sich aber darüber, daß ich eine solche Sorge auf mich nahm. Besonders hoch rechnete ich ihnen das Taktgefühl an, das sie darin bewiesen, daß Sie sich

beide nicht den geringsten Scherz über mich erlaubten, sondern vielmehr von da an die Sache so ernst behandelten, wie es sich gehörte. Ich lief alle Tage etwa dreimal zu Darja Rodiwowna, und eine Woche darauf schenkte ich ihr persönlich insgeheim ohne Wissen ihres Mannes noch drei Rubel. Für weitere drei Rubel kaufte ich eine kleine Bettdecke und Windeln. Aber nach zehn Tagen wurde Rinotschka auf einmal krank. Ich holte sogleich einen Arzt; er verschrieb etwas, und wir mühten uns die ganze Nacht ab und quälten das kleine Wesen mit der widerwärtigen Arznei, aber am andern Tage erklärte der Arzt, es sei nichts mehr zu machen, und erwiderte auf meine Bitten – übrigens waren es wohl mehr Vorwürfe – mit edler Friedfertigkeit: »Ich bin nicht Gott.« Das Zünglein, die Lippen und der ganze Mund der Kleinen hatten sich mit einem dünnen, weißen Überzug bedeckt, und sie starb noch an jenem Abend; die großen schwarzen Augen hielt sie auf mich gerichtet, als ob sie schon alles verstünde. Ich begreife nicht, daß es mir nicht in den Sinn kam, die kleine Leiche photographieren zu lassen. Na, ob man es glaubt oder nicht, ich habe an jenem Abend nicht geweint, sondern geradezu geheult, was ich mir früher nie gestattet hatte, und Marja Iwanowna sah sich genötigt, mich zu trösten, und es war wieder kein Beiklang von Spott dabei, weder von ihrer noch von seiner Seite. Der Tischler fertigte einen kleinen Sarg an; Marja Iwanowna verzierte ihn mit einer Rüsche und legte ein hübsches Kissen hinein; ich aber kaufte Blumen und bestreute das Kindchen damit: so trugen wir mein armes Grashälmlchen fort, das ich, ob man's glauben will oder nicht, bis auf den heutigen Tag nicht habe vergessen können. Bald darauf aber gab mir dieses plötzlich eingetretene Ereignis doch Anlaß zu sehr ernstem Nachdenken. Allerdings war mir Rinotschka nicht teuer zu stehen gekommen: alles in allem, mit dem Särgelein, der Beerdigung, dem Arzt, den Blumen und der Zahlung an Darja Rodiwowna, hatte ich dreißig Rubel ausgegeben. Dieses Geld brachte ich bei der Abreise nach Petersburg durch Einsparungen an den vierzig Rubeln Reisegeld, die mir Wersilow geschickt hatte, und durch den Verkauf einiger Sachen vor der

Abreise wieder ein, so daß mein ganzes »Kapital« unangerührt blieb. »Aber«, dachte ich, »wenn ich solche Seitensprünge mache, werde ich nicht weit kommen.« Aus der Geschichte mit dem Studenten hatte sich ergeben, daß die »Idee« einen für andere Eindrücke stumpf machen und von den wirklichen Geschehnissen abziehen kann. Aus der Geschichte mit Rinotschka ergab sich das Gegenteil: daß keine »Idee« imstande ist, einen (wenigstens gilt das von mir) dermaßen mit sich fortzureißen, daß man nicht plötzlich vor irgendeinem packenden Ereignis stehenbleibt und ihm auf einmal alles opfert, was man schon in jahrelanger Arbeit für die »Idee« getan hat. Und nichtsdestoweniger waren beide Schlußfolgerungen richtig.

Sechstes Kapitel

I

Meine Hoffnungen gingen nicht ganz in Erfüllung: ich traf die Meinigen nicht allein: Wersilow war zwar nicht da, aber bei meiner Mutter saß Tatjana Pawlowna, also doch eine fremde Person. Die Hälfte meiner hochherzigen Stimmung war mit einemmal wie weggeblasen. Es ist erstaunlich, wie schnell sich in solchen Fällen ein Umschwung in meiner Stimmung vollzieht; ein Sandkörnchen oder ein Härchen ist ausreichend, um eine gute Regung zu verscheuchen und eine schlechte an deren Stelle treten zu lassen. Meine schlechten Empfindungen lassen sich zu meinem Bedauern nicht so schnell vertreiben, obwohl ich nicht nachtragend bin. Als ich eintrat, huschte mir der Gedanke durch den Kopf, daß meine Mutter soeben schnell den Faden ihres Gesprächs mit Tatjana Pawlowna abgerissen habe, das recht lebhaft gewesen zu sein schien. Meine

Schwester war nur einen Augenblick vor mir von ihrer Arbeit nach Hause gekommen und befand sich noch in ihrem Kämmerchen.

Die Wohnung bestand aus drei Zimmern. Dasjenige, in dem sich alle gewöhnlich aufhielten, das Mittel- oder Wohnzimmer, war bei uns ziemlich groß und machte beinah einen anständigen Eindruck. Es befanden sich darin ein paar bequeme rote Sofas, die allerdings stark abgescheuert waren (Wersilow duldete keine Überzüge), ein paar leidliche Teppiche, einige Tische und unnötige Tischchen. Rechts davon lag Wersilows Zimmer, das eng und schmal und einfenstrig war; darin stand ein jämmerlicher Schreibtisch, auf dem mehrere unbenutzte Bücher und vergessene Schriftstücke umherlagen, und vor dem Schreibtisch ein nicht minder jämmerlicher Polsterstuhl mit einer zerbrochenen und spitz nach oben vorstehenden Sprungfeder, über die Wersilow oft stöhnte und schimpfte. In diesem selben Zimmer wurde auch auf einem ebenfalls sehr abgenutzten Sofa ein Nachtlager für ihn zurechtgemacht; er haßte dieses sein Zimmer und tat, wie es schien, nichts darin, sondern zog es vor, ganze Stunden müßig im Wohnzimmer zu sitzen. Links vom Wohnzimmer war ein genau ebensolches Zimmer, dort schliefen meine Mutter und meine Schwester. In das Wohnzimmer gelangte man vom Flur aus, der mit dem Eingang in die Küche seinen Abschluß fand. Dort in der Küche wohnte die Köchin Lukerja, und wenn sie kochte, erfüllte sie erbarmungslos die ganze Wohnung mit dem Qualm von angebranntem Fett. Es gab Augenblicke, wo Wersilow wegen dieses Küchendunstes laut sein Leben und sein Schicksal verfluchte, und in diesem einen Punkt sympathisierte ich mit ihm vollständig; auch ich haßte diese Gerüche, obgleich sie gar nicht bis zu meinem Zimmer drangen: ich wohnte oben in einem Giebelzimmer unter dem Dach, wohin ich auf einer sehr steilen, knarrenden Treppe hinaufstieg. An bemerkenswerten Dingen waren da nur ein halbrundes Fenster und eine furchtbar niedrige Decke, ein Sofa mit Wachstuchbezug, auf das Lukerja zur Nacht für mich ein Laken

breitete und ein Kissen legte, und sonst nur zwei Möbelstücke – ein ganz einfacher Brettertisch und ein Rohrstuhl mit löchrigem Sitz.

Übrigens hatten sich bei uns doch einige Überreste eines gewissen ehemaligen Komforts erhalten; so befand sich zum Beispiel im Wohnzimmer eine sehr hübsche Porzellanlampe, und an einer Wand hing ein vortrefflicher großer Kupferstich der Dresdner Madonna und gegenüber an einer ändern Wand eine kostbare Photographie der Bronzetüren des Domes von Florenz, in gewaltigem Format. In demselben Zimmer hing in einer Ecke ein großer Heiligenschrein mit altertümlichen, schon lange im Besitz der Familie befindlichen Heiligenbildern, von denen das eine (alle Heiligen) eine große, vergoldete Silbereinfassung hatte, eben das, welches sie hatten versetzen wollen, und ein anderes (das Bild der Muttergottes) eine mit Perlen gestickte samtene. Vor den Heiligenbildern hing ein Lämpchen, das am Vorabend eines jeden Feiertages angezündet wurde. Wersilow verhielt sich den Heiligenbildern gegenüber, was ihre religiöse Bedeutung anbetraf, gleichgültig und runzelte nur manchmal, jedoch mit sichtlicher Selbstbeherrschung, die Stirn über das von der Goldeinfassung reflektierte Licht des Lämpchens, indem er ein klein wenig darüber klagte, daß das seiner Sehkraft schade, aber er hinderte meine Mutter doch nicht, das Lämpchen anzuzünden.

Ich kam gewöhnlich schweigend und mürrisch herein, sah irgendwohin in eine Ecke und grüßte mitunter nicht einmal beim Eintreten. Ich war sonst immer früher nach Hause gekommen als dieses Mal, und das Mittagessen wurde mir dann nach oben gebracht.

Als ich jetzt eintrat, sagte ich auf einmal: »Guten Abend, Mama«, was ich früher nie getan hatte; indes vermochte ich mich aus Verlegenheit auch diesmal nicht dazu zu zwingen, sie anzusehen, und

setzte mich am entgegengesetzten Ende des Zimmers hin. Ich war sehr müde, aber daran dachte ich nicht.

»Dieser Flegel kommt immer noch so unhöflich wie früher zu euch herein«, schalt Tatjana Pawlowna über mich. Schimpfworte hatte sie sich auch früher gegen mich erlaubt, und das war schon zwischen ihr und mir zur Gewohnheit geworden.

»Guten Abend ...«, erwiderte meine Mutter; sie schien ganz die Fassung darüber verloren zu haben, daß ich sie begrüßt hatte. »Das Essen ist schon längst fertig«, fügte sie fast verwirrt hinzu. »Wenn nur die Suppe nicht schon kalt geworden ist, aber ich will gleich Lukerja sagen, daß sie die Koteletts ...« Sie wollte eilig aufstehen, um in die Küche zu gehen, und vielleicht zum erstenmal in diesem ganzen Monat schämte ich mich plötzlich darüber, daß sie so hastig aufsprang, um mich zu bedienen, was ich doch bisher selbst von ihr verlangt hatte.

»Danke schön, Mama, ich habe schon zu Mittag gegessen. Wenn ich nicht störe, möchte ich mich hier ein bißchen erholen.«

»Ach ... was soll das ... warum denn nicht, setzen Sie sich doch ...«

»Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, Mama, ich werde zu Andrej Petrowitsch nicht mehr grob sein«, unterbrach ich sie kurz.

»Ach, Herrgott, wie großmütig von ihm!« rief Tatjana Pawlowna. »Sonja, Täubchen, sagst du denn wirklich immer noch zu ihm Sie? Was ist er denn Großes, daß ihm solche Ehre erwiesen werden müßte, und noch dazu von seiner eigenen Mutter! Nun sieh mal an, du bist ja ganz verlegen vor ihm geworden, es ist eine Schande!«

»Es wäre mir selbst sehr lieb, Mama, wenn Sie mich duzen wollten.«

»Ach... nun schön, dann werde ich es tun«, sagte meine Mutter eilig.
»Ich... ich habe es ja auch nicht immer... nun, und von jetzt an werde ich es mir merken.«

Sie war ganz rot geworden. Ihr Gesicht war manchmal außerordentlich anziehend... Es war gutmütig, aber durchaus nicht einfältig, nur etwas blaß und blutarm. Ihre Wangen waren sehr mager, sogar eingefallen, und auf ihrer Stirn sammelten sich schon viele kleine Runzeln, aber um die Augen waren noch keine Fältchen vorhanden, und die großen, offenen Augen leuchteten immer mit einem stillen, ruhigen Glanz, der mich gleich vom ersten Tage an zu ihr hingezogen hatte. Es gefiel mir auch gut, daß in ihrem Gesicht so gar nichts Trauriges oder Bedrücktes lag; im Gegenteil, der Ausdruck desselben wäre sogar heiter gewesen, wenn sie sich nicht so oft aufgereggt hätte, manchmal ohne jeden Anlaß. Sie fuhr nicht selten in völlig grundlosem Schreck von ihrem Platz in die Höhe oder horchte ängstlich nach irgendeinem neuen Gespräch hin, bis sie sich überzeugt hatte, daß alles wie früher gut stand; denn »gut« und »wie früher«, das bedeutete bei ihr dasselbe. Wenn sich nur nichts veränderte, wenn sich nur nichts Neues zutrug, mochte es selbst etwas Glückliches sein!... Man hätte denken können, sie sei als Kind so verschüchtert worden. Außer ihren Augen gefiel mir auch das Oval ihres länglichen Gesichts, und ich glaube, wenn ihre Backenknochen nur ein ganz klein bißchen weniger breit gewesen wären, so hätte man sie nicht nur in ihrer Jugend, sondern auch jetzt noch eine Schönheit nennen können. Sie war jetzt nicht mehr als neununddreißig Jahre alt, aber in ihrem dunkelblonden Haar traten schon eine Menge grauer Fäden hervor.

Tatjana Pawlowna warf ihr einen entschieden unwilligen Blick zu.

»So einen dummen Jungen Sie zu nennen! Und so vor ihm zu zittern! Du bist lächerlich, Sofja; ich muß mich über dich ärgern, weißt du!«

»Ach, Tatjana Pawlowna, warum sind Sie denn jetzt immer so zu ihm? Aber vielleicht machen Sie nur Spaß, wie?« fügte meine Mutter hinzu, als sie so etwas wie ein Lächeln auf Tatjana Pawlownas Gesicht bemerkte. Tatjana Pawlownas Schimpfen konnte man in der Tat manchmal nicht gut für Ernst nehmen, aber sie lächelte jetzt (wenn sie überhaupt lächelte) gewiß nur über meine Mutter; denn sie liebte deren Gutherzigkeit sehr und hatte ohne Zweifel schon bemerkt, wie glücklich sie in diesem Augenblick über meine Friedfertigkeit war.

»Ich muß mich natürlich verletzt fühlen, wenn Sie so ohne weiteres über einen herfallen, Tatjana Pawlowna, und gerade jetzt, wo ich beim Hereinkommen ›Guten Abend, Mama‹ gesagt habe, was ich bisher nie getan hatte«, hielt ich schließlich doch für nötig, ihr zu bemerken.

»Nun stellt euch das nur einmal vor«, brauste sie sofort auf, »das hält er für eine große Tat! Man soll dir wohl auf den Knien dafür danken, daß du dich einmal in deinem Leben höflich benommen hast? Und ist denn das etwa Höflichkeit? Warum siehst du in die Ecke, wenn du hereinkommst? Als ob ich nicht wüßte, wie barsch und unwirsch du sie behandelst! Du hättest auch zu mir ›Guten Abend‹ sagen können; ich habe dich in Windeln gelegt und bin deine Patin.«

Selbstverständlich verschmähte ich es, darauf zu antworten. In diesem Augenblick trat gerade meine Schwester ins Zimmer, und ich wandte mich schnell zu ihr.

»Lisa, ich habe heute mit Wassin gesprochen, und er hat sich bei mir nach dir erkundigt. Du hast ihn kennengelernt?«

»Ja, in Luga, im vorigen Jahr«, antwortete sie ganz schlicht, indem sie sich neben mich setzte und mich freundlich ansah. Ich hatte (ich weiß nicht warum) gemeint, sie würde dunkelrot werden, sowie ich zu ihr etwas von Wassin sagen würde. Meine Schwester war blond, hellblond, und schlug in der Haarfarbe weder nach der Mutter noch nach dem Vater, aber die Augen und der ovale Gesichtsschnitt waren fast ganz wie bei der Mutter. Die Nase war sehr gerade, klein und regelmäßig. Übrigens möchte ich noch eine Besonderheit hervorheben: sie hatte kleine Sommersprossen im Gesicht, was bei der Mutter ganz und gar nicht der Fall war. Von Wersilow hatte sie nur sehr wenig, höchstens die schlanke Gestalt, den hohen Wuchs und eine eigentümliche Anmut im Gang. Mit mir besaß sie nicht die geringste Ähnlichkeit; wir waren zwei entgegengesetzte Pole.

»Ich habe mit ihnen etwa drei Monate lang verkehrt«, fügte Lisa hinzu.

»Sagst du von Wassin mit *ihnen*, Lisa? Du mußt sagen mit *ihm* und nicht mit *ihnen*. Entschuldige, Schwester, daß ich dich korrigiere, aber es ist mir schmerzlich, daß deine Erziehung anscheinend ganz vernachlässigt worden ist.«

»So etwas in Gegenwart deiner Mutter zu sagen, ist von deiner Seite niederträchtig«, fuhr Tatjana Pawlowna heftig auf. »Und du redest Unsinn: ihre Erziehung ist durchaus nicht vernachlässigt worden.«

»Von meiner Mutter habe ich gar nicht gesprochen«, erwiderte ich in scharfem Ton. »Ich kann Ihnen sagen, Mama, daß ich Lisa als Ihr vollständiges Ebenbild betrachte. Sie haben sie, was Herzengüte und schönen Charakter anbetrifft, zu einem ebenso prächtigen

Wesen herangebildet, wie Sie es gewiß selbst gewesen sind und noch jetzt sind und lebenslänglich sein werden ... Ich rede nur von der äußeren Politur, von all diesen Dummheiten des gesellschaftlichen Verkehrs, die ja allerdings unumgänglich nötig sind. Ich bin nur darüber empört, daß Wersilow, wenn er hörte, daß du von Wassin *ihnen* sagst und nicht *ihm*, dich gewiß gar nicht korrigieren würde, – so hochmütig und gleichgültig benimmt er sich gegen uns. Das ist es, was mich wütend macht.«

»Ist selbst ein ungeleckter Bär und will andern Leuten Politur beibringen! Erdreisten Sie sich nicht, mein Herr, noch einmal in Gegenwart Ihrer Mutter so bloß ›Wersilow‹ zu sagen, und ebensowenig in meiner Gegenwart; das dulde ich nicht!« rief Tatjana Pawlowna mit blitzenden Augen.

»Mama, ich habe heute mein Gehalt bekommen, fünfzig Rubel; bitte, nehmen Sie es, da ist es!«

Ich trat zu ihr und hielt ihr das Geld hin; sie geriet sogleich wieder in Aufregung.

»Ach, ich weiß nicht, ob ich es nehmen soll!« sagte sie, als ob sie Angst hätte, das Geld zu berühren. Ich verstand das nicht.

»Aber ich bitte Sie, Mama, wenn Sie beide mich in der Familie als Sohn und Bruder ansehen, so ...«

»Ach, ich fühle mich dir gegenüber schuldig, Arkadij; ich sollte dir ein Geständnis machen, aber ich habe solche Furcht ...«

Sie sagte das mit einem schüchternen, schmeichelnden Lächeln; ich verstand sie wieder nicht und unterbrach sie:

»Übrigens, Mama, wissen Sie schon, daß heute vor Gericht Andrej Petrowitschs Prozeß mit den Fürsten Sokolskij entschieden worden ist?«

»Ach ja, ich weiß!« rief sie und legte erschrocken die Handflächen vor der Brust zusammen (eine bei ihr sehr häufige Geste).

»Heute?« rief Tatjana Pawlowna, heftig zusammenzuckend. »Aber das ist doch nicht möglich; er hätte doch etwas davon gesagt. Hat er es dir gesagt?« wandte sie sich zu meiner Mutter.

»Ach nein, daß es heute war, das hat er nicht gesagt. Aber ich habe schon die ganze Woche über solche Angst gehabt. Selbst wenn wir verloren haben sollten, würde ich Gott danken; wenn wir nur die Last von den Schultern los wären und alles wieder wäre wie früher!«

»Also auch Ihnen hat er es nicht gesagt, Mama!« rief ich. »Was ist das für ein Mensch! Da haben wir gleich eine Probe seiner Gleichgültigkeit und seines Hochmuts gegen uns; was habe ich eben gesagt?«

»Aber wie ist der Prozeß entschieden, wie ist er entschieden? Und wer hat es dir gesagt?« fuhr Tatjana Pawlowna auf mich los. »So rede doch!«

»Da kommt er ja selbst! Vielleicht wird er es erzählen«, sagte ich, da ich seine Schritte auf dem Flur hörte, und setzte mich schnell neben Lisa.

»Um Gottes willen, Bruder, schone Mama; sei verträglich zu Andrej Petrowitsch ...«, flüsterte mir meine Schwester zu.

»Ja, das werde ich sein, gewiß; ich habe mir das schon, als ich nach Hause kam, vorgenommen«, erwiderte ich und drückte ihr die Hand.

Lisa sah mich sehr mißtrauisch an, und sie sollte recht behalten.

II

Er trat ein, sehr zufrieden mit sich, so zufrieden, daß er es nicht einmal für nötig hielt, diese seine Stimmung zu verbergen. Überhaupt hatte er uns gegenüber in der letzten Zeit die Gewohnheit angenommen, sich ganz ungeniert zu dekurvieren, und zwar nicht nur hinsichtlich seiner schlechten, sondern sogar auch seiner lächerlichen Eigenschaften, was doch sonst jeder ängstlich vermeidet; und dabei wußte er genau, daß wir alles bis auf das letzte Tüpfelchen verstanden. Im letzten Jahr war er (worüber sich Tatjana Pawlowna gelegentlich aussprach) in seiner Kleidung sehr heruntergekommen: seine Anzüge waren zwar immer noch anständig, aber schon alt und nicht mehr elegant. Auch neigte er jetzt dazu, die Wäsche zwei Tage lang zu tragen, worüber meine Mutter ordentlich traurig war; das hielten sie für ein großes Opfer, und diese ganze kleine Gruppe ihm ergebener weiblicher Wesen sah darin eine Heldentat. Er trug immer weiche, breitrempige schwarze Hüte; als er in der Tür den Hut abnahm, sprang auf seinem Kopf ein ganzes Büschel seines sehr dichten, aber schon angegrauten Haars in die Höhe. Es machte mir immer Vergnügen, sein Haar zu beobachten, wenn er den Hut abnahm.

»Guten Abend; seid ihr alle zusammen und sogar er dabei? Ich hörte seine Stimme schon, als ich noch im Vorzimmer war; gewiß hat er auf mich geschimpft?«

Wenn er über mich Witze machte, so war das immer ein Zeichen, daß er sich in vergnügter Stimmung befand. Ich gab ihm natürlich keine Antwort. Lukerja kam herein mit einem großen Paket, das allerlei Dinge enthielt, die er eingekauft hatte, und legte es auf den Tisch.

»Ich habe gesiegt, Tatjana Pawlowna! Der Prozeß ist gewonnen; Berufung einzulegen werden die Fürsten gewiß nicht unternehmen. Die Erbschaft fällt mir zu! Ich habe auch gleich jemanden gefunden, der mir tausend Rubel geliehen hat. Sofja, leg doch die Arbeit weg, streng nicht deine Augen an! Lisa, du bist wohl von der Arbeit gekommen?«

»Ja, Papa«, antwortete Lisa mit freundlicher Miene; sie nannte ihn Vater; ich konnte mich dazu um keinen Preis bereit finden.

»Bist du müde?«

»Freilich.«

»Laß die Arbeit, geh morgen nicht hin, und gib diese Tätigkeit ganz auf!«

»Das würde mir nicht bekommen, Papa.«

»Aber ich bitte dich darum ... Ich kann es gar nicht leiden, wenn Frauen arbeiten, Tatjana Pawlowna.«

»Wie kann man denn ohne Arbeit leben? Das wäre ja noch schöner, wenn eine Frau nicht arbeitete! ...«

»Ich weiß, ich weiß; das ist ja alles sehr gut und richtig, und ich bin im voraus mit allem einverstanden; aber ich spreche hauptsächlich von der Handarbeit. Denkt euch nur, das war für mich in meiner Kindheit eine der peinlichsten oder richtiger eine der absonderlichsten Empfindungen. In meinen dunklen Erinnerungen an die Zeit, wo ich fünf oder sechs Jahre alt war, sehe ich am häufigsten – natürlich mit einem Gefühl des Widerwillens – eine Gesellschaft von klugen Frauen mit ernsten, finsternen Gesichtern um einen runden Tisch versammelt, auf dem Scheren, Stoffe, Schnittmuster und Modebilder liegen. Alle geben sie ihr Urteil ab und disputieren, schütteln wichtig und langsam die Köpfe, nehmen Maß und berechnen und machen sich zum Zuschneiden fertig. Alle diese sonst so freundlichen Personen, die mich so lieb hatten, waren auf einmal unnahbar geworden; wenn ich zu laut wurde, schickten sie mich sofort hinaus. Selbst meine arme Kinderfrau, die mich an der Hand hielt, antwortete nicht auf mein Rufen und auf mein Zupfen, sondern schaute und lauschte nur, als ob da ein Paradiesvogel säße und sänge. Diesen strengen Ausdruck der verständigen Gesichter und das wichtige Wesen vor dem Beginn des Zuschneidens kann ich mir noch heute nicht ohne eine sehr unangenehme Empfindung vorstellen. Sie, Tatjana Pawlowna, finden ja am Zuschneiden ein besonderes Vergnügen! Aber so aristokratisch das auch sein mag, ich liebe doch mehr eine Frau, die gar nicht arbeitet. Beziehe das nicht auf dich, Sofja... Wie solltest du auch! Die Frau ist auch ohne das eine große Macht. Das ist übrigens auch dir bekannt, Sonja. Wie denken Sie darüber, Arkadij Makarowitsch? Sie machen gewiß Opposition?«

»Nein, durchaus nicht«, antwortete ich. »Besonders gut gefällt mir der Satz, daß die Frau eine große Macht ist, obgleich ich nicht verstehe, in welche Verbindung Sie das mit der Arbeit bringen. Aber daß man arbeiten muß, wenn man kein Geld hat, das wissen Sie selbst.«

»Aber nun genug!« sagte er, zu meiner Mutter gewendet, die über das ganze Gesicht strahlte (als er sich an mich wandte, hatte sie heftig zu zittern angefangen), »wenigstens in der ersten Zeit möchte ich keine Handarbeiten zu sehen bekommen; ich bitte um meiner selbst willen darum. Du, Arkadij, bist als moderner Jüngling gewiß ein bißchen Sozialist; na, willst du es mir glauben, mein Freund, daß die größten Liebhaber des Müßigganges unter dem zeit seines Lebens arbeitenden Volk zu finden sind?«

»Diese Leute lieben vielleicht die Erholung, aber nicht den Müßiggang.«

»Nein, gerade den Müßiggang, das völlige Nichtstun, das ist ihr Ideal! Ich habe einen Menschen gekannt, der lebenslänglich arbeiten mußte, obwohl er nicht zum Volk gehörte; er besaß einen ziemlich entwickelten Verstand und einen Blick für das Allgemeine. Der gab sich sein ganzes Leben hindurch, vielleicht täglich, mit Genuß und Rührung seinen Träumereien vom völligen Müßiggang hin; er malte sich sozusagen sein Ideal bis zur höchsten Vollendung aus, bis zu unbegrenzter Unabhängigkeit und ewiger Freiheit, zu träumen und müßig zu reflektieren. So ging das mit ihm, bis er unter der Arbeit vollständig zusammenbrach; zu helfen war ihm nicht, er starb im Krankenhaus. Ich bin manchmal allen Ernstes geneigt, zu glauben, daß der angebliche Genuß, den die Arbeit gewährt, eine Erfindung müßiger Leute ist, natürlich tugendhafter Leute. Das ist eine der ›Genfer Ideen‹ vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Tatjana Pawlowna, vorgestern habe ich mir aus einer Zeitung eine Annonce ausgeschnitten, da ist sie« (er zog ein Blättchen Papier aus der Westentasche), »das stammt von den unzähligen ›Studenten‹, die die alten Sprachen und Mathematik verstehen und bereit sind, zur Erteilung von Unterricht ›nach auswärts‹ zu gehen oder in eine Dachstube oder sonstwohin. Also hören Sie: ›Eine Lehrerin bereitet zum Eintritt in alle Lehranstalten vor‹ (hören Sie: in alle!) ›und gibt

auch Rechenunterricht, – das ist nur eine Zeile, aber sie ist klassisch! Sie bereitet zum Eintritt in alle Lehranstalten vor, also natürlich doch auch im Rechnen? Nein, vom Rechnen spricht sie besonders. Das ist schon der richtige Hunger, das ist schon der höchste Grad der Not. Rührend ist dabei gerade diese Unkenntnis: offenbar hat sie sich niemals zur Lehrerin ausgebildet und dürfte kaum imstande sein, in irgendeinem Fach zu unterrichten. Aber vor dem Ertrinken trägt sie ihren letzten Rubel in die Zeitungsexpedition und läßt einsetzen, daß sie für alle Unterrichtsanstalten vorbereite und außerdem Rechenstunde gebe. Per tutto mundo e in altri siti.«

»Ach, Andrej Petrowitsch, der sollte man helfen! Wo wohnt sie?« rief Tatjana Pawlowna.

»Ach, deren gibt es eine Menge!« Er schob die Annonce wieder in die Tasche. »In diesem Paket sind lauter Näschereien, für dich, Lisa, und für Sie, Tatjana Pawlowna; Sofja und ich lieben keine Süßigkeiten. Vielleicht ist es auch für dich etwas, junger Mann. Ich habe alles selbst bei Jelisseejew und bei Ballet eingekauft. Wir haben lange genug ›am Hungertuche genagt‹, wie Lukerja sagt.« (NB Keiner von uns hatte jemals wirklich gehungert.) »Hier sind Weintrauben, Konfekt, Duchessebirnen und Erdbeertorte; sogar einen ausgezeichneten Likör habe ich mitgebracht, auch Nüsse. Merkwürdig, daß ich bis auf den heutigen Tag, von meiner Kindheit an, gern Nüsse esse, Tatjana Pawlowna, und zwar die gewöhnlichste Sorte, wissen Sie. Lisa schlägt darin nach mir; sie liebt es ebenfalls, wie ein Eichhörnchen Nüsse zu knacken. Aber es gibt nichts Reizvolleres, Tatjana Pawlowna, als sich manchmal, wenn man an seine Kindheit zurückdenkt, unversehens für einige Augenblicke in den Wald zu versetzen, ins Gebüsch, wo man sich selbst Nüsse pflückt... Die Tage sind schon beinah herbstlich, aber klar und manchmal so frisch; man versteckt sich im Dickicht oder streift im Wald umher, es riecht

nach Blättern ... Ich sehe eine Art Zustimmung in deinem Blick, Arkadij Makarowitsch?»

»Ich habe meine ersten Kinderjahre ebenfalls auf dem Lande verlebt.«

»Wie? Du bist doch wohl in Moskau gewesen... wenn ich nicht irre.«

»Er wohnte damals bei Andronikows in Moskau, als Sie hinkamen, aber vorher hatte er bei Ihrer seligen Tante Warwara Stepanowna auf dem Lande gelebt«, fiel Tatjana Pawlowna ein.

»Da ist Geld, Sofja, verwahre es! In den nächsten Tagen soll ich fünftausend bekommen.«

»Also haben die Fürsten gar keine Hoffnung mehr?« fragte Tatjana Pawlowna.

»Absolut keine, Tatjana Pawlowna.«

»Ich habe Ihnen, Andrej Petrowitsch, und allen Ihren Angehörigen immer alles Gute gewünscht und bin eine Freundin des Hauses gewesen; aber obwohl mir die Fürsten fremd sind, tun sie mir, weiß Gott, doch leid. Seien Sie mir deswegen nicht böse, Andrej Petrowitsch!«

»Ich beabsichtige nicht, mit ihnen zu teilen, Tatjana Pawlowna.«

»Sie kennen ja meine Ansicht darüber, Andrej Petrowitsch; die Fürsten hätten den Prozeß unterlassen, wenn Sie ihnen gleich zu Anfang eine Teilung zu gleichen Teilen vorgeschlagen hätten; jetzt ist es natürlich zu spät dazu. Übrigens wage ich nicht, darüber zu

urteilen... Ich sage es nur deshalb, weil der Verstorbene sie in seinem Testament gewiß nicht übergangen hätte.«

»Er hätte sie nicht nur nicht übergangen, sondern sicherlich ihnen alles hinterlassen und nur mich übergangen, wenn er es verstanden hätte, die Sache zu regeln und das Testament aufzusetzen, wie es sich gehört; aber jetzt ist das Gesetz auf meiner Seite – und damit basta! Teilen kann und will ich nicht, Tatjana Pawlowna. Die Sache ist erledigt.«

Er sagte das sogar mit einem gewissen Ingrimm, was bei ihm nur selten vorkam. Tatjana Pawlowna verstummte. Meine Mutter schlug traurig die Augen nieder: Wersilow wußte, daß sie Tatjana Pawlownas Ansicht billigte.

»Das ist wie eine Emser Ohrfeige!« dachte ich im stillen. Dem Schriftstück, das mir Krafft eingehändigt hatte und das in meiner Tasche steckte, wäre ein trauriges Los beschieden gewesen, wenn es ihm in die Hände gefallen wäre. Ich fühlte auf einmal, daß ich all das noch auf dem Halse hatte; dieser Gedanke, in Verbindung mit allem übrigen, wirkte auf mich aufreizend.

»Arkadij, es wäre mir lieb, wenn du dich ein bißchen besser kleidetest, mein Freund; du bist ja nicht schlecht angezogen, aber für die Zukunft könnte ich dir einen guten französischen Schneider empfehlen, der gewissenhaft und geschmackvoll arbeitet.«

»Ich bitte Sie, mir nie wieder solche Vorschläge zu machen«, rief ich heftig.

»Was hast du denn?«

»Ich finde natürlich nichts Kränkendes darin, aber wir beide harmonieren überhaupt nicht in unserer Denkweise, sondern haben vielmehr recht verschiedene Ansichten. So werde ich in den nächsten Tagen, schon morgen, aufhören, zum Fürsten zu gehen, weil ich sehe, daß da nicht das geringste für mich zu tun ist ...«

»Aber eben darin, daß du hingehst und bei ihm sitzt, besteht deine Tätigkeit.«

»Eine solche Auffassung ist für mich herabwürdigend.«

»Das verstehe ich nicht; übrigens, wenn du so zartfühlend bist, so nimm doch von ihm kein Geld an, sondern geh bloß so hin! Du würdest ihn durch dein Fortbleiben furchtbar kränken; er hat dich schon liebgewonnen, das kannst du glauben ... Indessen, wie du willst ...«

Die Sache war ihm augenscheinlich unangenehm.

»Sie sagen, ich sollte ihn nicht um Geld bitten, aber Ihnen habe ich es zu verdanken, daß ich heute bereits eine Gemeinheit begangen habe: Sie haben mir vorher nicht abgeraten, und so habe ich heute von ihm das Gehalt für einen Monat gefordert.«

»Also hast du die Angelegenheit bereits geordnet; ich hatte, wie ich gestehen muß, gemeint, du würdest nicht darum bitten; was seid ihr doch alle jetzt für geschickte Leute! Es gibt heutzutage keine Jugend mehr, Tatjana Pawlowna.«

Er ärgerte sich sehr; ich war ebenfalls furchtbar zornig.

»Ich mußte doch meine Rechnung mit Ihnen begleichen ... Sie haben mich dazu gezwungen – ich weiß jetzt nicht, was ich anfangen soll.«

»Übrigens, Sofja, gib doch gleich Arkadij seine sechzig Rubel zurück; und du, mein Freund, nimm es mir nicht übel, daß ich mich mit der Rückzahlung so beeile. Ich sehe es dir am Gesicht an, daß du irgendein Unternehmen planst und dazu ... ein Anlagekapital oder etwas Ähnliches nötig hast.«

»Ich weiß nicht, was mein Gesicht ausdrückt, aber ich hätte nie von Mama erwartet, daß sie Ihnen etwas von diesem Geld sagen würde, da ich sie doch ausdrücklich um Verschwiegenheit gebeten hatte«, erwiderte ich und sah meine Mutter mit funkelnden Augen an. Ich kann gar nicht sagen, wie tief ich mich gekränkt fühlte.

»Arkascha, mein Täubchen, um Gottes willen verzeih mir; ich konnte nicht anders als es sagen ...«

»Mein Freund«, sagte er, zu mir gewendet, »beschwere dich nicht darüber, daß sie mir deine Geheimnisse entdeckt hat; zudem hat sie nur in der besten Absicht gehandelt: sie wollte als Mutter einfach mit der kindlichen Liebe des Sohnes prahlen. Aber sei überzeugt, ich hätte auch ohne das erraten, daß du ein Kapitalist bist. Alle deine Geheimnisse stehen auf deinem ehrlichen Gesicht geschrieben. Er hat »eine eigene Idee«, Tatjana Pawlowna, das habe ich Ihnen schon gesagt.«

»Lassen wir mein ehrliches Gesicht beiseite«, fuhr ich zornig fort, »ich weiß, daß Sie einen manchmal ganz durchschauen können, obgleich Sie bei anderen Gelegenheiten manchmal nicht über Ihre eigene Nase hinaussehen, und bin über Ihren Scharfblick oft erstaunt gewesen. Nun ja, ich habe eine »eigene Idee«. Daß Sie sich

gerade dieses Ausdrucks bedient haben, ist natürlich nur Zufall, aber ich scheue mich nicht zu bekennen: ich habe eine ›Idee‹. Ich scheue mich nicht und schäme mich nicht.«

»Das ist die Hauptsache: schäme dich dessen nicht!«

»Aber trotzdem werde ich sie Ihnen nie entdecken.«

»Das heißt, du hältst mich einer solchen Mitteilung nicht für würdig. Du brauchst mir gar nichts zu sagen, mein Freund; ich kenne den Kern deiner Idee auch so schon, jedenfalls läuft es darauf hinaus:

›Ich ziehe in die Wüste mich zurück.‹

Tatjana Pawlowna, meiner Ansicht nach will er ein Rothschild oder so etwas Ähnliches werden und sich in seine einsame Größe zurückziehen. Selbstverständlich wird er Ihnen und mir großmütig eine Pension aussetzen, mir allerdings vielleicht auch nicht; aber auf jeden Fall werden wir ihn bald nicht mehr zu sehen bekommen. Es ist mit ihm wie mit dem Neumond – kaum hat er sich gezeigt, so geht er auch schon wieder unter.«

Ich zuckte innerlich zusammen. Freilich war das alles nur ein Zufall: er wußte nichts und hatte nicht das Richtige getroffen, obwohl er gerade den Namen Rothschild erwähnt hatte; aber wie hatte er es fertiggebracht, meine Gefühle so genau anzugeben: daß ich mit ihnen brechen und von ihnen fortgehen wollte? Er hatte alles im voraus erraten und wollte nun den tragischen Ernst der Sache im voraus mit seinen zynischen Scherzen besudeln. Daß er sich furchtbar ärgerte, daran war nicht im geringsten zu zweifeln.

»Mama, verzeihen Sie meine Heftigkeit, um so mehr, als man vor Andrej Petrowitsch ja ohnehin nichts verborgen halten kann«, sagte ich, indem ich ein gekünsteltes Gelächter anschlug und mich bemühte, wenigstens für einen Augenblick alles als Scherz darzustellen.

»Das beste, mein Lieber, ist, daß du gelacht hast. Es ist kaum zu glauben, wie sehr dadurch jeder Mensch gewinnt, sogar in seinem Äußeren. Ich rede im vollsten Ernst. Er macht immer so ein Gesicht, Tatjana Pawlowna, als hätte er etwas so Wichtiges im Sinn, daß er sogar selbst dadurch ganz beschämt ist.«

»Ich möchte Sie ernstlich bitten, etwas rücksichtsvoller zu sein, Andrej Petrowitsch.«

»Du hast recht, mein Freund; aber das mußte doch ein für allemal ausgesprochen werden, damit man später nie wieder darauf zurückzukommen braucht. Du bist aus Moskau zu uns hergekommen, um sofort zu rebellieren; das ist's, was wir vorläufig über die Zwecke deiner Ankunft wissen. Darüber, daß du hergekommen bist, um uns durch etwas in Erstaunen zu versetzen, darüber will ich gar nicht erst reden. Ferner bist du nun schon einen ganzen Monat bei uns und ranzt uns fortwährend an, obwohl du doch offenbar ein kluger Mensch bist und als solcher das Anrätzen denjenigen überlassen könntest, die sich auf keine andere Weise an den Menschen für ihre eigene Wertlosigkeit rächen können. Du versteckst dich fortwährend, obwohl doch dein ehrliches Gesicht und deine roten Wangen deutliches Zeugnis dafür ablegen, daß du allen Menschen mit vollkommener Unschuld in die Augen sehen könntest. Er ist ein Hypochonder, Tatjana Pawlowna; ich begreife nicht, wodurch die jungen Leute jetzt sämtlich Hypochonder sind.«

»Wenn Sie nicht einmal wußten, wo ich aufgewachsen bin, wie können Sie dann wissen, wodurch jemand ein Hypochonder wird!«

»Da haben wir des Rätsels Lösung: du hast dich gekränkt gefühlt, weil ich vergessen hatte, wo du aufgewachsen bist!«

»Durchaus nicht, beschuldigen Sie mich nicht fälschlich solcher Dummheiten! Mama, Andrej Petrowitsch hat mich soeben dafür gelobt, daß ich gelacht habe; nun gut, lassen Sie uns lachen – warum sitzen wir so trübselig da! Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich Ihnen ein paar Geschichtchen aus meinem Leben erzählen, um so mehr, als Andrej Petrowitsch von meinen Erlebnissen absolut nichts weiß.«

Es kochte in mir. Ich wußte, daß wir nie wieder so zusammensitzen würden wie jetzt und daß, wenn ich dieses Haus würde verlassen haben, ich es nie mehr betreten würde, – und so konnte ich mich denn am Vorabend dieser wichtigen Entscheidung nicht beherrschen. Er selbst forderte mich dazu heraus, in dieser Weise Schluß zu machen.

»Das wird natürlich sehr nett sein, vorausgesetzt, daß es wirklich komisch ist«, bemerkte er, indem er mich durchdringend ansah. »Du bist da, wo du aufgewachsen bist, ein bißchen derb geworden, mein Freund, indessen, sonst bist du immer noch ziemlich manierlich. Er ist heute sehr liebenswürdig, Tatjana Pawlowna, und Sie haben sehr gut daran getan, daß Sie endlich das Paket aufgemacht haben.«

Aber Tatjana Pawlowna machte ein finsternes Gesicht; sie wandte sich bei seinen Worten nicht einmal nach ihm um und fuhr fort, das Paket aufzumachen und die Näschereien auf Teller, die ihr gereicht wurden, zu verteilen. Auch meine Mutter saß in verständ-

nisloser Verwunderung da; natürlich merkte und ahnte sie, daß unser Rededuell einen üblen Ausgang nehmen würde. Meine Schwester berührte mich noch einmal am Ellbogen.

III

»Ich will euch allen nur erzählen«, begann ich mit der harmlosesten Miene, »wie ein Vater zum erstenmal mit seinem lieben Sohn zusammentraf; das begab sich gerade da, wo du aufgewachsen bist.«

»Mein Freund, wird das nicht ... langweilig sein? Du weißt: tous les genres ...«

»Machen Sie kein finsternes Gesicht, Andrej Petrowitsch; ich beabsichtige ganz und gar nicht das, was Sie glauben. Ich will weiter nichts, als daß alle lachen.«

»Möge Gott deinen Wunsch erhören, mein Lieber! Ich weiß, daß du uns alle lieb hast und ... uns unsern Abend nicht wirst verderben wollen«, sagte er halblaut mit gekünstelter Lässigkeit.

»Das haben Sie gewiß auch aus meinem Gesicht erraten, daß ich Sie lieb habe?«

»Ja, zum Teil auch aus deinem Gesicht.«

»Na, und ich habe aus Tatjana Pawlownas Gesicht schon längst erraten, daß sie in mich verliebt ist. Sehen Sie mich nicht so grimmig an, Tatjana Pawlowna, lachen Sie lieber! Lachen Sie lieber!«

Sie drehte sich plötzlich schnell zu mir um und blickte mich etwa eine halbe Minute lang scharf an:

»Nimm dich in acht!« sagte sie und drohte mir mit dem Finger, aber so ernst, daß sich das entschieden nicht auf meinen dummen Scherz beziehen konnte, sondern eine Warnung vor etwas anderem war; als wollte sie sagen: »Erdreitest du dich, Streit anzufangen?«

»Andrej Petrowitsch, erinnern Sie sich wirklich nicht, wie ich mit Ihnen zum erstenmal im Leben zusammenkam?«

»Weiß Gott, ich hab's vergessen, mein Freund, und schäme mich herzlich. Ich erinnere mich nur, daß es vor sehr langer Zeit geschah, und es war irgendwo ...«

»Mama, erinnern Sie sich nicht, daß Sie auf dem Gut waren, wo ich, ich glaube bis zu meinem sechsten oder siebenten Jahr, aufwuchs, und die Hauptsache: sind Sie wirklich einmal auf diesem Gut gewesen, oder habe ich das nur geträumt, daß ich Sie dort zum erstenmal gesehen habe? Ich hatte Sie schon längst danach fragen wollen, verschob es aber; jetzt ist der richtige Zeitpunkt dafür gekommen.«

»Gewiß, Arkaschenjka, gewiß! Ja, ich bin dort bei Warwara Stepanowna dreimal zu Besuch gewesen; das erstemal kam ich, als du erst ein Jährchen alt warst, das zweitemal, als du vier, und das drittemal, als du sechs Jahre alt geworden warst.«

»Na, sehen Sie, danach hatte ich Sie den ganzen Monat fragen wollen.«

Meine Mutter war bei dem plötzlichen Andrang dieser Erinnerungen ganz rot geworden und fragte mich mit warmer Empfindung:

»Hast du mich denn wirklich von meinem Besuch dort noch in Erinnerung, Arkaschenjka?«

»Ich erinnere mich an nichts und weiß nichts: nur ein Eindruck von Ihrem Gesicht ist für das ganze Leben in meinem Herzen haften geblieben, und außerdem ist mir das Bewußtsein geblieben, daß Sie meine Mutter sind. Ich sehe dieses ganze Gut jetzt wie im Traum und habe sogar meine Kinderfrau vergessen. An diese Warwara Stepanowna entsinne ich mich nur deswegen ein klein wenig, weil sie immer ein Zahnschmerzentuch um die Backe trug. Ich erinnere mich noch an riesige Bäume, die um das Haus herumstanden, ich glaube Linden, ferner an den kräftigen Sonnenschein, der manchmal durch die offenen Fenster hereindrang, an ein Vorgärtchen mit Blumen, an einen kleinen Steig. An Sie, Mama, erinnere ich mich deutlich nur in dem Augenblick, wo mir in der dortigen Kirche einmal das Abendmahl gereicht wurde und Sie mich in die Höhe hoben, damit ich das Sakrament empfang und den Kelch küßte; es war im Sommer, und eine Taube flog quer durch die Kuppel, von einem Fenster zum andern ...«

»Herrgott! So ist das alles wirklich gewesen!« rief meine Mutter und schlug die Hände zusammen. »Und auf das Täubchen besinne ich mich auch noch, wie wenn's heute wäre. Gerade als du mit dem Mund dicht am Kelch warst, fuhrst du zusammen und riefst: ›Eine Taube, eine Taube!«

»Ihr Gesicht oder etwas in diesem Gesicht, der Ausdruck desselben, ist mir so fest im Gedächtnis geblieben, daß ich Sie fünf Jahre darauf in Moskau sofort erkannte, obgleich mir damals niemand gesagt hatte, daß Sie meine Mutter seien. Aber als ich mit Andrej Petrowitsch zum erstenmal zusammenkam, wurde ich gerade von Andronikows weggenommen; bei denen hatte ich bis dahin still und vergnügt fünf Jahre verbracht. Auf ihre Dienstwohnung besinne ich

mich noch bis in die unbedeutendsten Einzelheiten, und auf alle diese Frauen und Fräulein, die jetzt alle hier so alt geworden sind, und auf das volle Haus und auf Andronikow selbst, wie er alle möglichen Lebensmittel, Geflügel, Zander, Ferkel, selbst aus der Stadt in einer Markttasche herbeitrug, und wie er bei Tisch an Stelle seiner Gattin, die immer sehr vornehm tat, uns die Suppe aufschöpfte und wir, der ganze Tisch, immer darüber lachten und er als erster. Dort unterrichteten mich die Fräulein im Französischen; am meisten aber liebte ich die Krylowschen Fabeln, lernte eine Menge von ihnen auswendig und deklamierte Herrn Andronikow täglich eine Fabel, indem ich ohne weiteres zu ihm in sein kleines Arbeitszimmer ging, ganz gleich, ob er beschäftigt war oder nicht. Na, und sehen Sie, durch eine dieser Fabeln bin ich denn auch mit Ihnen bekannt geworden, Andrej Petrowitsch ... Ich sehe, Sie fangen an, sich zu erinnern.«

»Ja, es kommt mir so eine schwache Erinnerung, mein Lieber, daß du mir damals etwas aufgesagt hast ... eine Fabel oder etwas aus ›Verstand schafft Leiden‹, glaube ich. Aber was hast du für ein gutes Gedächtnis!«

»Ein gutes Gedächtnis? Meinen Sie? Ich habe ja die ganze Zeit einzig und allein daran gedacht.«

»Schön, schön, mein Lieber, du hast mich durch deine Erzählung ganz munter gemacht.«

Er lächelte sogar, und sofort fingen auch meine Mutter und meine Schwester an zu lächeln. Das Vertrauen kehrte wieder zurück; aber Tatjana Pawlowna, die die Näschereien auf dem Tisch zurechtgestellt und sich in eine Ecke gesetzt hatte, sah mich immer noch mit einem bösen Blick durchdringend an.

»Das trug sich folgendermaßen zu«, fuhr ich fort. »Eines schönen Morgens erschien, um mich abzuholen, die Freundin meiner Kindheit, Tatjana Pawlowna, die in meinem Leben immer plötzlich wie auf dem Theater zu erscheinen pflegte; ich wurde in einem Wagen nach einem herrschaftlichen Haus gefahren und in eine prächtige Wohnung geführt. Sie logierten damals bei Frau Fanariotowa, Andrej Petrowitsch, in ihrem leerstehenden Hause, das sie früher einmal von Ihnen selbst gekauft hatte; sie selbst befand sich damals im Ausland. Ich hatte bis dahin immer nur Jacken getragen; jetzt bekam ich auf einmal einen hübschen kleinen blauen Rock und vorzügliche Wäsche. Tatjana Pawlowna war den ganzen Tag über eifrig mit mir beschäftigt und kaufte mir eine Menge Sachen; ich aber ging durch all die unbewohnten Zimmer und besah mich in allen Spiegeln. So kam es, daß ich am andern Morgen gegen neun Uhr bei meinem Umherwandern in der Wohnung auf einmal ganz zufällig zu Ihnen in Ihr Zimmer hineingeriet. Ich hatte Sie schon tags zuvor gesehen, als man mich eben hingebracht hatte, aber nur flüchtig auf der Treppe. Sie stiegen die Treppe hinunter, um sich in den Wagen zu setzen und irgendwohin zu fahren; Sie waren damals allein nach Moskau gekommen, nach einer außerordentlich langen Abwesenheit und nur auf kurze Zeit, so daß man sich um Sie von allen Seiten riß und Sie beinah gar nicht mehr im Hause wohnten. Als Sie mir und Tatjana Pawlowna begegneten, sagten Sie nur in gedehntem Ton ›Ah!‹ und blieben nicht einmal stehen.«

»Er schildert das alles mit besonderer Liebe«, bemerkte Wersilow, zu Tatjana Pawlowna gewendet; diese wandte sich ab und gab keine Antwort.

»Ich sehe Sie noch in Ihrer damaligen schönen, blühenden Erscheinung vor mir, als wäre es heute. Sie sind in diesen neun Jahren erstaunlich gealtert und haben sich sehr zu Ihrem Nachteil verändert, verzeihen Sie diese Offenherzigkeit; übrigens waren Sie damals

auch schon siebenunddreißig, aber ich konnte mich an Ihnen gar nicht satt sehen: was hatten Sie für wundervolles Haar, fast ganz schwarz, mit einem glänzenden Schimmer, ohne die geringste Spur von Grau; der Schnurrbart und der Backenbart sahen aus, als hätte sie ein Juwelier gemacht, – ich kann mich nicht anders ausdrücken; das Gesicht war von einer matten Blässe, nicht von einer solchen kränklichen Blässe wie jetzt, sondern so, wie es jetzt bei Ihrer Tochter Anna Andrejewna der Fall ist, die ich vorhin die Ehre hatte kennenzulernen; dazu kamen noch die feurigen, dunklen Augen und die blitzenden Zähne, besonders wenn Sie lachten. Sie fingen nämlich, als ich eintrat, bei meinem Anblick an zu lachen; ich besaß damals nur wenig Urteilskraft, und Ihr Lachen machte mein Herz nur fröhlich. Sie trugen an diesem Morgen ein dunkelblaues Samtjackett, ein gesticktes solferinofarbenes Halstuch und ein prachtvolles Hemd mit Alençonspitzen, und Sie standen mit einem Heft in der Hand vor dem Spiegel und studierten sich Tschazkij's letzten Monolog ein und besonders seinen letzten Ausruf:

»Den Wagen, schnell den Wagen!«

»Ach mein Gott«, rief Wersilow, »da hat er ja recht! Ich hatte es damals trotz der kurzen Dauer meines Aufenthalts in Moskau wegen Schilejkos Erkrankung übernommen, bei Alexandra Petrowna Witowtowa auf ihrer Hausbühne den Tschazkij zu spielen!«

»Hatten Sie das wirklich vergessen?« fragte Tatjana Pawlowna lachend.

»Er hat mich wieder daran erinnert! Und ich muß gestehen, die paar Tage damals in Moskau sind vielleicht die glücklichste Zeit meines ganzen Lebens gewesen! Wir waren alle damals noch so jung ... und sahen alle der Zukunft mit heißer Erwartung entgegen ... Ich kam damals in Moskau unerwartet mit so vielen ... Aber fahre fort,

mein Lieber, du hast diesmal sehr gut daran getan, daß du in deiner Erzählung so ausführlich warst ...«

»Ich stand da, sah Sie an und rief auf einmal: ›Ach, wie schön, der richtige Tschazkij!‹ Sie drehten sich schnell zu mir um und fragten: ›Weißt du denn schon etwas von Tschazkij?‹ und setzten sich auf das Sofa und machten sich in der heitersten Gemütsstimmung an Ihren Kaffee - ich hätte Sie küssen mögen. Und da erzählte ich Ihnen, daß bei Andronikows alle sehr viel läsen und die jungen Damen viele Gedichte auswendig könnten und aus ›Verstand schafft Leiden‹ ganze Szenen unter sich spielten und daß wir uns alle in der ganzen vorigen Woche abends Turgenjews ›Aufzeichnungen eines Jägers‹ zusammen vorgelesen hätten und daß ich am meisten die Krylowschen Fabeln liebte und viele davon auswendig könnte. Sie forderten mich auf, etwas zu deklamieren, und ich sagte Ihnen ›Das wählerische Mädchen‹ auf:

›Ein Mädchen wünschte sich 'nen Mann.‹«

»Ganz richtig, ganz richtig, ja, jetzt erinnere ich mich an alles«, rief Wersilow wieder, »aber, mein Freund, auch an dich erinnere ich mich deutlich: du warst damals ein so netter Junge, sogar ein gewandter Junge, und ich versichere dir, du hast in diesen neun Jahren ebenfalls viel verloren.«

Nun begannen alle zu lachen, auch Tatjana Pawlowna selbst. Es war klar, daß Andrej Petrowitsch ein Späßchen machen und mir für meine boshafte Bemerkung über sein Altern mit gleicher Münze zahlen wollte. Alle wurden vergnügt, und es war ja auch von ihm sehr hübsch gesagt.

»Je weiter ich aufsagte, um so mehr lächelten Sie, aber ich war noch nicht bis zur Mitte gekommen, als Sie mich innehalten ließen, klin-

gelten und dem eintretenden Diener befehlen, Tatjana Pawlowna herzubitten, die denn auch sogleich mit so vergnügtem Gesicht angelaufen kam, daß ich, der ich sie tags zuvor gesehen hatte, sie nun kaum wiedererkannte. In Tatjana Pawlownas Gegenwart fing ich ›Das wählerische Mädchen‹ noch einmal von vorn an und führte die Deklamation glänzend zu Ende; selbst Tatjana Pawlowna lächelte, und Sie, Andrej Petrowitsch, riefen sogar ›Bravo!‹ und bemerkten mit warmer Anerkennung, wenn ich ›Die Libelle und die Ameise‹ aufgesagt hätte, so wäre es noch nicht so erstaunlich gewesen, daß ein gescheiter Knabe in meinem Alter gescheit deklamiere; aber eine ganz andere Leistung sei doch die Fabel:

›Ein Mädchen wünschte sich 'nen Mann,
Was man nicht weiter tadeln kann.‹

›Hören Sie nur, sagten Sie, ›wie er das herausbringt: ›Was man nicht weiter tadeln kann!‹?‹ Kurz, Sie waren entzückt. Dann fingen Sie auf einmal an, mit Tatjana Pawlowna französisch zu sprechen; sie machte sofort ein finsternes Gesicht und widersprach Ihnen, sie wurde dabei sogar sehr erregt; aber da es unmöglich ist, Andrej Petrowitsch zu widersprechen, wenn er sich plötzlich etwas in den Kopf gesetzt hat, so führte Tatjana Pawlowna mich eilig nach ihrem Zimmer; dort wurden mir noch einmal Gesicht und Hände gewaschen, ich bekam frische Wäsche an, wurde pomadisiert, ja, es wurden mir sogar Locken gebrannt. Dann zog sich zum Abend Tatjana Pawlowna selbst recht elegant an, so wie ich es von ihr gar nicht erwartet hätte, und nahm mich im Wagen mit sich. Zum erstenmal in meinem Leben kam ich in ein Theater, in eine Liebhabervorstellung bei Frau Witowtowa; die Kerzen, die Kronleuchter, die Damen, die Offiziere, die Generale, die jungen Mädchen, der Vorhang, die Stuhlreihen – ich hatte noch nie etwas Ähnliches gesehen. Tatjana Pawlowna wählte sich ein ganz bescheidenes Plätzchen in einer der hintersten Reihen aus, und ich mußte mich neben sie

setzen. Natürlich waren auch Kinder wie ich da, aber ich sah nach nichts mehr hin, sondern wartete mit stockendem Herzschlag auf die Vorstellung. Als Sie auftraten, Andrej Petrowitsch, war ich begeistert, so begeistert, daß mir sogar die Tränen kamen; warum, weshalb, das verstehe ich selbst nicht. Woher kamen diese Tränen der Begeisterung? – Das erschien mir immer wunderlich, wenn ich in diesen ganzen neun Jahren daran zurückdachte! In höchster Spannung folgte ich dem Gang des Lustspiels; ich verstand davon natürlich nur, daß *sie ihm* untreu wurde und daß dumme Menschen, die nicht soviel wert waren wie sein kleiner Finger, sich über ihn lustig machten. Als er sich auf dem Ball freimütig aussprach, da verstand ich, daß er erniedrigt und beleidigt war, daß er allen diesen kläglichen Menschen Vorwürfe machte, daß er selbst aber groß war, wahrhaft groß! Natürlich erleichterte auch die Vorbereitung, die ich bei Andronikows gehabt hatte, mir das Verständnis, aber es war ganz besonders auch Ihr Spiel, Andrej Petrowitsch! Ich sah zum erstenmal eine Bühne! Als am Schluß Tschazkij rief: »Den Wagen, schnell den Wagen!« (und Sie riefen das wundervoll), da sprang ich vom Stuhl auf und klatschte mit dem ganzen laut applaudierenden Saal in die Hände und schrie aus voller Kehle: »Bravo!« Ich erinnere mich lebhaft, daß ich in diesem Augenblick hinten »unterhalb des Kreuzes« einen Schmerz wie von einem Stecknadelstich fühlte; Tatjana Pawlowna hatte mich wütend gekniffen, aber ich achtete gar nicht darauf! Selbstverständlich brachte mich Tatjana Pawlowna sofort nach der Vorstellung nach Hause: »Zum Tanzen kannst du doch nicht dableiben; du bist bloß schuld daran, daß ich selbst nicht dableiben kann«, so mäkelten Sie, Tatjana Pawlowna, auf der ganzen Rückfahrt. Die ganze Nacht war ich wie im Fieber, und am andern Morgen stand ich schon um zehn Uhr an der Tür Ihres Zimmers, Andrej Petrowitsch, aber das Zimmer war verschlossen: es waren bei Ihnen Leute, mit denen Sie geschäftlich verhandelten; dann fuhren Sie plötzlich weg und blieben den ganzen Tag bis spät in die Nacht hinein fort – auf diese Weise bekam ich Sie gar nicht zu sehen! Was ich Ihnen eigentlich damals sagen wollte, habe ich

natürlich vergessen, und ich wußte es nicht einmal damals; aber ich hatte ein brennendes Verlangen, Sie so bald wie möglich zu sehen. Am folgenden Tage aber reisten Sie schon um acht Uhr morgens nach Serpuchow: Sie hatten damals soeben Ihr im Gouvernement Tula gelegenes Gut verkauft, um mit Ihren Gläubigern ins reine zu kommen, hatten aber dabei doch ein ganz nettes Stümmchen in den Händen behalten; das war der Grund, weswegen Sie damals auch Moskau wieder einmal besuchten, wo Sie sich bisher aus Furcht vor Ihren Gläubigern nicht hatten zeigen können; und nun war dieser Grobian in Serpuchow der einzige von all Ihren Gläubigern, der sich nicht mit fünfzig Prozent zufriedengeben wollte. Tatjana Pawlowna antwortete mir nicht einmal auf meine Fragen. »Das geht dich nichts an«, sagte sie, »und übermorgen bringe ich dich in eine Pension; mach dich fertig, leg deine Hefte zusammen, bring deine Bücher in Ordnung; du könntest dich auch daran gewöhnen, deinen Koffer selbst zu packen, werde mir nur nicht dünkelfhaft und arbeitsscheu, du junger Herr!« Und so ging es in einem Zuge: Sie haben mich in diesen drei Tagen gehörig betrommelt, Tatjana Pawlowna! Schließlich wurde ich zu Touchard in Pension gebracht, ich, der ich mich in meiner Unschuld in Sie verliebt hatte, Andrej Petrowitsch. Nun, meinerwegen mag man unsere ganze Begegnung für einen dummen Zufall halten, aber werden Sie es glauben: später, ein halbes Jahr darauf, wollte ich von Touchard zu Ihnen fliehen!«

»Du hast das sehr schön erzählt und mir alles so lebhaft wieder ins Gedächtnis zurückgerufen«, sagte Wersilow sehr ruhig und deutlich, »aber was mir in deiner Erzählung am meisten imponiert, das ist die Fülle merkwürdiger Details, zum Beispiel hinsichtlich meiner Schulden. Ich will gar nicht davon reden, daß die Erwähnung dieser Einzelheiten einigermaßen taktlos ist, aber ich begreife nicht, woher du diese Kenntnisse erlangt hast.«

»Woher ich die Kenntnis dieser Einzelheiten erlangt habe? Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich während dieser ganzen neun Jahre weiter nichts getan habe, als mir eingehende Kenntnisse über Sie zu verschaffen.«

»Ein seltsames Bekenntnis und ein seltsamer Zeitvertreib.«

Er drehte sich in halb liegender Haltung auf seinem Lehnstuhl herum und gähnte sogar ein wenig – ob absichtlich oder nicht, weiß ich nicht.

»Nun, wie ist's? Soll ich weitererzählen, wie ich von Touchard zu Ihnen fliehen wollte?«

»Verboten Sie es ihm, Andrej Petrowitsch! Jagen Sie ihn einfach aus dem Zimmer!« rief Tatjana Pawlowna heftig.

»Das geht nicht, Tatjana Pawlowna«, erwiderte Wersilow nachdrücklich. »Arkadij hat sich augenscheinlich etwas vorgenommen, und folglich muß man ihn unbedingt die Sache zu Ende bringen lassen. Mag er es also tun! Hat er's erzählt, dann ist er die Last vom Herzen los, und das ist ja für ihn die Hauptsache. Fang nur deine neue Geschichte an, mein Lieber; das heißt, wenn ich sage ›neu‹, so rege dich deswegen nicht auf, sei versichert, ich kenne das Ende.«

IV

»Wie ich floh, das heißt, wie ich zu Ihnen fliehen wollte, das ist eine sehr einfache Geschichte. Erinnern Sie sich wohl noch, Tatjana Pawlowna, daß ungefähr zwei Wochen nach meinem Einzug Tou-

chard Ihnen einen Brief schrieb, ja? Mir hat später Marja Iwanowna den Brief gezeigt, er hatte sich ebenfalls in den Papieren des verstorbenen Andronikow gefunden. Touchard war auf einmal zu der Ansicht gelangt, daß er zu wenig Geld für mich gefordert habe, und erklärte Ihnen nun in seinem Brief höchst »würdevoll«, in seinem Institut würden nur Söhne von Fürsten und Senatoren erzogen und er halte es mit dem Ansehen seines Institutes für unvereinbar, daß ihm ein Zögling von solcher Herkunft wie ich angehöre, wenn er nicht eine Zulage bekäme.«

»Mon cher, du könntest ...«

»Oh, seien Sie unbesorgt, seien Sie unbesorgt«, unterbrach ich ihn; »ich will nur ein bißchen von Touchard erzählen. Sie antworteten ihm vierzehn Tage darauf schon aus der Provinz, Tatjana Pawlowna, und schlugen es ihm rundweg ab. Ich erinnere mich, wie er damals mit dunkelrotem Kopf in unser Klassenzimmer hereinkam. Er war ein sehr kleiner, sehr stämmiger Franzose, etwa fünfundvierzig Jahre alt, und stammte tatsächlich aus Paris, wo er Schuster gewesen war, aber er war schon seit undenklichen Zeiten in Moskau an einer staatlichen Anstalt als Lehrer des Französischen angestellt und hatte sogar einen ziemlich hohen Rang, auf den er nicht wenig stolz war – ein ganz ungebildeter Mensch. Zöglinge waren wir bei ihm nur sechs, von denen einer wirklich der Neffe eines Moskauer Senators war, und wir lebten alle bei ihm ganz wie Mitglieder der Familie, im wesentlichen unter der Aufsicht seiner Frau, einer sehr affektierten Dame, der Tochter eines russischen Beamten. Ich hatte in diesen paar Wochen meinen Kameraden gegenüber sehr großgetan und mich mit meinem blauen Rock und mit meinem Papa Andrej Petrowitsch gebrüstet, und ihre Fragen, warum ich Dolgorukij hieße und nicht Wersilow, hatten mich nicht in Verlegenheit gesetzt, weil ich den Grund eben selbst nicht kannte.«

»Andrej Petrowitsch!« rief Tatjana Pawlowna in beinahe drohendem Ton. Meine Mutter dagegen folgte meiner Erzählung mit der größten Teilnahme und wünschte offenbar, daß ich fortfahren möchte.

»Ce Touchard ..., ich erinnere mich jetzt tatsächlich, daß er so ein kleiner, beweglicher Kerl war«, sagte Wersilow langsam, »aber er war mir damals von durchaus vertrauenswürdiger Seite empfohlen worden ...«

»Ce Touchard kam mit dem Brief in der Hand herein, trat an unseren großen eichenen Tisch, an dem wir alle sechs irgend etwas büffelten, faßte mich derb an der Schulter, riß mich von meinem Stuhl in die Höhe und befahl mir, meine Hefte zu nehmen.

»Dein Platz ist nicht hier, sondern dort!« schrie er und wies mich in ein winzig kleines Zimmerchen links vom Vorzimmer, wo nur ein einfacher Tisch, ein Rohrstuhl und ein mit Wachstuch überzogenes Sofa standen – genauso, wie jetzt bei mir oben in meinem Giebelzimmer. Erstaunt und höchst verschüchtert ging ich hinüber; ich war noch nie von jemand so grob behandelt worden. Eine halbe Stunde darauf, als Touchard das Klassenzimmer verlassen hatte, begann ich mit meinen Kameraden Blicke zu wechseln, und wir lachten uns gegenseitig an; natürlich lachten sie über mich, aber ich merkte das nicht und dachte, wir lachten einfach, weil wir vergnügt wären. Da kam plötzlich Touchard herheigestürzt, packte mich am Haar und riß mich heftig davon.

»Untersteh dich nicht, dich zu anständigen Kindern hinzusetzen; du bist von schlechter Herkunft und nicht besser als ein Lakai!«

Nach diesen Worten schlug er mich schmerzhaft auf meine volle, rote Backe. Das machte ihm sofort Vergnügen, und er schlug mich zum zweiten und zum dritten Mal. Ich weinte und schluchzte, ich

war furchtbar erstaunt. Eine ganze Stunde lang saß ich da, das Gesicht mit den Händen, bedeckend, und weinte und weinte. Es war etwas geschehen, was ich absolut nicht begreifen konnte. Ich begriff nicht, wie ein eigentlich nicht boshafter Mensch wie Touchard, ein Ausländer, der sich sogar über die Befreiung der russischen Bauern gefreut hatte, einen so dummen kleinen Jungen wie mich hatte schlagen können. Übrigens war ich nur erstaunt, fühlte mich aber nicht beleidigt; mich beleidigt zu fühlen, das verstand ich noch nicht. Ich meinte, ich hätte irgendeine Unart begangen; wenn ich aber wieder artig wäre, so würde mir verziehen werden, und wir würden wieder alle vergnügt sein und auf den Hof gehen, um da zu spielen, und das schönste Leben führen, das man sich nur denken kann.«

»Wenn ich davon nur etwas gewußt hatte, mein Freund ...«, sagte Wersilow gedehnt mit dem lässigen Lächeln eines etwas ermüdeten Menschen. »Aber was ist dieser Touchard für eine Kanaille gewesen! Ich gebe jedoch noch nicht die Hoffnung auf, daß du deinem Herzen einen Stoß geben und uns schließlich das alles verzeihen wirst und wir dann wieder das schönste Leben führen werden, das man sich nur denken kann.«

Er gähnte nun deutlich.

»Ich erhebe ja gar keine Beschuldigungen, durchaus nicht, und glauben Sie mir, ich beklage mich auch nicht über Touchard!« rief ich, einigermaßen aus dem Konzept gebracht. »Geschlagen hat er mich ungefähr zwei Monate lang. Ich erinnere mich, daß ich ihn immer irgendwie entwaffnen wollte, auf ihn zustürzte, um ihm die Hände zu küssen, und sie auch wirklich küßte, und daß ich immer weinte und weinte. Meine Kameraden lachten über mich und verachteten mich, weil Touchard anfing, mich manchmal wie einen Bedienten zu gebrauchen, und mir befahl, ihm seine Kleider hinzu-

reichen, wenn er sich anzog. Dabei kam mir meine Bedientennatur unwillkürlich zustatten: ich gab mir die größte Mühe, es ihm recht zu machen, und fühlte mich in keiner Weise beleidigt, weil ich eben noch nichts von alledem verstand, und ich wundere mich sogar bis heute noch darüber, daß ich damals noch so dumm war, meine niedrige Stellung den andern gegenüber nicht zu begreifen. Allerdings erklärten meine Kameraden mir auch damals schon manches, es war eine nette Vorschule. Später liebte Touchard es mehr, mich von hinten mit dem Knie zu stoßen als mir ins Gesicht zu schlagen, und nach einem halben Jahr war er mitunter sogar freundlich zu mir; nur ab und zu, aber sicher einmal im Monat, schlug er mich noch, zur Erinnerung, damit ich nicht vergäße, wer ich sei. Auch durfte ich bald wieder mit den andern Knaben zusammensitzen und mit ihnen spielen; aber nicht ein einziges Mal in den ganzen zweieinhalb Jahren vergaß Touchard den Unterschied unserer sozialen Stellung und gebrauchte mich, wenn auch nicht in starkem Maße, aber doch immer noch beständig zu allerlei. Dienstleistungen, und zwar – wie ich glaube –, um meinem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen.

Daß ich aber entfloh, das heißt, daß ich entfliehen wollte, das begab sich erst fünf Monate nach diesen ersten beiden Monaten. Ich bin überhaupt mein ganzes Leben lang immer nur schwer zu einem Entschluß gekommen. Wenn ich mich abends ins Bett gelegt und die Bettdecke über den Kopf gezogen hatte, begann meine Phantasie sich sofort mit Ihnen zu beschäftigen, Andrej Petrowitsch, nur mit Ihnen; ich weiß absolut nicht, warum das der Fall war. Ich träumte sogar von Ihnen. Ganz besonders malte ich es mir immer leidenschaftlich aus, wie Sie auf einmal hereintreten würden und ich auf Sie losstürzen würde und Sie mich von dort wegnehmen und zu sich in jenes Zimmer bringen würden und wie wir dann wieder ins Theater fahren würden und so weiter. Die Hauptsache war, daß wir uns nie wieder trennen würden – das war mir die Hauptsache! Wenn ich aber am Morgen wieder aufwachte, dann begannen auch

sogleich von neuem die Spöttereien und das Verächtlichmachen durch die anderen Knaben; einer von ihnen hatte es sich geradezu zur Regel gemacht, mich zu prügeln, und zwang mich, ihm beim Anziehen der Stiefel behilflich zu sein; er belegte mich mit den häßlichsten Schimpfnamen und bemühte sich besonders, mir meine Herkunft klarzumachen, zum großen Vergnügen aller Zuhörer. Wenn aber endlich Touchard selbst erschien, dann wurde mir unerträglich weh ums Herz. Ich fühlte, daß mir hier nie Verzeihung zuteil werden würde, – oh, ich begann schon allmählich zu begreifen, was man mir nicht verzieh und worin eigentlich mein Verschulden bestand! Und da kam ich schließlich auf den Gedanken zu fliehen. Ganze zwei Monate beschäftigte ich mich mit diesem Gedanken, endlich faßte ich einen Entschluß; das war im September. Ich wartete die Zeit ab, wo am Sonnabend alle meine Mitschüler für den Sonntag weggefahren waren, und packte unterdessen heimlich und sorgsam die notwendigsten Sachen in ein Bündelchen; an Geld besaß ich zwei Rubel. Ich wollte warten, bis es dunkel wurde. »Ich steige die Treppe hinunter; dachte ich, »und gehe aus dem Hause, und dann gehe ich davon.« Wohin? Ich wußte, daß Andronikow schon nach Petersburg versetzt war, und beschloß, Frau Fanariotowas Haus in der Arbat-Straße aufzusuchen: »die Nacht über werde ich umhergehen oder irgendwo sitzen, am Morgen aber werde ich jemand auf dem Hof des Hauses fragen, wo Andrej Petrowitsch jetzt ist, und wenn er nicht in Moskau ist, in welcher Stadt oder in welchem Land er sich befindet. Das wird man mir gewiß sagen. Ich werde weggehen und dann irgendwo an einer andern Stelle wieder jemand fragen, nach welchem Schlagbaum ich gehen muß, wenn ich nach der und der Stadt will; nun, und so werde ich aus der Stadt hinausgehen und immer weiter und weiter wandern. Ich werde immerzu gehen; übernachten werde ich irgendwo im Gesträuch, und essen werde ich nur Brot; zwei Rubel werden zum Brotkaufen lange reichen.«

Am Sonnabend aber wollte es mir auf keine Weise gelingen zu entschlüpfen; ich mußte bis zum nächsten Tag, dem Sonntag, warten. Es traf sich gut, daß am Sonntag auch Touchard mit seiner Frau irgendwohin fuhr, so daß im ganzen Haus niemand zurückblieb als ich und Agafja. Ich wartete, wie ich mich erinnere, mit schrecklicher Ungeduld auf den Anbruch der Nacht; ich saß in unserm Saal am Fenster und blickte hinaus auf die staubige Straße mit den kleinen Holzhäusern und den spärlichen Passanten. Touchard wohnte in einer abgelegenen Gegend, und man konnte aus dem Fenster einen Schlagbaum sehen: »Ob das wohl der richtige ist?« schoß es mir durch den Kopf. Die Sonne ging ganz rot unter; der Himmel sah so kalt aus, und ein scharfer Wind wirbelte, gerade wie heute, den Staub auf. Endlich war es ganz dunkel geworden; ich trat vor das Heiligenbild und begann zu beten, aber ganz schnell, denn ich hatte es sehr eilig; ich nahm mein Bündelchen und ging auf den Zehenspitzen unsere knarrende Treppe hinab, in großer Angst, Agafja könne mich von der Küche aus hören. Der Schlüssel steckte in der Tür, ich öffnete sie, und plötzlich lag die rabenschwarze Nacht vor mir wie ein endloses, von Gefahren erfülltes, unbekanntes Land, und der Wind riß mir beinahe die Mütze vom Kopfe. Ich trat einen Schritt hinaus; auf dem gegenüberliegenden Gehsteig ließ sich das heisere Gebrüll und Geschimpfe eines vorübergehenden Betrunknen vernehmen; ich blieb stehen, blickte um mich und kehrte leise um, ging wieder leise nach oben, zog mich leise aus, tat mein Bündel beiseite und legte mich ins Bett mit dem Gesicht nach unten, ohne Tränen und ohne Gedanken, und von diesem selben Augenblick an begann ich zu denken, Andrej Petrowitsch! Von diesem selben Augenblick an, in dem ich mir bewußt wurde, daß ich nicht nur ein Lakai, sondern obendrein auch noch ein Feigling war, von diesem Augenblick an begann meine richtige, wirkliche Entwicklung!«

»Und jetzt, von dieser Minute an, habe ich dich fürs ganze Leben durchschaut!« rief auf einmal Tatjana Pawlowna, von ihrem Platz

aufspringend, und zwar so unerwartet, daß ich in keiner Weise darauf vorbereitet war. »Ja, du warst nicht nur damals ein Lakai, sondern du bist es auch jetzt noch; in dir steckt eine Lakaienseele! Andrej Petrowitsch hätte dich ja ebensogut zu einem Schuster in die Lehre geben können. Er hätte dir sogar eine Wohltat damit erwiesen, wenn er dich hätte ein Handwerk erlernen lassen! Wer hätte von ihm mehr für dich verlangen oder fordern können? Dein Vater Makar Iwanytsch hat ihn nicht nur gebeten, sondern beinahe von ihm gefordert, er möchte euch, seine Kinder, nicht aus den unteren Ständen herausheben. Nein, du weißt das nicht zu schätzen, daß er dich bis zur Universität gebracht hat und daß du durch ihn schöne Vorrechte erlangt hast. Nun sieh mal einer an, die andern Jungen haben ihn gehänselt, und da hat er geschworen, sich an der Menschheit zu rächen ... So ein unwürdiges Subjekt!«

Ich muß gestehen, ich war durch diese heftigen Worte ganz überrascht. Ich stand auf und sah eine Weile vor mich hin, ohne zu wissen, was ich sagen sollte.

»Da hat mir ja Tatjana Pawlowna wirklich etwas Neues gesagt«, wandte ich mich endlich in festem Ton an Wersilow, »ich bin offenbar wirklich in hohem Grade eine Lakaienseele. Denn nicht zufrieden damit, daß Wersilow mich nicht zu einem Schuster in die Lehre gegeben hat, habe ich mich nicht einmal durch die »schönen Vorrechte« rühren lassen; »nein«, habe ich gesagt, »gib mir den ganzen Wersilow, gib mir einen Vater!« ... Das ist's, was ich verlangt habe – wie sollte ich da nicht eine Lakaiennatur haben? Mama, es liegt mir schon seit acht Jahren schwer auf dem Gewissen, wie ich Sie damals empfangen habe, als Sie allein zu Touchard kamen, um mich zu besuchen, aber jetzt habe ich keine Zeit, davon zu reden; Tatjana Pawlowna wird mich nicht erzählen lassen. Lassen wir es bis morgen, Mama; vielleicht sehe ich Sie morgen noch, Tatjana Pawlowna! Nun, was sagen Sie dazu, daß ich sogar in so hohem Grade

eine Lakaiennatur bin, daß ich es nicht einmal für zulässig halte, wenn jemand zu Lebzeiten seiner Frau noch eine andere heiraten will. Und das hätte ja doch Andrej Petrowitsch in Ems beinahe getan! Mama, wenn Sie nicht mehr bei einem Mann bleiben mögen, der es fertigbringt, morgen eine andere zu heiraten, so denken Sie daran, daß Sie einen Sohn haben, der Ihnen verspricht, Ihnen ein respektvoller Sohn zu sein, denken Sie daran und kommen Sie zu mir; ich stelle nur die eine Bedingung: »Entweder er oder ich« - wollen Sie? Ich verlange keine sofortige Antwort: ich weiß, daß man auf solche Fragen nicht sofort eine Antwort geben kann ...«

Aber ich konnte nicht zu Ende reden, weil meine Aufregung gar zu groß war und ich verwirrt wurde. Meine Mutter war ganz blaß geworden, und die Stimme schien ihr den Dienst zu versagen: sie konnte kein Wort herausbringen. Tatjana Pawlowna redete etwas, sehr laut und sehr lange, ohne daß ich sie ordentlich verstehen konnte, und ein paarmal stieß sie mich mit der Faust gegen die Schulter. Ich besinne mich nur, daß sie schrie, was ich gesagt hätte, sei »unwahr, das Produkt einer niedrigen Gesinnung, nichts als ausgetüftelter Unsinn«. Wersilow saß da, ohne sich zu rühren; er machte ein sehr ernstes Gesicht und lächelte nicht. Ich ging nach meinem Stübchen hinauf. Der letzte Blick, der mich aus dem Zimmer begleitete, war ein vorwurfsvoller Blick meiner Schwester; sie schüttelte mit sehr ernster Miene den Kopf hinter mir her.

Siebentes Kapitel

I

Ich schildere alle diese Szenen, ohne mich selbst zu schonen, um mir alles klar ins Gedächtnis zurückzurufen und mir jene Empfindungen wieder lebendig zu machen. Als ich nach oben in mein Zimmerchen kam, wußte ich gar nicht, ob ich mich schämen oder wie nach Erfüllung einer Pflicht triumphieren sollte. Wenn ich auch nur ein bißchen erfahrener gewesen wäre, so hätte ich mir gesagt, daß der geringste Zweifel in einer derartigen Sache den Ausschlag nach der schlechten Seite hin gibt. Aber ein anderer Umstand machte mich irre: ich begreife zwar nicht, worüber ich mich freute; ich freute mich aber in der Tat gewaltig, obwohl ich zweifelte oder vielmehr deutlich einsah, daß ich mich unten blamiert hatte. Sogar daß Tatjana Pawlowna mich so arg ausgeschimpft hatte - erschien mir nur komisch und amüsan, ohne mich irgendwie ärgerlich zu machen. Wahrscheinlich kam das alles daher, daß ich nun doch die Kette zerrissen hatte und mich zum erstenmal frei fühlte.

Ich fühlte auch, daß ich meine Situation verdorben hatte: es war mir jetzt noch viel dunkler, wie ich mich hinsichtlich des Briefes über die Erbschaft zu verhalten hätte. Jetzt würde man bestimmt glauben, ich wolle mich an Wersilow rächen. Aber schon unten, während all dieser Wortgefechte, hatte ich mir vorgenommen, die Angelegenheit mit dem Brief über die Erbschaft einem Schiedsrichter vorzulegen und mich zu diesem Zweck an Wassin zu wenden und, wenn es mir mit Wassin nicht glückte, noch wieder an jemand anders; ich wußte auch schon, an wen. »Ein einziges Mal, nur zu diesem Zweck, will ich zu Wassin hingehen«, dachte ich bei mir, »dann aber, dann will ich für alle auf lange Zeit verschwinden, auf mehrere Monate, und für Wassin sogar ganz besonders; nur mit

meiner Mutter und mit meiner Schwester werde ich vielleicht ab und zu zusammenkommen.« Mein ganzes Verhalten war nicht in Ordnung; ich fühlte, daß ich etwas getan hatte, es aber nicht so getan hatte, wie es richtig gewesen wäre, und – und ich war dennoch zufrieden; ich wiederhole: ich freute mich dennoch über irgend etwas.

Ich beabsichtigte, mich früh schlafen zu legen, da ich vorhersah, daß ich am nächsten Tag viel Lauferei haben würde. Abgesehen von dem Mieten einer Wohnung und dem Umzug hatte ich noch mehrere Entschlüsse gefaßt, die ich auf die eine oder andere Weise auszuführen beabsichtigte. Aber der Abend sollte nicht ohne ein merkwürdiges Ereignis zu Ende gehen, und Wersilow verstand es, mich in das größte Erstaunen zu versetzen. Er war noch nie in mein Giebelstübchen gekommen, und plötzlich – ich war noch nicht eine Stunde oben – hörte ich seine Schritte auf der Treppe: er rief mich, ich möchte ihm leuchten. Ich ging mit der Kerze hinaus, streckte ihm nach unten die Hand entgegen, die er ergriff, und half ihm beim Heraufsteigen.

»Merci, mein Freund«, sagte er, »ich bin noch nie hier heraufgekommen, nicht einmal als ich die Wohnung mietete. Ich ahnte schon, was das hier für ein Zimmer sein würde, aber eine solche Hundehütte hatte ich mir denn doch nicht vorgestellt.« Er stellte sich in die Mitte meines Stübchens und sah sich neugierig um. »Aber das ist ja ein Sarg ein richtiger Sarg.«

In der Tat hatte das Zimmer einige Ähnlichkeit mit dem Innern eines Sarges, und ich war sogar überrascht, wie richtig er es mit einem einzigen Wort charakterisiert hatte. Es war ein enges, schmales Kämmerchen; in der Höhe meiner Schulter, nicht höher, begann der Winkel, den die Wand und das Dach miteinander bildeten, den obersten Teil des Daches konnte ich mit der Hand berühren. Wersi-

low hielt sich im ersten Augenblick unwillkürlich gebückt, aus Furcht, mit dem Kopf gegen die Wand zu stoßen; er stieß indessen nicht daran und setzte sich schließlich ganz ruhig auf mein Sofa, auf dem bereits mein Bett zurechtgemacht war. Was mich anlangt, so setzte ich mich nicht hin und blickte ihn höchst verwundert an.

»Deine Mutter sagt«, begann er, »sie habe nicht gewußt, ob sie von dir das Geld annehmen solle, das du ihr vorhin für deinen einmonatigen Unterhalt angeboten hast. Im Hinblick auf einen solchen Sarg können wir das Geld nicht nehmen; vielmehr müßtest du eigentlich von uns noch etwas herausbekommen! Ich bin niemals hiergewesen und ... kann mir gar nicht vorstellen, daß hier jemand wohnen kann.«

»Ich habe mich daran gewöhnt. Aber Sie hier bei mir zu sehen, daran kann ich mich nach alledem, was unten vorgegangen ist, absolut nicht gewöhnen.«

»Nun ja, du warst unten reichlich grob, aber ... ich habe jedenfalls meine besonderen Absichten, die ich dir auch erklären werde, obwohl übrigens an meinem Kommen nichts Ungewöhnliches zu finden ist; selbst das, was sich unten zugetragen hat, liegt ebenfalls durchaus in der natürlichen Entwicklung der Dinge. Aber ich bitte dich um alles in der Welt, erkläre mir nur eines: war denn das, was du da unten erzählt und worauf du uns so feierlich vorbereitet hast und was du dann mit solchem Aplomb in Angriff nahmst, war denn das wirklich alles, was du uns zu entdecken oder mitzuteilen beabsichtigtest, und hättest du weiter gar nichts zu sagen?«

»Es war alles. Das heißt, nehmen wir an, daß es alles war.«

»Das war herzlich wenig, mein Freund. Ich muß gestehen, nach deinen vorhergehenden Anstalten zu urteilen, und wie du uns zum

Lachen auffordertest, kurz gesagt, wenn ich bedenke, was du für große Lust hattest, zu erzählen, – da hatte ich doch mehr erwartet.«

»Sollte Ihnen das nicht ganz gleichgültig sein?«

»Was mich zu dieser Bemerkung veranlaßt, ist auch eigentlich nur mein Gefühl für das rechte Maß: die Sache war nicht ein solches Geprassel wert, und es wurde dadurch das richtige Größenverhältnis zerstört. Einen ganzen Monat lang hast du geschwiegen und Kraft gesammelt, und was dann auf einmal zutage kommt, ist nicht der Rede wert.«

»Ich wollte noch vieles erzählen, aber ich schäme mich schon, daß ich auch nur dies erzählt habe. Nicht alles kann man mit Worten erzählen, und manches erzählt man am besten nie. Ich meinerseits habe übrigens genug gesagt, aber Sie haben es ja nicht verstanden.«

»Ah, also auch du leidest manchmal darunter, daß ein Gedanke sich nicht recht in Worte kleiden lassen will! Das ist ein edles Leiden, mein Freund, das nur Auserwählten beschieden ist; ein Dummkopf ist immer mit dem, was er gesagt hat, zufrieden und spricht zudem immer mehr, als nötig ist, sozusagen auf Vorrat.«

»So wie zum Beispiel ich unten; ich habe auch mehr gesprochen, als nötig war: ich verlangte »den ganzen Wersilow«; das war weit mehr, als nötig war; ich habe Wersilow überhaupt nicht nötig.«

»Mein Freund, du möchtest, wie ich sehe, das, was du unten verloren hast, wieder einbringen. Du bereust offenbar dein Vorgehen, und da bereuen bei uns soviel bedeutet wie sofort von neuem über den Gegner herfallen, so möchtest du nicht zum zweitenmal einen Fehlangriff auf mich machen. Ich bin zu früh hergekommen; du hast dich noch nicht abgekühlt und kannst überdies keine Kritik

vertragen. Aber um Himmels willen, setz dich doch; ich bin hergekommen, um dir etwas mitzuteilen; danke, so ist's recht. Nach dem, was du unten beim Fortgehen zu deiner Mutter gesagt hast, ist es nur zu deutlich, daß wir jedenfalls am besten tun, wenn wir uns trennen. Ich bin nun zu dir gekommen, um dich zu bitten, dies in möglichst milder Form und ohne einen Skandal auszuführen, damit deine Mutter sich nicht noch mehr grämt und ängstigt. Schon daß ich selbst zu dir ging, ist für sie eine Ermutigung gewesen: sie glaubt so halb und halb, wir würden uns noch versöhnen, na, und dann werde alles weitergehen wie bisher. Ich meine, wenn du und ich jetzt hier ein- oder zweimal recht laut lachten, so würden wir ihre schüchternen Herzen da unten in Entzücken versetzen. Mögen es auch nur schlichte Herzen sein, so sind sie doch von aufrichtiger, ehrlicher Liebe erfüllt, warum sollte man ihnen da bei sich bietender Gelegenheit nicht eine Freundlichkeit erweisen? Nun also, das wäre das eine. Zweitens: warum sollen wir uns denn durchaus mit Rachedurst, mit Zähneknirschen, mit Verwünschungen und so weiter voneinander trennen? Ohne Zweifel haben wir keinen Anlaß, einander um den Hals zu fallen, aber man kann doch sozusagen mit gegenseitiger Hochachtung voneinander scheiden, nicht wahr?«

»Das ist alles Unsinn! Ich verspreche, daß ich ohne einen Skandal ausziehen werde – also genug davon! Geben Sie sich denn diese Mühe im Interesse meiner Mutter? Mir scheint vielmehr, daß die Gemütsruhe meiner Mutter Ihnen gleichgültig ist und Sie aus andern Gründen so reden.«

»Du glaubst mir nicht?«

»Sie sprechen mit mir geradezu wie mit einem kleinen Kind!«

»Mein Freund, ich bin bereit, dich tausendmal für alles um Verzeihung zu bitten, was du da auf meine Rechnung setzt, für all diese

Jahre deiner Kindheit und so weiter, aber, cher enfant, was würde denn dabei herauskommen? Du bist so verständig, daß du dich nicht selbst wirst in eine so dumme Situation bringen wollen. Ich will gar nicht einmal davon reden, daß ich sogar bis zu diesem Augenblick den Sinn deiner Vorwürfe nicht ganz verstehe: in der Tat, woran gibst du mir eigentlich die Schuld? Daß du nicht als ein Wersilow geboren bist? Oder ist es das nicht? Ah, du lachst verächtlich und wehrst mit den Händen ab, also das ist es nicht!«

»Sie können mir glauben, daß es das nicht ist. Und Sie können mir auch glauben, daß es mir gar nicht als eine Ehre erscheint, den Namen Wersilow zu tragen.«

»Ob das eine Ehre ist, wollen wir beiseite lassen; zudem mußte ja deine Antwort unbedingt demokratisch sein; aber wenn es so steht, was machst du mir denn dann eigentlich zum Vorwurf?«

»Tatjana Pawlowna hat vorhin alles gesagt, was ich erfahren mußte und was ich vorher nie hatte begreifen können: daß Sie mich nicht haben Schuster werden lassen und ich Ihnen folglich noch zu Dank verpflichtet bin. Es ist mir unbegreiflich, woher ich so undankbar bin, selbst jetzt noch, nachdem man mich belehrt hat. Ob da nicht etwa Ihr Blut aus mir spricht, Andrej Petrowitsch?«

»Wahrscheinlich nicht. Und außerdem wirst du selbst zugeben müssen, daß du mit allen deinen heftigen Äußerungen unten, statt mich zu treffen, wie du es beabsichtigtest, nur deine Mutter gequält und gepeinigt hast. Und doch steht es, sollte man meinen, dir nicht zu, über sie zu Gericht zu sitzen. Was hat sie denn dir gegenüber verschuldet? Bei dieser Gelegenheit könntest du mir noch etwas anderes erklären, mein Freund: warum und zu welchem Zweck hast du denn in der Vorschule und auf dem Gymnasium und in deinem ganzen Leben allen Leuten, sogar, wie ich später gehört habe, dem

ersten besten, mit dem du zusammenkamst, von deiner illegitimen Herkunft erzählt? Ich habe gehört, du hättest das mit einer besonderen Passion getan. Und doch ist das alles dummes Zeug und häßliche Verleumdung: du bist ein legitimes Kind, ein Dolgorukij, ein Sohn von Makar Iwanytsch Dolgorukij, eines achtbaren Mannes von vortrefflichem Verstand und Charakter. Wenn du aber eine höhere Bildung empfangen hast, so verdankst du das in der Tat deinem früheren Gutsherrn Wersilow, aber was folgt daraus? Das wichtigste aber ist dies: dadurch, daß du überall von deiner illegitimen Herkunft geredet hast, was selbstverständlich schon an sich eine Verleumdung ist, hast du das Geheimnis deiner Mutter preisgegeben und aus falschem Stolz deine Mutter vor den Richterstuhl jedes beliebigen Lumpenkerls geschleppt. Das ist sehr unedel gehandelt, mein Freund, um so mehr, als deine Mütter persönlich an nichts Schuld trägt: sie ist von Charakter das reinste Wesen, das man sich nur denken kann, und wenn sie nicht Frau Wersilowa ist, so liegt das nur daran, daß sie bis jetzt noch verheiratet ist.«

»Lassen Sie es genug sein; ich bin mit Ihnen völlig einer Meinung, und im Vertrauen auf Ihre Klugheit hoffe ich bestimmt, daß Sie diese schon zu lange Moralpredigt abbrechen werden. Sie lieben ja so sehr das rechte Maß; nun, in allen Dingen muß das rechte Maß innegehalten werden, sogar in Ihrer plötzlichen Liebe zu meiner Mutter. Ich will Ihnen etwas anderes vorschlagen: da Sie sich nun einmal dazu entschlossen haben, zu mir heraufzukommen und bei mir eine viertel oder eine halbe Stunde zu sitzen (ich weiß allerdings immer noch nicht, wozu eigentlich; nun, nehmen wir an, zur Beruhigung meiner Mutter), und da es Ihnen überdies ein solcher Genuß ist, mit mir zu reden, trotz allem, was unten vorgefallen ist, so erzählen Sie mir doch lieber etwas von meinem Vater - von diesem Makar Iwanow, dem Pilger. Gerade aus Ihrem Mund würde ich gern etwas über ihn hören; ich hatte schon längst vor, Sie danach zu fragen. Und da wir uns nun voneinander trennen, und vielleicht für lange Zeit, so würde ich gern von Ihnen auch noch auf eine andere

Frage eine Antwort erhalten: haben Sie denn während dieser ganzen zwanzig Jahre nicht so weit auf die beschränkte Anschauungsweise meiner Mutter, und jetzt auch meiner Schwester, einwirken können, um durch Ihren zivilisierenden Einfluß das geistige Dunkel zu verscheuchen, in welchem sie infolge ihrer früheren Umgebung befangen war? Oh, ich rede nicht von ihrer Reinheit! Sie hat ohnehin in moralischer Hinsicht immer unendlich weit über Ihnen gestanden – entschuldigen Sie! –, aber ... sie ist doch nur eine unendlich hochstehende Leiche. Leben, wirklich leben tut nur, Wersilow, und alles übrige, was ihn umgibt und mit ihm verbunden ist, vegetiert nur unter der strikten Bedingung, daß es die Ehre hat, ihn mit seinen Kräften und Lebenssäften zu ernähren. Aber früher einmal muß doch auch sie lebendig gewesen sein? Sie haben doch irgend etwas an ihr lieb gewonnen? Sie ist doch auch einmal ein Weib gewesen?«

»Mein Freund, genau besehen, ist sie das niemals gewesen«, antwortete er mir, indem er sofort in seine ursprüngliche damalige Manier, mit mir zu verkehren, hineingeriet, in diese Manier, die ich noch so gut im Gedächtnis habe und die mich damals in Wut versetzte; nämlich anscheinend war er die Aufrichtigkeit und Gutherzigkeit selbst, sah man aber näher hin, so war alles an ihm der vollendetste Spott, so daß ich manchmal aus seinem Gesicht gar nicht klug werden konnte. »Sie ist niemals ein Weib gewesen! Die Russin ist niemals ein Weib.«

»Aber die Polin, die Französin, die sind es? Oder die Italienerin, die leidenschaftliche Italienerin, das ist etwas, was einen zivilisierten Russen der höheren Stände, einen Mann wie Wersilow, zu fesseln vermag?«

»Na, konnte ich etwa erwarten, hier auf einen Slawophilen zu stoßen?« rief Wersilow lachend.

Ich habe das, was er sagte, Wort für Wort im Gedächtnis: er redete sogar mit großem Genuß und sichtlichem Vergnügen. Es war mir völlig klar, daß er weder um nur zu plaudern noch um meine Mutter zu beruhigen zu mir gekommen war, sondern daß er dabei sicherlich andere Zwecke verfolgte.

II

»Wir beide, deine Mutter und ich, haben diese ganzen zwanzig Jahre vollständig schweigend verlebt«, begann er sein Geplauder (es kam im höchsten Grade gekünstelt und unnatürlich heraus), »und alles, was bei uns geschah, ging schweigend vor sich. Der hauptsächlichste Charakterzug unseres ganzen zwanzigjährigen Zusammenlebens war die Schweigsamkeit. Ich glaube, wir haben uns sogar nicht ein einziges Mal miteinander gestritten. Allerdings bin ich oft fortgereist und habe sie allein gelassen, aber schließlich bin ich doch immer wieder zu ihr zurückgekehrt. Nous revenons toujours, das ist eben eine fundamentale Eigenschaft der Männer, die aus ihrer Großmut entspringt. Wenn das eheliche Verhältnis nur von den Frauen abhinge, würde keine einzige Ehe Bestand haben. Demut, Nachgiebigkeit, Unterwürfigkeit und gleichzeitig Festigkeit, Kraft, richtige Kraft – das ist der Charakter deiner Mutter. Du sollst wissen, sie ist die beste von allen Frauen, die ich auf der Welt kennengelernt habe. Und daß sie Kraft besitzt – das kann ich bezeugen: ich habe gesehen, wie diese Kraft sie aufrecht erhielt. Handelt es sich, ich will nicht sagen um Überzeugungen, denn von eigentlichen Überzeugungen kann da keine Rede sein, sondern um das, was diese Leute für ihre Überzeugung halten und was ihnen folglich heilig ist, dann lassen sie sich geradezu auf die Folter spannen. Na, und das kannst du dir wohl selbst sagen: habe ich Ähnlichkeit mit einem Folterknecht? Das ist der Grund, weshalb ich es vorgezogen habe, zu allem

zu schweigen; ich habe es nicht bloß deswegen getan, weil es bequemer ist, und ich muß gestehen, ich bereue es nicht. Auf diese Weise machte sich alles ganz von selbst, mit Wohlwollen und Humanität, so daß ich mir nicht einmal ein Verdienst zuschreibe. Ich bemerke beiläufig, in Klammern, daß ich Grund zu der Vermutung habe, daß sie an meine Humanität nie geglaubt und daher immer gezittert hat; aber trotz dieses Zitterns fügte sie sich doch keiner geistigen Einwirkung. Diese Leute verstehen das irgendwie, wir aber verstehen da manches nicht; und überhaupt verstehen sie es besser als unsereiner, mit ihren Angelegenheiten fertig zu werden. Sie vermögen es, in Lagen, die für sie ganz unnatürlich sind, auf ihre Art weiterzuleben und in ganz fremdartigen Lagen sie selbst zu bleiben. Wir verstehen das nicht so.«

»Wer sind diese Leute? Ich verstehe Sie nicht ganz.«

»Das Volk, mein Freund; ich spreche vom Volk. Es hat seine große Lebenskraft und seinen historischen Weitblick in sittlicher und politischer Hinsicht bewiesen. Aber um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so möchte ich über deine Mutter bemerken, daß sie denn doch nicht immer schweigt, deine Mutter redet auch manchmal, aber sie redet so, daß man ohne weiteres sieht, daß man mit allem, was man vorher gesagt hat, nur seine Zeit verloren hat, und wenn man selbst fünf Jahre lang allmählich auf sie einzuwirken versucht hat. Außerdem sind ihre Erwidernngen höchst überraschend. Wieder sollst du wissen: ich nenne sie durchaus nicht dumm; im Gegenteil, sie besitzt in ihrer Art Verstand und sogar sehr bemerkenswerten Verstand; aber du glaubst vielleicht nicht an ihren Verstand ...«

»Warum nicht? Ich glaube nur nicht, daß Sie selbst an ihren Verstand wirklich und ohne Verstellung glauben.«

»Hm! Du hältst mich für eine Art Chamäleon? Mein Freund, ich erlaube dir ... als einem verwöhnten Sohn ein bißchen sehr viel ... aber mag es diesmal so bleiben.«

»Erzählen Sie mir etwas von meinem Vater, und, wenn Sie das können, die Wahrheit!«

»Über Makar Iwanowitsch? Makar Iwanowitsch gehörte, wie du schon weißt, zum Gutsgesinde und trachtete sozusagen nach einem gewissen Ruhm ...«

»Ich möchte wetten, daß Sie ihn in diesem Augenblick um irgend etwas beneiden!«

»Im Gegenteil, mein Freund, im Gegenteil, und wenn du willst, mich freut es sehr, daß du in der Stimmung bist, deinen Scharfsinn zu üben; ich versichere dir, daß ich mich gerade jetzt in einer höchst reuevollen Gemütsverfassung befinde und gerade jetzt, in diesem Augenblick, vielleicht zum tausendsten Mal machtlos all das bedauere, was vor zwanzig Jahren geschehen ist. Gott weiß, daß sich alles damals im höchsten Grad zufällig ereignete ... nun, und dann auch so human, wie es nur in meiner Macht lag; wenigstens wie ich mir damals eine Handlung der Humanität vorstellte. Oh, wir brannten damals alle vor Eifer, Gutes zu tun, dem Gemeinwohl, der höchsten Idee zu dienen, wir verwarfen die Rangstufen, die Vorrechte unserer Geburt, die Stellung des Gutsherrn und sogar die Hypothekenbank; wenigstens taten das manche von uns ... Mein Ehrenwort darauf. Wir waren nicht viele, aber wir redeten gut und, ich versichere es dir, handelten sogar manchmal gut.«

»Zum Beispiel damals, als Sie an seiner Schulter schluchzten?«

»Mein Freund, ich bin mit dir im voraus in allen Stücken einer Meinung; übrigens, das von der Schulter hast du von mir selbst gehört; du mißbrauchst also in diesem Augenblick meine eigene Offenherzigkeit und Vertraulichkeit; aber du mußt doch selbst zugeben, daß diese Schultergeschichte wirklich nicht so schlecht war, wie sie auf den ersten Blick scheint, namentlich für jene Zeit; wir hatten ja damals eben erst angefangen. Natürlich schauspielerte ich, aber ich wußte ja damals noch nicht, daß ich schauspielerte. Schauspielerst du zum Beispiel niemals in Fällen, wo es praktisch ist?«

»Ich bin vorhin unten ein bißchen zu gefühlvoll gewesen, und als ich hier nach oben kam, schämte ich mich sehr bei dem Gedanken, Sie könnten denken, daß ich geschauspielert hätte. Das ist richtig, daß man sich manchmal trotz aller Aufrichtigkeit des Gefühls doch verstellt; aber vorhin unten war mein Benehmen durchaus natürlich, das kann ich beschwören.«

»Genauso ist es; du hast es mit wenigen Worten sehr treffend ausgedrückt:»Trotz aller Aufrichtigkeit des Gefühls verstellt man sich doch«; nun, ganz ebenso ging es auch mir: ich verstellte mich zwar, aber mein Schluchzen war vollkommen aufrichtig. Ich bestreite nicht, daß Makar Iwanowitsch diese Schultergeschichte noch als eine Steigerung des Hohnes hätte auffassen können, wenn er scharfsinniger gewesen wäre; aber seine Ehrlichkeit ließ ihn damals nicht scharfblickend sein. Ich weiß nur nicht, ob ich ihm damals leid tat; ich erinnere mich aber, daß ich damals sehr wünschte, ihm leid zu tun.«

»Wissen Sie«, unterbrach ich ihn, »auch jetzt, während Sie das sagen, spotten Sie. Und überhaupt haben Sie die ganze Zeit, diesen ganzen Monat, wenn Sie mit mir gesprochen haben, immer gespot-

tet. Warum haben Sie das immer getan, wenn Sie mit mir sprachen?»

»Glaubst du das?« antwortete er in sanftem Ton. »Du bist sehr mißtrauisch; übrigens, auch wenn ich wirklich spotte, so spotte ich nicht über dich oder wenigstens nicht über dich allein; da kannst du beruhigt sein. Aber ich spotte jetzt nicht, und damals – kurz, ich habe damals alles getan, was ich konnte, und glaube mir, ohne Rücksicht auf meinen Vorteil. Wir, das heißt die Vornehmeren im Gegensatz zum Volk, verstanden damals gar nicht, zu unserm Vorteil zu handeln; im Gegenteil, wir fügten uns selbst soviel Schaden wie möglich zu, und ich vermute, daß wir das damals für einen höheren, eigenen Vorteil hielten, natürlich im höheren Sinn. Die jetzige Generation der progressiven Menschen ist unvergleichlich raffgieriger, als wir es waren. Ich teilte damals, noch ehe wir die Sünde begingen, Makar Iwanowitsch alles mit der größten Offenherzigkeit mit. Ich gebe jetzt zu, daß ich ihm vieles davon überhaupt nicht hätte mitteilen sollen, und am wenigsten mit solcher Offenherzigkeit: ganz zu schweigen von der Humanität, wäre es sogar höflicher gewesen; aber probier's mal und halte plötzlich inne, wenn du so recht ins Tanzen hineingekommen bist und gerade noch einen schönen Pas machen möchtest! Aber vielleicht sind die Forderungen, die das Schöne und das Edle an uns stellen, wirklich gerade von dieser Art; ich habe mein ganzes Leben lang darüber nicht ins klare kommen können. Indes ist das ein zu tiefsinniges Thema für unser oberflächliches Gespräch, aber ich versichere dir, daß ich mich noch jetzt bei der Erinnerung manchmal halbtot schäme. Ich bot ihm damals dreitausend Rubel an, und ich erinnere mich, daß er immerzu schwieg und ich allein redete. Denke dir, ich hatte die Vorstellung, daß er sich vor mir fürchte, das heißt vor meinem Recht als Gutsherr gegenüber dem Leibeigenen, und ich erinnere mich, daß ich mich aus aller Kraft bemühte, ihn zu ermutigen; ich redete ihm zu, er möchte ohne jede Besorgnis alle seine Wünsche aussprechen und auch freimütig Kritik üben. Als Bürg-

schaft gab ich ihm mein Wort, wenn er auf meine Bedingungen nicht eingehen wolle – das heißt dreitausend Rubel, Freilassung (für ihn und seine Frau selbstverständlich) und Wegziehen in die weite Welt (ohne die Frau selbstverständlich)–, dann möge er es offen sagen, und ich würde ihn sofort freilassen, ihm seine Frau zurückschicken, ihnen beiden eine Entschädigung zahlen – wohl eben jene dreitausend Rubel –, und dann sollten nicht sie von mir irgendwohin wegziehen, sondern ich selbst würde von ihnen auf drei Jahre wegreisen und ganz allein nach Italien gehen. Mon ami, Mademoiselle Saposhkowa hätte ich nicht nach Italien mitgenommen, da kannst du sicher sein: meine Gefühle waren in jenen Augenblicken überaus rein. Und was geschah? Dieser Makar begriff sehr wohl, daß ich meine Versprechungen erfüllen würde, aber er schwieg weiter, und erst als ich schon zum drittenmal ansetzte, wich er zurück, wehrte mit der Hand ab und verließ das Zimmer, und zwar – ich versichere dir – in einer formlosen Manier, die mich damals geradezu in Erstaunen versetzte. Ich sah mich damals flüchtig im Spiegel und kann meinen Gesichtsausdruck nicht vergessen. Überhaupt, wenn solche Leute schweigen, so ist das das allerschlimmste; dieser Mann aber hatte einen finsternen Charakter, und ich muß gestehen, als ich ihn in mein Zimmer rufen ließ, hegte ich nicht nur Mißtrauen gegen ihn, sondern fürchtete mich sogar vor ihm gewaltig: in dieser Volksschicht gibt es Charaktere, und sogar sehr viele, die sozusagen eine Personifikation der Unmanierlichkeit darstellen, und davor fürchtet man sich mehr als vor dem Durchgeprügelt werden. Sic. Und wie riskant war die Geschichte für mich, wie riskant! Wenn er es nun über den ganzen Hof ausgeschrien, ausgebrüllt hätte, dieser ländliche Uria – na, was wäre dann aus mir geworden, so einem kleinen David, und was hätte ich dann tun können? Aus diesem Grund brachte ich zuallererst die dreitausend Rubel in Aktion; das tat ich ganz instinktiv, aber ich hatte mich zum Glück geirrt: dieser Makar Iwanowitsch war eine ganz andere Art von Mensch ...«

»Sagen Sie, war denn die Sünde damals schon geschehen? Sie sagten soeben, Sie hätten den Mann noch vor Begehung der Sünde rufen lassen?«

»Das heißt, siehst du, das ist so zu verstehen ...«

»Also sie war begangen. Sie sagten soeben, Sie hätten sich in ihm geirrt; er sei eine ganz andere Art von Mensch gewesen; was denn für eine?«

»Ja, was er eigentlich für ein Mensch war, das weiß ich bis heute noch nicht. Aber eine andere Art von Mensch war er und, weißt du, sogar ein sehr anständiger Mensch; ich schließe das daraus, daß ich mich zuletzt dreimal so sehr vor ihm schämte als anfangs. Gleich am nächsten Tag erklärte er sich ohne Viele Worte bereit, wegzuziehen; selbstverständlich vergaß er dabei keine der ihm angebotenen Entschädigungen.«

»Er hat das Geld angenommen?«

»Und wie! Weißt du, mein Freund, er hat mich in diesem Punkt sogar in Erstaunen versetzt. Dreitausend Rubel hatte ich damals selbstverständlich nicht in der Tasche, aber ich brachte siebenhundert zusammen und händigte sie ihm als erste Rate ein, und was tat er? Er verlangte von mir über die übrigen zweitausenddreihundert Rubel einen Schuldschein, zur Sicherheit mit der Bürgschaft eines Kaufmanns. Dann nach zwei Jahren trieb er auf Grund dieses Schuldscheins das Geld von mir auf gerichtlichem Wege ein, mit samt den Zinsen, so daß er mich wieder in Erstaunen versetzte, um so mehr, als er beim Umherziehen milde Gaben zum Bau einer Kirche sammelte, wie er denn seitdem nun schon zwanzig Jahre umherwandert. Ich begreife nicht, wozu ein Pilger soviel eigenes Geld nötig hat ... Geld ist doch eine so weltliche Sache ... Ich hatte

es ihm in jenem Augenblick allerdings aufrichtig und sozusagen in der ersten Hitze angeboten, aber dann, im Verlauf so langer Zeit, hatte ich mir die Sache natürlich überlegt ... und rechnete darauf, daß er wenigstens Nachsicht mit mir haben würde ... oder sozusagen mit *uns*, mit mir und ihr, daß er sich wenigstens gedulden würde. Aber er geduldete sich nicht einmal ...«

(Ich füge hier eine notwendige Zwischenbemerkung ein: wäre der Fall eingetreten, daß meine Mutter Herrn Wersilow überlebt hätte, so wäre sie buchstäblich ohne einen Groschen für ihre alten Tage zurückgeblieben, wenn sie nicht diese dreitausend Rubel von Makar Iwanowitsch gehabt hätte, die sich durch die Zinsen längst verdoppelt hatten und die er ihr völlig unangerührt bis auf den letzten Rubel im vorigen Jahr testamentarisch hinterlassen hat. Er hatte Wersilow schon damals richtig beurteilt.)

»Sie sagten einmal, Makar Iwanowitsch sei mehrmals zu Ihnen zu Besuch gekommen und immer in Mamas Wohnung eingekehrt?«

»Ja, mein Freund, und ich muß gestehen, daß ich anfangs vor diesen Besuchen große Angst hatte. In dieser ganzen Zeit von zwanzig Jahren ist er im ganzen sechs- oder siebenmal gekommen, und die ersten Male habe ich, wenn ich zu Hause war, mich versteckt gehalten. Ich begriff anfangs nicht einmal, was das zu bedeuten hatte und warum er sich zeigte. Aber nachdem ich dann ordentlich nachgedacht hatte, schien es mir, daß das von seiner Seite gar nicht so dumm war. Und bei einer späteren Gelegenheit überkam mich eine gewisse Neugier, und ich ging ihn mir ansehen, und ich versichere dir, ich gewann von ihm einen höchst eigenartigen Eindruck. Das war, als er schon zum dritten- oder viertenmal kam, gerade zu der Zeit, wo ich Friedensrichter geworden war und mich natürlich mit dem größten Eifer daran machte, Rußland zu studieren. Ich hörte von ihm sogar außerordentlich viel Neues. Außerdem fand ich bei

ihm gerade etwas, was ich in keiner Weise zu finden erwartet hatte: Herzensgüte, Gleichmut und, was das Erstaunlichste war, beinahe eine gewisse Heiterkeit. Er erlaubte sich nicht die geringste Anspielung *darauf* (tu comprends) und besaß im höchsten Grade die Fähigkeit, über geschäftliche Dinge zu sprechen und gut zu sprechen, das heißt ohne den bei solchen Leuten häufigen bäuerischen Tief-sinn, den ich, wie ich dir bekennen muß, trotz all meiner demokratischen Gesinnung nicht leiden kann, und ohne all diese forcierten Russizismen, mit denen bei uns in Romanen und auf der Bühne die »echten Russen« zu sprechen pflegen. Dabei redete er sehr wenig von Religion, wenn man nicht selbst das Gespräch darauf brachte, und er erzählte sogar, wenn man selbst ein Interesse dafür bekundete, Geschichten über die Klöster und das Klosterleben, die in ihrer Art allerliebste waren. Die Hauptsache aber war seine achtungsvolle Gesinnung, diese bescheidene, achtungsvolle Gesinnung, die zur Gleichheit im höheren Sinne unumgänglich notwendig ist, ja ohne die man meiner Ansicht nach auch keinen Vorrang vor andern erlangen kann. Gerade durch das Fehlen auch nur des geringsten Eigendünkels wird die Vornehmheit im höheren Sinne erreicht, und man sieht einen Menschen vor sich, der sich, ohne zu zweifeln, seines eigenen Wertes bewußt ist, welche Stellung auch immer das Schicksal ihm angewiesen hat. Diese Fähigkeit, gerade in seiner eigenen Lage sich seines Wertes bewußt zu sein, ist auf der Welt außerordentlich selten, wenigstens ebenso selten wie die wahre eigene Würde ... Das wirst du selber erkennen, wenn du länger lebst. Aber am meisten überraschte mich, allerdings erst später, nicht gleich zu Anfang«, fügte Wersilow hinzu, »der Umstand, daß dieser Makar außerordentlich wohlgestaltet und, ich versichere dir, außerordentlich hübsch war. Freilich war er schon alt, aber

»Gebräunt, von hohem Wuchs, gerade«,

schlicht und würdevoll; ich wunderte mich sogar über meine arme Sofja, daß sie mich *damals* ihm hatte vorziehen können; er war fünfzig Jahre alt, aber immer noch frisch und kräftig, und ich war gegen ihn nur ein windiges Bürschchen. Übrigens war er, wie ich mich erinnere, auch damals schon auffällig grau, muß sie also auch mit demselben grauen Haar geheiratet haben ... Vielleicht hat das dabei mitgewirkt.«

Dieser Wersilow hatte eine sehr häßliche, dem höheren Ton entlehnte Manier an sich: er äußerte manchmal (wenn es nicht anders ging) ein paar recht verständige, hübsche Gedanken, schloß dann aber plötzlich absichtlich mit einer Dummheit von der Art dieser Vermutung über die Wirkung, welche Makar Iwanowitschs graues Haar auf meine Mutter ausgeübt habe. Er tat das absichtlich und wahrscheinlich, ohne zu wissen warum, aus einer recht dummen gesellschaftlichen Gewohnheit. Wenn man ihm zuhörte, konnte man glauben, er spräche in vollem Ernst, und dabei spottete er innerlich nur oder machte sich lustig.

III

Ich begreife nicht, warum mich damals auf einmal ein so schrecklicher Ingrimme überkam. Überhaupt erinnere ich mich mit großem Mißbehagen an die Heftigkeit, zu der ich mich bei diesem Zusammensein mehrmals hinreißen ließ; ich stand plötzlich vom Stuhl auf.

»Wissen Sie was«, sagte ich, »Sie sagten, Sie seien hauptsächlich hergekommen, damit meine Mutter denken möchte, wir hätten uns miteinander ausgesöhnt. Es ist nun genug Zeit vergangen, so daß sie

das denken kann; ist es Ihnen also nicht gefällig, mich nun allein zu lassen?»

Er wurde ein wenig rot und erhob sich von seinem Platz.

»Mein Lieber, du bist gegen mich sehr unhöflich. Also auf Wiedersehen; mit Gewalt kann ich dich nicht liebenswürdig machen. Ich möchte mir nur eine Frage erlauben: willst du wirklich die Beziehungen zum Fürsten abbrechen?»

»Aha! Das wußte ich doch, daß Sie Ihre besondere Absicht hatten ...«

»Das heißt, du vermutest, ich sei hergekommen, um dich zu überreden, beim Fürsten zu bleiben, weil ich selbst davon Vorteil hätte. Aber, mein Freund, dann denkst du wohl am Ende auch, ich hätte dich aus Moskau herkommen lassen, weil ich dabei irgendwelchen Vorteil für mich selbst im Auge gehabt hätte? Oh, wie mißtrauisch bist du! Ich wünsche dir ganz im Gegenteil alles Gute. Und gerade jetzt, wo sich meine Vermögensverhältnisse so gebessert haben, würde ich wünschen, daß du wenigstens manchmal mir und deiner Mutter erlauben möchtest, dir behilflich zu sein.«

»Ich kann Sie nicht leiden, Wersilow.«

»Auch noch »Wersilow«! Übrigens, ich bedaure es sehr, daß ich dir nicht habe diesen Namen verleihen können, denn im Grunde besteht darin meine ganze Schuld, wenn eine solche überhaupt vorhanden ist, nicht wahr? Aber noch einmal: ich konnte doch eine verheiratete Frau nicht heiraten, das mußt du doch selbst sagen.«

»Das war wahrscheinlich der Grund, weshalb Sie eine Unverheiratete heiraten wollten.«

Ein leichtes Zucken lief über sein Gesicht hin.

»Du redest von Ems. Hör mal, Arkadij, du hast dir schon unten in Gegenwart deiner Mutter diesen selben Angriff erlaubt und dabei mit dem Finger auf mich gewiesen. So wisse denn, daß du gerade hierin arg vorbeigeschossen hast. Von der Geschichte mit der verstorbenen Lidija Achmakowa weißt du geradezu nichts. Du weißt auch nicht, inwiefern deine Mutter selbst bei dieser Geschichte beteiligt gewesen ist, jawohl, obwohl sie damals nicht bei mir war; und wenn ich jemals eine herzensgute Frau gesehen habe, so war es damals deine Mutter. Aber genug davon, das alles ist vorläufig noch Geheimnis; du aber sprichst ohne eigene Kenntnis nur nach, was du von anderen gehört hast.«

»Der Fürst hat mir gerade heute gesagt, Sie seien ein Liebhaber halbflügler Mädchen.«

»Das hat der Fürst gesagt?«

»Ja, und hören Sie, wenn Sie wollen, werde ich Ihnen ganz genau sagen, weshalb Sie jetzt zu mir gekommen sind. Ich habe diese ganze Zeit dagesessen und mich gefragt, welches wohl der geheime Zweck dieses Besuches sein möge, und jetzt glaube ich es endlich erraten zu haben.«

Er war schon im Begriff hinauszugehen, blieb aber nun stehen und wandte mir erwartungsvoll das Gesicht zu.

»Vorhin habe ich beiläufig erwähnt, daß Touchards Brief an Tatjana Pawlowna, der unter Andronikows Papiere gekommen war, sich nach dessen Tod in Moskau in Marja Iwanownas Händen befunden habe. Ich sah, wie dabei plötzlich in Ihrem Gesicht etwas zuckte, und habe erst jetzt, als soeben noch einmal ein ganz ebensolches

Zucken über Ihr Gesicht ging, den Grund erraten: es schoß Ihnen damals unten der Gedanke durch den Kopf, wenn sich ein Brief aus Andronikows Nachlaß in Marja Iwanownas Händen befindet, warum könne das nicht auch mit einem andern der Fall sein? Und Andronikow konnte doch viele wichtige Briefe hinterlassen haben, nicht wahr?«

»Und wenn ich jetzt zu dir kam, so wollte ich dich dazu bringen, daß du dich über irgend etwas verplappertest?«

»Das werden Sie selbst am besten wissen.«

Er wurde sehr blaß.

»Auf diese Vermutung bist du nicht allein verfallen; da spürt man die Einwirkung einer Frau. Und wieviel Haß in deinen Worten, in deiner unhöflichen Vermutung liegt!«

»Die Einwirkung einer Frau? Und diese Frau habe ich gerade heute gesehen! Sie wünschen vielleicht eben deswegen, daß ich beim Fürsten bleibe, damit Sie ihr nachspionieren können?«

»Ich sehe jedenfalls, daß du auf deinem neuen Wege reichlich weit gehst. Ist das am Ende »deine Idee«? Fahre so fort, mein Freund; du besitzt zweifellos Anlagen zum Detektiv. Wem ein Talent verliehen ist, der muß es zur höchsten Vollendung ausbilden.«

Er hielt inne, um Atem zu schöpfen.

»Nehmen Sie sich in acht, Wersilow, machen Sie mich nicht zu Ihrem Feind!«

»Mein Freund, seine letzten Gedanken spricht in solchen Fällen niemand aus, die behält jeder für sich. Und nun bitte ich dich, mir zu leuchten. Du bist zwar mein Feind, aber doch wohl nicht in dem Grade, daß du wünschen solltest, ich möchte mir das Genick brechen. Tiens, mon ami«, fuhr er fort, während er die Treppe hinunterstieg, »stelle dir vor, ich habe dich diesen ganzen Monat lang für einen guten Kerl gehalten. Du hast eine solche Begierde, einen solchen Durst zu leben, daß, wenn dir ein Leben von dreifacher Länge bewilligt würde, du auch daran noch nicht genug hättest: das steht dir auf dem Gesicht geschrieben; na, und solche Menschen sind meistens gute Kerle. Und nun sieh mal an, wie ich mich geirrt habe!«

IV

Ich kann gar nicht beschreiben, wie sich mein Herz zusammenkrampfte, als ich wieder allein war: gerade als hätte ich mir bei lebendigem Leibe ein Stück von meinem eigenen Fleisch herausgeschnitten! Warum ich auf einmal so wütend geworden war und warum ich ihn so beleidigt hatte, so gewaltsam und so absichtlich, das könnte ich jetzt nicht sagen und damals natürlich ebenfalls nicht. Und wie blaß er geworden war! Und wie hing es zusammen? Dieses Erblassen war vielleicht der Ausdruck des aufrichtigsten, reinsten Gefühls, des tiefsten Kummers und nicht des Zornes und der Kränkung. Es hat mir immer geschienen, daß es Augenblicke gab, in denen er mich sehr liebte. Warum, warum soll ich jetzt nicht daran glauben, zumal schon so vieles seine vollständige Aufklärung gefunden hat?

Aber ich war auf einmal wütend geworden und hatte ihn tatsächlich hinausgewiesen, vielleicht infolge des mir plötzlich aufgestiegenen

Verdachts, er sei zu mir gekommen, weil er gehofft habe, zu erfahren, ob sich nicht noch andere von Andronikow hinterlassene Briefe in Marja Iwanownas Händen befänden. Daß er diese Briefe suchen mußte und sie suchte, das wußte ich. Aber wer weiß, vielleicht irrte ich mich damals gerade in jenem Augenblick gewaltig! Und wer weiß, vielleicht habe ich selbst durch eben diesen Irrtum ihn in der Folge erst auf den Gedanken gebracht, daß Marja Iwanowna möglicherweise Briefe in ihrem Gewahrsam habe.

Und schließlich noch ein sonderbarer Umstand: wieder hatte er Wort für Wort meinen Gedanken (hinsichtlich des Lebens von dreifacher Länge) wiederholt, den ich kurz vorher Krafft gegenüber ausgesprochen hatte, und, was die Hauptsache war, mit meinen eigenen Worten. Die Übereinstimmung der Worte war ja zwar wieder nur ein Zufall, aber dennoch: wie gut kannte er das innerste Wesen meiner Natur, was besaß er für einen scharfen Blick, was für ein Ahnungsvermögen! Aber wenn er das eine so gut verstand, warum verstand er dann das andere so gar nicht? Und hatte er wirklich nicht geschauspielert, sondern war er tatsächlich unfähig, zu begreifen, daß ich nicht nach dem Wersilowschen Adel trachtete, daß das, was ich ihm nicht verzeihen konnte, nicht meine Geburt war, sondern daß es mich mein ganzes Leben lang nach Wersilow selbst verlangt hatte, nach dem ganzen Menschen, dem Vater, und daß dieser Gedanke schon in mein Blut übergegangen war? Konnte ein so feinfühligler Mensch wirklich so stumpf und verständnislos sein? Wenn das aber nicht zutraf, warum brachte er mich dann in Wut, warum verstellte er sich?

Achtes Kapitel

I

Am nächsten Morgen gab ich mir Mühe, möglichst früh aufzustehen. Gewöhnlich standen wir gegen acht Uhr auf, das heißt ich, meine Mutter und meine Schwester; Wersilow gönnte es sich, bis halb zehn im Bett zu bleiben. Punkt halb neun brachte mir meine Mutter immer den Kaffee. Aber diesmal schlüpfte ich, ohne auf den Kaffee zu warten, Punkt acht Uhr aus dem Hause. Ich hatte mir schon am vorhergehenden Abend einen allgemeinen Operationsplan für diesen ganzen Tag zurechtgelegt. Trotz meiner leidenschaftlichen Entschlossenheit, unverzüglich an die Ausführung dieses Plans zu gehen, fühlte ich doch schon, daß er gerade in den wichtigsten Punkten sehr viel Unsicheres und Unbestimmtes enthielt; dies war der Grund, weswegen ich mich fast die ganze Nacht in einem Zustand zwischen Schlafen und Wachen befunden, geradezu phantasiert, schrecklich viel geträumt und fast nie richtig geschlafen hatte. Trotzdem war ich beim Aufstehen munterer und frischer als je zuvor. Besonders war ich darauf bedacht, ein Zusammentreffen mit meiner Mutter zu vermeiden. Ich hätte mit ihr doch über nichts anderes reden können als über ein gewisses Thema und fürchtete, irgendeine neue, unerwartete Empfindung könne mich von den ins Auge gefaßten Zielen ablenken.

Der Morgen war kalt, und auf allem lag ein feuchter, milchiger Nebel. Ich weiß nicht warum, aber der frühe, geschäftige Petersburger Morgen gefällt mir immer trotz seines überaus häßlichen Aussehens, und dieser ganze an sein Tagewerk eilende, egoistische, stets nachdenkliche Menschenschwarm hat für mich um acht Uhr morgens etwas besonders Anziehendes. Besonders liebe ich es, unterwegs in der Eile entweder selbst jemanden nach etwas Sachlichem

zu fragen oder von ihm gefragt zu werden: sowohl die Frage als auch die Antwort sind immer kurz, deutlich, unmißverständlich; sie werden gewechselt, ohne daß man stehenbleibt, und fast immer in freundlichem Ton, und die Bereitwilligkeit zum Antworten ist größer als zu irgendeiner andern Tageszeit. Der Petersburger wird zu Mittag und gegen Abend weniger mittheilsam und neigt dann sogar dazu, einen auszuschimpfen oder auszulachen; ganz anders ist er frühmorgens, noch vor der Arbeit, in der nüchternsten, ernsthaftesten Tageszeit. Das habe ich beobachtet.

Ich begab mich wieder auf die Petersburger Seite. Da ich zwischen elf und zwölf unter allen Umständen wieder an der Fontanka bei Wassin sein mußte (der am häufigsten um zwölf Uhr zu Hause anzutreffen war), so beeilte ich mich und hielt mich nirgends auf, obgleich ich die größte Lust hatte, irgendwo Kaffee zu trinken. Zudem mußte ich auch Jefim Swerjew unbedingt noch zu Hause treffen; ich ging wieder zu ihm und wäre in der Tat beinahe zu spät gekommen; er hatte seinen Kaffee schon ausgetrunken und schickte sich an fortzugehen.

»Was führt dich denn so oft zu mir?« sagte er zur Begrüßung, ohne aufzustehen.

»Das werde ich dir sogleich erklären.«

Jeder frühe Morgen, und so auch der Petersburger, übt auf die menschliche Natur eine ernüchternde Wirkung aus. Mancher flammende, phantastische Nachtgedanke verflüchtigt sich beim Morgenlicht und in der Morgenkälte vollständig, und es ist mir selbst manchmal begegnet, daß ich morgens mit Selbstvorwürfen und Scham mich meiner soeben erst vergangenen nächtlichen Phantastereien – mitunter waren es sogar Taten gewesen – erinnerte. Aber im Vorbeigehen möchte ich doch bemerken, daß ich den

Petersburger Morgen, mag er auch der prosaischste auf dem ganzen Erdball scheinen, doch beinahe für den phantastischsten auf der Welt halte. Das ist meine persönliche Anschauung oder, richtiger gesagt, meine persönliche Empfindung, aber ich stehe dafür ein. An einem solchen modrigen, feuchten, nebligen Petersburger Morgen muß, wie ich meinen möchte, der wilde Gedanke so eines Puschkinschen Hermann aus der »Pique-Dame« noch stärker und kräftiger werden (beiläufig: eine kolossale Persönlichkeit, dieser Hermann, ein ungewöhnlicher, echt Petersburger Typ, ein Typ aus der Petersburger Periode!). Hundertmal ist mir inmitten dieses Nebels der seltsame, zudringliche Gedanke gekommen: »Wie, wenn dieser Nebel sich zerteilt und in die Höhe steigt? Wird dann vielleicht mit ihm zugleich auch diese ganze modrige, glitschige Stadt davongehen, sich in die Höhe heben und wie ein Rauch verschwinden und der frühere finnische Sumpf zurückbleiben, und mitten darin vielleicht zum Schmuck der eherne Reiter auf dem schwer keuchenden, abgehetzten Pferd!« Kurz, ich kann meine Empfindungen nicht ausdrücken, weil das alles Phantasie ist oder Poesie, also Unsinn; aber doch trat und tritt mir oft eine völlig sinnlose Frage entgegen: »Da hasten und rennen sie nun alle dahin, aber woher kann man's wissen, vielleicht ist das alles nur ein Traum, und es gibt hier überhaupt keinen einzigen wirklichen, richtigen Menschen und keine einzige wirkliche Handlung? Und der Betreffende, der das alles träumt, erwacht plötzlich, und alles verschwindet.« Aber ich bin von meinem Gegenstand abgeirrt.

Ich will im voraus sagen: es kommen im Leben eines jeden Projekte und Pläne vor, die scheinbar so exzentrisch sind, daß man sie auf den ersten Blick unbedenklich für Wahnsinn halten kann. Mit einem solchen phantastischen Einfall kam ich an diesem Morgen zu Swerjew - zu Swerjew, weil ich sonst niemand in Petersburg hatte, an den ich mich in dieser Angelegenheit hätte wenden können. Aber dabei war gerade Jefim eine Persönlichkeit, an die ich mich, wenn ich die Wahl gehabt hätte, mit einem solchen Anliegen zual-

lerletzt gewendet hätte. Als ich mich ihm gegenübergesetzt hatte, schien es mir sogar selbst, daß ich, der personifizierte Fieberwahn, der personifizierten goldenen Mittelmäßigkeit und Prosa gegenüber-saß. Aber auf meiner Seite war die Idee und das richtige Gefühl, auf der seinigen nur die praktische Erwägung, daß man nie so handle. Kurz gesagt, ich erklärte ihm mit wenigen, deutlichen Worten, daß ich außer ihm in Petersburg absolut niemand hätte, den ich in einer ungewöhnlichen Ehrensache als Sekundanten schicken könne; er sei ein alter Schulkamerad von mir und daher nicht einmal berechtigt, sich zu weigern; fordern wolle ich den Gardeleutnant Fürst Sokolskij, weil er vor mehr als einem Jahre in Ems meinem Vater Wersilow eine Ohrfeige gegeben habe. Ich bemerke hierbei, daß Jefim über alle meine Familienverhältnisse, über meine Beziehungen zu Wersilow und beinahe über alles, was ich selbst von Wersilows Vorleben wußte, sehr genaue Kenntnisse besaß; ich hatte es ihm zu verschiedenen Zeiten selbst mitgeteilt, natürlich mit Ausnahme gewisser Geheimnisse. Er saß da und hörte zu, wie es seine Gewohnheit war, – schweigsam und ernsthaft, mit seinem struppigen weißen Haar sah er aus wie ein Sperling, der im Käfig sein Gefieder sträubt. Ein unbewegliches, spöttisches Lächeln wich nicht von seinen Lippen. Dieses Lächeln war um so häßlicher anzusehen, als es ganz unbeabsichtigt, unwillkürlich war; man sah, daß er sich wirklich und wahrhaftig mir in diesem Augenblick an Verstand und Charakter weit überlegen vorkam. Auch hatte ich den Verdacht, daß er mich außerdem wegen der gestrigen Szene bei Dergatschew verachtete; das konnte ja auch nicht anders sein: Jefim gehörte zur großen Masse, zur Straße, und diese beugt sich nur vor dem Erfolg.

»Und Wersilow weiß nichts davon?« fragte er.

»Selbstverständlich nicht.«

»Was hast du dann also für ein Recht, dich in seine Angelegenheiten einzumischen? Das ist das eine. Und zweitens: was willst du denn damit beweisen?«

Ich hatte diese Einwände vorhergesehen und setzte ihm sofort auseinander, daß mein Verfahren durchaus nicht so dumm sei, wie er meine: Erstens werde diesem frechen Fürsten dadurch der Beweis geliefert werden, daß es auch in unserem Stand noch Menschen gebe, die ein Gefühl für Ehre hätten, und zweitens werde Wersilow beschämt werden und eine gute Lektion erhalten. Drittens aber – und das sei die Hauptsache –, selbst wenn Wersilow recht daran getan haben sollte, daß er auf Grund irgendwelcher moralischer Anschauungen den Fürsten nicht gefordert und sich dafür entschieden habe, die Ohrfeige einzustecken, so werde er doch wenigstens einsehen, daß es ein Wesen gebe, das die zugefügte Beleidigung so stark wie eine eigene empfinde, als sei sie ihm selbst widerfahren, und für seine (Wersilows) Interessen sogar das Leben hinzugeben bereit sei ... obwohl es sich von ihm für immer trennen werde.

»Warte mal, schrei nicht so! Meine Tante mag das nicht. Sag mal, mit diesem selben Fürsten Sokolskij prozessiert Wersilow ja wohl wegen einer Erbschaft? Wenn das zutrifft, dann wäre es ja ein neues, originelles Mittel, einen Prozeß zu gewinnen: man tötet den Prozeßgegner im Duell.«

Ich erklärte ihm en toutes lettres, daß er ein Dummkopf und ein Frechling sei; wenn sein spöttisches Lächeln immer ärger werde, so beweise das nur seine Selbstgefälligkeit und seine ordinäre Denkweise; er könne doch nicht annehmen, daß der Gedanke an den Prozeß nicht auch mir gekommen sei, und zwar gleich zu Anfang, sondern nur in seinem geistvollen Kopf aufgeblitzt sei. Darauf setzte ich ihm auseinander, daß der Prozeß bereits gewonnen sei; überdies sei er nicht mit dem einen Fürsten Sokolskij, sondern mit mehreren

Fürsten dieses Namens geführt, so daß, wenn der eine Fürst im Duell falle, die ändern übrigblieben; aber ohne Zweifel werde es notwendig sein, die Forderung bis zum Ablauf der Appellationsfrist zu verschieben, obgleich die Fürsten wohl nicht appellieren würden, aber einzig und allein des Anstandes wegen. Nach Ablauf der Frist werde dann das Duell stattfinden; ich sei jetzt auch mit dem Gedanken zu ihm gekommen, daß das Duell nicht gleich stattfinden solle, aber ich müsse mich doch sichern, da ich keinen Sekundanten hätte, ich sei mit niemand bekannt; so würde ich doch wenigstens noch Zeit haben, einen zu finden, falls er, Jefim, ablehne. Das sei der Grund, weswegen ich gekommen wäre.

»Na, komm doch, wenn's soweit ist, und sag es mir dann; so bist zu zehn Werst vergebens gelaufen.«

Er stand auf und griff nach seiner Mütze.

»Wirst du denn nachher einwilligen?«

»Nein, ich werde nicht einwilligen, selbstverständlich nicht.«

»Warum nicht?«

»Jetzt sage ich schon allein darum nicht ja, weil du sonst während der ganzen Appellationsfrist alle Tage würdest zu mir gelaufen kommen. Und vor allen Dingen: die ganze Geschichte ist dummes Zeug, weiter nichts. Soll ich mir etwa deinetwegen meine Karriere verderben? Der Fürst wird mich fragen: »Wer hat Sie geschickt?« – »Dolgorukij.« – »Was hat denn Dolgorukij mit Wersilow zu tun?« Dann muß ich ihm ja wohl deinen Stammbaum erklären, nicht wahr? Er wird mir ins Gesicht lachen!«

»Dann hau ihm eins in die Fresse!«

»Ach, dummes Zeug!«

»Hast du Angst? Du bist doch so ein großer Kerl; du warst auf dem Gymnasium der Stärkste.«

»Ich habe Angst, natürlich habe ich Angst. Und der Fürst wird sich mit dir schon deshalb nicht schlagen, weil man sich nur mit seinesgleichen schlägt.«

»Ich bin meiner Bildung nach ebenfalls ein Gentleman; ich gehöre zu den privilegierten Ständen; ich bin seinesgleichen ... im Gegenteil, er ist nicht meinesgleichen.«

»Nein, du bist ein Kleiner.«

»Wieso ein Kleiner?«

»Na, eben ein Kleiner; wir beide sind Kleine, und er ist ein Großer.«

»Du Schafskopf! Nach dem Gesetz kann ich schon seit einem Jahr heiraten.«

»Na, dann heirate, aber du bist doch noch ein grüner Junge: du wächst ja noch!«

Ich merkte natürlich, daß er sich über mich lustig machen wollte. Ohne Zweifel hätte ich diese ganze dumme Geschichte hier nicht zu erzählen brauchen, und es wäre sogar besser gewesen, wenn sie der Vergangenheit anheimgefallen wäre; überdies macht sie in ihrer Kleinlichkeit und Überflüssigkeit einen widerwärtigen Eindruck, obgleich sie ziemlich ernste Folgen hatte.

Aber um mich noch mehr zu bestrafen, will ich sie ganz zu Ende erzählen. Als ich durchschaut hatte, daß Jefim sich über mich lustig machte, erlaubte ich mir, ihn mit der rechten Hand gegen die Schulter zu stoßen, oder richtiger gesagt, mit der rechten Faust. Da faßte er mich bei den Schultern, drehte mich mit dem Gesieht nach dem Fußboden zu und – bewies mir durch die Tat, daß er wirklich bei uns auf dem Gymnasium der Stärkste gewesen war.

II

Der Leser denkt gewiß, ich hätte mich, als ich aus Jefims Wohnung herauskam, in der schrecklichsten Gemütsverfassung befunden, aber er irrt sich. Ich begriff sehr wohl, daß das nur ein Vorgang gewesen war, wie er zwischen Gymnasiasten nicht selten ist, daß aber der Ernst der Sache dadurch nicht berührt wurde. Meinen Kaffee trank ich erst auf der Wassilij-Insel; ich vermied absichtlich mein gestriges Restaurant auf der Petersburger Seite; dieses Restaurant und die Nachtigall waren mir doppelt verhaßt geworden. Ich besitze eine sonderbare Eigenheit: ich bin imstande, Orte und Gegenstände ebenso zu hassen, als wären sie Personen. Dafür habe ich in Petersburg auch einige glückliche Orte, das heißt solche, wo ich aus irgendeinem Grunde einmal glücklich gewesen bin, – und was tue ich? Ich spare mir diese Orte auf und vermeide sie absichtlich möglichst lange, um später, wenn ich ganz allein und unglücklich sein werde, hinzugehen, dort zu trauern und mich meinen Erinnerungen zu überlassen. Während des Kaffeetrinkens ließ ich Jefim und seinem gesunden Menschenverstand volle Gerechtigkeit widerfahren. Ja, er war praktischer als ich, aber schwerlich realistischer. Ein Realismus, der nicht über die eigene Nasenspitze hinausreicht, ist gefährlicher als die unverständigste Phantasterei, weil er blind ist. Aber obgleich ich Jefim alle Gerechtigkeit widerfahren ließ (er dach-

te wahrscheinlich in diesem Augenblick, ich ginge auf der Straße und schimpfte auf ihn), so gab ich darum doch nicht das geringste von meinen Überzeugungen preis, wie ich es auch heute nicht tue. Ich habe Menschen kennengelernt, die bei dem ersten Eimer kalten Wassers, den sie über den Kopf bekamen, nicht nur von ihren Unternehmungen, sondern auch von ihren Ideen zurücktraten und selbst über das zu lachen anfangen, was sie eine Stunde vorher für heilig gehalten hatten; oh, wie leicht geht ein solcher Meinungswechsel bei ihnen vor! Mochte auch Jefim sogar im Kern der Sache mehr recht gehabt haben als ich und mochte ich auch dümmer als dumm gewesen sein und nur geschauspielert haben, so befand sich doch in der tiefsten Tiefe der Sache ein Punkt, in welchem auch ich recht hatte; in gewisser Hinsicht war die Gerechtigkeit auch auf meiner Seite, und vor allen Dingen war auf meiner Seite etwas, was diese Menschen niemals begreifen konnten.

Bei Wassin, an der Fontanka, bei der Semjonowskij-Brücke, war ich beinahe Punkt zwölf Uhr, traf ihn aber nicht zu Hause an. Seine Beschäftigung hatte er auf der Wassilij-Insel; nach Hause aber pflegte er zu genau festgesetzten Stunden zu kommen, unter anderm fast immer um zwölf. Da überdies noch irgendein Feiertag war, so hatte ich geglaubt, ich würde ihn bestimmt zu Hause finden; da dies aber nicht der Fall war, beschloß ich, auf ihn zu warten, obwohl ich zum erstenmal bei ihm war.

Meine Erwägungen waren folgende. Die Sache mit dem Brief über die Erbschaft war eine Gewissenssache, und wenn ich Wassin zum Richter erwählte, so bewies ich ihm eben dadurch die ganze Größe meiner Hochachtung, was ihm natürlich schmeicheln mußte. Selbstverständlich machte mir dieser Brief wirklich schwere Sorgen, und ich war in der Tat der Ansicht, daß die Entscheidung seitens eines unbeteiligten Dritten erforderlich sei; aber doch vermute ich, daß ich auch damals ohne jede fremde Hilfe mich hätte aus der

Klemme ziehen können. Und die Hauptsache war: ich wußte das selbst; ich brauchte ja den Brief nur Wersilow einzuhändigen, dann konnte er tun, was er wollte, das war die Lösung der Frage. Selbst in einer solchen Sache als höchster Richter aufzutreten und die Entscheidung zu treffen, wäre sogar ganz falsch gewesen. Wenn ich durch die schweigende Einhändigung des Briefes für meine Person aus der Sache ausschied, so hatte ich schon allein dadurch sofort gewonnenes Spiel, daß ich mich auf einen Standpunkt stellte, der den Wersilowschen bedeutend überragte, denn indem ich, soweit es mich anging, auf alle Vorteile aus der Erbschaft verzichtete (da mir als dem Sohn Wersilows sicherlich etwas von diesem Geld zugefallen wäre, wenn nicht sogleich, so doch später), sicherte ich mir für das ganze Leben das Recht, Wersilows künftige Handlungen von einem höheren moralischen Gesichtspunkt aus zu beurteilen. Mir aber einen Vorwurf zu machen, als hätte ich die Fürsten zugrunde gerichtet, dazu würde auch wieder niemand berechtigt sein, da das Schriftstück keine entscheidende juristische Bedeutung hatte. Das alles überlegte ich mir und machte ich mir vollkommen klar, während ich in Wassins Abwesenheit in seinem Zimmer saß, und es kam mir sogar auf einmal der Gedanke in den Kopf, ich, der ich anscheinend so begierig war, mir von ihm Ratschläge für mein Verhalten geben zu lassen, wäre einzig und allein in der Absicht zu ihm gekommen, damit er sähe, was für ein edler, selbstloser Mensch ich selbst sei, und damit ich auf diese Weise die gestrige Selbsterniedrigung ihm gegenüber wieder quitt machte.

Als mir das alles zum Bewußtsein kam, empfand ich einen starken Ärger; trotzdem aber ging ich nicht fort, sondern blieb da, obgleich ich mit Sicherheit wußte, daß mein Ärger von Minute zu Minute wachsen würde.

Zunächst begann mir Wassins Zimmer sehr zu mißfallen. »Zeige mir dein Zimmer, und ich kenne deinen Charakter«, könnte man wirk-

lich sagen. Wassin wohnte in einem möblierten Zimmer als Untermieter bei Leuten, die offenbar arm waren, aus dem Vermieten ein Geschäft machten und außer ihm noch andere Untermieter hatten. Ich kenne diese engen, nur notdürftig möblierten Zimmerchen, die doch komfortabel scheinen möchten; da steht regelmäßig ein gepolstertes Sofa vom Trödelmarkt, das von der Stelle zu rücken gefährlich ist, ferner ein Waschtisch und hinter einem Wandschirm ein eisernes Bett. Wassin war offenbar der beste, zuverlässigste Untermieter: einen solchen »besten« Untermieter hat unfehlbar jede Wirtin, und dafür wird er auch besonders gut behandelt: es wird bei ihm mit besonderer Sorgfalt ausgefegt und aufgeräumt, eine Lithographie über das Sofa gehängt, ein schwindsüchtiger kleiner Teppich unter den Tisch gelegt. Menschen, die diese muffige Sauberkeit und vor allem diesen respektvollen Dienstifer der Wirtinnen lieben, sind von vornherein verdächtig. Ich war überzeugt, daß Wassin selbst sich durch den Ruf, der beste Untermieter zu sein, geschmeichelt fühlte. Ich weiß nicht warum, aber der Anblick dieser beiden mit Büchern bepackten Tische versetzte mich allmählich in Wut. Die Bücher, die Papiere, das Tintenfaß, alles befand sich in der widerwärtigsten Ordnung, deren Ideal mit der Weltanschauung einer deutschen Wirtin und ihres Dienstmädchens zusammenfällt. Bücher waren in Menge vorhanden, und nicht etwa Zeitungen und Journale, sondern richtige Bücher, – und er las sie augenscheinlich und machte wahrscheinlich, wenn er sich zum Lesen hinsetzte oder sich anschickte zu schreiben, eine höchst wichtige, eifrige Miene. Ich weiß nicht, aber ich habe es lieber, wenn die Bücher unordentlich umhergeworfen sind; da sieht man wenigstens, daß ihr Besitzer aus der Beschäftigung mit ihnen nicht eine gottesdienstliche Handlung macht. Wahrscheinlich war dieser Wassin gegen einen Besucher außerordentlich höflich, aber gewiß sagte jede seiner Bewegungen zu dem Besucher: »Ich will also jetzt so ein, anderthalb Stunden mit dir zusammensitzen und reden, aber dann, wenn du gegangen sein wirst, werde ich mich wieder an meine Arbeit machen.« Sicherlich konnte man mit ihm ein höchst interessantes Gespräch führen

und von ihm viel Neues hören, aber – »ich unterhalte mich jetzt mit dir und will schon dein lebhaftes Interesse erwecken, aber wenn du gegangen bist, dann werde ich Dinge vornehmen, die für mich interessanter sind ...« Und trotzdem ging ich nicht fort, sondern blieb sitzen. Daß ich seines Rates eigentlich gar nicht bedurfte, davon war ich bereits endgültig überzeugt.

Ich saß schon ungefähr eine Stunde und länger, und zwar am Fenster auf einem der beiden dort stehenden Rohrstühle. Wütend machte mich auch der Umstand, daß die Zeit verging und ich mir noch vor dem Abend eine Wohnung suchen mußte. Ich wollte schon vor Langeweile ein Buch in die Hand nehmen, tat es aber doch nicht: bei dem bloßen Gedanken an eine Zerstreuung verdoppelte sich bei mir das Gefühl des Widerwillens. Über eine Stunde hatte schon die tiefe Stille gedauert, da vernahm ich plötzlich irgendwo ganz in der Nähe hinter der Tür, die durch das Sofa verstellt war, unwillkürlich ein allmählich immer lauter werdendes Geflüster. Es sprachen zwei Stimmen, offenbar Frauenstimmen, das war zu hören, aber die Worte zu verstehen war ganz unmöglich, trotzdem jedoch begann ich aus Langeweile hinzuhorchen. Es war klar, daß sie lebhaft und leidenschaftlich redeten und daß es sich nicht um Schnittmuster handelte. Sie suchten sich über etwas zu einigen oder stritten miteinander, oder die eine Stimme redete zu und bat, die andere aber wollte nicht darauf hören und widersprach. Jedenfalls waren es andere Untermieter. Bald wurde mir die Geschichte langweilig, und mein Ohr gewöhnte sich daran, so daß ich zwar noch weiter hinhörte, aber nur mechanisch, und manchmal ganz vergaß, daß ich etwas hörte; da begab sich plötzlich etwas Ungewöhnliches: es klang, als sei jemand mit beiden Beinen von einem Stuhl herabgesprungen oder als sei er auf einmal von seinem Platz aufgesprungen und stampfe mit den Füßen. Dann ertönte ein Stöhnen und auf einmal ein Schreien, oder vielmehr nicht ein Schreien, sondern ein tierisches, wütendes Kreischnen, als wäre es der betreffenden Person schon ganz gleichgültig, ob Fremde es hör-

ten oder nicht. Ich stürzte zur Tür und öffnete sie; gleichzeitig mit meiner Tür wurde auch eine andere Tür am Ende des Flurs geöffnet, die Tür der Wirtin, wie ich später erfuhr, und zwei neugierige Köpfe blickten heraus. Das Schreien verstummte jedoch sogleich wieder, und plötzlich öffnete sich die Tür der Nachbarinnen neben der meinigen, und eine, wie es mir schien, noch junge Frauensperson stürzte schnell heraus und lief die Treppe hinunter. Eine andere, ältere Frau wollte sie zurückhalten, aber es gelang ihr nicht, und sie stöhnte nur hinter ihr her:

»Olga, Olga, wo willst du hin? Ach mein Gott!«

Aber als sie unsere beiden Türen offen sah, machte sie die ihrige eilig wieder zu, ließ jedoch eine Ritze offenstehen und horchte durch diese hindurch nach der Treppe hin, bis die Schritte der hinunterlaufenden Olga ganz verstummt waren. Ich kehrte zu meinem Fenster zurück. Alles war wieder still geworden. Ein bedeutungsloser, vielleicht auch lächerlicher Vorfall; ich hörte bald auf, an ihn zu denken.

Ungefähr eine Viertelstunde darauf erscholl auf dem Flur dicht vor Wassins Tür recht laut und ungezwungen eine Männerstimme. Jemand faßte die Türklinke und öffnete die Tür so weit, daß ich auf dem Flur einen hochgewachsenen Mann erkennen konnte, der offenbar auch mich erblickt hatte und mich sogar musterte, aber noch nicht ins Zimmer hereinkam, sondern sich, die Klinke in der Hand haltend, über den ganzen Flur hin mit der Wirtin unterhielt. Die Wirtin rief ihm lustig mit ihrer Diskantstimme ihre Antworten zurück, und es war schon an ihrem Ton zu hören, daß sie den Besucher bereits lange kannte, schätzte und verehrte, sowohl als soliden Gast wie als lustigen Herrn. Der lustige Herr rief ihr seine Scherze zu, aber es handelte sich nur darum, daß Wassin nicht zu Hause sei, daß er ihn nie antreffen könne, daß ihm das schon bei der Geburt

so beschieden sei und daß er wieder wie das letztmal warten wolle; alles das schien die Wirtin für höchst witzig zu halten. Endlich kam der Gast herein und riß dabei die Tür sperrangelweit auf.

Es war ein Herr, der offenbar bei einem recht guten Schneider arbeiten ließ und daher gut, was man »herrschaftlich« nennt, gekleidet war, aber dabei hatte er doch absolut nichts Herrschaftliches in seiner Erscheinung, obwohl das entschieden sein Wunsch war. Wodurch er sich auszeichnete, das war nicht so sehr Ungezwungenheit als vielmehr eine natürliche Unverschämtheit, die aber doch weniger Beleidigendes hat als diejenige Unverschämtheit, die sich jemand vor dem Spiegel einübt. Sein dunkelblondes, leicht angegrautes Haar, die schwarzen Brauen, der große Bart und die großen Augen verliehen ihm nichts Charakteristisches, sondern gaben seiner Physiognomie vielmehr einen allgemein üblichen Ausdruck, wie man ihn bei sehr vielen Menschen findet. Ein solcher Mensch ist lachlustig und lacht, aber merkwürdigerweise wird man in seiner Gesellschaft nie vergnügt. Von der komischen Miene geht er schnell zu einer ernsten über, von der ernsten wieder zu einer spaßigen oder lustig zwinkernden, aber alles ohne Zusammenhang und Anlaß ... Übrigens hat es keinen rechten Sinn, ihn im voraus zu schildern. Ich habe diesen Herrn später weit genauer und näher kennengelernt, und daher schildere ich ihn jetzt unwillkürlich auf Grund eingehenderer Kenntnis, als ich sie damals hatte, wo er die Tür öffnete und ins Zimmer trat, Aber auch jetzt würde es mir schwerfallen, etwas Genaueres und Bestimmtes über ihn zu sagen, weil das Hauptcharakteristikum dieser Menschen gerade der Mangel an Regelmäßigkeit, Konsequenz und Bestimmtheit ist.

Er hatte sich noch nicht hingesetzt, als mir auf einmal der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß dies gewiß Wassins Stiefvater sei, ein gewisser Herr Stebelkow, über den ich schon etwas gehört hatte, aber nur so flüchtig, daß ich keineswegs sagen konnte, was es eigent-

lich gewesen war: ich erinnerte mich nur, daß es nichts Gutes gewesen war. Ich wußte, daß Wassin lange als Waise unter seiner Vormundschaft gestanden, sich aber schon längst von seinem Einfluß frei gemacht hatte, daß ihre Ziele und Interessen ganz verschieden waren und daß sie in jeder Hinsicht voneinander getrennt lebten. Ich erinnerte mich auch, daß dieser Stebelkow einiges Kapital besaß und ein Spekulant und Hans in allen Gassen war; kurz, ich hatte über ihn wohl schon allerlei Details gewußt, sie aber wieder vergessen. Er maß mich mit einem Blick, übrigens ohne, mir eine Verbeugung zu machen, stellte seinen Zylinderhut auf den Sofatisch, den er mit dem Fuße energisch wegschob; dann setzte er sich nicht eigentlich, sondern flegelte sich geradezu auf das Sofa hin, auf das ich mich nicht zu setzen gewagt hatte, so daß es nur so krachte, streckte die Beine aus, hob die Spitze seines rechten Lackstiefels in die Höhe und begann sie wohlgefällig zu betrachten. Natürlich wandte er sich dann sogleich zu mir hin und maß mich mit seinen großen, etwas starren Augen.

»Ich treffe ihn nie zu Hause an!« sagte er und nickte mir flüchtig mit dem Kopf zu.

Ich schwieg.

»Er ist unpünktlich! Hat seine eigenen Ansichten über Geschäftsangelegenheiten. Von der Petersburger Seite?«

»Das heißt, Sie sind von der Petersburger Seite gekommen?« fragte ich zurück.

»Nein, das frage ich Sie.«

»Ich ... ich bin von der Petersburger Seite gekommen, aber wie haben Sie das erfahren?«

»Wie ich es erfahren habe? Hm! ...« Er zwinkerte mit den Augen, ließ sich aber nicht dazu herbei, mir eine Erklärung zu geben.

»Das heißt, ich wohne nicht auf der Petersburger Seite, sondern war jetzt nur dort und bin von da hierhergekommen.«

Er fuhr fort, schweigend in einer bedeutsamen Weise zu lächeln; dieses Lächeln mißfiel mir außerordentlich. In diesem Zuzwinkern lag etwas Dummes.

»Bei Herrn Dergatschew?« sagte er endlich.

»Was ist bei Dergatschew?« fragte ich, die Augen aufreißend.

Er sah mich triumphierend an.

»Ich kenne ihn gar nicht.«

»Hm.«

»Wie es Ihnen beliebt!« antwortete ich.

Er wurde mir geradezu widerwärtig.

»Hm, ja. Nein, erlauben Sie; Sie kaufen in einem Laden eine Ware; in einem andern Laden nebenan kauft ein anderer Käufer eine andere Ware; was meinen Sie, was das für eine Ware ist? Sie kaufen Geld bei einem Kaufmann, den man einen Darleiher nennt ... denn das Geld ist ebenfalls eine Ware, und ein Darleiher ist ebenfalls ein Kaufmann ... Folgen Sie meiner Darlegung?«

»Meinetwegen, ich folge.«

»Ein dritter Käufer geht vorbei, zeigt auf den einen der beiden Läden und sagt: »Das ist ein gediegenes Geschäft«, und dann zeigt er auf den ändern Laden und sagt: »Das ist kein gediegenes Geschäft.« Was kann ich daraus in bezug auf diesen Käufer für einen Schluß ziehen?«

»Wie soll ich das wissen?«

»Nein, erlauben Sie! Ich will Ihnen ein Beispiel anführen; es geht nichts über ein gutes Beispiel. Ich gehe auf dem Newskij Prospekt und bemerke, daß auf der anderen Seite der Straße auf dem Gehsteig ein Herr geht, über dessen Charakter ich gern Klarheit haben möchte. Wir gehen auf den gegenüberliegenden Seiten bis dicht an die Kreuzung mit der Morskaja-Straße, und gerade da, wo sich das Englische Magazin befindet, bemerken wir einen dritten Fußgänger, der soeben von einem Pferdefuhrwerk überfahren worden ist. Nun passen Sie einmal recht auf: es geht ein vierter Herr vorüber und wünscht über den Charakter von uns allen dreien, den Überfahrenen eingeschlossen, Klarheit zu haben, was praktische Tüchtigkeit und Gediegenheit anlangt ... Folgen Sie auch?«

»Entschuldigen Sie, nur mit großer Mühe.«

»Gut; das hatte ich mir auch gedacht. Ich wechsele jetzt das Thema. Ich bin in einem deutschen Badeort mit Mineralquellen; ich bin schon wiederholt dagewesen; wie der Ort heißt, das ist ganz egal. Ich gehe in dem Badeort umher und sehe Engländer. Mit einem Engländer läßt sich, wie Sie wissen, nur schwer Bekanntschaft anknüpfen; aber siehe da, nach zwei Monaten haben wir unsere Kur beendet und befinden uns alle in den Bergen; wir steigen in größerer Gesellschaft hinauf, mit spitzen Bergstöcken, auf irgendeinen Berg; wie er heißt, das ist ganz egal. An einem Kreuzweg, das heißt an einem Rastort, gerade da, wo die Mönche den Chartreuse fabrizie-

ren (beachten Sie das wohl!), treffe ich einen Einheimischen, der allein dasteht und schweigend vor sich hin blickt. Ich möchte etwas über seine Solidität erfahren: was meinen Sie, könnte ich mich wohl um Auskunft an den Trupp Engländer wenden, mit dem ich zusammen gehe, einzig und allein deswegen, weil ich in dem Badeort nicht verstanden habe, mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen?«

»Wie soll ich das wissen? Entschuldigen Sie, es fällt mir sehr schwer, Ihnen zu folgen.«

»Es fällt Ihnen schwer?«

»Ja, Sie ermüden mich.«

»Hm.« Er zwinkerte mir zu und machte mit der Hand eine Bewegung, die wahrscheinlich zum Ausdruck bringen sollte, daß er sich als triumphierenden Sieger fühle; dann zog er sehr ernst und ruhig aus der Tasche eine Zeitung, die er offenbar erst gekauft hatte, faltete sie auseinander und begann die letzte Seite zu lesen; mich schien er nun vollständig in Ruhe lassen zu wollen. Etwa fünf Minuten lang sah er nicht nach mir hin.

»Brest-Grajewo sind ja nicht gefallen, was? Sie sind ja gestiegen, sie steigen ja! Ich kenne viele Leute, die dadurch hereingefallen sind.«

Er sah mich mit lebhaftem Interesse an.

»Ich verstehe vorläufig von diesen Börsengeschäften nur sehr wenig«, antwortete ich.

»Sie lehnen es ab?«

»Was?«

»Das Geld.«

»Nicht, daß ich Geld ablehnte, aber ... aber meines Erachtens muß zuerst eine Idee da sein, dann kommt auch das Geld.«

»Das heißt, erlauben Sie ... da ist zum Beispiel ein Mensch, der sozusagen ein eigenes Kapital besitzt ...«

»Zuerst muß eine höhere Idee da sein, dann kommt das Geld, aber ohne eine höhere Idee geht die menschliche Gesellschaft mitsamt dein Geld zugrunde.«

Ich weiß nicht, warum ich anfang, hitzig zu werden. Er sah mich in einer etwas stumpfsinnigen Weise an, als würde er nicht daraus klug, aber auf einmal überzog ein sehr vergnügtes, listiges Lächeln sein ganzes Gesicht.

»Aber Wersilow, wie ist's mit dem? Der hat's ja gekriegt, der hat's gekriegt! Gestern hat das Gericht es ihm zuerkannt, wie?«

Ich sah auf einmal zu meiner Überraschung, daß er schon längst wußte, wer ich war, und vielleicht auch sonst noch sehr vieles wußte. Ich verstehe nur nicht, warum ich plötzlich errötete und ihn höchst dumm anblickte, ohne die Augen von ihm abzuwenden. Er triumphierte offenbar und schaute mich vergnügt an, als hätte er mich auf eine recht schlaue Weise ertappt und überführt.

»Nein«, sagte er und zog beide Augenbrauen in die Höhe, »wenn Sie etwas über Herrn Wersilow wissen wollen, so müssen Sie mich fragen! Was habe ich Ihnen jetzt eben über Gedingenheit gesagt?«

Vor anderthalb Jahren hätte er mit diesem kleinen Kind ein kolossales Geschäft machen können – jawohl, aber er griff es falsch an, jawohl.«

»Mit was für einem kleinen Kind?«

»Mit dem Säugling, den er jetzt heimlich aufzieht, aber er profitiert dadurch nichts ... denn ...«

»Was ist das für ein Säugling? Was heißt das?«

»Natürlich sein Kind, sein eigenes Kind, das ihm Mademoiselle Lidija Achmakowa geboren hat ... »Es hatte eine schöne Maid in Liebe mir ihr Herz geweiht« ... Phosphorzündhölzchen – wie?«

»Was ist das für dummes Zeug, was für ein Unsinn! Die Achmakowa hat nie ein Kind von ihm gehabt!«

»Oho! Als ob ich bei der Geschichte nicht dabeigewesen wäre! Ich bin ja doch Arzt und Geburtshelfer. Mein Name ist Stebelkow; haben Sie nicht von mir gehört? Praktiziert habe ich allerdings schon damals lange nicht mehr, aber einen praktischen Rat in einem praktischen Fall zu geben, dazu war ich imstande.«

»Sie sind Geburtshelfer ... haben Sie denn die Achmakowa entbunden?«

»Nein, ich habe bei der Achmakowa nichts gemacht. Es wohnte da in der Vorstadt ein Doktor Granz, der eine große Familie hatte; man bezahlte ihm einen halben Taler, das ist da so die Taxe bei den Ärzten, und außerdem kannte ihn niemand; der tat es denn an meiner Stelle ... Ich hatte ihn empfohlen, damit die Sache im Dun-

kel des Geheimnisses bliebe. Folgen Sie auch? Ich aber gab nur auf eine Frage Wersilows, auf eine Frage Andrej Petrowitschs, einen praktischen Rat; es war eine ganz geheime Frage, unter vier Augen. Aber Andrej Petrowitsch zog es vor, auf zwei Hasen Jagd zu machen.«

Ich hörte mit größtem Erstaunen zu.

»Wer zwei Hasen zugleich jagt, bekommt keinen«, sagen die Leute oder richtiger die gewöhnlichen Leute. Ich aber sage so: Ausnahmen, die sich fortwährend wiederholen, verwandeln sich in eine allgemeine Regel. Er machte noch auf einen andern Hasen Jagd, das heißt, ins Russische übersetzt, noch auf eine andere Dame – und er erreichte gar nichts. Wenn man etwas gegriffen hat, dann muß man es auch festhalten. Wo schnelles Handeln nötig ist, da zaudert er. Wersilow ist ein »Weiberprophet«, so hat ihn der junge Fürst Sokolskij damals in meiner Gegenwart sehr hübsch charakterisiert. Nein, zu mir müssen Sie kommen! Wenn Sie viel über Wersilow erfahren wollen, dann müssen Sie zu mir kommen!«

Es machte ihm augenscheinlich das größte Vergnügen zu sehen, wie ich vor Erstaunen den Mund aufriß. Von einem Säugling hatte ich bisher noch nie etwas gehört. Und gerade in diesem Augenblick wurde bei den Nachbarinnen plötzlich die Tür heftig zugeschlagen, und es trat jemand schnell in ihr Zimmer.

»Wersilow wohnt im Semjonowskij Polk, in der Moshaiskaja- Straße, im Hause der Frau Litwinowa, Wohnung Nummer dreizehn; ich bin selbst auf dem Adreßbüro gewesen!« schrie eine Frauenstimme im Ton höchster Aufregung; wir konnten jedes Wort verstehen; Stebelkow zog die Augenbrauen in die Höhe und hob einen Finger über seinen Kopf.

»Wir reden hier von ihm, und da ist auch etwas mit ihm los ... Da haben wir die Ausnahmen, die sich fortwährend wiederholen! Quand on parle d'une corde ...«

Mit einem schnellen Sprung kniete er sich auf das Sofa und horchte an der Tür, an der es stand.

Auch ich war aufs äußerste überrascht. Ich sagte mir, daß das wahrscheinlich dasselbe junge weibliche Wesen sein mußte, das vorher in solcher Aufregung weggelaufen war. Aber in welcher Weise war Wersilow auch hierbei beteiligt? Auf einmal erscholl wieder ein ebensolches Kreischen wie vorher, das Kreischen eines vor Wut ganz sinnlos gewordenen Menschen, dem man etwas nicht gibt oder den man von etwas zurückhält. Der Unterschied gegen vorhin war nur der, daß das Geschrei und Gekreisch noch länger dauerte. Es war ein Kampf zu hören sowie hastig wiederholte Worte: »Ich will es nicht, ich will es nicht; geben Sie es wieder her, geben Sie es gleich wieder her!« oder so ähnlich - ich kann mich nicht genau darauf besinnen. Darauf lief ebenso wie vorher jemand eilig zur Tür und öffnete sie. Beide Nachbarinnen liefen auf den Flur hinaus; die eine suchte wie vorher offenbar die andere zurückzuhalten. Stebelkow, der schon längst vom Sofa heruntergesprungen war und mit Genuß lauschte, stürzte nur so zur Tür hin und rannte ganz ungeniert auf den Flur, gerade auf die Nachbarinnen los. Selbstverständlich lief ich ebenfalls zur Tür. Aber sein Erscheinen auf dem Flur wirkte wie ein Guß kalten Wassers: die Nachbarinnen verschwanden schleunigst wieder und schlugen die Tür geräuschvoll hinter sich zu. Stebelkow wollte ihnen nachstürzen, blieb jedoch stehen, hob einen Finger in die Höhe, lächelte und überlegte; diesmal bemerkte ich in seinem Lächeln einen außerordentlich häßlichen, hinterlistigen, boshaften Ausdruck. Als er die Wirtin erblickte, die wieder an ihrer Tür stand, lief er schnell auf Zehenspitzen den Flur entlang zu ihr; nachdem er dann ein paar Minuten mit ihr geflüstert und offenbar

die gewünschte Auskunft erhalten hatte, kehrte er, nunmehr in würdevoller, entschlossener Haltung, in das Zimmer zurück, nahm seinen Zylinderhut vom Tisch, warf einen kurzen Blick in den Spiegel, strich sich das Haar in die Höhe und begab sich mit selbstbewußter Würde, ohne mich auch nur noch anzusehen, zu den Nachbarinnen. Einen Augenblick lauschte er an der Tür, indem er das Ohr heranhielt und siegesgewiß über den Flur hin der Wirtin zublinzelte, die ihm mit dem Finger drohte und den Kopf schüttelte, als ob sie sagen wollte: »Oh, Sie Schwerenöter, Sie Schwerenöter!«. Endlich klopfte er mit einem Ausdruck von Entschiedenheit und höchstem Taktgefühl, wobei er sich vor Taktgefühl geradezu krümmte, mit den Fingerknöcheln bei den Nachbarinnen an. Eine Stimme rief:

»Wer ist da?«

»Möchten Sie mir nicht gestatten, in einer sehr wichtigen Angelegenheit einzutreten?« sagte Stebelkow laut und würdevoll.

Die Nachbarinnen zauderten, öffneten dann aber doch, anfangs nur ein klein wenig, etwa zu einem Viertel; aber Stebelkow faßte sofort mit kräftigem Griff die Klinke und verhinderte, daß die Tür wieder geschlossen würde. Es entspann sich ein Gespräch. Stebelkow sprach laut und suchte dabei immer mehr ins Zimmer einzudringen; ich erinnere mich nicht mehr der Worte, aber er sprach von Wersilow, er könne ihnen Mitteilungen machen, ihnen alles erklären: »Nein, wenn Sie etwas wissen wollen, dann müssen Sie mich fragen«, »nein, wenn Sie etwas wissen wollen, dann müssen Sie zu mir kommen« - in dieser Art. Sie ließen ihn sehr bald herein. Ich kehrte zu dem Sofa zurück und fing an zu horchen, aber ich konnte nicht alles verstehen, ich hörte nur, daß häufig der Name Wersilow vorkam. An dem Tonfall der Stimme erkannte ich, daß Stebelkow bereits das Gespräch beherrschte, daß er nicht mehr einschmei-

chelnd sprach, sondern herrisch und lässig, in der Art, wie er vorher zu mir gesagt hatte: »Folgen Sie auch?« »Nun passen Sie einmal recht auf!« und so weiter. Übrigens mußte er sich wohl alle Mühe geben; gegenüber den Frauenspersonen liebenswürdig zu sein. Schon zweimal war er in ein lautes Gelächter ausgebrochen, und sicherlich bei ganz unpassender Gelegenheit, denn zugleich mit seiner Stimme und manchmal sogar dieselbe übertönend, waren die beiden weiblichen Stimmen zu vernehmen, die durchaus keinen lustigen Klang hatten, am wenigsten die der jungen Frauensperson, derjenigen, die vorher so gekreischet hatte. Sie sprach viel, nervös und hastig; offenbar erhob sie gegen jemand irgendwelche Beschuldigung und Anklage und suchte Recht und Gericht. Aber Stebelkow gab nicht nach; er erhob seine Stimme immer lauter und lauter und lachte immer öfter und öfter; Menschen von diesem Schlage verstehen es nicht, andere anzuhören. Ich ging bald vom Sofa wieder weg, weil ich mich des Horchens zu schämen anfing, und setzte mich wieder auf meinen alten Platz am Fenster, auf den Rohrstuhl. Ich war davon überzeugt, daß Wassin von diesem Herrn überhaupt nichts hielt, daß er aber, wenn ich dieselbe Meinung ausspräche, sofort mit würdevollem Ernst für ihn eintreten und belehrend bemerken würde, das sei eben »ein Mann, der Praxis, einer der jetzigen Geschäftsleute«, den dürfe man »nicht von unseren allgemeinen, abstrakten Gesichtspunkten aus beurteilen«. In diesem Augenblick fühlte ich mich übrigens, wie ich mich erinnere, seelisch ganz zerschlagen, das Herz klopfte mir heftig, und ich erwartete mit Bestimmtheit etwas Ungewöhnliches. Es vergingen ungefähr zehn Minuten, und auf einmal, mitten in einem schmetternden Gelächter Stebelkows, sprang jemand gerade wie vorher vom Stuhl auf, dann ertönte Geschrei der beiden Frauenspersonen; es war zu hören, daß auch Stebelkow aufsprang, daß er etwas in jetzt ganz anders klingendem Ton sagte, wie wenn er sich rechtfertigte und bäte, ihn zu Ende anzuhören. Aber sie hörten ihn nicht zu Ende an, sondern schrien zornig: »Hinaus! Sie sind ein Schurke, ein schamloser Mensch!« Kurz, es war klar, daß er hinausgeworfen wurde. Ich öffnete die Tür gerade

in dem Augenblick, als er aus dem Zimmer der Nachbarinnen auf den Flur hinaussprang; es machte sogar den Eindruck, als ob sie ihn buchstäblich mit den Händen hinausstießen. Als er mich erblickte, schrie er auf einmal los, indem er auf mich zeigte:

»Da ist ein Sohn Wersilows! Wenn Sie mir nicht glauben, da ist ein Sohn von ihm, sein eigener Sohn! Bitte sehr!« Er packte mich ohne weiteres am Arm. »Das ist ein Sohn von ihm, sein leiblicher Sohn!« wiederholte er, indem er mich zu den Damen hinzog, ohne übrigens ein Wort der Erklärung für mich hinzuzufügen.

Die Junge stand auf dem Flur, die Ältere einen Schritt hinter ihr in der Tür. Ich erinnere mich nur, daß dieses arme Mädchen ungefähr zwanzig Jahre alt, ganz hübsch, aber mager und von kränklichem Aussehen war; sie hatte rötliches Haar und im Gesicht eine ziemliche Ähnlichkeit mit meiner Schwester; dieser letztere Umstand fiel mir beim ersten flüchtigen Blick auf, und er ist in meinem Gedächtnis haften geblieben; nur hat sich Lisa niemals in einer solchen zornigen Wut befunden – das war auch bei ihrem Charakter vollständig ausgeschlossen – wie das junge Mädchen, das vor mir stand: ihre Lippen waren weiß, die hellgrauen Augen funkelten, und sie zitterte am ganzen Leib vor Empörung. Ich erinnere mich auch noch, daß ich meine eigene Lage als recht dumm und unwürdig empfand, da ich absolut nicht wußte, was ich sagen sollte. Das verdankte ich diesem unverschämten Menschen!

»Was geht mich das an, daß er ein Sohn von ihm ist! Wenn er mit Ihnen zusammen ist, so ist er ein Schurke. Wenn Sie ein Sohn Wersilows sind«, wandte sie sich plötzlich an mich, »so bestellen Sie Ihrem Vater von mir, daß er ein Schurke ist, ein gemeiner, schamloser Mensch, und daß ich sein Geld nicht will ... Da, da, da, geben Sie ihm dieses Geld zurück!«

Sie zog schnell einige Banknoten aus der Tasche, aber die Ältere (das heißt ihre Mutter, wie sich später herausstellte) faßte sie an der Hand.

»Olga, aber vielleicht ist es gar nicht wahr, vielleicht ist er gar nicht sein Sohn!«

Olga sah sie schnell an, überlegte einen Augenblick, warf mir einen verächtlichen Blick zu und wendete sich nach dem Zimmer zurück, aber bevor sie die Tür zuschlug, schrie sie, auf der Schwelle stehend, noch einmal wütend Stebelkow zu:

»Verschwinden Sie!«

Sie stampfte dabei sogar mit dem Fuß. Dann wurde die Tür zugeschlagen und von innen verschlossen. Stebelkow, der mich immer noch an der Schulter gefaßt hielt, hob einen Finger in die Höhe, zog den Mund zu einem langen, nachdenklichen Lächeln auseinander und richtete einen starken, fragenden Blick auf mich.

»Ich finde Ihr Benehmen mir gegenüber lächerlich und unwürdig«, murmelte ich entrüstet.

Aber er hörte gar nicht, was ich sagte, obgleich er mich unverwandt ansah.

»Das müßte man un-ter-su-chen!« sagte er nachdenklich.

»Aber wie konnten Sie sich erdreisten, mich hinzuzuziehen? Wer war das? Was war das für eine Frauensperson? Sie haben mich an der Schulter gefaßt und herangeholt; was soll das heißen?«

»Ach, hol's der Teufel! Das ist so ein Mädchen, dem die Unschuld geraubt ist ... eine sich ›oft wiederholende Ausnahme. Sie folgen doch?«

Er setzte mir den Finger auf die Brust.

»Ach, hol's der Teufel!« rief ich und stieß seinen Finger weg.

Aber plötzlich und ganz unerwartet begann er zu lachen, leise, unhörbar, lange und vergnügt. Endlich setzte er seinen Hut auf und bemerkte mit schnell veränderten, jetzt finster aussehendem Gesichtsausdruck und zusammengezogenen Brauen:

»Man müßte der Wirtin Mitteilung machen ... sie müßten hinausgesetzt werden, – das müßte geschehen, und zwar so schnell wie möglich, sonst werden sie hier noch ... Na, Sie werden sehen! Denken Sie an das, was ich gesagt habe; Sie werden sehen! Hol's der Teufel, ja!« fuhr er, auf einmal wieder heiter werdend, fort. »Sie wollen ja wohl auf Grischa warten?«

»Nein, ich werde nicht länger auf ihn warten«, antwortete ich in bestimmtem Ton.

»Na, es ist ja auch ganz egal ...«

Und ohne einen Laut weiter hinzuzufügen, wandte er sich um, ging hinaus und stieg die Treppe hinunter; auch die Wirtin, die offenbar Erklärungen und Mitteilungen von ihm erwartete, würdigte er keines Blickes. Ich nahm ebenfalls meinen Hut, bat die Wirtin, zu bestellen, daß ich, Dolgorukij, dagewesen sei, und lief die Treppe hinab.

III

Ich hatte mit diesem Besuch nur Zeit verloren. Als ich aus dem Hause heraustrat, machte ich mich sofort daran, mir eine Wohnung zu suchen; aber ich war zerstreut, lief ein paar Stunden lang durch die Straßen, und obgleich ich mir fünf oder sechs möblierte Zimmer ansah, bin ich doch überzeugt, daß ich an zwanzig anderen vorbeilief, ohne sie zu bemerken. Mein Ärger war um so größer, als ich mir gar nicht vorgestellt hatte, daß es so schwer sei, eine Wohnung zu finden. Überall Zimmer wie das Wassinsche, ja sogar noch weit schlechter, und dabei kolossale Preise, das heißt für meine Verhältnisse. Ich forderte ein Kämmerchen, nur so groß, daß ich mich darin umdrehen könnte, und man gab mir geringschätzig zu verstehen, dann müsse ich mich an Vermieter von Schlafstellen wenden. Außerdem fand sich überall eine Menge von sonderbaren Untermietern, mit denen ich mich, schon allein nach ihrem Äußern zu urteilen, nie hätte einleben können, - ich hätte sogar noch etwas zugezahlt, um nicht neben ihnen wohnen zu müssen. Da waren Herren ohne Röcke, in bloßen Westen, mit ungekämmten Barten und mit sehr zwanglosem, neugierigem Benehmen. In einem winzigen Zimmerchen saßen ihrer zehn beim Kartenspiel und beim Bier, und daneben wurde mir ein Zimmer angeboten. An anderen Stellen gab ich selbst auf die Fragen der Vermieter so ungeschickte Antworten, daß sie mich verwundert ansahen, und in einer Wohnung geriet ich mit ihnen sogar in Streit. Übrigens hat es keinen Zweck, alle diese unbedeutenden Vorgänge zu schildern; ich will nur sagen, daß ich furchtbar müde wurde und, als es schon ganz dunkel geworden war, in einem Restaurant etwas aß. Ich war nun endgültig dazu entschlossen, sogleich hinzugehen und Wersilow in eigener Person und allein (ohne alle Erklärungen) den Brief über die Erbschaft zu übergeben; dann wollte ich oben meine Sachen in einen Koffer und in ein Bündel packen und für die Nacht meinestwegen in ein Gasthaus gehen. Ich wußte, daß es am Ende des Obuchowskij

Prospektes beim Triumphbogen Herbergen gab, wo man für dreißig Kopeken sogar ein besonderes Zimmer bekommen konnte; für eine Nacht wollte ich diese Summe opfern, um nur nicht länger bei Wersilow übernachten zu müssen. Aber als ich schon beim Technologischen Institut vorbeiging, kam mir auf einmal, ich weiß nicht woher, der Einfall, zu Tatjana Pawlowna zu gehen, die dort, dem Institut gegenüber, wohnte. Als Vorwand für diesen Besuch bei ihr benutzte ich mir selbst gegenüber wieder denselben Brief über die Erbschaft, aber mein unbezwingliches Verlangen, zu ihr zu gehen, hatte natürlich andere Gründe, die ich übrigens auch jetzt nicht klarzulegen vermag: es ging in meinem Kopf allerlei bunt durcheinander, von einem »Säugling«, von »Ausnahmen, die zur allgemeinen Regel werden«. Ob ich Lust hatte, mich auszusprechen oder wichtig zu tun oder mich herumzustreiten oder gar zu weinen, – ich weiß es nicht; jedenfalls stieg ich zu Tatjana Pawlowna hinauf. Ich war bisher nur ein einziges Mal bei ihr gewesen, bald nach meiner Ankunft aus Moskau, und zwar mit einem Auftrag von meiner Mutter, und ich erinnere mich noch, daß, nachdem ich hingekommen war und meinen Auftrag ausgerichtet hatte, ich sogleich wieder weggegangen war, ohne mich hingesetzt zu haben, wozu sie mich übrigens auch nicht aufgefordert hatte.

Ich klingelte, und die Köchin öffnete mir sogleich und ließ mich schweigend in die Wohnung. Die Erwähnung all dieser Einzelheiten ist nämlich notwendig, damit man verstehen kann, auf welche Weise sich ein so verrücktes Ereignis zutragen konnte, das einen so gewaltigen Einfluß auf alles Folgende hatte. Erstens also über die Köchin. Dies war eine boshafte, stupsnäsige Finnin, die, wie ich glaube, ihre Herrin Tatjana Pawlowna haßte; diese dagegen konnte sich nicht von ihr trennen, wohl infolge einer Leidenschaft, wie alte Jungfern sie für alte, feuchtnasige Möpfe oder immerzu schlafende Katzen empfinden. Die Finnin führte entweder wütende, grobe Reden, oder sie schwieg nach einem Zank wochenlang, um ihre Herrin damit zu bestrafen. Ich mußte wohl einen solchen schweig-

samen Tag getroffen haben, denn auf meine Frage, ob das Fräulein zu Hause sei – daß ich diese Frage an sie richtete, darauf besinne ich mich ganz genau –, antwortete sie überhaupt nicht und ging schweigend wieder in ihre Küche. Ich nahm infolgedessen natürlich an, daß das Fräulein zu Hause sei, ging in das Zimmer, und da ich dort niemanden fand, so wartete ich, in der Annahme, Tatjana Pawlowna werde sogleich aus ihrer Schlafstube hereinkommen; denn warum hätte mich sonst die Köchin hereingelassen? Ohne mich hinzusetzen, wartete ich zwei, drei Minuten lang; es war schon stark dämmerig, und Tatjana Pawlownas kleine dunkle Wohnung erschien noch unfreundlicher durch die endlose Menge von Kattun, der überall umherhing. Zwei Worte über diese häßliche, kleine Wohnung, damit man die Örtlichkeit kennt, in der sich die Sache abspielte. Infolge ihres eigensinnigen, herrischen Charakters und der alten herrschaftlichen Neigungen konnte Tatjana Pawlowna das Wohnen in möblierten Zimmern nicht leiden und hatte sich diese Parodie von Wohnung gemietet, um nur für sich allein zu leben und ihre eigene Herrin zu sein. Die zwei Zimmer hatten die größte Ähnlichkeit mit zwei aneinandergerückten Kanarienvogelbauern, eines noch enger als das andere; sie lagen im dritten Stock, und die Fenster gingen auf den Hof. Beim Eintreten in die Wohnung kam man zuerst auf einen kleinen, engen Flur, anderthalb Ellen breit; links davon lagen die beiden oben gekennzeichneten Kanarienvogelbauer, und geradeaus, am Ende des Flures, befand sich der Eingang zu der winzigen Küche. Der Kubikraum Luft, den ein Mensch für zwölf Stunden notwendig gebraucht, war in diesen Zimmerchen vielleicht vorhanden, aber kaum mehr. Sie waren schauderhaft niedrig, aber was das Allerdümmste war, die Fenster, die Türen, die Möbel, alles, alles war mit Kattun, mit schönem französischem Kattun behangen oder überzogen und mit Festons verziert; aber davon erschien das Zimmer noch einmal so dunkel und glich dem Innern eines Reisewagens. In dem Zimmer, in welchem ich wartete, konnte man sich noch allenfalls umdrehen, obgleich alles mit Möbeln vollgestopft war; beiläufig bemerkt: es waren sehr schöne Möbel: da

waren allerlei Tischchen mit eingelegter Arbeit und Bronzeverzierungen, hübsche Schatullen, ein eleganter, kostbarer Toilettentisch. Aber das folgende Zimmerchen, aus dem sie, wie ich meinte, herauskommen mußte, das Schlafzimmer, das von diesem Zimmer durch einen dichten Vorhang abgetrennt war, wurde, wie sich nachher herausstellte, vollständig durch ein Bett ausgefüllt. Alle diese Einzelheiten sind zu wissen notwendig, damit man die Dummheit verstehen kann, die ich nun machte.

Ich wartete also, ohne daß mir irgendein Zweifel gekommen wäre; da ertönte die Klingel. Ich hörte, wie die Köchin mit langsamen Schritten über den Flur ging und schweigend, gerade wie vorher mich, die Ankömmlinge hereinließ. Dies waren zwei Damen, die laut miteinander sprachen, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich an den Stimmen in der einen Tatjana Pawlowna erkannte und in der anderen eben jene Frau, der jetzt zu begegnen ich am allerwenigsten vorbereitet war, und noch dazu unter solchen Umständen! Ein Irrtum war nicht möglich: ich hatte diese klangreiche, kräftige, metallische Stimme am vorhergehenden Tag allerdings nur drei Minuten lang gehört, aber ihr Ton haftete in meiner Seele. Ja, das war »die Frau von gestern«. Was sollte ich tun? Ich lege diese Frage keineswegs dem Leser vor; ich vergegenwärtige mir nur den damaligen Augenblick und bin auch jetzt absolut nicht imstande, zu erklären, wie es zugeht, daß ich auf einmal hinter den Vorhang sprang und mich in Tatjana Pawlownas Schlafzimmer befand. Kurz gesagt, ich versteckte mich und hatte das Zimmer kaum verlassen, als die beiden Damen eintraten. Warum ich ihnen nicht entgegen ging, sondern mich versteckte, das weiß ich nicht; alles begab sich von ungefähr und ohne die geringste Überlegung.

Als ich in das Schlafzimmer gesprungen und gegen das Bett angeprallt war, merkte ich sofort, daß von dem Schlafzimmer eine Tür nach der Küche führte; es gab also noch einen Ausweg aus der pein-

lichen Lage, und ich hatte die Möglichkeit, mich ganz und gar davonzumachen, aber – o Schrecken! – die Tür war verschlossen, und der Schlüssel steckte nicht. Voller Verzweiflung sank ich auf das Bett; es stand mir klar vor Augen, daß ich jetzt würde den Horcher spielen müssen, und schon aus den ersten Worten, aus den ersten Sätzen des Gesprächs konnte ich entnehmen, daß es sich um einen geheimen, heiklen Gegenstand handelte. O natürlich, ein ehrenhafter, anständig denkender Mensch mußte auch jetzt noch aufstehen, hinaustreten, laut sagen: »Ich bin hier, halten Sie ein!« und trotz seiner komischen Situation an ihnen vorbei und davongehen; aber ich stand nicht auf und trat nicht hinaus, ich wagte es nicht; ich benahm mich in schmähhchster Weise feige.

»Meine liebe Katerina Nikolajewna, Sie betrüben mich wirklich sehr«, sagte Tatjana Pawlowna in bittendem Ton. »Beruhigen Sie sich doch ein für allemal; das paßt ja auch gar nicht zu Ihrem ganzen Wesen. Überall, wo Sie sind, herrscht Freude, und nun auf einmal ... Aber mir, denke ich, werden Sie auch weiter Vertrauen schenken; Sie wissen ja doch, wie sehr ich Ihnen ergeben bin. Ich hänge an Ihnen nicht weniger als an Andrej Petrowitsch, denn daß ich dem lebenslänglich ergeben sein werde, das verheimliche ich nicht ... Na, also glauben Sie mir, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, dieses Schriftstück befindet sich nicht in seinen Händen und vielleicht in niemandes Händen; er ist auch zu solchen Intrigen gar nicht fähig, es ist eine Sünde von Ihnen, ihn in Verdacht zu haben. Diese Feindschaft ist weiter nichts als ein Hirngespinnst, das Sie sich beide selbst ersonnen haben ...«

»Das Schriftstück ist vorhanden, und er ist zu allem fähig. Und was sagen Sie dazu: gestern komme ich herein, und das erste, was ich sehe, ist ce petit espion, den er dem Fürsten angehängt hat.«

»Ach was, ce petit espion! Erstens ist er überhaupt kein Spion, denn ich, ich selbst habe darauf gedrungen, daß er die Anstellung beim Fürsten bekam, sonst wäre er in Moskau übergeschnappt oder verhungert, so ist uns von dort aus über ihn berichtet worden; und was die Hauptsache ist: dieser unartige Junge ist ein vollständiger kleiner Dummkopf; wie kann der ein Spion sein?«

»Ja, ein kleiner Dummkopf ist er, was ihn aber nicht hindern würde, ein Schurke zu sein. Ich war gestern nur zu ärgerlich, sonst hätte ich mich totgelacht: er wurde ganz blaß, kam herangelaufen, machte Verbeugungen und fing an, französisch zu sprechen. Und in Moskau hatte mir Marja Iwanowna versichert, er sei ein Genie! Daß aber der unselige Brief noch existiert und sich irgendwo an einer sehr gefährlichen Stelle befindet, das habe ich aus Marja Iwanownas Gesichtsausdruck geschlossen.«

»Meine Beste! Sie sagen ja selbst, daß sie nichts in Händen hat!«

»Das ist es eben, daß es sich doch anders verhält; sie lügt nur, und ich kann Ihnen sagen: mit der größten Meisterschaft! Bevor ich nach Moskau fuhr, hatte ich immer noch die Hoffnung, daß sich vielleicht keine Papiere in der Hinterlassenschaft befunden hätten, aber nun, nun ...«

»Ach, meine Liebe, man sagt ja doch ganz im Gegenteil, sie sei ein gutes, anständiges Wesen, und der Verstorbene habe sie mehr geschätzt als alle seine anderen Nichten. Gewiß, ich kenne sie nicht näher, aber – Sie hätten sie bezaubern sollen, meine Beste! Jemanden auf Ihre Seite zu bringen, das ist ja für Sie eine Kleinigkeit; sehen Sie, ich bin eine alte Person – aber ich bin ganz verliebt in Sie und möchte Sie am liebsten gleich küssen ... Na, das wäre doch für Sie eine Kleinigkeit gewesen, sie zu bezaubern!«

»Ich habe es versucht, Tatjana Pawlowna, ich habe es versucht, und ich habe sie sogar wirklich in Entzücken versetzt, aber sie ist sehr schlau ... Nein, sie hat einen sehr festen Charakter, so einen besonderen Moskauer Charakter ... Und denken Sie sich, sie riet mir, mich hier an einen Herrn Krafft zu wenden, den ehemaligen Gehilfen Andronikows; er nämlich wisse vielleicht etwas. Von diesem Herrn Krafft habe ich schon gehört und erinnere mich seiner sogar flüchtig; aber als sie mir von diesem Herrn Krafft sprach, gerade da gelangte ich zu der bestimmten Überzeugung, daß ihr die Sache nicht einfach unbekannt ist, sondern daß sie lügt und alles weiß.«

»Aber warum denn, warum denn? Doch immerhin, man könnte sich bei ihm erkundigen! Dieser Deutsche, dieser Krafft, ist kein Schwätzer und, wie ich mich erinnere, ein sehr anständiger Mensch – wirklich, man sollte ihn befragen! Nur ist er wohl jetzt nicht in Petersburg ...«

»Oh, er ist schon gestern zurückgekehrt, und ich bin soeben bei ihm gewesen ... Eben darum bin ich in solcher Aufregung zu Ihnen gekommen, mir zittern noch die Arme und Beine; ich wollte Sie fragen, mein Engel, Tatjana Pawlowna, da Sie doch alle Menschen kennen, ob man nicht wenigstens etwas über seine Papiere erfahren könnte – denn Papiere hat er doch bestimmt hinterlassen –, in wessen Hände die jetzt übergehen. Ob sie am Ende wieder in gefährliche Hände gelangen? Ich bin hergeeilt, um Sie um Ihren Rat zu bitten.«

»Aber von was für Papieren reden Sie denn?« fragte Tatjana Pawlowna verständnislos. »Sie sagen ja doch, Sie seien soeben selbst bei Krafft gewesen?«

»Ja, ja, ich bin soeben dagewesen, aber er hat sich erschossen! Schon gestern abend.«

Ich sprang vom Bett auf. Ich hatte es fertiggebracht, sitzen zu bleiben, als ich ein Spion und Idiot genannt wurde, und je weiter sie in ihrem Gespräch kamen, um so mehr erschien es mir als Ding der Unmöglichkeit, mich zu zeigen. Das war undenkbar! Ich hatte bei mir beschlossen, ganz still sitzen zu bleiben, bis Tatjana Pawlowna ihren Gast hinausbegleitete (wenn das Schicksal zu meinem Glück wollte, daß sie nicht vorher selbst aus irgendeinem Grund in das Schlafzimmer käme), und dann, wenn Frau Achmakowa weggegangen sein würde, dann mochte meinetwegen der Kampf zwischen mir und Tatjana Pawlowna losgehen! ... Aber als ich jetzt diese Mitteilung über Krafft hörte, da ging es mir wie ein Krampf durch den ganzen Leib, und ich sprang vom Bett auf. Ohne an etwas zu denken, ohne etwas zu überlegen und zu erwägen, tat ich einen Schritt vorwärts, hob die Portiere auf und stand nun vor den beiden Damen. Es war noch hell genug, daß sie mich erkennen konnten; ich war blaß und zitterte ... Beide schrien auf. Und wie hätten sie auch nicht aufschreien sollen?

»Krafft?« murmelte ich, zu Frau Achmakowa gewendet. »Er hat sich erschossen? Gestern? Bei Sonnenuntergang?«

»Wo bist du gewesen? Wo kommst du her?« kreischte Tatjana Pawlowna und krallte sich geradezu an meiner Schulter fest. »Du hast spioniert? Du hast gelauscht?«

»Was habe ich Ihnen eben gesagt?« rief Katerina Nikolajewna, indem sie vom Sofa aufstand und auf mich zeigte.

Ich geriet ganz außer mir.

»Lüge, Unsinn!« unterbrach ich sie wütend. »Sie haben mich eben einen Spion genannt, o Gott! Lohnt es etwa die Mühe, um solche Menschen wie Sie herumzuspionieren oder überhaupt neben ihnen

zu leben? Ein hochherziger Mensch endet durch Selbstmord; Krafft hat sich erschossen um der Idee willen, um Hekubas willen ... Aber was ist Ihnen Hekuba! ... Und hier – soll man nun weiterleben inmitten Ihrer Intrigen, umherwanken zwischen Ihren Lügen und Betrügereien und Fallgruben ... Genug davon, genug!«

»Geben Sie ihm eine Mauschelle! Geben Sie ihm eine Mauschelle!« schrie Tatjana Pawlowna; da jedoch Katerina Nikolajewna mich zwar unverwandt ansah (ich habe das alles bis auf die kleinsten Nebenumstände im Gedächtnis), sich aber nicht vom Fleck rührte, so hätte Tatjana Pawlowna sicherlich im nächsten Augenblick selbst ihren Rat zur Ausführung gebracht, so daß ich unwillkürlich den Arm in die Höhe hob, um mein Gesicht zu schützen. Sie aber faßte diese Bewegung so auf, als ob ich selbst ausholte.

»Schlag nur zu, schlag nur zu! Beweise es nur, daß du von deiner Geburt an ein Knecht bist! Du bist stärker als wir Frauen, warum genierst du dich da noch?«

»Schluß jetzt mit Ihren Verleumdungen, Schluß damit!« rief ich. »Ich habe noch nie die Hand gegen ein Weib erhoben! Sie sind unverschämt gegen mich, Tatjana Pawlowna; Sie haben mich immer verachtet. Oh, man muß mit den Menschen verkehren, ohne ihnen irgendwelche Achtung zu zollen! Sie lachen, Katerina Nikolajewna, wahrscheinlich über meine Gestalt; ja, Gott hat mir keine solche Gestalt gegeben, wie Ihre Adjutanten sie haben. Und dennoch fühle ich mich Ihnen gegenüber nicht als ein niedrigeres Wesen, sondern ganz im Gegenteil als höher stehend ... Nun, ganz gleich, wie man es ausdrücken mag; jedenfalls trifft mich keine Schuld! Ich bin nur zufällig hierhergeraten, Tatjana Pawlowna; Schuld trägt einzig und allein Ihre Finnis oder, richtiger gesagt, Ihre Passion für dieses Frauenzimmer: warum hat sie mir auf meine Frage nicht geantwortet, sondern mich einfach hier eintreten lassen? Und nachher –

darin werden Sie mir selbst recht geben müssen – erschien es mir dermaßen monströs, aus dem Schlafzimmer einer Frau herauszuspringen, daß ich mich lieber dazu entschloß, Ihre schändlichen Beleidigungen schweigend zu ertragen als mich zu zeigen ... Sie lachen schon wieder, Katerina Nikolajewna?»

»Mach, daß du hinauskommst; mach, daß du hinauskommst, hinaus mit dir!« schrie Tatjana Pawlowna und versetzte mir beinahe Stöße. »Achten Sie nicht auf sein Geschwätz, Katerina Nikolajewna; ich habe Ihnen ja gesagt, daß ihm schon von dort das Zeugnis der Verrücktheit ausgestellt ist!«

»Das Zeugnis der Verrücktheit? Von wo hat man Ihnen das geschrieben? Wer hätte Ihnen das schreiben können und von wo? Aber es ist ja ganz egal; genug davon, Katerina Nikolajewna! Ich schwöre Ihnen bei allem, was heilig ist, dieses Gespräch und alles, was ich gehört habe, wird unter uns bleiben ... Was kann ich dafür, daß ich Ihre Geheimnisse erfahren habe? Das wird um so weniger bedenklich sein, als ich schon morgen meine Tätigkeit bei Ihrem Vater einstelle, so daß Sie hinsichtlich des Schriftstücks, das Sie suchen, beruhigt sein können!«

»Was heißt das? ... Von was für einem Schriftstück reden Sie?« fragte Katerina Nikolajewna erschrocken, und zwar so erschrocken, daß sie ganz blaß wurde, oder vielleicht kam es mir nur so vor. Ich merkte, daß ich schon zuviel gesagt hatte.

Ich ging schnell hinaus; sie verfolgten mich schweigend mit den Augen, und in ihren Blicken drückte sich der höchste Grad des Erstaunens aus. Kurz, ich hatte ihnen ein Rätsel aufgegeben.

Neuntes Kapitel

I

Ich eilte nach Hause und war wunderbarerweise mit mir sehr zufrieden. Natürlich spricht man so nicht mit Damen, und schon gar nicht mit solchen Damen - richtiger gesagt, mit einer solchen Dame, denn Tatjana Pawlowna rechnete ich nicht mit. Vielleicht darf man einer Dame dieser Art nie ins Gesicht sagen: »Ich pfeife auf Ihre Intrigen«, aber ich hatte es gesagt und war gerade damit sehr zufrieden. Vom übrigen ganz zu schweigen, hatte ich, wenigstens nach meiner Überzeugung, durch diesen Ton alles Lächerliche ausgewischt, das in meiner Situation gelegen hatte. Aber sehr viel darüber nachzudenken, dazu hatte ich keine Zeit; die Geschichte mit Krafft ging mir im Kopf herum. Nicht, daß dieser Gedanke mich so ganz besonders gequält hätte, aber ich fühlte mich doch tief erschüttert, und sogar so sehr, daß die allgemein menschliche Empfindung eines gewissen Vergnügens bei fremdem Unglück, wenn zum Beispiel sich jemand ein Bein bricht, seine Ehre verliert, eines geliebten Wesens beraubt wird und so weiter, daß selbst diese allgemein menschliche Empfindung einer gemeinen Befriedigung völlig einem andern, sehr intensiven Gefühl Platz machte: dem Kummer, dem Mitleid mit Krafft; das heißt, ob es wirklich Mitleid war, weiß ich nicht, aber jedenfalls war es ein sehr starkes, gutes Gefühl. Und damit war ich zufrieden. Es ist erstaunlich, wie viele nebensächliche Gedanken einem durch den Kopf gehen können, gerade wenn man durch eine gewaltige Nachricht ganz erschüttert ist, die, wie man meinen möchte, in Wirklichkeit die anderen Gefühle erdrücken und alle fremden Gedanken hinausjagen müßte, besonders die unwichtigen; aber gerade die unwichtigen Gedanken drängen sich einem auf. Ich erinnere mich noch, daß ein recht unangenehmes nervöses Zittern allmählich meinen ganzen Körper ergriff, das mehrere Minuten dauerte und sogar die ganze Zeit über

anhielt, während ich zu Hause war und ein Gespräch mit Wersilow hatte.

Dieses Gespräch fand unter seltsamen und ungewöhnlichen Umständen statt. Ich habe schon erwähnt, daß wir in einem besonderen Nebengebäude auf dem Hof wohnten; diese Wohnung trug die Nummer dreizehn. Noch ehe ich in das Hoftor trat, hörte ich eine weibliche Stimme, welche jemanden laut in ungeduldigem, gereiztem Ton fragte: »Wo ist die Wohnung Nummer dreizehn?« Die Fragende war eine Dame, die ganz in der Nähe des Tores die Tür eines kleinen Ladengeschäftes geöffnet hatte; aber man schien ihr dort keine Auskunft gegeben oder sie sogar hinausgewiesen zu haben, und sie stieg eilig und aufgebracht die Stufen vor der Ladentür wieder hinunter:

»Wo ist denn hier der Hausknecht?« rief sie und stampfte dabei mit dem Fuß. Ich hatte diese Stimme schon längst erkannt.

»Ich gehe nach der Wohnung Nummer dreizehn«, sagte ich, an sie herantretend. »Zu wem wollen Sie?«

»Ich suche schon eine ganze Stunde lang den Hausknecht; alle Leute habe ich gefragt, alle Treppen bin ich hinaufgelaufen.«

»Die Wohnung ist auf dem Hof. Erkennen Sie mich nicht wieder?«

Aber sie hatte mich bereits erkannt.

»Sie wollen zu Wersilow; Sie haben etwas mit ihm abzumachen, und ich ebenfalls«, fuhr ich fort. »Ich bin gekommen, um von ihm für immer Abschied zu nehmen. Kommen Sie mit!«

»Sie sind sein Sohn?«

»Das tut nichts zur Sache. Übrigens, nehmen wir ruhig an, daß ich sein Sohn bin, obgleich ich Dolgorukij heiße. Ich bin ein illegitimes Kind. Dieser Herr hat eine Unmenge illegitimer Kinder. Wenn Gewissen und Ehre es verlangen, verläßt sogar der leibliche Sohn das Haus. Das steht schon in der Bibel. Außerdem hat er eine Erbschaft gemacht, und ich will an ihr keinen Anteil haben, sondern gehe weg, um von meiner Hände Arbeit zu leben. Wenn es notwendig ist, bringt ein hochherziger Mensch sogar sein Leben zum Opfer; Krafft hat sich erschossen, Krafft, um einer Idee willen, stellen Sie sich das vor, ein junger Mensch, der zu den schönsten Hoffnungen berechnete ... Hierher, hierher! Wir wohnen in einem besonderen Nebengebäude. Das steht schon in der Bibel, daß die Kinder von den Vätern fortgehen und sich ein eigenes Nest bauen ... Wenn eine Idee einen treibt ... wenn man eine Idee hat! Die Idee ist die Hauptsache; in der Idee liegt alles beschlossen ...«

In solchen Reden erging ich mich die ganze Zeit über, während wir nach unserer Wohnung gingen. Der Leser bemerkt wahrscheinlich, daß ich mich, nicht besonders schön und mich, wo es nötig ist, auch ernstlich tadle: ich will lernen, die Wahrheit zu sagen. Wersilow war zu Hause. Ich ging hinein, ohne den Mantel abzulegen, und sie machte es ebenso. Gekleidet war sie furchtbar dürrig: über einem dunklen Kleidchen hing so ein Stück Zeug, das einen Mantel oder eine Mantille vorstellen sollte; auf dem Kopf hatte sie ein altes, schäbiges Matrosenhütchen, das sehr wenig zu ihrer Verschönerung beitrug. Als wir in das Wohnzimmer eintraten, saß meine Mutter mit einer Arbeit an ihrem gewohnten Platz, und meine Schwester kam aus ihrem Zimmer, um zu sehen, wer gekommen sei, und blieb in der Tür stehen. Wersilow, der nach seiner Gewohnheit nichts tat, erhob sich bei unserm Eintritt und richtete einen strengen, fragenden Blick auf mich.

»Ich habe hiermit nichts zu schaffen«, sagte ich, eilig abwehrend, und trat dann beiseite, »ich habe diese Dame eben erst am Tor getroffen; sie suchte Sie, und niemand konnte ihr Auskunft geben. Ich aber bin in einer eigenen Angelegenheit gekommen, die ich nach der Dame das Vergnügen haben werde Ihnen auseinanderzusetzen.«

Wersilow fuhr indes fort, mich prüfend anzusehen.

»Erlauben Sie«, begann das junge Mädchen ungeduldig. Wersilow wandte sich ihr zu.

»Ich habe lange darüber nachgedacht, in welcher Absicht Sie mir wohl das Geld gestern dagelassen haben ... Ich ... mit einem Worte ... da ist Ihr Geld!« rief sie beinahe ebenso kreischend wie vor kurzem und warf ein Päckchen Banknoten auf den Tisch. »Ich habe mich erst auf dem Adreßbüro erkundigen müssen, wo Sie wohnen, sonst hätte ich es Ihnen früher zurückgebracht. Hören Sie, Sie!« wandte sie sich auf einmal an meine Mutter, die ganz blaß geworden war, »ich will Sie nicht kränken, Sie sehen so rechtschaffen aus, und vielleicht ist das sogar Ihre Tochter. Ich weiß nicht, ob Sie seine Frau sind, aber ich möchte Ihnen sagen, daß dieser Herr aus der Zeitung Annoncen ausschneidet, in denen Gouvernanten und Lehrerinnen sich für ihr letztes Geld anbieten, und dann zu diesen Unglücklichen hingeht, um ehrlose Zwecke zu erreichen und sie durch sein Geld ins Unglück zu ziehen. Ich verstehe nicht, wie ich das Geld gestern habe von ihm annehmen können! Er machte ein so ehrliches Gesicht!... Schweigen Sie, kein Wort! Sie sind ein Schurke, mein Herr! Und selbst wenn Sie mit ehrenhaften Absichten zu uns gekommen sein sollten, so will ich doch kein Almosen von Ihnen haben. Kein Wort, kein Wort! Oh, wie freue ich mich, daß ich Sie jetzt vor Ihrer Familie habe entlarven können. Seien Sie verflucht!«

Sie lief schnell hinaus, aber an der Schwelle drehte sie sich noch für einen Augenblick um, nur um zu schreien:

»Sie sollen ja eine Erbschaft gemacht haben!«

Und dann verschwand sie wie ein Schatten. Ich bemerke noch einmal: sie war eine Rasende. Wersilow war höchst betroffen; er stand da, als ob er nachdächte und etwas überlegte; endlich wandte er sich plötzlich zu mir:

»Du kennst sie gar nicht?«

»Ich habe sie vorhin zufällig gesehen, als sie auf dem Flur bei Wassins tobte, kreischte und Verwünschungen gegen Sie ausstieß; aber ins Gespräch bin ich mit ihr nicht gekommen und weiß nichts; jetzt aber traf ich sie am Tor. Wahrscheinlich ist das eben jene Lehrerin von gestern, die Rechenunterricht geben wollte?«

»Ja, die ist es. Einmal im Leben habe ich ein gutes Werk getan, und da ... Übrigens, was hattest du noch?«

»Hier ist ein Brief«, antwortete ich. »Eine Erklärung halte ich für überflüssig: er kommt von Krafft, und der hat ihn von dem verstorbenen Andronikow erhalten. Sie werden ja aus dem Inhalt alles ersehen. Ich füge hinzu, daß von diesem Brief jetzt niemand auf der ganzen Welt etwas weiß außer mir, denn Krafft hat sich, nachdem er mir gestern diesen Brief übergeben hatte, gleich nach meinem Fortgehen erschossen.«

Während ich das aufgeregt und hastig sagte, nahm er den Brief und hörte, ihn in der ausgestreckten linken Hand haltend, aufmerksam zu. Als ich von Kraffts Selbstmord sprach, betrachtete ich sein Gesicht mit besonderer Aufmerksamkeit, um die Wirkung zu beobach-

ten. Und was geschah? – Die Nachricht brächte nicht die geringste Wirkung hervor: nicht einmal, daß er die Augenbrauen in die Höhe gezogen hätte! Sondern als er sah, daß ich innehielt, zog er seine Lorgnette heraus, die ihn, an einem schwarzen Band hängend, stets begleitete, ging mit dem Brief näher an die Kerze heran, warf einen Blick auf die Unterschrift und begann, ihn aufmerksam zu lesen. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich mich durch diese hochmütige Gefühllosigkeit verletzt fühlte. Er mußte Krafft sehr gut gekannt haben; und dabei war es doch eine so ungewöhnliche Nachricht! Schließlich hatte ich natürlich auch gewünscht, daß sie einen gewissen Effekt machte. Ich wartete etwa eine Minute lang, aber da ich wußte, daß der Brief lang war, wandte ich mich dann um und ging hinaus. Mein Koffer war schon längst bereit, ich brauchte nur noch ein paar Sachen in ein Bündel zu packen. Ich dachte an meine Mutter, und daß ich nun gar nicht mehr zu ihr hingegangen war. Nach zehn Minuten, als ich schon ganz fertig war und mir gerade eine Droschke holen wollte, kam meine Schwester zu mir in mein Giebelzimmer.

»Da schickt dir Mama deine sechzig Rubel und bittet dich nochmals um Entschuldigung dafür, daß sie Andrej Petrowitsch davon erzählt hat, und außerdem hier noch zwanzig Rubel. Du hast ihr gestern für deinen Unterhalt fünfzig Rubel gegeben; Mama sagt, mehr als dreißig könne sie von dir unter keinen Umständen annehmen, weil fünfzig Rubel nicht für dich ausgegeben wurden, und schickt dir zwanzig wieder zurück.«

»Na, dann danke ich schön, wenn sie nur die Wahrheit sagt. Leb wohl, Schwester, ich verlasse das Haus!«

»Wo willst du jetzt hin?«

»Vorläufig in eine Herberge, damit ich nur nicht noch einmal in diesem Haus zu übernachten brauche. Sage Mama, daß ich sie liebe.«

»Das weiß sie. Sie weiß, daß du auch Andrej Petrowitsch liebst. Schämst du dich denn gar nicht, daß du diese unglückliche Person hergebracht hast?«

»Ich schwöre dir, daß ich es nicht getan habe; ich habe sie am Tor getroffen.«

»Nein, du hast sie hergebracht.«

»Ich versichere dir ...«

»Denk mal nach, frage dich ernstlich, und du wirst sehen, daß auch du mit die Veranlassung dazu warst.«

»Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß Wersilow an den Pranger gestellt wurde. Kannst du dir das vorstellen: er zieht da ein kleines Kind auf, das ihm Lidija Achmakowa geboren hat ... übrigens, was rede ich da zu dir ...«

»Er? Ein kleines Kind? Aber das ist nicht sein Kind! Woher hast du denn diese Unwahrheit gehört?«

»Na, wie kannst du etwas davon wissen?«

»Ich sollte nichts davon wissen? Aber ich habe ja dieses Kind selbst in Luga gepflegt. Hör mal, Bruder: ich sehe schon lange, daß du von all diesen Sachen nicht das geringste weißt, aber dabei doch Andrej Petrowitsch beleidigst. Nun, und Mama beleidigst du ebenfalls.«

»Wenn er nichts Schlechtes getan hat, werde ich um Entschuldigung bitten, ganz einfach; euch aber werde ich darum nicht weniger lieben. Warum bist du denn so rot geworden, Schwester? Na sieh mal, jetzt noch mehr! Nun gut, aber diesen jungen Fürsten werde ich doch zum Duell fordern wegen der Ohrfeige, die er Wersilow in Ems gegeben hat. Wenn Wersilow gegenüber Fräulein Achmakowa sich nichts hat zuschulden kommen lassen, dann erst recht.«

»Bruder, komm zur Besinnung! Was redest du da?«

»Zum Glück ist jetzt der Prozeß beim Gericht beendet ... Na, aber jetzt bist du ja ganz blaß geworden!«

»Aber der Fürst wird sich nicht mit dir schlagen«, sagte Lisa, über deren blasses Gesicht trotz ihres Schreckens ein Lächeln hinzog.

»Dann werde ich ihn öffentlich beschimpfen. Was ist dir, Lisa?«

Sie war so blaß geworden, daß sie sich nicht auf den Beinen halten konnte und auf das Sofa sank.

»Lisa!« hörten wir die Mutter von unten rufen.

Sie raffte sich zusammen und stand auf; sie lächelte mir freundlich zu.

»Bruder, laß diese Torheiten oder warte vorläufig noch, bis du mehr über diese Dinge erfahren hast. Du weißt noch furchtbar wenig darüber.«

»Ich werde es nicht vergessen, Lisa, daß du blaß geworden bist, als du hörtest, daß ich mich duellieren will.«

»Ja, ja, denk auch daran!« erwiderte sie, lächelte mir noch einmal zum Abschied zu und ging nach unten.

Ich holte mir eine Droschke und trug mit Hilfe des Kutschers meine Sachen aus der Wohnung. Keiner meiner Angehörigen sagte ein Wort dagegen oder suchte mich zurückzuhalten. Ich ging nicht in die Stube, um von meiner Mutter Abschied zu nehmen, weil ich nicht noch einmal mit Wersilow zusammenkommen wollte. Als ich bereits in der Droschke saß, schoß mir auf einmal ein Gedanke durch den Kopf.

»Nach der Fontanka, zur Semjonowskij-Brücke!« befahl ich und fuhr wieder zu Wassin.

II

Ich hatte mir auf einmal die Vorstellung gebildet, Wassin werde gewiß schon von Kraffts Selbstmord wissen, und vielleicht hundertmal mehr als ich; und so stellte es sich denn auch heraus. Wassin teilte mir sofort bereitwillig alle Einzelheiten mit, übrigens ohne besondere Erregung; ich schloß daraus, daß er wohl sehr ermüdet sei, und so war es auch wirklich. Er war selbst am Vormittag bei Krafft gewesen. Krafft hatte sich mit einem Revolver erschossen (mit eben dem, von welchem ich oben gesprochen habe), am Abend, als es schon ganz dämmrig geworden war, was sich aus seinem Tagebuch ergab. Die letzte Eintragung war in dem Tagebuch unmittelbar vor dem Schuß gemacht worden, und er bemerkt darin, er schreibe beinah im Dunkeln und könne kaum noch die Buchstaben erkennen; eine Kerze wolle er aber nicht anzünden, aus Furcht, es könne nach seinem Tod ein Brand entstehen. »Sie aber anzünden, um sie vor dem Schuß ebenso wie mein Leben auszulöschen, das will ich

nicht«, hatte er merkwürdigerweise in einer der letzten Zeilen hinzugefügt. Dieses vor dem Tode abgefaßte Tagebuch hatte er schon vor zwei Tagen begonnen, unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Petersburg, noch vor dem Besuch bei Dergatschew; nachdem ich von ihm weggegangen war, hatte er alle Viertelstunden Eintragungen gemacht; die allerletzten drei oder vier Notizen hatte er in Zwischenräumen von fünf Minuten niedergeschrieben. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß Wassin, der doch dieses Tagebuch so lange vor Augen gehabt hatte (man hatte es ihm zu lesen gegeben), keine Abschrift davon gemacht hatte, um so mehr, als es nur einen Bogen füllte und die Bemerkungen nur ganz kurz waren. »Sie hätten doch wenigstens die letzte Seite abschreiben sollen!« sagte ich. Wassin erwiderte lächelnd, er werde den Inhalt auch so nicht vergessen; außerdem seien die Bemerkungen ganz ungeordnet und beträfen alles Mögliche, was ihm in den Sinn gekommen sei. Ich wollte ihm auseinandersetzen, daß das in einem solchen Fall ganz besonders wertvoll sei, ließ diese Absicht dann aber fallen und drang in ihn, mir einiges aus dem Gedächtnis mitzuteilen, und so zitierte er mir denn auch einige Zeilen, zum Beispiel eine, die eine Stunde vor dem Schuß geschrieben war und besagte, daß ihn friere; er habe, um sich zu erwärmen, schon daran gedacht, ein Glas Brantwein zu trinken, aber der Gedanke, daß infolgedessen vielleicht der Bluterguß größer werden könne, habe ihn davon abgehalten. »In dieser Art war fast alles«, schloß Wassin.

»Und das nennen Sie Torheiten!« rief ich.

»Wann hätte ich diesen Ausdruck gebraucht? Ich habe nur keine Abschrift davon anfertigen mögen. Aber wenn es auch keine Torheiten sind, so ist der Inhalt des Tagebuches doch wirklich recht gewöhnlich oder, richtiger gesagt, sehr natürlich, das heißt eben so, wie er in einem solchen Falle sein muß ...«

»Aber es sind doch seine letzten Gedanken, seine letzten Gedanken!«

»Die letzten Gedanken sind manchmal äußerst unbedeutend. Ein ebensolcher Selbstmörder beklagt sich in einem ebensolchen Tagebuch geradezu darüber, daß in einer so wichtigen Stunde ihm auch nicht ein einziger ›höherer Gedanke‹ aufsteige, sondern nur lauter solche kleinlichen und unbedeutenden.«

»Und daß ihn friert, ist das auch ein unbedeutender Gedanke?«

»Meinen Sie speziell das vom Frieren oder das vom Bluterguß? Es ist aber eine bekannte Tatsache, daß sehr viele von denen, die instande sind, an ihren bevorstehenden freiwilligen oder unfreiwilligen Tod zu denken, dazu neigen, sich um die schöne äußere Gestalt, in der ihr Leichnam zurückbleiben wird, Sorgen zu machen. In diesem Sinne fürchtete auch Krafft einen allzugroßen Bluterguß.«

»Ich weiß nicht, ob das eine bekannte Tatsache ist ... und ob sich das so verhält«, murmelte ich, »aber ich wundere mich, daß Sie das alles für so natürlich halten, und dabei ist es doch erst ganz kurze Zeit her, daß Krafft mit uns zusammensaß und redete und sich aufregte. Tut er Ihnen denn gar nicht leid?«

»O gewiß, er tut mir leid, aber das ist etwas ganz anderes. Jedenfalls aber hat Krafft selbst seinen Tod als logische Schlußfolgerung dargestellt. Es stellt sich heraus, daß alles, was gestern bei Dergatschew über ihn gesagt wurde, seine Richtigkeit hatte: er hat ein ganzes Heft voll gelehrter Schlußfolgerungen hinterlassen, aus denen auf Grund der Phrenologie, der Kraniologie und, sogar der Mathematik hervorgehen soll, daß die Russen eine Rasse zweiten Ranges seien und es sich somit für einen Russen überhaupt nicht lohne zu leben. Das charakteristischste ist dabei wohl dies: man kann zwar mit Leichtig-

keit jede beliebige logische Schlußfolgerung ziehen, aber daß sich jemand auf Grund, einer Schlußfolgerung ohne weiteres erschießt, das kommt natürlich nicht immer vor.«

»Wenigstens muß man doch seinem Charakter Anerkennung zuteil werden lassen.«

»Vielleicht auch nicht diesem allein«, bemerkte Wassin ausweichend, aber es war klar, daß er dabei an Dummheit oder an Schwäche der Denkkraft dachte. Alles das brachte mich in Erregung.

»Sie haben selbst gestern von Gefühlen gesprochen, Wassin.«

»Ich negiere sie auch jetzt nicht; aber angesichts der vollendeten Tat erscheint etwas an ihm so grob fehlerhaft, daß eine strenge Betrachtung der Sache unwillkürlich sogar das Mitleid aus der Seele hinausdrängt.«

»Wissen Sie was: ich habe es Ihnen schon vorhin an den Augen angesehen, daß Sie Krafft tadeln würden, und um diesen Tadel nicht zu hören, nahm ich mir vor, Sie nicht um Ihre Meinung zu fragen; aber Sie haben sie von selbst ausgesprochen, und ich sehe mich wider Willen genötigt, Ihnen zuzustimmen; aber trotzdem bin ich mit Ihnen unzufrieden! Mir tut Krafft leid.«

»Wissen Sie, wir geraten zu tief hinein ...«

»Ja, ja«, unterbrach ich ihn, »aber tröstlich ist wenigstens das eine, daß immer in solchen Fällen die am Leben gebliebenen Richter sich ruhig sagen können: ›Wenn sich da auch ein Mensch erschossen hat, der jedes Mitleid und jede Nachsicht verdient, so sind doch wir am Leben geblieben, und es ist folglich kein Anlaß, sehr zu trauern.««

»Ja, natürlich, wenn man es von diesem Gesichtspunkt aus ansieht ... Ach, aber ich glaube, Sie haben einen Scherz gemacht! Einen sehr verständigen Scherz. Ich pflege um diese Zeit meinen Tee zu trinken und werde ihn sogleich bestellen; Sie leisten mir doch wohl Gesellschaft!«

Er ging hinaus und maß dabei mit seinen Blicken meinen Koffer und mein Bündel.

Ich hatte allerdings etwas recht Boshaftes sagen wollen, um Krafft zu rächen, und ich hätte es gesagt, so gut es mir gelingen wollte, aber interessant war mir, daß er das, was ich von solchen Überlebenden wie uns gesagt hatte, anfangs für Ernst hielt. Aber jedenfalls hatte er in allen Punkten mehr recht als ich, sogar hinsichtlich der Gefühle. Ich war mir dessen ohne alles Mißvergnügen bewußt, aber ich hatte die entschiedene Empfindung, daß ich ihn nicht liebte.

Als der Tee gebracht war, sagte ich ihm, ich bäte ihn um Gastfreundschaft nur für diese eine Nacht; wenn es nicht ginge, möge er es offen sagen; ich würde dann in eine Herberge gehen. Darauf legte ich ihm in aller Kürze meine Gründe dar; ich sagte ihm geradeheraus, daß ich mich mit Wersilow für alle Zeit überworfen hätte, ging aber auf Einzelheiten nicht ein. Wassin hörte aufmerksam zu, aber ohne irgendwelche Erregung zu bekunden. Überhaupt antwortete er nur auf meine Fragen; dies tat er allerdings willig und mit hinreichender Ausführlichkeit. Von dem Brief aber, über den ich ihn vorher bei meinem ersten Besuch hatte um Rat fragen wollen, schwieg ich vollständig; meinen vorherigen Besuch bezeichnete ich als bloße Visite. Da ich Wersilow mein Wort darauf gegeben hatte, daß von diesem Brief niemand außer mir erfahren solle, hielt ich mich nicht mehr für berechtigt, irgend jemandem etwas davon zu sagen. Ich hatte aus irgendwelchen Gründen einen Widerwillen dagegen bekommen, von manchen Dingen Wassin Mitteilung zu

machen. Von manchen ja, von andern nein: so gelang es mir, durch meinen Bericht über die Szenen, die sich auf dem Flur und im Zimmer der Nachbarinnen vorher abgespielt und in Wersilows Wohnung ihren Abschluß gefunden hatten, sein Interesse zu erwecken. Er hörte sehr aufmerksam zu, besonders als ich von Stebelkow sprach. Wie Stebelkow mich nach Dergatschew gefragt hatte, das mußte ich ihm zweimal wiederholen, und er wurde dabei ganz nachdenklich; gegen Ende übrigens lächelte er dennoch. Ich hatte in diesem Augenblick plötzlich die Empfindung, daß Wassin sich durch nichts und niemals in Verlegenheit bringen lasse; übrigens hatte dieser Gedanke, als er mir zum erstenmal durch den Kopf ging, eine für Wassin sehr schmeichelhafte Gestalt.

»Überhaupt könnte ich aus dem, was Herr Stebelkow sagte, oft nicht recht klug werden«, schloß ich meine Mitteilungen über Stebelkow, »er redet eigentümlich unklar ... und als steckte in ihm eine gewisse Leichtfertigkeit ...«

Wassin machte sogleich eine ernste Miene.

»Er besitzt allerdings nicht die Gabe des Wortes, aber es ist ihm schon manchmal gelungen, gleich auf den ersten Blick sehr treffende Bemerkungen zu machen, and überhaupt – das sind mehr Männer des praktischen Handelns, des Geschäftslebens als des abstrakten Gedankens; von diesem Gesichtspunkt aus muß man sie beurteilen ...«

Das war genau dasselbe, was ich vorher gedacht hatte.

»Aber er hat bei Ihren Nachbarinnen einen furchtbaren Aufstand hervorgerufen, und Gott weiß, wie das noch hätte enden können.«

Über seine Nachbarinnen teilte mir Wassin mit, sie hätten diese Wohnung seit ungefähr drei Wochen inne und seien irgendwoher aus der Provinz gekommen; ihr Zimmerchen sei außerordentlich klein, und aus allem sei zu entnehmen, daß sie sehr arm seien und nun dasäßen und auf etwas warteten. Er wußte nicht, daß die Junge sich in den Zeitungen als Lehrerin angeboten hatte, aber er hatte gehört daß Wersilow zu ihnen gekommen war; das war in seiner Abwesenheit geschehen, und die Wirtin hatte es ihm mitgeteilt. Die Nachbarinnen hielten sich vielmehr, wie er sagte, von allen Menschen fern, sogar von der Wirtin. In den allerletzten Tagen habe auch er bemerkt, daß bei ihnen tatsächlich etwas nicht in Ordnung sei; aber solche Szenen wie heute hätten noch nicht stattgefunden. Dieses unser ganzes Gespräch über die Nachbarinnen erwähne ich im Hinblick auf das Folgende; bei den Nachbarinnen seihst, hinter der Tür, herrschte zu dieser Zeit Totenstille. Mit besonderem Interesse hörte Wassin, daß Stebelkow es als unumgänglich notwendig bezeichnet habe, über die Nachbarinnen mit der Wirtin zu sprechen, und zweimal wiederholt habe: »Sie werden sehen, Sie werden sehen!«

»Und Sie werden sehen«, fügte Wassin hinzu, »daß ihm das nicht ohne Grund in den Kopf gekommen ist, er hat in solchen Dingen einen sehr scharfen Blick.«

»Also müßte man Ihrer Meinung nach der Wirtin raten, sie hinauszusetzen?«

»Nein, ich meine das nicht in dem Sinne, daß sie hinausgesetzt werden sollten, aber man muß aufpassen, damit da nicht eine üble Geschichte passiert ... Übrigens haben solche Geschichten, auf die eine oder andere Weise, doch immer ein Ende ... Lassen wir dieses Thema!«

Über Wersilows Besuch bei den Nachbarinnen weigerte er sich entschieden ein Urteil abzugeben.

»Es ist alles möglich; der Mensch hat eben Geld in seiner Tasche gefühlt ... Übrigens ist auch das wahrscheinlich, daß er einfach ein Almosen gegeben hat; das entspricht seinen Gewohnheiten aus früherer Zeit und vielleicht auch seinen Neigungen.«

Ich erzählte ihm, daß Stebelkow vorher von einem Säugling geredet habe.

»Stebelkow irrt sich in diesem Punkt vollständig«, sagte Wassin mit besonderem Ernst und mit besonderem Nachdruck (auch das hat sich meinem Gedächtnis sehr gut eingepägt). »Stebelkow«, fuhr er fort, »vertraut manchmal zu sehr auf seinen praktischen Verstand und zieht dann eifertig Schlüsse, wie sie seiner allerdings oft recht scharfsinnigen Logik entsprechen; indes kann ein Vorgang in Wirklichkeit ein weit phantastischeres und überraschenderes Kolorit haben, wenn man die handelnden Personen in Betracht zieht. So ist es auch hier gegangen: zum Teil kennt er die Sache und hat nun den Schluß gezogen, daß Wersilow der Vater des Kindes sei; und doch ist das Kind nicht von Wersilow.«

Ich setzte ihm mit Bitten zu, und da erfuhr ich zu meinem größten Erstaunen folgendes: der Vater des Kindes war Fürst Sergej Sokolskij. Lidija Achmakowa hatte, sei es infolge ihrer Krankheit oder einfach infolge ihres phantastischen Wesens, manchmal wie eine Irrsinnige gehandelt. Sie hatte sich, noch vor ihren Beziehungen zu Wersilow, in den Fürsten verliebt, und der Fürst »trug kein Bedenken, ihre Liebe anzunehmen«, wie Wassin sich ausdrückte. Dieses Verhältnis dauerte nur ganz kurze Zeit; wie schon bekannt ist, entzweiten sie sich, und Lidija wies den Fürsten von sich, »worüber dieser, wie es scheint, froh war«. »Sie war ein sehr sonderbares Mäd-

chen«, fügte Wassin hinzu, »sehr möglich sogar, daß sie nicht immer ihren vollen Verstand hatte.« Aber als der Fürst nach Paris abreiste, hatte er keine Ahnung davon, in welchem Zustand er sein Opfer zurückließ, und er blieb darüber bis zum Schluß, bis zu seiner Rückkehr, in Unkenntnis. Wersilow, der der Freund der jungen Person geworden war, bot ihr an, sie zu heiraten; namentlich im Hinblick auf ihren deutlicher werdenden Zustand (von dem, wie es scheint, auch die Eltern fast bis zuletzt nichts ahnten). Das verliebte Mädchen war ganz entzückt von diesem Antrag und »sah darin nicht nur einen Akt der Aufopferung«, die sie übrigens ebenfalls zu schätzen wußte. »Übrigens verstand er natürlich, die Sache zu regeln«, fügte Wassin hinzu. Das Kind, ein Mädchen, wurde einen Monat oder sechs Wochen vor dem richtigen Termin geboren und zunächst irgendwo in Deutschland untergebracht; dann aber nahm Wersilow es von dort wieder weg, und es befindet sich jetzt irgendwo in Rußland, vielleicht in Petersburg.

»Aber die Phosphorzündhölzer?«

»Davon weiß ich nichts«, schloß Wassin seinen Bericht. »Lidija Achmakowa starb ungefähr vierzehn Tage nach ihrer Entbindung; was da vorgegangen ist, weiß ich nicht. Der Fürst, der eben erst aus Paris zurückgekehrt war, erfuhr, daß ein Kind da war, und glaubte anscheinend zuerst nicht, daß es von ihm sei ... Überhaupt wird diese Geschichte sogar heute noch von allen Seiten geheimgehalten.«

»Aber was ist dieser Fürst für ein Mensch!« rief ich empört. »Was für ein Benehmen gegen ein krankes Mädchen!«

»Sie ist damals noch nicht so krank gewesen ... Außerdem hat sie ihn nachher selbst von sich gewiesen ... Allerdings hat er sich viel-

leicht übermäßig beeilt, von dem ihm erteilten Abschied Gebrauch zu machen.«

»Sie verteidigen einen solchen Schurken noch?«

»Nein, ich nenne ihn nur nicht einen Schurken. Dabei wirkt noch vieles andere mit, außer der reinen Schurkerei. Überhaupt ist das eine recht gewöhnliche Sache.«

»Sagen Sie mal, Wassin, haben Sie ihn näher gekannt? Ich würde sehr gern hinsichtlich eines Punktes, der mich sehr nahe angeht, Ihre Meinung hören und mich auf sie verlassen.«

Aber hierauf gab Wassin eine überaus zurückhaltende Antwort. Er sagte, daß er den Fürsten kenne, aber unter welchen Umständen er mit ihm bekannt geworden sei, darüber schwieg er mit offenkundiger Absicht. Ferner teilte er mir mit, der Fürst verdiene wegen seines Charakters eine etwas nachsichtige Beurteilung. »Er ist voll ehrenhafter Bestrebungen und Gefühle, besitzt aber weder Überlegung noch Willenskraft, um seine Begierden hinreichend zu beherrschen. Er ist ein Mensch ohne Bildung; eine Menge von Ideen und Erscheinungen gehen über seine Kraft, aber dennoch stürzt er sich auf sie. Er wird Ihnen zum Beispiel aus freien Stücken einen Gedanken folgender Art vortragen: ›Ich bin ein Fürst und stamme von Rurik ab, aber warum soll ich nicht Schustergeselle werden, wenn ich mir mein Brot verdienen muß und zu keiner anderen Arbeit tauge? Auf meinem Aushängeschild wird dann stehen: ›Fürst Soundso, Schuhmacher«, das ist sogar vornehm.« Er wird es sagen und, was die Hauptsache ist, es auch tun«, fügte Wassin hinzu, »aber dabei handelt es sich bei ihm ganz und gar nicht um eine kräftige Überzeugung, sondern nur um die leichtfertigste Impulsivität. Dafür stellt sich später unfehlbar die Reue ein, und dann ist er immer bereit, in das ganz entgegengesetzte Extrem zu verfallen; diese

Schwankungen füllen sein ganzes Leben aus. In unserem Zeitalter sind viele Leute auf diese Art in üble Lage geraten«, schloß Wassin, »eben weil sie in unserem Zeitalter geboren sind.«

Ich wurde unwillkürlich nachdenklich.

»Ist es wahr, daß er seinerzeit aus seinem Regiment ausgestoßen worden ist?« fragte ich.

»Ich weiß nicht, ob er ausgestoßen wurde, aber er verließ das Regiment tatsächlich, weil er Unannehmlichkeiten hatte. Ist es Ihnen bekannt, daß er im Herbst vorigen Jahres, gleich nach seiner Verabschiedung, sich zwei oder drei Monate in Luga aufgehalten hat?«

»Ich ... ich weiß, daß Sie damals in Luga wohnten.«

»Ja, eine Zeitlang wohnte auch ich da. Der Fürst war ebenfalls mit Lisaweta Makarowna bekannt.«

»Ja? Das wußte ich nicht. Ich muß gestehen, ich habe so wenig mit meiner Schwester gesprochen ... Aber hat er denn wirklich im Hause meiner Mutter verkehrt?« rief ich.

»O nein; es war nur eine entfernte Bekanntschaft, durch eine dritte Familie.«

»Ja, was hat mir doch meine Schwester von diesem Kind gesagt? War dieses Kind etwa auch in Luga?«

»Ja, einige Zeit.«

»Und wo ist es jetzt?«

»Sicherlich in Petersburg.«

»Nie in meinem Leben werde ich das glauben«, rief ich in größter Aufregung, »daß meine Mutter an der Geschichte mit dieser Lidija auch nur im geringsten beteiligt gewesen ist!«

»Bei dieser Geschichte hat, abgesehen von all diesen Intrigen, deren Aufklärung ich nicht unternehme, Wersilows Rolle eigentlich nichts besonders Tadelnswertes gehabt«, bemerkte Wassin mit einem nachsichtigen Lächeln. Es war ihm anscheinend peinlich, mit mir zu reden, er wollte es sich aber nicht anmerken lassen.

»Niemals, niemals werde ich glauben«, rief ich wieder, »daß eine Frau es fertigbekommt, ihren Mann einer andern Frau abzutreten, das glaube ich nicht! ... Ich schwöre Ihnen, daß meine Mutter nicht daran beteiligt gewesen ist!«

»Es scheint aber doch, daß sie nichts dagegen gesagt hat.«

»Ich hätte an ihrer Stelle schon aus Stolz nichts dagegen gesagt!«

»Ich meinerseits enthalte mich in einer solchen Sache vollständig des Urteils«, schloß Wassin.

In der Tat hatte Wassin bei all seinem Verstand vielleicht kein Verständnis für die Frauen, so daß ihm ein ganzer Kreis von Ideen und Erscheinungen unbekannt blieb. Ich verstummte. Wassin war zeitweilig bei einer Aktiengesellschaft angestellt, und ich wußte, daß er sich Arbeit nach Hause mitzunehmen pflegte. Auf dringendes Befragen meinerseits gestand er, daß er auch jetzt Arbeit habe, Rechnungen, und ich bat ihn inständig, sich meinetwegen nicht zu genieren. Das schien ihn zu freuen; aber bevor er sich an seine Papiere setzte, machte er sich daran, für mich auf dem Sofa ein Bett herzu-

richten. Zuerst hatte er mir sein Bett abtreten wollen, aber als ich das nicht annahm, schien er auch damit ganz zufrieden zu sein. Von der Wirtin ließ er sich ein Kissen und ein Deckbett geben; Wassin war außerordentlich höflich und liebenswürdig, aber es war mir einigermaßen peinlich, zu sehen, daß er sich meiner wegen so viel Mühe machte. Es hatte mir besser gefallen, als ich einmal etwa drei Wochen vorher zufällig auf der Petersburger Seite bei Jefim übernachtete. Ich erinnere mich, wie er mir damals ein Bett zurecht machte, ebenfalls auf dem Sofa und leise, damit es die Tante nicht merkte, da er aus irgendeinem Grunde annahm, sie würde ärgerlich werden, wenn sie erführe, daß seine Freunde bei ihm übernachteten. Wir lachten sehr viel, breiteten statt eines Lakens ein Hemd aus und ließen einen zusammengelegten Mantel die Stelle des Kissens vertreten. Ich erinnere mich, wie Swerjew, als die Arbeit beendet war, wohlgefällig auf das Sofa klopfte und zu mir sagte:

»Vous dormirez comme un petit roi.«

Sowohl seine dumme Lustigkeit als auch die französische Phrase, die zu ihm paßte wie ein Sattel zur Kuh, bewirkten, daß ich mich damals mit außerordentlichem Vergnügen bei diesem Hanswurst ausschließ. Was aber Wassin anlangt, so war ich recht froh, als er mir endlich den Rücken zuwandte und sich an die Arbeit setzte. Ich streckte mich auf dem Sofa aus und dachte, während ich seinen Rücken anblickte, lange und über vieles nach.

III

Und es fehlte mir wahrlich nicht an Stoff zum Nachdenken. In meinem Kopf war eine große Unklarheit und kein einziger vollständiger Gedanke; aber gewisse Empfindungen traten sehr bestimmt

hervor, obgleich infolge ihrer Menge keine einzelne mich völlig zu fesseln vermochte. Alles huschte ohne Zusammenhang und ohne Ordnung an meinem geistigen Auge vorüber, und ich selbst hatte, wie ich mich erinnere, gar keine Lust, bei etwas stehenzubleiben oder eine bestimmte Reihenfolge herzustellen. Sogar der Gedanke an Krafft trat unvermerkt in den Hintergrund. Am meisten erregte mich meine eigene Situation, daß ich nun mit allem gebrochen hatte und meinen Koffer bei mir hatte und nicht zu Hause war und daß jetzt etwas ganz Neues anfang. Ganz als wären bisher alle meine Pläne und Vorbereitungen Spaß gewesen und als finge erst jetzt und – dies die Hauptsache! – *ganz plötzlich* alles in Wirklichkeit an. Dieser Gedanke ermutigte mich und stimmte mich fröhlich, so unklar es auch aus vielen Gründen in meiner Seele aussah. Aber ... aber es waren auch noch andere Empfindungen da; eine von ihnen wollte sich ganz besonders vor den übrigen hervordrängen und sich meiner Seele bemächtigen, und merkwürdigerweise ermutigte mich auch diese Empfindung und forderte mich gewissermaßen zu einer gewaltigen Lustigkeit heraus. Und doch hatte sie eigentlich in einem Angstgefühl ihren Anfang genommen: ich fürchtete, und zwar schon lange, schon gleich von jenem Augenblick an, ich könnte im Eifer und aus Unbesonnenheit zu Frau Achmakowa über das Schriftstück ein Wort zuviel gesagt haben. »Ja, ich habe zuviel gesagt«, dachte ich, »und vielleicht erraten sie nun etwas ... schlimm! Selbstverständlich werden sie mir keine Ruhe lassen, wenn sie erst Verdacht schöpfen, aber ... mögen sie! Vielleicht werden sie mich auch gar nicht finden – ich werde mich verstecken! Wie aber, wenn sie tatsächlich anfangen, auf mich Jagd zu machen ...« Und nun erinnerte ich mich bis in die kleinsten Einzelheiten und mit wachsendem Vergnügen, wie ich kürzlich vor Katerina Nikolajewna gestanden hatte und wie ihre dreisten, aber höchst erstaunten Augen mich unverwandt angesehen hatten. Auch als ich hinausging, hatte ich sie, wie ich mich erinnerte, in diesem Zustand des Staunens zurückgelassen; »ihre Augen sind aber nicht ganz schwarz ... nur die

Wimpern sind sehr schwarz, und daher erscheinen auch die Augen so dunkel ...«

Auf einmal aber wurden mir alle diese Erinnerungen höchst widerwärtig ... und es bemächtigte sich meiner ein Gefühl des Verdrusses, ja des Ekels über die beiden Frauenspersonen und über mich selbst. Ich machte mir irgend etwas zum Vorwurf und gab mir Mühe, an etwas anderes zu denken. »Warum verspüre ich nicht die geringste Entrüstung über Wersilow wegen der Geschichte mit der Nachbarin?« Dieser Gedanke ging mir auf einmal durch den Kopf. Meinerseits war ich fest davon überzeugt, daß er hier die Rolle eines Liebhabers gespielt hatte und hergekommen war, um sich zu vergnügen, aber das versetzte mich eigentlich nicht in Empörung. Es schien mir sogar, daß man sich ihn gar nicht anders vorstellen könne, und obgleich ich mich wirklich darüber freute, daß er an den Pranger gestellt worden war, so klagte ich ihn doch nicht an. Nicht das war mir wichtig; wichtig war mir, daß er mich so böse angesehen hatte, als ich mit der Nachbarin hereinkam, mich so angesehen hatte wie noch nie zuvor. »Endlich hat auch er mich *ernst* angesehen!« dachte ich mit stockendem Herzschlag. Oh, wenn ich ihn nicht geliebt hätte, würde ich mich nicht so über seinen Haß gefreut haben!

Endlich schwand mir das Bewußtsein, und ich schlief fest ein. Ich erinnere mich nur, als wäre es ein Traum gewesen, daß Wassin, als er mit seiner Arbeit fertig war, alles sorgfältig wegräumte, einen prüfenden Blick nach meinem Sofa warf, sich auszog und die Kerze auslöschte. Es war zwischen zwölf und ein Uhr nachts.

IV

Fast genau zwei Stunden später fuhr ich wie ein Halbverrückter aus dem Schlaf auf und setzte mich auf meinem Sofa aufrecht. Hinter der Tür zu den Nachbarinnen erscholl furchtbares Geschrei, Weinen und Heulen. Unsere Tür war sperrangelweit geöffnet, und auf dem Flur, der schon erleuchtet war, schrien und liefen Menschen. Ich wollte schon Wassin rufen, sagte mir aber, daß er nicht mehr im Bett sein würde. Da ich nicht wußte, wo die Zündhölzer zu finden waren, tastete ich nach meinen Kleidern und begann mich eilig im Dunkeln anzuziehen. Bei den Nachbarinnen waren offenbar die Wirtin und die anderen Untermieter zusammengelaufen. Es schrie übrigens nur eine Stimme, nämlich die der älteren Nachbarin, während die junge Stimme von gestern, die ich sehr gut im Gedächtnis hatte, vollständig schwieg; ich erinnere mich, daß dies der erste Gedanke war, der mir damals durch den Kopf ging. Ich war mit dem Ankleiden noch nicht fertig, als Wassin eilig eintrat; in einem Augenblick hatte er mit geübter Hand die Zündhölzer gefunden und im Zimmer Licht gemacht. Er war nur in Hemd, Schlafrock und Pantoffeln und machte sich sogleich daran, sich anzuziehen.

»Was ist denn passiert?« rief ich ihm zu.

»Eine sehr unangenehme Geschichte, die viel Mühe und Lauferei machen wird!« antwortete er beinah zornig. »Diese junge Nachbarin, von der Sie erzählten, hat sich in ihrem Zimmer erhängt.«

Ich schrie laut auf. Ich kann gar nicht beschreiben, wie sich mir das Herz im Leibe umdrehte! Wir liefen auf den Flur hinaus. Ich muß gestehen, ich wagte es nicht, zu den Nachbarinnen hineinzugehen, und sah die Unglückliche erst später, als sie schon abgenommen war, und auch da, um die Wahrheit zu sagen, nur aus einiger Entfernung; sie war mit einem Laken zugedeckt, aus dem die beiden

schmalen Sohlen ihrer Schuhe hervorsahen. So bekam ich ihr Gesicht gar nicht zu sehen. Die Mutter war in einem furchtbaren Zustand; bei ihr war unsere Wirtin, die übrigens nicht besonders erregt zu sein schien. Alle Untermieter drängten sich dort herum. Es waren ihrer nicht viele: nur ein bejahrter Seemann, der sich immer sehr brummig und anspruchsvoll benahm, jetzt jedoch ganz still geworden war, und ein altes auf der Reise befindliches Ehepaar aus dem Gouvernement Twer, sehr achtbare Leute aus dem Beamtenstand. Ich will den ganzen übrigen Teil dieser Nacht nicht beschreiben, das unruhige Treiben und dann die Besuche der amtlichen Personen; bis zum Morgengrauen wurde ich ein leichtes Zittern nicht los und hielt es für meine Pflicht, mich nicht wieder hinzulegen, obgleich ich eigentlich nichts tat. Auch alle andern hatten einen sehr munteren, ja sogar besonders angeregten Gesichtsausdruck. Wassin fuhr sogar irgendwohin weg. Die Wirtin erwies sich als eine recht achtbare Frau, weit mehr, als ich es erwartet hatte. Ich setzte ihr auseinander (und ich rechne mir das zur Ehre an), daß man die Mutter nicht so mit der Leiche der Tochter allein lassen könne und daß sie sie wenigstens bis morgen in ihr Zimmer übernehmen müsse. Sie war sogleich damit einverstanden, und wie sehr sich die Mutter auch wehrte und weinte und sich weigerte, die Leiche zu verlassen, so ging sie schließlich doch zu der Wirtin hinüber, die sogleich den Samowar aufstellen ließ. Darauf verteilten sich auch die Untermieter in ihre Zimmer und machten die Türen zu, aber ich wollte mich trotzdem um keinen Preis hinlegen und saß noch lange bei der Wirtin, die sich sogar darüber freute, daß noch ein Dritter dabei war, der sogar seinerseits einige die Sache betreffende Mitteilungen machen konnte. Der Samowar leistete uns sehr gute Dienste, und überhaupt ist der Samowar in Rußland ein höchst notwendiges Requisit, namentlich bei allen Katastrophen und Unglücksfällen, besonders bei schrecklichen, plötzlichen und außergewöhnlichen; selbst die Mutter trank zwei Täßchen, natürlich erst nachdem wir sie lange gebeten und beinahe mit Gewalt dazu gezwungen hatten. Und doch habe ich, wie ich aufrichtig sagen

kann, niemals einen tieferen, bitteren Kummer gesehen als bei dieser unglücklichen Mutter. Nach den ersten Ausbrüchen von Schluchzen und Weinkrämpfen begann sie, sogar sehr bereitwillig zu reden, und ich hörte mit gespanntem Interesse ihre Erzählung an. Es gibt Unglückliche, namentlich unter den Frauen, die man in solchen Fällen soviel wie nur möglich reden lassen muß. Überdies gibt es Charaktere, die lange, ihr ganzes Leben hindurch, gelitten, die außerordentlich viel erduldet haben, sowohl großen Kummer als auch dauernden kleineren, und durch das Leid sozusagen schon ganz abgenutzt sind; sie erstaunen über nichts mehr, über keine plötzlichen Katastrophen, und – was die Hauptsache ist – vergessen sogar am Sarg eines geliebten Wesens nicht eine der so teuer erworbenen Regeln des dienstfertigen Umganges mit Menschen. Und ich verurteile sie nicht; das ist kein gemeiner Egoismus, nicht Mangel an Herzensbildung; in ihren Herzen findet sich sogar vielleicht mehr Gold als bei den anscheinend edelsten Heldinnen, aber die Gewöhnung an die lange Erniedrigung, der Instinkt der Selbsterhaltung, die stete Bedrückung und Furcht tun schließlich ihre Wirkung. Die arme Selbstmörderin hatte hierin mit ihrer Mutter keine Ähnlichkeit gehabt. In den Gesichtern waren sie übrigens, wie ich glaube, einander ähnlich, obgleich die Verstorbene ausgesprochen hübsch war. Die Mutter war noch gar nicht sehr alt, erst gegen fünfzig Jahre; sie hatte ebenso blondes Haar, aber eingesunkene Augen und Wangen und gelbe, große, ungleichmäßige Zähne. Überhaupt hatte alles an ihr eine gelbliche Färbung: die Haut im Gesicht und an den Händen sah wie Pergament aus, ihr dunkles Kleid war vor Alter ebenfalls ganz vergilbt, und der Nagel des rechten Zeigefingers war aus einem mir unverständlichen Grund sauber und sorgsam mit gelbem Wachs beklebt.

Die Erzählung der armen Frau entbehrte an manchen Stellen des Zusammenhanges. Ich will sie so wiedergeben, wie ich sie selbst verstanden und im Gedächtnis behalten habe.

V

Sie waren aus Moskau gekommen. Sie war schon lange Witwe, »aber Hofrätin«; ihr Mann war Beamter gewesen und hatte fast nichts hinterlassen »außer einer Pension von zweihundert Rubeln. Na, was sind zweihundert Rubel? Aber ich habe Olga doch gut erzogen und sie das Gymnasium besuchen lassen. Und wie sie gelernt hat, wie sie gelernt hat; eine silberne Medaille hat sie bekommen...« (Hier folgte natürlich ein langer Tränenerguß.) Ihr verstorbener Mann hatte bei einem hiesigen Petersburger Kaufmann ein Kapital eingebüßt, fast viertausend Rubel. Auf einmal war dieser Kaufmann wieder reich geworden; »ich habe Dokumente, fragte andere Leute um Rat, und man sagte mir: ›Strengen Sie nur einen Prozeß an, Sie werden bestimmt alles bekommen.‹ Ich nahm denn auch die Sache in Angriff; der Kaufmann zeigte einiges Entgegenkommen. ›Reisen Sie selbst hin!‹ sagte man mir. Ich machte mich also mit Olga auf. Vor einem Monat kamen wir hier an. Unsere Mittel waren nur sehr beschränkt; so nahmen wir uns denn dieses Zimmerchen, weil es das kleinste von allen war und in einem anständigen Hause, das sahen wir selbst, und das war uns das Wichtigste: wir sind unerfahrene Frauen, uns kann jeder beleidigen und zu Schaden bringen. Na, Ihnen bezahlten wir die Miete für einen Monat voraus, und dann kam eine Ausgabe nach der andern; Petersburg ist so scheußlich teuer, und unser Kaufmann weigerte sich rundweg, uns etwas zu bezahlen: ›Ich kenne Sie nicht und weiß von nichts, sagte er. Mein Dokument aber ist nicht ordnungsgemäß, das weiß ich selbst. Und da rieten mir die Leute: ›Gehen Sie zu dem berühmten Advokaten, der ist Professor gewesen, nicht so ein bloßer Advokat, sondern Jurist, der wird Ihnen gewiß sagen, was Sie tun müssen.‹ Ich trug ihm meine letzten fünfzehn Rubel hin; er empfing mich und hörte mich nicht drei Minuten lang an, dann sagte er: ›Ich seh schon, ich

weiß schon«, sagte er, »wenn der Kaufmann will«, sagte er, »wird er es Ihnen zurückgeben, wenn er nicht will, wird er es nicht tun, und wenn Sie einen Prozeß anfangen, werden Sie womöglich noch die Kosten zu bezahlen haben; das beste ist, Sie vergleichen sich mit ihm.« Und dann machte er noch einen Scherz aus dem Evangelium: »Seien Sie willfährig Ihrem Widersacher bald«, sagt er, »dieweil Sie noch bei ihm auf dem Wege sind; sonst werden Sie nicht von dannen herauskommen, bis Sie auch den letzten Heller bezahlt haben«, begleitete mich bis an die Tür und lachte. Meine fünfzehn Rubel waren hin! Ich kam zu Olga zurück, wir saßen uns einander gegenüber, und ich fing an zu weinen. Sie weinte nicht; sie saß ganz stolz da und war empört. So ist sie von jeher gewesen, ihr ganzes Leben lang, sogar schon als kleines Kind; nie hat sie gestöhnt, nie geweint, sondern immer dagesessen und ein finsternes Gesicht gemacht, so daß mir ganz bange wurde, wenn ich sie ansah. Und werden Sie es glauben: ich habe Angst vor ihr gehabt, ordentlich Angst habe ich vor ihr gehabt, schon längst, und ich habe manchmal losweinen wollen, es aber in ihrer Gegenwart nicht gewagt. Ich ging nun zum letztenmal zu dem Kaufmann hin und vergoß bei ihm Ströme von Tränen: »Schön«, sagte er, ohne überhaupt hinzuhören. Dabei aber saßen wir, wie ich Ihnen bekennen muß, schon lange ohne Geld da, weil wir nicht damit gerechnet hatten, so lange von Hause weg zu sein. Ich fing an, nach und nach dieses und jenes von unseren Kleidern ins Leihhaus zu tragen; von dem Erlös für das Versetzte lebten wir dann. Alle unsere Sachen hatten wir schon versetzt; da gab sie mir ihre letzte Wäsche, und ich brach in bittere Tränen aus. Sie stampfte mit dem Fuß, sprang auf und lief selbst zu dem Kaufmann hin. Er ist Witwer und sagt zu ihr: »Kommen Sie übermorgen um fünf Uhr, vielleicht kann ich Ihnen dann etwas Gutes sagen.« Als sie zurückkam, war sie ganz heiter geworden: »Na«, sagt sie, »vielleicht wird er mir etwas Gutes sagen.« Nun, ich freute mich ebenfalls, aber ich hatte doch so ein Gefühl der Kälte ums Herz. »Da steckt etwas dahinter«, denke ich, aber ich wagte nicht, sie weiter zu fragen. Als sie zwei Tage darauf von dem Kaufmann zurückkommt, ist sie ganz

blaß, zittert am ganzen Leib und wirft sich auf das Bett – ich verstand gleich alles und wagte nicht, sie zu fragen. Was meinen Sie: er hatte ihr fünfzehn Rubel angeboten, der Halunke, und hinzugefügt: ›Und wenn ich völlige Unschuld finde, gebe ich Ihnen noch vierzig Rubel.‹ Das hatte er ihr ins Gesicht gesagt, der schamlose Mensch. Sie hatte sich dann, erzählt sie mir, auf ihn gestürzt; aber er stieß sie zurück, flüchtete sich ins Nachbarzimmer und schloß sogar die Tür hinter sich zu. Und dabei hatten wir, das sage ich Ihnen auf mein Gewissen, fast nichts mehr zu essen. Wir trugen eine Jacke weg, sie war mit Hasenfell gefüttert, und verkauften sie, und dann ging sie nach der Zeitung und annoncierte, daß sie in allen Wissenschaften und im Rechnen Vorbereitungsunterricht gibt: ›Wenigstens dreißig Kopeken werde ich doch für die Stunde bezahlt bekommen,‹ sagte sie. Und in der letzten Zeit, Mütterchen, bin ich über sie geradezu entsetzt gewesen: sie redet kein Wort mit mir, sitzt stundenlang am Fenster und blickt auf das Dach des Hauses gegenüber; dann auf einmal schreit sie: ›Meinetwegen Wäsche waschen, meinerwegen Erde graben!‹ Immer nur so ein paar Worte stößt sie heraus und stampft dabei mit dem Fuß. Und wir haben hier gar keine Bekannten, niemand, an den wir uns wenden könnten: ›Was wird aus uns werden?‹ denke ich. Aber mit ihr zu reden, davor fürchtete ich mich immer. Einmal hatte sie am Tage ein Weilchen gesdilafen, wachte auf, öffnete die Augen und sah mich an; ich sitze auf dem Koffer und sehe sie auch an; da stand sie schweigend auf, trat zu mir, umarmte mich ganz fest, und da konnten wir beide uns nicht mehr halten und fingen an zu weinen; wir sitzen da und weinen und lassen uns nicht aus den Armen. Es war das erstemal in ihrem ganzen Leben, daß sie sich so benahm. So sitzen wir beieinander, als Ihre Nastasja hereinkommt und sagt: ›Da ist eine Dame, die nach Ihnen fragt und Sie sprechen möchte.‹ Das war vor vier Tagen. Die Dame kommt herein: wir sehen, sie ist sehr gut angezogen; sie spricht zwar Russisch, aber mit deutscher Färbung: ›Sie haben in der Zeitung annonciert, sagt sie, daß Sie Stunden geben?‹ Wir waren über diese ihre Frage so froh und glücklich und baten

sie, Platz zu nehmen; sie lacht so freundlich: ›Zu mir sollen Sie nicht‹, sagt sie, ›aber meine Nichte hat kleine Kinder; wenn es Ihnen recht ist, so bemühen Sie sich bitte zu uns; da können wir dann alles besprechen.‹ Sie gab uns ihre Adresse: an der Wosnessenskij - Brücke, Nummer soundso, Wohnung Nummer soundso. Sie ging weg. Olga machte sich auf und lief noch an demselben Tag hin. Was meinen Sie, nach zwei Stunden kam sie zurück, verfiel in einen Weinkrampf und schlug mit den Armen um sich. Nachher erzählt sie mir: ›Ich fragte den Hausknecht: »Wo ist hier die Wohnung Nummer soundso?« Der Hausknecht, sagt sie, ›sah mich so an und fragte: »Was wollen Sie denn in der Wohnung?« Er sagte das so sonderbar, daß sie schon da hätte stutzig werden können. Sie war aber von jeher so stolz und ungeduldig und konnte solche unpassenden Fragen gar nicht ausstehen. ›Na, gehen Sie da!‹ sagte er und wies mit dem Finger auf die Treppe; er selbst aber drehte sich um und ging in sein Kämmerchen. Und was meinen Sie? Sie geht hinein und erkundigt sich - da kommen gleich von allen Seiten Frauenzimmer herbeigelaufen! ›Treten Sie näher, treten Sie näher!‹ rufen sie, lauter geschminkte, garstige Frauenzimmer; sie lachen, stürzen auf sie zu, spielen Klavier und ziehen sie mit sich. ›Ich wollte von ihnen weg‹, sagt sie, ›aber sie ließen mich nicht los.‹ Da ergriff sie eine furchtbare Angst, die Beine versagten ihr den Dienst, aber die Frauenzimmer ließen sie nicht los, redeten freundlich auf sie ein, machten Bierflaschen auf, reichten ihr Bier und wollten sie zum Trinken nötigen. Da sprang sie auf und rief zitternd aus voller Kehle: ›Lassen Sie mich weg, lassen Sie mich weg!‹ Sie stürzte zur Tür, aber sie halten die Tür zu; sie schreit und schreit, da kommt die, die kurz vorher bei uns gewesen war, hinzugelaufen, schlägt meine Olga zweimal ins Gesicht, stößt sie zur Tür hinaus und sagt: ›Du bist nicht wert, du dumme Gans, in einem vornehmen Hause zu leben!‹ Und eine andere schreit ihr noch auf der Treppe nach: ›Du bist von selbst zu uns gekommen, um aufgenommen zu werden, weil du nichts zu essen hast; wir mögen eine solche Fratze gar nicht ansehen!‹ Die ganze Nacht lag sie im Fieber und phantasierte, und am

andern Morgen funkeln ihr die Augen, sie steht auf und geht im Zimmer umher: ›Vor Gericht werde ich das Weib bringen, sagt sie, ›vor Gericht!‹ Ich schweige still und denke: ›Was wirst du beim Gericht erreichen? Womit willst du einen Beweis führen?‹ Sie geht hin und her, ringt die Hände, die Tränen laufen ihr über die Wangen; die Lippen aber preßte sie fest zusammen und bewegte sie nicht. Und ihr Gesicht hat sich von eben jenem Augenblick an verfinstert und blieb so bis zum Ende. Am dritten Tage wurde ihr etwas leichter zumute; sie schwieg, als hätte sie sich beruhigt. Und gerade an diesem Tag, um vier Uhr nachmittags, besuchte uns Herr Wersilow.

Und nun will ich geradeheraus sagen: ich kann es bis auf diesen Augenblick nicht begreifen, wie es zuing, daß damals Olga, die doch so mißtrauisch war, ihm beinah gleich vom ersten Wort an Vertrauen schenkte. Was uns am meisten an ihm gefiel, das war, daß er eine so ernste, ja strenge Miene hatte und ruhig, bedächtig und immer so höflich redete – was höflich, geradezu respektvoll redete er, und dabei war an ihm keine Spur von einer anderen Absicht zu bemerken: man sah ohne weiteres, daß da ein Mensch von reiner Gesinnung gekommen war. ›Ich habe, sagt er, ›Ihre Annonce in der Zeitung gelesen; Sie haben sie nicht richtig abgefaßt, Fräulein, sagt er, ›so daß Sie sich dadurch sogar schaden können.‹ Und er fing an, es ihr zu erklären; offen gestanden, ich habe es nicht begriffen, es war irgend etwas wegen dem Rechnen, aber ich sehe, daß Olga errötet, wie neu belebt ist, aufmerksam zuhört und sich eifrig mit ihm in ein Gespräch einläßt (er ist ja jedenfalls ein recht kluger Mensch!); ich höre, daß sie sich sogar bei ihm bedankt. Er fragte sie ausführlich nach allem, und es war zu merken, daß er lange in Moskau gewohnt hatte, und auch die Direktrice des Gymnasiums kannte er, wie sich herausstellte, persönlich. ›Stunden werde ich Ihnen bestimmt verschaffen können, sagt er, ›denn ich bin hier mit vielen Leuten bekannt und kann mich sogar an viele einflußreiche Persönlichkeiten mit einer Bitte wenden; wenn Sie

daher vielleicht lieber eine feste Stellung wünschen sollten, so können wir auch das ins Auge fassen ... zunächst aber, sagt er, ›verzeihen Sie mir eine offene Frage: kann ich Ihnen nicht jetzt gleich irgendwie nützlich sein? Nicht ich, sagt er, ›tue Ihnen, sondern Sie tun mir einen Gefallen damit, wenn Sie mir gestatten, Ihnen irgendeinen Dienst zu erweisen. Betrachten Sie es als ein Ihnen gegebenes Darlehen, sagt er, ›und sobald Sie eine Stelle bekommen haben, können Sie es mir gleich zurückgeben. Ich für meine Person – das können Sie mir auf mein Ehrenwort glauben –, ich würde, wenn ich später einmal selbst in solche Not geriete und umgekehrt Sie sich in guter Lebenslage befänden, ohne weiteres mit der Bitte um eine kleine Unterstützung zu Ihnen kommen und auch meine Frau und meine Tochter zu Ihnen schicken ...‹ Das heißt, ich erinnere mich nicht mehr an alle seine Worte; ich kann nur sagen, daß ich hier in Tränen ausbrach, denn ich sah, daß auch Olgas Lippen vor Dankbarkeit zuckten. ›Wenn ich es annehme, antwortet sie ihm, ›so tue ich es deshalb, weil ich zu einem ehrenhaften, humanen Mann, der mein Vater sein könnte, Vertrauen habe ...‹ Und so schön sagte sie das zu ihm, kurz und vornehm: ›Zu einem humanen Mann, sagt sie. Er stand sogleich auf: ›Bestimmt, ganz bestimmt, sagt er, ›werde ich Ihnen Stunden und eine Stelle verschaffen; gleich heute werde ich die Sache in Angriff nehmen, denn Sie besitzen ja ein dazu völlig ausreichendes Zeugnis.‹ Ja, ich habe vergessen zu sagen, daß er gleich zu Anfang, nachdem er hereingekommen war, alle ihre Zeugnisse vom Gymnasium durchgesehen hatte; sie zeigte sie ihm, und er selbst examinierte sie in verschiedenen Gegenständen ... Olga sagte nachher zu mir: ›Siehst du wohl, er hat mich in vielen Fächern examiniert, Mamachen, und was ist er, sagt sie, ›für ein kluger Mann; mit einem geistig so hochstehenden, gebildeten Mann spricht man nur alle Jubeljahre einmal ...‹ Und dabei strahlt sie nur so über das ganze Gesicht. Das Geld, sechzig Rubel, liegt auf dem Tisch: ›Nehmen Sie es, Mamachen, sagt sie, ›wenn ich eine Stelle bekomme, so soll es unsere erste Pflicht sein, es so schnell wie möglich zurückzugeben; wir wollen ihm beweisen, daß wir ehrliche

Menschen sind; daß wir Taktgefühl besitzen, das hat er schon gesehen.◊ Darauf schwieg sie ein Weilchen, und ich sehe, daß sie so tief atmet: ›Wissen Sie, Mamachen,◊ sagt sie plötzlich zu mir, ›wenn wir taktlos wären, so hätten wir es vielleicht aus Stolz gar nicht angenommen, aber dadurch, daß wir es jetzt angenommen haben, haben wir ihm unser Taktgefühl bewiesen, daß wir ihm als einem achtbaren, schon älteren Mann Vertrauen schenken, nicht wahr?◊ Ich verstand sie zuerst nicht recht und sage: ›Warum sollten wir nicht von einem vornehmen, reichen Mann eine Wohltat annehmen, Olga, wenn er überdies ein gutes Herz hat?◊ Da machte sie ein finstres Gesicht: ›Nein, Mamachen,◊ sagt sie, ›das ist nicht richtig, nicht die Wohltat haben wir nötig, sondern seine Humanität,◊ sagt sie, ›ist das Wertvolle. Das Geld aber hätten wir lieber überhaupt nicht nehmen sollen, Mamachen; wenn er versprochen hat, mir eine Stelle zu verschaffen, so ist auch das schon genug ... wenn wir auch noch so sehr Not leiden.◊ - ›Na, Olga,◊ sage ich, ›unsere Not ist doch so groß, daß wir es gar nicht ablehnen konnten,◊ und ich lächelte sogar dabei. Na, ich freute mich im stillen, aber nach einer Stunde sagt sie zu mir in festem Ton: ›Geben Sie das Geld vorläufig noch nicht aus, Mamachen!◊ - ›Warum nicht?◊ sage ich. - ›Ich will es nicht,◊ antwortete sie, brach ab und verstummte. Den ganzen Abend über schwieg sie; erst in der Nacht zwischen eins und zwei wache ich auf und höre, daß Olga sich im Bette herumdreht. ›Schlafen Sie nicht, Mamachen?◊ - ›Nein,◊ antworte ich, ›ich schlafe nicht.◊ - ›Wissen Sie,◊ sagt sie, ›er hat mich doch beleidigen wollen.◊ - ›Was redest du, was redest du?◊ - ›Es ist bestimmt so,◊ sagt sie, ›er ist ein gemeiner Mensch; keine Kopeke von seinem Geld dürfen Sie ausgeben!◊ Ich wollte ihr zureden und fing sogar in meinem Bett an zu weinen - aber sie drehte sich nach der Wand um: ›Schweigen Sie still,◊ sagt sie, ›und lassen Sie mich schlafen!◊ Am Morgen sehe ich nach ihr hin; sie geht umher und sieht ganz entstellt aus; und ob Sie es mir nun glauben oder nicht, aber ich sage es, wie vor dem Gericht Gottes: sie hatte nicht mehr ihren Verstand! Gleich von der Zeit an, wo sie in diesem unanständigen Hause beleidigt worden

war, war ihr Herz irre geworden ... und auch ihr Verstand. Ich sehe sie an diesem Morgen an und weiß gar nicht, was ich denken soll; es war mir unheimlich; ich denke: ›Ich will ihr mit keinem Wort widersprechen.‹ – ›Seine Adresse hat er uns nicht hiergelassen, Mamachen,‹ sagt sie. – ›Schäme dich, Olga,‹ sage ich, ›du hast ihn doch selbst gestern vertrauensvoll angehört und ihn dann selbst gelobt, und du warst nahe daran, vor Dankbarkeit Tränen zu vergießen.‹ Kaum hatte ich das gesagt, da kreischte sie auf und stampfte mit dem Fuße: ›Sie haben eine gemeine Denkweise,‹ sagt sie, ›Sie sind noch in der alten Zeit aufgewachsen, in der Zeit der Leibeigenschaft!‹ – Und ich mochte sagen, was ich wollte, sie ergriff ihren Hut und lief hinaus, und ich rief ihr noch nach. ›Was hat sie nur?‹ denke ich, ›wo ist sie hingelaufen?‹ Sie war aber nach dem Adreßbüro gelaufen, hatte sich dort erkundigt, wo Herr Wersilow wohnt, und als sie zurückkam, sagte sie: ›Gleich heute bringe ich ihm sein Geld zurück und schleudere es ihm ins Gesicht; er hat mich ebenso beleidigen wollen wie Safronow‹ (das ist unser Kaufmann), ›nur hat mich Safronow wie ein grober Bauer beleidigt, und er wie ein hinterhältiger Jesuit.‹ Und da klopfte gerade unglücklicherweise dieser Herr von gestern bei uns an. ›Ich höre,‹ sagt er, ›daß hier von Wersilow die Rede ist; über den kann ich Ihnen Auskunft geben.‹ Sowie sie den Namen Wersilow hörte, stürzte sie auch schon wie eine Rasende auf ihn los und redet und redet; ich sehe sie an und staune: sie war sonst immer so schweigsam gewesen und hatte mit niemandem so geredet, und nun redete sie so, und noch dazu mit einem ganz unbekanntem Menschen! Die Wangen brannten ihr, und ihre Augen funkelten ... Er aber sagte auch noch: ›Sie haben ganz recht, mein Fräulein; Wersilow ist genau von derselben Sorte wie manche Generäle hier in Petersburg, von denen in den Zeitungen geschrieben steht; so ein General legt all seine Orden an und geht bei allen Gouvernanten umher, die sich in den Zeitungen anzeigen; so geht er herum und findet, was er wünscht; und wenn er an einer Stelle nicht findet, was er wünscht, so sitzt er ein Weilchen da und redet und macht die schönsten Versprechungen und geht

wieder weg; so hat er sich doch wenigstens einen kleinen Spaß gemacht. Olga lachte sogar auf, aber es klang so böse. Und ich sehe, wie dieser Herr ihre Hand erfaßt und an sein Herz zieht: ›Mein Fräulein‹, sagt er, ›ich besitze selbst eigenes Vermögen und könnte jeden Augenblick einem schönen Mädchen einen Antrag machen; aber lieber‹, sagt er, ›möchte ich vorher nur das allerliebste Händchen küssen ...‹, und ich sehe, wie er ihre Hand an die Lippen zieht, um sie zu küssen. Wie sprang sie da auf, und ich zugleich, und da haben wir ihn beide hinausgejagt. Gegen Abend nahm mir Olga das Geld weg und lief damit fort, und als sie wiederkommt, sagt sie: ›Ich habe mich an dem ehrlosen Menschen gerächt, Mamachen! – ›Ach, Olga, Olga‹, sage ich, ›vielleicht haben wir unser Glück zerstört und du hast einen edlen, wohlthätigen Menschen beleidigt!‹ Vor Ärger über sie fing ich an zu weinen, ich konnte mich nicht halten. Da schreit sie mich an: ›Ich will nicht, ich will nicht! Und wenn er der ehrenhafteste Mensch von der Welt ist, auch dann will ich kein Almosen von ihm! Auch daß mich jemand bemitleidet, auch das will ich nicht! Ich legte mich schlafen und dachte weiter an nichts Schlimmes. Wie oft habe ich den Nagel in der Wand betrachtet, der von einem Spiegel da steckengeblieben ist – aber ich war ahnungslos, ganz ahnungslos; weder gestern noch früher ist mir so etwas in den Sinn gekommen, darauf bin ich nicht verfallen, und von Olga hätte ich das gar nicht erwartet. Ich habe gewöhnlich einen festen Schlaf, ich schnarche; das Blut strömt mir nach dem Kopf und beklemmt mir manchmal auch das Herz; dann schreie ich im Schlaf auf, so daß Olga mich schon mitunter in der Nacht geweckt und gesagt hat: ›Was ist nur mit Ihnen, Mamachen; wie fest Sie schlafen; man kann Sie ja gar nicht wachbekommen, wenn es nötig sein sollte.‹ – ›Ach ja, Olga‹, habe ich dann erwidert, ›ich schlafe sehr fest, sehr fest.‹ Jedenfalls hat sie nun gestern gewartet, bis ich anfang zu schnarchen, und ist dann unbesorgt aufgestanden. Und dieser lange Riemen vom Koffer hat sich immer so offen herumgetrieben, den ganzen Monat; noch gestern morgen habe ich gedacht: ›Ich muß ihn doch endlich wegräumen, damit er einem nicht im Weg liegt.‹

Und den Stuhl hat sie nachher jedenfalls mit dem Fuß weggestoßen und, damit er nicht polterte, an der Seite ihren Rock auf den Fußboden gelegt. Und ich bin gewiß erst lange, lange nachher, eine ganze Stunde oder noch länger nachher, aufgewacht. »Olga!« rufe ich, »Olga!« Es schoß mir gleich so etwas durch den Kopf, daß ich rief. Ob ich nun ihr Atmen vom Bett her nicht hörte oder am Ende trotz der Dunkelheit erkannte, daß das Bett leer war, kurz, ich stand plötzlich auf und fühlte mit der Hand hin: niemand war im Bett, und das Kissen war kalt. Da hörte mir fast das Herz auf zu schlagen; ich stand auf dem gleichen Fleck ohne Besinnung, mein Verstand wurde ganz wirr. »Sie wird hinausgegangen sein«, denke ich; ich ging am Bett einen Schritt weiter, und da sehe ich in der Ecke bei der Tür, als ob sie selbst da stände. Ich stehe da und schweige und blicke nach ihr hin, und es ist mir, als ob auch sie aus der Dunkelheit heraus mich ansieht, ohne sich aber zu rühren. »Aber wozu ist sie nur auf den Stuhl gestiegen?« denke ich. - »Olga«, flüstere ich ganz ängstlich, »Olga, hörst du?« Da auf einmal war mir's, als ob in meinem Innern alles hell wurde; ich tue ein paar Schritte vorwärts, strecke beide Arme nach vorn, gerade nach ihr hin und umfasse sie, aber sie schaukelt in meinen Armen; ich fasse fester zu, aber sie schaukelt wieder. Nun begriff ich alles und wollte es doch nicht begreifen ... Ich wollte schreien, bekam aber keinen Ton aus der Kehle ... »Ach!« dachte ich; dann fiel ich lang auf den Fußboden, und nun fing ich an zu schreien ...«

»Wassin«, sagte ich am Morgen zwischen fünf und sechs Uhr, »wenn Ihr Stebelkow sich nicht eingemengt hätte, wäre das vielleicht nicht passiert.«

»Wer kann das wissen; es wäre wohl doch passiert. So kann man in diesem Fall nicht urteilen; es war sowieso schon alles dazu reif ... Allerdings, dieser Stebelkow ist manchmal ...«

Er sprach den Satz nicht zu Ende und runzelte sehr unangenehm die Stirn. Zwischen sechs und sieben fuhr er wieder weg; er hatte es übernommen, alles zu besorgen. Ich blieb endlich völlig allein zurück. Es war schon hell geworden. Im Kopf war mir ein wenig schwindlig. Wersilow stand mir vor Augen: die Erzählung dieser Frau hatte ihn mir in einem ganz anderen Lichte gezeigt. Um bequemer darüber nachzudenken, legte ich mich so, wie ich war, in Kleidern und Stiefeln, auf Wassins Bett, nur für einen Augenblick, ganz ohne die Absicht zu schlafen – und schlief auf einmal ein, ohne daß ich mich nachher hätte besinnen können, wie es zugegangen war. Ich schlief beinah vier Stunden; niemand weckte mich.

Zehntes Kapitel

I

Ich erwachte gegen halb elf und wollte lange Zeit meinen Augen nicht trauen: auf dem Sofa, auf dem ich am vorhergehenden Abend eingeschlafen war, saß meine Mutter und neben ihr die unglückliche Nachbarin, die Mutter der Selbstmörderin. Sie hatten einander an den Händen gefaßt und redeten flüsternd, wahrscheinlich um mich nicht aufzuwecken, und beide weinten. Ich stand vom Bett auf und ging geradeswegs zu meiner Mutter hin, um sie zu küssen. Ihr ganzes Gesicht strahlte auf, sie küßte mich und bekreuzigte mich dreimal mit der rechten Hand. Wir hatten noch nicht Zeit gehabt, ein Wort zueinander zu sagen, als die Tür aufging und Wersilow

und Wassin hereinkamen. Mama stand sofort auf und führte die Nachbarin mit sich hinaus. Wassin reichte mir die Hand, aber Werilow sagte kein Wort zu mir und setzte sich auf einen Lehnstuhl. Er und Mama waren anscheinend schon seit einiger Zeit da. Sein Gesicht war finster und sorgenvoll.

»Am meisten tut es mir leid«, begann er langsam zu Wassin, offenbar in Fortsetzung eines angefangenen Gesprächs, »daß ich nicht dazu gekommen bin, diese ganze Sache noch gestern Abend in Ordnung zu bringen; wahrscheinlich hätte dann dieses schreckliche Ereignis nicht stattgefunden! Und die Zeit hätte noch ausgereicht: es war noch nicht acht Uhr. Kaum war sie gestern von uns wegelaufen, da kam mir sofort der Gedanke, ihr hierher zu folgen und sie umzustimmen, aber diese unvorhergesehene, unaufschiebbare Sache, die ich übrigens sehr wohl hätte bis heute aufschieben können ... sogar eine Woche – diese ärgerliche Sache hat alles verhindert und alles verdorben. So geht es nun einmal!«

»Vielleicht wäre es Ihnen doch nicht gelungen, sie umzustimmen; da war auch schon ohne Sie so vieles ins Brennen und Sieden geraten«, bemerkte Wassin obenhin.

»Nein, es wäre mir gelungen, es wäre mir sicher gelungen. Und es fuhr mir auch der Gedanke durch den Kopf, statt selbst hinzugehen, Sofja Andrejewna hinzuschicken. Aber das war nur so ein flüchtiger Einfall. Wenn Sofja Andrejewna allein hergekommen wäre, hätte sie sie zur Vernunft gebracht, und die Unglückliche wäre am Leben geblieben. Nein, nie wieder werde ich mich ... auf >gute Taten< einlassen ... Und nur ein einziges Mal in meinem Leben habe ich mich darauf eingelassen! Und ich hatte gedacht, ich wäre noch nicht antiquiert und hätte Verständnis für die moderne Jugend. Aber kaum ist unsereiner reif geworden, so ist er auch schon rückständig. Beiläufig bemerkt, es gibt ja tatsächlich heutzutage

außerordentlich viele Menschen, die sich gewohnheitsmäßig immer noch zur jungen Generation rechnen, weil sie noch gestern dazu gehörten, und die gar nicht merken, daß sie schon altes Eisen geworden sind.«

»Es hat hier ein Mißverständnis stattgefunden, ein ganz offenkundiges Mißverständnis«, bemerkte Wassin verständlich. »Ihre Mutter sagt, es scheine, daß sie nach der schrecklichen Beleidigung in dem Bordell die gesunde Urteilkraft verloren habe. Nehmen Sie alle Umstände hinzu, die erste Beleidigung durch den Kaufmann ... all das hätte sich genau ebenso auch in früheren Zeiten ereignen können und ergibt meines Erachtens keineswegs ein der jetzigen Jugend besonders eigenes Charakteristikum.«

»Ein bißchen ungeduldig ist sie schon, die heutige Jugend, ganz abgesehen natürlich von dem geringen Verständnis für die Wirklichkeit, das allerdings der Jugend aller Zeiten eigen ist, aber doch der heutigen in besonders hohem Grade ... Sagen Sie, was hat eigentlich Herr Stebelkow hier angestellt?«

»Herr Stebelkow«, mischte ich mich auf einmal ins Gespräch, »ist an allem schuld. Wenn er nicht gewesen wäre, würde nichts passiert sein. Er hat Öl ins Feuer gegossen.«

Wersilow hörte aufmerksam zu, aber ohne mich anzusehen. Wassin machte ein finsternes Gesicht.

»Ich mache mir auch wegen eines lächerlichen Umstandes Vorwürfe«, fuhr Wersilow fort, indem er wie vorher ohne Eile sprach und die Worte dehnte. »Es scheint, daß ich nach meiner schlechten Gewohnheit mir damals ihr gegenüber eine gewisse Lustigkeit erlaubte, so ein leichtfertiges Lachen, kurz, daß ich nicht scharf, trocken und finster genug gewesen bin, drei Eigenschaften, die ja wohl

auch von der heutigen jungen Generation sehr hoch bewertet werden. Kurz, ich habe ihr Anlaß gegeben, mich für einen vagierenden Scladon zu halten.«

»Ganz im Gegenteil«, fiel ich wieder in entschiedenem Ton ein, »die Mutter versichert ausdrücklich, daß Sie gerade durch Ihr ernstes, sogar strenges Wesen und durch Ihre Offenheit – das sind ihre eigenen Worte – einen vorzüglichen Eindruck gemacht haben. Die Verstorbene selbst hat Sie, als Sie weggegangen waren, in diesem Sinne gelobt.«

»Ja-a?« murmelte Wersilow und warf mir endlich einen flüchtigen Blick zu. »Nehmen Sie diesen Zettel; er wird für die Erledigung der Angelegenheit notwendig sein«, sagte er und reichte Wassin ein winziges Stück Papier hin. Dieser nahm es, und da er sah, daß ich neugierig hinblickte, gab er es mir zum Durchlesen. Es waren nur zwei unregelmäßige Zeilen, mit Bleistift gekritzelt, vielleicht im Dunkeln:

»Liebes Mamachen, verzeihen Sie mir, daß ich mein Lebensdebüt abgebrochen habe. Ihre Sie betrübende Olga.«

»Das ist erst am Vormittag gefunden worden«, fügte Wassin zur Erklärung hinzu.

»Was für ein sonderbares Schriftstück!« rief ich erstaunt.

»Wieso sonderbar?« fragte Wassin.

»Kann man denn in einem solchen Augenblick in humoristischen Ausdrücken schreiben?«

Wassin sah mich fragend an.

»Und es ist auch ein sonderbarer Humor«, fuhr ich fort, »ein Gymnasiastensjargon, wie er unter Schulkameraden gebräuchlich ist... Na, wer kann in einem solchen Augenblick und in einem solchen Schreiben an die unglückliche Mutter – und sie hat ihre Mutter doch offenbar geliebt – schreiben: ›Ich habe mein Lebensdebüt abgebrochen?‹«

»Warum soll man das nicht schreiben können?« fragte Wassin, der noch immer nicht verstand.

»Humor steckt da überhaupt nicht darin«, bemerkte Wersilow endlich. »Der Ausdruck ist natürlich nicht passend, hat durchaus nicht den richtigen Ton und könnte tatsächlich aus dem Gymnasiastensjargon oder aus irgendeinem Feuilleton herkommen, aber die Verstorbene hat den falschen Ton sicher nicht bemerkt, und glaube mir, sie hat den Ausdruck in diesem schrecklichen Schriftstück ganz schlicht und ernsthaft verwendet.«

»Das ist nicht möglich; sie hat das Gymnasium absolviert und beim Abgang eine silberne Medaille bekommen.«

»Die silberne Medaille hat damit nichts zu tun. Die erhalten heutzutage viele beim Abgang.«

»Das zielt wieder auf die Jugend«, bemerkte Wassin lächelnd.

»Durchaus nicht«, erwiderte Wersilow, indem er sich von seinem Platz erhob und seinen Hut nahm. »Wenn die heutige Generation keine besonders große literarische Bildung besitzt, so besitzt sie dafür ohne Zweifel... andere Vorzüge«, fügte er mit ungewöhnlichem Ernst hinzu. »Außerdem sind ›viele‹ nicht ›alle‹; Ihnen zum

Beispiel mache ich nicht den Vorwurf mangelhafter literarischer Bildung, und Sie sind doch auch noch ein junger Mensch.«

»Und Wassin hat ja auch an dem ›Debüt‹ nichts Schlechtes gefunden«, konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken.

Wersilow reichte Wassin schweigend die Hand; dieser griff ebenfalls nach seiner Mütze, um mit ihm zusammen fortzugehen, und rief mir zu: »Auf Wiedersehen!« Wersilow ging hinaus, ohne sich um mich zu kümmern. Auch ich hatte keine Zeit zu verlieren: ich mußte schleunigst laufen und mir ein Zimmer mieten, das war jetzt notwendiger als je zuvor! Mama war nicht mehr bei der Wirtin, sie war weggegangen und hatte die Nachbarin mitgenommen. Ich trat in besonders munterer Stimmung auf die Straße hinaus... Ein neues, großes Gefühl war in meiner Seele erwacht. Und dazu kam noch, daß mir alles glückte, als wäre es vorausberechnet: es gelang mir außerordentlich schnell, eine mir völlig zusagende Wohnung zu finden; von dieser Wohnung will ich später noch reden, jetzt werde ich zuerst die Hauptsache zu Ende erzählen.

Es war eben erst etwas nach eins, als ich wieder zu Wassin zurückkehrte, um meinen Koffer zu holen; es traf sich gut, daß er wieder zu Hause war. Als er mich erblickte, rief er mit froher, offener Miene:

»Wie freue ich mich, daß Sie mich noch getroffen haben; ich wollte eben wieder weggehen! Ich kann Ihnen ein Ereignis mitteilen, das, wie ich meine, Sie sehr interessieren wird.«

»Davon bin ich im voraus überzeugt!« rief ich.

»Ei, wie munter und frisch Sie aussehen! Sagen Sie mal, haben Sie nichts von einem gewissen Brief gewußt, den Krafft in Verwahrung

hatte und der gestern in Wersilows Hände gelangt ist, ein Brief, der sich auf die von ihm gewonnene Erbschaft bezieht? In diesem Brief erklärt der Erblasser seinen Willen in einem der gestrigen Gerichtsentscheidung entgegengesetzten Sinn. Der Brief ist schon vor langer Zeit geschrieben. Kurz, ich weiß nichts Genaueres darüber, aber wissen Sie nichts davon?»

»Selbstverständlich weiß ich. Gerade zu diesem Zweck hat mich Krafft vorgestern in seine Wohnung mitgenommen... von jenen Herren weg, um mir diesen Brief einzuhändigen, und ich habe ihn gestern Wersilow übergeben.«

»Ja? So hatte ich es mir auch gedacht. Denken Sie sich nur, die Sache, von der Wersilow vorhin hier sagte, daß sie ihn gestern abend verhindert habe, hierherzukommen und dieses junge Mädchen umzustimmen, diese Sache war gerade eine Folge dieses Briefes. Wersilow hat sich gleich gestern abend geradeswegs zu dem Rechtsanwalt des Fürsten Sokolskij begeben, ihm diesen Brief überreicht und auf die ganze Erbschaft, die er gewonnen hatte, verzichtet. In diesem Augenblick ist dieser Verzicht schon in die gesetzliche Form gebracht. Wersilow schenkt nicht, sondern erkennt in diesem Schriftstück das volle Recht der Fürsten an.«

Ich stand starr da, aber ich war entzückt. Ich war tatsächlich vollkommen davon überzeugt gewesen, daß Wersilow den Brief vernichten würde. Allerdings hatte ich zu Krafft gesagt, daß das unedel wäre, und hatte das für mich allein in dem Wirtshaus wiederholt und mir gesagt, daß ich »zu einem sittlich reinen Menschen hergereist war, nicht zu diesem, – aber noch mehr für mich allein, das heißt im tiefsten Innern meiner Seele, war ich doch der Meinung gewesen, daß man gar nichts anderes tun könne, als das Schriftstück vollständig vernichten. Das heißt, ich hatte das für das allgewöhnlichste Ding von der Welt gehalten. Und wenn ich auch Wersilow

nachher deswegen beschuldigt hätte, so hätte ich das nur in einer besonderen Absicht getan, nur zum Schein, nämlich um ihm gegenüber meinen höheren sittlichen Standpunkt zu behaupten. Aber als ich jetzt von Wersilows edler Tat hörte, geriet ich in das höchste, aufrichtigste Entzücken und verurteilte voll Reue und Scham meinen Zynismus und meine Gleichgültigkeit gegenüber der Tugend und stellte Wersilow moralisch hoch über mich: ich hätte Wassin beinahe umarmt.

»Was für ein Mensch! Was für ein Mensch! Welcher andere hätte das getan?« rief ich in meinem Freudenrausch.

»Ich stimme Ihnen darin bei, daß das nur sehr wenige getan hätten... und daß das unstreitig eine höchst uneigennützigste Handlung ist...«

»Aber?... Sprechen Sie zu Ende, Wassin; Sie haben ein ›aber?‹«

»Ja, ein ›aber‹ habe ich allerdings; Wersilows Handlung ist meines Erachtens etwas zu hastig und nicht ganz ohne einen Hintergedanken«, antwortete Wassin lächelnd.

»Nicht ohne einen Hintergedanken?«

»Ja. Es spielt dabei eine Art von ›Piedestal‹ mit. Denn es wäre jedenfalls möglich gewesen, dasselbe zu tun, ohne sich selbst so stark zu schädigen. Auch jetzt hätte Wersilow, selbst bei der penibelsten Auffassung der Sache, wenn nicht die Hälfte, so doch unzweifelhaft einen Teil der Erbschaft für sich behalten können, um so mehr, als das Schriftstück keine entscheidende Bedeutung hat und der Prozeß bereits zu seinen Gunsten entschieden ist. Dieser Meinung ist auch der Anwalt der Gegenpartei selbst; ich habe soeben mit ihm gesprochen. Die Handlung würde ebenso schön bleiben, aber einzig und

allein aus einer Anwendung von Stolz hat Herr Wersilow es anders gemacht. Die Hauptsache ist: er ist ein bißchen hitzig geworden und hat sich übermäßig beeilt; er hat ja selbst vorhin gesagt, daß er die Sache eine Woche hätte aufschieben können ...«

»Wissen Sie was, Wassin? Ich kann nicht umhin, Ihnen zuzustimmen, aber... so ist es mir doch lieber! So gefällt es mir besser!«

»Nun, das ist Geschmackssache. Sie selbst haben mich zu einer Meinungsäußerung veranlaßt, sonst hätte ich geschwiegen.«

»Selbst wenn dabei ein »Piedestal« mitspielt, auch dann ist es mir so lieber«, fuhr ich fort, »ein Piedestal ist ja zwar ein Piedestal, aber doch an und für sich etwas sehr Wertvolles. Dieses »Piedestal« ist ja doch auch ein Stück Idealismus, und es ist kaum ein besserer Zustand, daß dieser heutzutage in mancher Seele nicht vorhanden ist: mag er auch mit einem kleinen Auswuchs behaftet sein, wenn er nur da ist! Und gewiß denken Sie auch selbst so. Wassin, liebster Wassin, bester Wassin! Kurz, ich rede natürlich lauter Unsinn zusammen, aber Sie verstehen mich ja doch. Dafür sind Sie eben Wassin, und jedenfalls will ich Sie umarmen und küssen, Wassin!«

»Vor Freude?«

»Ja, vor großer Freude! Denn dieser Mensch »war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden worden. Wassin, ich bin ein törichter Junge und Ihrer nicht wert. Und eben deswegen gestehe ich, daß ich in manchen Augenblicken ein ganz anderer bin, höher und tiefer. Dafür, daß ich Sie vorgestern ins Gesicht gelobt hatte (das hatte ich aber nur getan, weil andere mich erniedrigt und herabgedrückt hatten), dafür habe ich Sie zwei ganze Tage lang gehaßt! Ich hatte mir gleich in jener Nacht vorgenommen, niemals zu Ihnen zu gehen, und bin gestern vormittag nur aus Bos-

heit zu Ihnen gekommen, verstehen Sie wohl, *aus Bosheit*. Ich saß hier allein auf dem Stuhl und kritisierte Ihr Zimmer und Sie und jedes Ihrer Bücher und Ihre Wirtin und gab mir Mühe, Sie zu erniedrigen und über Sie zu lachen ...«

»Das braucht man aber doch nicht zu sagen ...«

»Gestern abend schloß ich aus einer Ihrer Bemerkungen, daß Sie die Frauen nicht verstehen, und freute mich, daß ich Sie bei einem solchen Mangel ertappt hatte. Und vorhin, als ich Sie bei einer falschen Würdigung des Ausdrucks ›Debüt‹ erwischte – da freute ich mich wieder furchtbar, und das alles deswegen, weil ich selbst Sie damals gelobt hatte.«

»Ja, warum denn aber auch nicht?« rief Wassin endlich (er hatte immerzu gelächelt, ohne sich über mich im geringsten zu wundern). »Das kommt ja fortwährend vor, fast bei allen Menschen, und ist etwas ganz Gewöhnliches, nur gesteht es niemand ein, und es ist auch gar nicht nötig, daß man es eingesteht, weil dieses Gefühl in jedem Falle vorübergeht und keine weiteren Folgen hat.«

»Ist es wirklich bei allen Menschen so? Sind alle Menschen von der Art? Und Sie sagen das mit solcher Seelenruhe? Aber mit einer solchen Anschauung kann man doch nicht leben!«

»Nach Ihrer Meinung müßte es heißen:

»Den Irrtum, dessen Trug zum Himmel mich entzückt,
Zieh ich der Wahrheit vor, die mich zu Boden drückt.«

»Aber das ist ja doch wahr!« rief ich. »In diesen zwei Versen liegt ja ein heiliges Lebensprinzip beschlossen!«

»Ich weiß nicht; ich möchte nicht entscheiden, ob diese beiden Verse die Wahrheit sagen oder nicht. Wahrscheinlich liegt die Wahrheit wie überall irgendwo in der Mitte: das heißt, in einem Fall ist es heilige Wahrheit und in einem anderen Unwahrheit. Mit Sicherheit weiß ich nur eines: daß dieser Gedanke noch lange einer der wichtigsten Streitpunkte unter den Menschen sein wird. Jedenfalls bemerke ich, daß Sie jetzt Lust haben zu tanzen. Nun schön, dann tanzen Sie doch: Bewegung ist gesund, und mir hat man gerade heute vormittag furchtbar viel Arbeit aufgepackt ... und ich habe mich mit Ihnen schon zu lange aufgehalten!«

»Ich gehe, ich gehe, ich mache, daß ich fortkomme! Nur noch ein Wort!« rief ich, indem ich schon nach meinem Koffer griff. »Wenn ich mich jetzt eben Ihnen wieder ›an den Hals geworfen‹ habe, so habe ich das nur deshalb getan, weil Sie mir, als ich hereinkam, mit so aufrichtigem Vergnügen dieses Ereignis mitteilten und ›sich freuen‹, daß ich Sie noch zu Hause getroffen hatte, und noch dazu nach der Geschichte von vorhin mit dem ›Debüt; durch dieses aufrichtige Vergnügen haben Sie mit einem Schlag mein ›junges Herz‹ wieder zu Ihren Gunsten umgestimmt. Na, leben Sie wohl, leben Sie wohl; ich werde mich bemühen, möglichst lange nicht wieder herzukommen, und weiß, daß Ihnen das sehr angenehm sein wird; das sehe ich Ihnen sogar an den Augen an, und das wird sogar für uns beide vorteilhaft sein ...«

Während ich so schwatzte und mich vor Eifer und Freude fast verschluckte, schleppte ich meinen Koffer hinaus und begab mich dann mit ihm nach meiner neuen Wohnung. Vor allem gefiel mir sehr, daß Wersilow vorhin zweifellos auf mich böse gewesen war und weder mit mir hatte reden noch mich ansehen wollen. Nachdem ich meinen Koffer hintransportiert hatte, eilte ich gleich zu meinem alten Fürsten. Ich muß gestehen, es war mir diese zwei Tage

über ordentlich schwergefallen, den Verkehr mit ihm entbehren zu müssen. Auch über Wersilow hatte er gewiß schon etwas gehört.

II

Ich hatte es ja gewußt, daß er sich über mein Kommen ungeheuer freuen würde, und ich versichere, daß ich auch ohne die Wersilow-sche Sache an diesem Tag zu ihm gegangen wäre. Es hatte mich an diesem und dem vorhergehenden Tag nur der Gedanke geängstigt, ich könnte dort am Ende mit Katerina Nikolajewna zusammentreffen; aber jetzt fürchtete ich mich vor nichts mehr.

Er umarmte mich voller Freude.

»Nun, und Wersilow! Haben Sie es schon gehört?« fing ich direkt mit der Hauptsache an.

»Cher enfant, mein lieber Freund, das ist so großartig, das ist so edel – kurz, sogar auf Kilian« (das war der Beamte unten) »hat es einen erschütternden Eindruck gemacht! Es ist ja unverständlich von seiner Seite, aber eine glänzende Sache, eine große Tat! Den Idealismus muß man bewundern!«

»Nicht wahr? Nicht wahr? Darin sind wir beide, Sie und ich, immer einer Meinung gewesen.«

»Mein Lieber, wir beide sind immer einer Meinung gewesen. Wo warst du denn so lange? Ich wäre bestimmt selbst zu dir gefahren, aber ich wußte nicht, wo du zu finden warst... Denn zu Wersilow konnte ich doch nicht kommen... Jetzt allerdings, nach allem, was

geschehen ist... Weißt du, mein Freund: gerade durch solche Handlungen hat er, wie mir scheint, auch die Frauen besiegt, gerade durch diesen Charakterzug, das ist unzweifelhaft...«

»Übrigens, um es nicht zu vergessen, ich habe es eigens für Sie im Kopf behalten. Gestern hat ein elender Possenreißer, als er mir ins Gesicht auf Wersilow schimpfte, über ihn gesagt, er sei ein ›Weiberprophet‹; was sagen Sie zu diesem Ausdruck? Ich habe ihn für Sie im Kopf behalten...«

»Ein Weiberprophet! Mais ... c'est charmant! Haha! Aber das paßt so gut auf ihn, das heißt, es paßt durchaus nicht – pfui!... Aber es ist so treffend... das heißt, treffend ist es ganz und gar nicht, aber ...«

»Lassen Sie es gut sein, lassen Sie es gut sein; Sie brauchen nicht verlegen zu werden, betrachten Sie es lediglich als Bonmot!«

»Ein vorzügliches Bonmot, und, weißt du, es hat einen sehr tiefen Sinn... Ein durchaus richtiger Gedanke! Das heißt, wirst du es glauben... Kurz, ich will dir ein ganz kleines Geheimnis mitteilen. Hast du damals diese Olimpiada betrachtet? Kannst du es glauben, daß sie ein bißchen Herzweh um Andrej Petrowitsch hat, und zwar dermaßen, daß sie sich sogar, wie ich glaube, etwas Hoffnung macht...«

»Sie macht sich Hoffnung! Vielleicht würde ihr das hier recht sein!« rief ich empört und machte eine unanständige Handbewegung.

»Mon cher, schrei nicht so; das ist nun einmal so, und du hast am Ende von deinem Standpunkt aus recht. Übrigens, mein Freund, was war denn mit dir das vorige Mal, als Katerina Nikolajewna hier war? Du schwanktest ja ... ich dachte schon, du würdest fallen, und wollte schon zuspringen, um dich zu halten.«

»Davon ein andermal! Na, kurz, ich wurde einfach verlegen, aus einem gewissen Grund...«

»Du bist auch jetzt rot geworden.«

»Na, Sie müssen auch gleich wer weiß was daraus machen! Sie wissen doch, daß sie mit Wersilow verfeindet ist... na, und diese ganze Geschichte, na, und da geriet ich in Aufregung – ach was, lassen wir das, ein andermal!«

»Lassen wir es, lassen wir es; ich bin selbst froh, wenn ich das alles ruhen lassen kann... Kurz, ich habe ihr schweres Unrecht zugefügt und habe sogar, erinnerst du dich, damals im Gespräch mit dir auf sie gescholten... Vergiß das, mein Freund; auch sie wird ihre Meinung über dich ändern, das fühle ich mit Bestimmtheit voraus... Aber da ist ja auch Fürst Serjosh!«

Ein junger, schöner Offizier trat ins Zimmer. Ich betrachtete ihn mit lebhaftem Interesse, denn ich hatte ihn vorher noch nie gesehen. Das heißt, ich sage »schön«, wie das alle von ihm sagten, aber es lag in diesem jungen, schönen Gesicht etwas, was nicht gerade anziehend wirkte. Ich erwähne das als den Eindruck, den ich im allerersten Augenblick, beim ersten Blick auf ihn hatte und der mir für immer geblieben ist. Er war mager, vorzüglich gewachsen, dunkelblond und hatte einen frischen, wenn auch ein wenig gelblichen Teint und einen entschlossenen Blick. Seine schönen, dunklen Augen blickten etwas finster, selbst wenn er sich in ganz ruhiger Gemütsstimmung befand. Aber sein entschlossener Blick stieß gerade deshalb ab, weil man irgendwie das Gefühl hatte, daß diese Entschlossenheit ihn recht wenig kostete. Übrigens verstehe ich mich nicht auszudrücken ... Allerdings besaß sein Gesicht die Fähigkeit, sich auf einmal aus einem finsternen in ein erstaunlich freundliches, sanftes und zärtliches zu verwandeln, und zwar, was

das wichtigste war, bei unbezweifelbarer Aufrichtigkeit der Verwandlung. Diese Aufrichtigkeit war es eben, die so anziehend wirkte. Ich möchte noch einen Charakterzug von ihm anführen: trotz aller Freundlichkeit und Aufrichtigkeit wurde dieses Gesicht nie lustig, selbst nicht, wenn der Fürst aus vollem Herzen lachte; man fühlte doch immer, daß eine echte, helle, leichte Lustigkeit nie sein Herz erfüllte... Übrigens ist es sehr schwer, eine Persönlichkeit so zu beschreiben. Ich verstehe das absolut nicht. Der alte Fürst beeilte sich nach seiner dummen Gewohnheit sofort, uns miteinander bekannt zu machen.

»Das ist mein junger Freund Arkadij Andrejewitsch« (wieder Andrejewitsch!) »Dolgorukij.«

Der junge Fürst wandte sich sofort mit doppelt liebenswürdigem Gesichtsausdruck zu mir hin, aber es war offensichtlich, daß ihm mein Name ganz unbekannt war.

»Er ist... ein Verwandter von Andrej Petrowitsch«, murmelte mein schrecklicher Fürst. (Was für Ärger einem diese alten Herren oft mit ihren Angewohnheiten machen!) Der junge Fürst erriet sogleich, wie sich die Sache verhielt.

»Ach! Ich habe schon vor längerer Zeit von Ihnen gehört ...«, sagte er schnell. »Ich hatte das außerordentliche Vergnügen, im vorigen Jahre in Luga die Bekanntschaft Ihrer Schwester Lisaweta Makarowna zu machen... Sie hat mir ebenfalls von Ihnen erzählt...«

Ich war ganz erstaunt: auf seinem Gesicht strahlte eine durchaus aufrichtige Freude.

»Erlauben Sie, Fürst«, sagte ich stockend, während ich meine beiden Hände auf den Rücken legte, »ich muß Ihnen, aufrichtig sagen -

und es freut mich, daß ich es Ihnen in Gegenwart unseres lieben Fürsten sagen kann -, daß ich sogar den Wunsch hatte, mit Ihnen zusammenzutreffen; und zwar hatte ich diesen Wunsch noch kürzlich, erst gestern noch, aber freilich in einer ganz anderen Absicht. Ich sage das geradeheraus, mögen Sie sich auch noch so sehr darüber wundern. Kurz, ich wollte Sie wegen der Beleidigung, die Sie vor anderthalb Jahren Wersilow in Ems zugefügt haben, zum Duell fordern. Und obwohl ich mir natürlich sagte, daß Sie meine Forderung vielleicht nicht annehmen würden, weil ich eben erst das Gymnasium verlassen habe und noch ein junger Mensch bin, so hätte ich die Forderung dennoch an Sie gerichtet, ganz gleich, wie Sie sie aufgenommen und was Sie darauf getan hätten... und ich muß gestehen, ich habe auch jetzt noch dieselbe Absicht.«

III

Der alte Fürst sagte mir später, es sei mir gelungen, das in einer höchst edlen Weise herauszubringen.

Aufrichtiger Schmerz prägte sich auf dem Gesicht des Fürsten aus.

»Sie haben mich nur nicht ausreden lassen«, sagte er mit Wärme. »Wenn ich mich mit Worten, die mir aus der Seele kamen, an Sie wandte, so waren gerade meine jetzigen Gefühle für Andrej Petrowitsch der Grund dazu. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht sofort alle näheren Umstände mitteilen kann, aber ich versichere Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich an mein unglückseliges Benehmen in Ems schon längst mit der tiefsten Reue zurückdenke. Als ich mich jetzt nach Petersburg aufmachte, beschloß ich, Andrej Petrowitsch jede nur mögliche Genugtuung zu geben, das heißt, ihn buchstäblich geradezu um Verzeihung zu bitten, in der Form, die er selbst

bestimmen wird. Höhere, mächtige Einwirkungen sind die Ursache dieser Änderung meiner Anschauung gewesen. Der Umstand, daß wir miteinander prozessierten, hätte auf meinen Entschluß nicht den geringsten Einfluß gehabt. Aber sein gestriges Verhalten mir gegenüber hat sozusagen meine Seele erschüttert, und ob Sie es glauben oder nicht, selbst in diesem Augenblick bin ich noch nicht recht zu mir gekommen. Und nun muß ich Ihnen mitteilen – ich bin auch zum Fürsten gerade in der Absicht gekommen, ihm von einem ungewöhnlichen Ereignis Mitteilung zu machen: vor drei Stunden, also genau zu der Zeit, wo er mit unserem Rechtsanwalt das Dokument abfaßte, erschien bei mir ein Bevollmächtigter von Andrej Petrowitsch und überbrachte mir eine Forderung von ihm ... eine formelle Forderung wegen des Vorfalles in Ems ...«

»Er hat Sie gefordert?« rief ich und fühlte, daß mir die Augen zu brennen anfangen und das, Blut mir ins Gesicht strömte.

»Ja, er hat mich gefordert; ich nahm die Forderung sofort an, beschloß aber, ihm noch vor dem Duell einen Brief zu schicken, in dem ich ihm meine Ansicht über mein Benehmen darlege und meine tiefe Reue wegen dieses schrecklichen Irrtums ausspreche... denn es ist nur ein Irrtum gewesen, ein unglückseliger, verhängnisvoller Irrtum. Ich möchte noch bemerken, daß ich bei meiner Stellung im Regiment befürchten mußte, durch diesen Schritt in eine mißliche Lage zu geraten: denn durch einen solchen Brief vor dem Duell setzte ich mich der Gefahr aus, von der öffentlichen Meinung verurteilt zu werden... Sie verstehen? Aber trotzdem entschloß ich mich dazu und bin nur nicht dazu gekommen, den Brief abzuschicken, weil ich eine Stunde nach der Forderung von ihm wieder ein Billett erhielt, in dem er mich bittet, ihm die Störung zu verzeihen und die Forderung zu vergessen, und hinzufügt, er bereue diese momentane Anwendung einer schwächlichen, selbstsüchtigen Gesinnung; das sind seine eigenen Worte. Auf diese Weise hat er

mir nun den beabsichtigten Schritt mit dem Brief außerordentlich erleichtert. Ich habe ihn noch nicht abgeschickt, bin aber gerade in der Absicht hergekommen, mit dem Fürsten ein paar Worte über diese Angelegenheit zu reden... Und glauben Sie mir: ich selbst habe unter den Vorwürfen meines Gewissens vielleicht weit mehr gelitten, als sonst jemand bei dieser Sache gelitten hat... Genügt Ihnen diese Erklärung, Arkadij Makarowitsch, wenigstens für den Augenblick, vorläufig? Wollen Sie mir die Ehre erweisen, an meine Aufrichtigkeit rückhaltlos zu glauben?«

Ich war vollständig besiegt; ich sah eine unbezweifelbare Offenherzigkeit, die ich in keiner Weise erwartet hatte. Ich hatte überhaupt nichts Derartiges erwartet. Ich murmelte etwas zur Antwort und streckte ihm einfach meine beiden Hände hin; er schüttelte sie erfreut in den seinen. Darauf führte er den alten Fürsten weg und sprach ungefähr fünf Minuten lang mit ihm in dessen Schlafzimmer.

»Wenn Sie mir ein besonderes Vergnügen machen wollen«, sagte er mit lauter Stimme in bestimmtem Ton zu mir, als er von dort wieder herauskam, »so fahren Sie gleich mit mir mit, und ich werde Ihnen den Brief zeigen, den ich jetzt sofort an Andrej Petrowitsch absenden werde, und zugleich auch seinen Brief an mich.«

Ich willigte mit großer Freude ein. Mein Fürst zeigte sich, als er mich zur Tür begleitete, sehr geschäftig und rief mich ebenfalls auf einen Augenblick in sein Schlafzimmer.

»Mon ami, wie freue ich mich, wie freue ich mich ... Wir wollen über all das noch später miteinander reden. Übrigens, hier habe ich zwei Briefe in meiner Mappe; der eine muß eigenhändig abgegeben werden, und es ist dabei eine mündliche Erklärung nötig; der andere ist an die Bank – auch da muß...«

Mit diesen Worten händigte er mir zwei Briefe ein, die angeblich sehr eilig waren und besondere Mühe und Sorgfalt erforderten. Ich sollte hinfahren, sie persönlich übergeben, eine Quittung ausstellen und so weiter.

»Ach, Sie Schlaukopf!« rief ich, als ich die Briefe in Empfang nahm, »ich möchte schwören, daß das alles dummes Zeug ist und es sich gar nicht um wichtige Geschäfte handelt, sondern Sie sich diese beiden Aufträge absichtlich ausgedacht haben, um mich glauben zu machen, daß ich hier eine Tätigkeit ausübe und mein Geld nicht umsonst bekomme!«

»Mon enfant, ich kann dir versichern, daß du dich darin irrst, es sind wirklich zwei ganz unaufschiebbare Sachen ... Cher enfant!« rief er auf einmal höchst gerührt, »mein lieber junger Mann!« (Er legte mir beide Hände auf den Kopf.) »Ich segne dich und dein Los... Bleibe immer so reinen Herzens, wie du jetzt bist... so gut und brav, wie nur möglich... Liebe alles Schöne... in all seinen, verschiedenen Gestalten ... Na, enfin ... enfin rendons grâce... et je te bénis!«

Er sprach nicht zu Ende und begann, über meinen Kopf gebeugt, zu schluchzen. Ich muß gestehen, auch mir war das Weinen nahe; wenigstens umarmte ich meinen wunderlichen Kauz innig und mit Freuden. Wir küßten uns von Herzen.

Fürst Serjoscha (vollständiger: Fürst Sergej Petrowitsch, so werde ich ihn nennen) brachte mich in einem höchst eleganten Einspänner nach seiner Wohnung, und mein erstes war, die Pracht dieser Wohnung zu bewundern. Das heißt, prächtig war sie eigentlich nicht, wohl aber so, wie es bei den »feinsten Leuten« üblich ist: hohe, große, helle Zimmer (ich sah zwei davon, die übrigen waren geschlossen), und die Möbel zwar nicht in Gott weiß was für einem Versailler oder Renaissance-Stil, aber weich, bequem, reichlich, alles

auf großem Fuß; dazu Teppiche, geschnitztes Holzwerk und Statuetten. Dabei hieß es von den Fürsten Sokolskij allgemein, sie seien bettelarm und besäßen geradezu nichts. Ich hatte indes flüchtig gehört, daß dieser Fürst überall, wo er nur konnte, den Leuten Sand in die Augen gestreut habe, hier und in Moskau und in seinem früheren Regiment und in Paris; er sei sogar ein Spieler und habe Schulden. Ich hatte einen verknüllten Rock an, auf dem obendrein Flaumfedern saßen, weil ich unausgekleidet geschlafen hatte, und das Hemd trug ich schon den vierten Tag. Übrigens war mein Rock noch durchaus nicht schlecht, aber da ich zu dem Fürsten hingerauten war, fiel mir Wersilows Anregung ein, mir andere Kleider machen zu lassen.

»Denken Sie sich, eine Selbstmörderin ist schuld daran, daß ich die ganze Nacht über angezogen geschlafen habe«, bemerkte ich lässig, und da er sogleich Interesse zeigte, erzählte ich ihm die Geschichte in aller Kürze. Aber ihn beschäftigte offenbar vor allen Dingen sein Brief. Besonders frappierte es mich, daß er nicht nur nicht gelächelt, sondern nicht einmal den geringsten Ansatz dazu hatte sehen lassen, als ich ihm vorher geradeheraus erklärt hatte, daß ich ihn zum Duell fordern wolle. Wenn ich auch verstanden hatte, mich so zu benehmen, daß ihm das Lachen vergehen mußte, so war das doch von einem Menschen seiner Art merkwürdig. Wir setzten uns mitten im Zimmer an seinem riesigen Schreibtisch einander gegenüber, und er gab mir seinen schon fertigen und ins reine geschriebenen Brief an Wersilow zum Durchlesen. Der Inhalt dieses Schriftstückes stimmte mit dem überein, was er mir vorher bei meinem Fürsten gesagt hatte; es war sogar mit leidenschaftlicher Hitze geschrieben. Von dieser - seiner augenscheinlichen Offenherzigkeit und Bereitwilligkeit zu allem Guten wußte ich allerdings noch nicht endgültig, wie ich sie auffassen sollte, aber ich begann schon willfährig zu werden, denn in der Tat, warum sollte ich nicht daran glauben? Was für ein Mensch er auch sein und was man auch von ihm erzählen mochte, er konnte darum doch gute Neigungen haben. Ich sah auch

Wersilows letztes, aus sieben Zeilen bestehendes Billett, die Zurückziehung der Forderung. Wenngleich er wirklich darin etwas von seiner »schwächlichen, selbstüchtigen Gesinnung« schrieb, so atmete das ganze Billett doch einen gewissen Hochmut... oder, richtiger gesagt, in diesem ganzen Vorgehen sprach sich eine gewisse Geringschätzung aus. Ich äußerte das übrigens nicht.

»Wie sehen Sie aber diese Zurückziehung der Forderung an?« fragte ich. »Sie glauben doch wohl nicht, daß er Angst bekommen hat?«

»Gewiß nicht«, erwiderte der Fürst lächelnd, aber das Lächeln machte einen sehr ernsten Eindruck, wie denn überhaupt seine Miene immer sorgenvoller wurde. »Ich weiß sehr wohl, daß er ein mutiger Mann ist. Hier liegt natürlich eine besondere Anschauungsweise vor ... eine eigenartige Gemütsstimmung...«

»Ohne Zweifel«, unterbrach ich ihn eifrig. »Ein gewisser Wassin sagt, in seinem Vorgehen mit jenem ans Licht gekommenen Brief und mit dem Verzicht auf die Erbschaft erkenne man den Wunsch, sich auf ein »Piedestal« zu stellen ... Meiner Meinung nach führt niemand solche Taten aus, um damit zu prunken, sondern sie entspringen aus dem tiefsten Innern des Menschen.«

»Ich kenne Herrn Wassin sehr gut«, bemerkte der Fürst.

»Ach ja, Sie müssen ihn ja in Luga gesehen haben.«

Wir sahen einander plötzlich an, und ich erinnere mich, daß ich ein bißchen rot wurde. Wenigstens brach er das Gespräch ab. Ich hatte übrigens große Lust, es weiter fortzusetzen. Der Gedanke an eine Begegnung, die ich am vorhergehenden Tag gehabt hatte, erregte in mir den Wunsch, ihm einige Fragen vorzulegen; ich wußte nur nicht recht, wie ich dabei zu Werke gehen sollte. Und überhaupt

fühlte ich mich nicht sehr behaglich. Es frappte mich auch seine erstaunliche Wohlerzogenheit und Höflichkeit und die Ungezwungenheit seines Benehmens, kurz, diese ganze glänzende Politur, die diese Leute beinahe schon in der Wiege annehmen. In seinem Brief hatte ich zwei recht grobe grammatische Fehler gefunden. Überhaupt benehme ich mich bei solchen Begegnungen nie unterwürfig, sondern werde absichtlich schroff, was manchmal vielleicht töricht ist. Aber im gegenwärtigen Fall trug dazu besonders noch der Gedanke bei, daß ich Federchen auf dem Rock hatte, so daß ich sogar ein paarmal ausrutschte und zu familiär wurde ... Ich bemerkte still für mich, daß der Fürst mich mitunter sehr aufmerksam musterte.

»Sagen Sie mal, Fürst«, platzte ich auf einmal mit einer Frage heraus, »finden Sie es nicht im stillen lächerlich, daß ich, der ich noch ein solcher »Milchbart« bin, Sie zum Duell fordern wollte, und noch dazu wegen einer fremden Beleidigung?«

»Durch eine dem Vater angetane Beleidigung kann man sich sehr wohl beleidigt fühlen. Nein, ich finde es nicht lächerlich.«

»Aber mir scheint doch, daß es furchtbar lächerlich ist ... von einem andern Standpunkt aus ... das heißt, selbstverständlich nicht von meinem eigenen. Um so mehr, als ich ein Dolgorukij bin und kein Wersilow. Aber wenn Sie mir hierin, um mich freundlich zu stimmen, oder aus weltmännischem Anstand die Unwahrheit sagen, so täuschen Sie mich wohl auch in allem übrigen?«

»Nein, ich finde es nicht lächerlich«, wiederholte er ganz ernst. »Es ist doch nur natürlich, daß Sie das Blut Ihres Vaters in 'sich fühlen ... Sie sind freilich noch zu jung, denn ... ich weiß nicht ... ich glaube, wer noch nicht die Volljährigkeit erreicht hat, darf sich nicht schlagen, und man darf keine Forderung von ihm annehmen ... nach den geltenden Regeln ... Aber wenn Sie wollen, ein ernster

Einwand läßt sich vielleicht erheben: wenn Sie eine Forderung ohne Wissen des Beleidigten ergehen lassen, so bringen Sie dadurch gewissermaßen zum Ausdruck, daß Sie selbst ihn wenig achten, nicht wahr?«

Unser Gespräch wurde plötzlich durch einen Diener unterbrochen, der eintrat, um etwas zu melden. Der Fürst, der ihn erwartet zu haben schien, stand, als er ihn erblickte, ohne zu Ende zu sprechen, auf und trat schnell an ihn heran, so daß dieser seine Meldung nur halblaut abstattete und ich sie natürlich nicht verstand.

»Entschuldigen Sie mich!« wandte sich der Fürst an mich. »Ich bin in einer Minute wieder da.«

Er ging hinaus. Ich blieb allein zurück, ging im Zimmer auf und ab und dachte nach. Sonderbar, er gefiel mir und mißfiel mir gleichzeitig stark. Er hatte etwas an sich, was ich selbst nicht näher zu bezeichnen gewußt hätte, was mich aber abstieß. »Wenn er so gar nicht über mich lacht, so benimmt er sich dabei ohne Zweifel durchaus wahr und aufrichtig, aber wenn er über mich lachte, so ... würde er mir vielleicht klüger vorkommen ...«, so dachte ich sonderbarerweise. Ich trat an den Tisch und las noch einmal den Brief an Wersilow durch. Ich versank darüber in Gedanken und vergaß sogar die Zeit, und als ich wieder zu mir kam, bemerkte ich, daß die Minute des Fürsten sich unstreitig schon zu einer ganzen Viertelstunde verlängert hatte. Das versetzte mich in einige Erregung; ich ging noch einmal auf und ab, nahm endlich meinen Hut und beschloß, wie ich mich erinnere, hinauszugehen, um, wenn ich jemanden träfe, den Fürsten rufen zu lassen und, wenn er käme, mich gleich von ihm zu verabschieden, mit der Begründung, ich hätte zu tun und könne nicht länger warten. Es schien mir, daß dies das Angemessenste sein würde; denn es quälte mich ein bißchen der Gedanke, er behandle mich nachlässig, weil er mich so lange allein

ließ. Die beiden Türen dieses Zimmers, beide geschlossen, befanden sich an den beiden Enden ein und derselben Wand. Da ich vergessen hatte, durch welche Tür wir hereingekommen waren, oder wohl mehr aus Zerstretheit, öffnete ich die eine von ihnen und erblickte plötzlich in einem langen, schmalen Zimmer eine auf dem Sofa sitzende weibliche Gestalt – meine Schwester Lisa. Außer ihr war niemand da, und sie wartete offenbar auf jemand. Aber ich hatte noch nicht Zeit gehabt, mich auch nur zu wundern, als ich auf einmal die Stimme des Fürsten hörte, der laut mit jemand sprach und nach seinem Zimmer zurückkehrte. Schnell machte ich die Tür wieder zu, und der durch die andere Tür eintretende Fürst merkte nichts. Ich erinnere mich, daß er sich zu entschuldigen begann und etwas von einer Anna Fjodorowna sagte ... Aber ich war so überrascht und verwirrt, daß ich fast nichts verstand, und stotterte, ich müsse unbedingt nach Hause; dann ging ich, ohne mich zurückhalten zu lassen, schnell hinaus. Der wohlerzogene Fürst wird wohl über meine Manieren recht erstaunt gewesen sein. Er geleitete mich bis ins Vorzimmer und redete fortwährend, aber ich antwortete nicht und sah ihn nicht an.

IV

Als ich auf die Straße hinaustrat, wandte ich mich nach links und schritt ziellos vorwärts. In meinem Kopf war ein Wirrwarr von Gedanken. Ich ging langsam und hatte, glaube ich, schon eine ziemliche Strecke, etwa fünfhundert Schritte, zurückgelegt, als ich auf einmal fühlte, daß mich jemand leicht auf die Schulter schlug. Ich wandte mich um und erblickte Lisa: sie hatte mich eingeholt und mir einen leichten Schlag mit dem Sonnenschirm versetzt. Eine große Heiterkeit, der ein bißchen Schelmerei beigemischt war, lag in ihrem strahlenden Blick.

»Nun, wie freue ich mich, daß du nach dieser Seite gegangen bist; sonst wäre ich heute mit dir nicht zusammengetroffen!« Sie war von dem schnellen Gehen ein wenig außer Atem.

»Wie du außer Atem bist!«

»Ich bin so furchtbar gelaufen, um dich einzuholen.«

»Lisa, das warst du doch, die ich soeben gesehen habe?«

»Wo denn?«

»Beim Fürsten ... beim Fürsten Sokolskij ...«

»Nein, das bin ich nicht gewesen, mich hast du nicht gesehen ...«

Ich schwieg, und so gingen wir etwa zehn Schritte. Lisa fing furchtbar an zu lachen.

»Ich bin es gewesen, ich bin es gewesen, natürlich bin ich es gewesen! Hör mal, du hast mich doch selbst gesehen; du hast mir in die Augen gesehen und ich dir; wie kannst du da erst noch fragen, ob ich es gewesen bin! Na, bist du ein Mensch! Aber weißt du, ich hätte beinahe laut aufgelacht, als du mir da in die Augen sahst; du sahst furchtbar komisch aus.«

Sie lachte gewaltig. Ich fühlte, wie aller Kummer auf einmal aus meinem Herzen wich.

»Aber sag mal, wie kommt es denn, daß du dort warst?«

»Ich war bei Anna Fjodorowna.«

»Bei was für einer Anna Fjodorowna?«

»Bei Frau Stolbejewa. Als wir in Luga wohnten, saß ich manchmal den ganzen Tag bei ihr; sie empfing auch Mama bei sich und kam sogar zu uns zu Besuch. Und doch besuchte sie dort fast niemanden. Mit Andrej Petrowitsch ist sie entfernt verwandt; auch mit dem Fürsten Sokolskij ist sie verwandt, sie ist eine Art Großtante des Fürsten.«

»Also wohnt sie beim Fürsten?«

»Nein, der Fürst wohnt bei ihr.«

»Wem gehört denn die Wohnung?«

»Die gehört ihr; sie hat die ganze Wohnung schon seit einem Jahr. Der Fürst ist eben erst angekommen und logiert bei ihr. Auch sie selbst ist erst seit vier Tagen in Petersburg.«

»Na ... weißt du was, Lisa, sie mitsamt ihrer Wohnung ist mir ganz gleichgültig ...«

»Nicht doch, sie ist eine sehr nette Frau ...«

»Meinetwegen, in Gottes Namen! Wir sind selbst sehr nette Leute! Sieh nur, was ist heute für ein prächtiger Tag! Wie schön ist alles! Und wie schön bist du selbst heute, Lisa. Aber du bist doch noch das reine Kind.«

»Arkadij, sag bloß mal, das arme junge Mädchen von gestern.«

»Ach, es ist traurig, Lisa; ach, es ist traurig!«

»Ach ja, es ist traurig! Welch ein Schicksal! Weißt du, es ist ordentlich sündhaft, daß wir so vergnügt spazierengehen, wo ihre Seele jetzt, mit der Sünde und ihrem Leid beladen, irgendwo in der Finsternis, in der bodenlosen Finsternis umherfliegt ... Arkadij, wer ist an ihrer Sünde schuld? Ach, wie schrecklich das ist! Denkst du wohl manchmal an diese Finsternis? Ach, wie ich mich vor dem Tod fürchte, und wie sündhaft das ist! Ich kann die Dunkelheit nicht leiden; was ist die Sonne doch für eine schöne Sache! Mama sagt, diese Furcht sei sündhaft ... Arkadij, kennst du Mama genau?«

»Nur wenig, Lisa; ich kenne sie nur wenig.«

»Ach, was ist sie für ein gutes Wesen; du mußt sie kennenlernen! Man muß erst ein ganz besonderes Verständnis für sie gewinnen ...«

»Ja, siehst du wohl, auch dich habe ich früher nicht gekannt, und jetzt kenne ich dich vollständig. In einem Augenblicke habe ich dich vollständig kennengelernt. Wenn du dich auch vor dem Tod fürchtest, Lisa, so bist du doch sicherlich stolz, kühn und mutig. Du bist besser als ich, weit besser als ich! Ich hab dich furchtbar lieb, Lisa. Ach, Lisa! Mag der Tod kommen, sobald es sein muß, aber bis dahin laß uns leben, leben! Jene Unglückliche wollen wir bedauern, aber das Leben wollen wir doch segnen, nicht wahr? Nicht wahr? Ich habe eine »Idee«, Lisa. Lisa, du weißt doch, daß Wersilow auf die Erbschaft verzichtet hat?«

»Na, das sollte ich nicht wissen! Mama und ich – wir haben uns schon geküßt.«

»Du kennst meine Seele nicht, Lisa; du weißt nicht, was dieser Mann für mich bedeutet hat ...«

»Wieso weiß ich es nicht? Ich weiß alles.«

»Du weißt alles? Na, wie solltest du auch nicht? Du bist klug; du bist klüger als Wassin. Du und Mama, ihr habt durchdringende, humane Augen, das heißt einen solchen Blick, nicht solche Augen; ich rede Unsinn ... Ich habe in vieler Hinsicht meine Mängel, Lisa.«

»Man muß dich leiten, das ist das Ganze!«

»Leite mich, Lisa! Welch ein Vergnügen es ist, dich heute anzusehen! Weißt du auch, daß du sehr hübsch bist? Ich habe noch nie deine Augen gesehen. Erst jetzt sehe ich sie zum erstenmal ... Wo hast du sie heute hergenommen, Lisa? Wo hast du sie gekauft? Was hast du dafür bezahlt? Lisa, ich habe keinen Freund gehabt und halte die Idee der Freundschaft überhaupt für Unsinn, aber eine Freundschaft mit dir ist kein Unsinn ... Ist es dir recht, daß wir Freunde werden? Du verstehst, was ich sagen will? ...«

»Ich verstehe sehr gut.«

»Und, weißt du, ohne besondere Abmachungen, ohne einen Kontrakt – laß uns ganz einfach Freunde sein!«

»Ja, ganz einfach, ganz einfach, nur eines wollen wir verabreden: sollte es einmal dahin kommen, daß wir einander Vorwürfe machen, daß wir mit etwas am andern unzufrieden sind, daß wir selbst böse und schlecht gegeneinander werden, daß wir sogar alles dies vergessen – so wollen wir doch niemals diesen Tag und besonders nicht diese Stunde vergessen! Wir wollen uns das Wort darauf geben! Wir wollen uns das Wort darauf geben, daß wir immer dieses Tages gedenken werden, an dem ich und du Arm in Arm gingen und so lachten und so vergnügt waren ... Ja? Willst du? Ja?«

»Ja, Lisa, ja, ich verspreche es dir; aber Lisa, mir ist, als hörte ich dich zum erstenmal reden ... Lisa, hast du viel gelesen?«

»Du hast mich ja bisher nicht gefragt! Gestern, als ich einen falschen Ausdruck gebrauchte, geruhten Sie, mein gnädiger, kluger Herr, zum erstenmal mich Ihrer Beachtung zu würdigen.«

»Aber warum hast du nicht selbst mit mir zu reden angefangen, wenn ich ein solcher Dummkopf war?«

»Ich habe immer darauf gewartet, daß du klüger werden solltest ... Ich habe Sie gleich zu Anfang durchschaut, Arkadij, und als ich Sie durchschaut hatte, da dachte ich: »Er wird schon kommen; das Ende wird gewiß sein, daß er kommt«, na, und da beschloß ich, die Ehre, den ersten Schritt zu tun, lieber Ihnen selbst zu überlassen. »Nein«, dachte ich, »jetzt kannst du mir erst ein bißchen nachlaufen.««

»Ach, du Kokette! Na, Lisa, bekenne mal offen: hast du dich über mich während dieses Monats lustig gemacht?«

»Ach, du bist sehr komisch, Arkadij, furchtbar komisch! Und weißt du, ich habe dich vielleicht in diesem Monat gerade deswegen besonders liebgehabt, weil du ein so schnurriger Kauz bist. Aber du hast auch deine schlechten Seiten – das will ich dir nur sagen, damit du nicht stolz wirst. Und weißt du, wer noch über dich gelacht hat? Mama hat über dich gelacht, Mama und ich zusammen: »So ein schnurriger Kauz«, flüsterte sie mir manchmal zu, »nein, was für ein schnurriger Kauz!« Und du saßest dabei und dachtest, daß wir dasäßen und vor dir zitterten.«

»Lisa, wie denkst du über Wersilow?«

»Ich schätze ihn sehr; aber weißt du, wir wollen jetzt nicht von ihm sprechen. Das ist heute nicht die rechte Zeit, nicht wahr?«

»Ganz richtig! Nein, du bist furchtbar klug, Lisa! Du bist unbedingt klüger als ich. Aber warte nur, Lisa, ich werde mit dieser ganzen Geschichte ein Ende machen, und dann werde ich dir vielleicht auch etwas sagen ...«

»Warum machst du denn ein so finsternes Gesicht?«

»Ich mache weiter kein finsternes Gesicht, Lisa; das ist nur so äußerlich ... Siehst du, Lisa, ich will es dir lieber geradeheraus sagen: es ist eine Eigentümlichkeit von mir, daß ich es nicht gerne mag, wenn jemand diesen oder jenen empfindlichen Punkt in meiner Seele mit den Fingern berührt ... oder ich will lieber so sagen: wenn man gewisse Gefühle oft an die Öffentlichkeit treten läßt, damit alle Leute sie beschauen, so ist das doch ein Benehmen, dessen man sich schämen muß, nicht wahr? Darum ziehe ich es manchmal vor, ein finsternes Gesicht zu machen und zu schweigen; du bist ja klug, du mußt dafür Verständnis haben.«

»Ja, mehr noch, ich bin selbst ganz ebenso; ich habe vollständiges Verständnis für dich. Weißt du, daß auch Mama ganz ebenso ist?«

»Ach, Lisa! Wenn man nur recht lange auf der Welt lebte! Wie? Was hast du gesagt?«

»Ich habe nichts gesagt.«

»Du siehst mich ja so an?«

»Du siehst mich ja auch so an. Ich sehe dich an und hab dich gern.«

Ich begleitete sie bis fast nach Hause und gab ihr meine Adresse. Beim Abschied küßte ich sie zum erstenmal in meinem Leben.

V

Und all das wäre gut gewesen; nur eines war nicht gut: ein schwerer Gedanke bohrte schon seit der Nacht in meinem Kopf herum und wollte nicht herausgehen. Es war dies der Gedanke daran, daß ich, als ich gestern abend an unserem Tor mit der Unglücklichen zusammengetroffen war, zu ihr gesagt hatte, ich würde selbst das Haus, die Familie verlassen; von schlechten Menschen müsse man fortgehen und sich ein eigenes Nest bauen, und Wersilow habe viele illegitime Kinder. Solche Worte, von einem Sohn über den Vater gesprochen, mußten ihr natürlich als eine Bestätigung ihres ganzen Verdachtes gegen Wersilow erscheinen, sie in dem Glauben bestärken; daß er sie beleidigt habe. Ich hatte Stebelkow beschuldigt, Öl ins Feuer gegossen zu haben, aber vielleicht hatte gerade ich es ganz besonders getan. Dieser Gedanke war mir schrecklich und ist es auch jetzt noch... Damals aber, an jenem Vormittag, hatte ich zwar schon angefangen, mich damit zu quälen; aber es schien mir doch noch, daß das nur Torheit sei: »Ach was«, sagte ich mir von Zeit zu Zeit, »da war auch schon ohne mich viel ins Brennen und Sieden geraten; ach was, es hat nichts zu bedeuten; es wird vorübergehen! Ich werde mich bessern! Ich werde das irgendwie wieder gutmachen... durch irgendeine gute Tat... Ich habe noch fünfzig Jahre vor mir!«

Aber der Gedanke bohrte doch in mir weiter.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

I

Ich überspringe einen Zeitraum von beinahe zwei Monaten; aber der Leser kann unbesorgt sein: es wird alles aus der weiteren Darlegung klarwerden. Scharf herausheben möchte ich einen bestimmten Tag, den 15. November, einen für mich aus vielen Gründen sehr denkwürdigen Tag. Erstens bemerke ich: niemand, der mich vor zwei Monaten gesehen hat, würde mich wiedererkennen, wenigstens nicht dem Äußeren nach; das heißt, er würde mich wohl wiedererkennen, aber nicht imstande sein, sich die mit mir vorgegangene Veränderung zu erklären. Ich bin stutzerhaft gekleidet - das ist das erste. Jener »gewissenhaft und geschmackvoll arbeitende französische Schneider«, den mir Wersilow früher einmal hatte empfehlen wollen, hat mir nicht nur einen ganzen Anzug gemacht, sondern ist für mich schon ein überwundener Standpunkt: für mich arbeiten jetzt ganz andere Schneider, vornehmere, vom allerersten Rang, und ich habe bei ihnen sogar eine laufende Rechnung. Auch in einem feinen Restaurant habe ich eine laufende Rechnung, aber da bin ich noch ängstlich, und sobald ich Geld habe, bezahle ich immer gleich, obwohl ich weiß, daß das mauvais ton ist und ich mich dadurch kompromittiere. Auf dem Newskij Prospekt bin ich ein guter Kunde eines französischen Friseurs, und wenn er mich frisiert, so erzählt er mir Anekdoten. Und ich muß gestehen, ich übe mich bei ihm im Französischen. Obgleich ich die Sprache kann und sogar ganz gut, bin ich in großer Gesellschaft doch immer noch ängstlich, wenn ich anfangen soll, französisch zu sprechen; und auch meine Aussprache ist gewiß nicht die Pariser. Ich habe meinen Kutscher Matwej, der mit seinem eleganten Trabergefährt zu meinen Diensten steht, so-

bald ich es bestimme. Er hat einen hellbraunen Hengst (ich kann Grauschimmel nicht leiden).

Indessen ist bei mir auch einiges nicht so, wie es sein sollte: wir haben den 15. November, und es ist schon vor drei Tagen Winter geworden, aber ich trage einen alten, von Wersilow abgelegten Schuppenpelz; wenn ich ihn verkaufen wollte, würde ich fünfundzwanzig Rubel dafür bekommen. Ich muß mir einen neuen anschaffen, aber meine Taschen sind leer, und außerdem muß ich mir um jeden Preis zu heute abend Geld verschaffen, sonst bin ich »unglücklich und verloren«; das sind meine eigenen Ausdrücke von damals. Welch eine unwürdige Lage! Nun aber: woher waren auf einmal diese Tausende von Rubeln, diese Traber und diese feinen Restaurants gekommen? Wie war es möglich gewesen, daß ich so schnell alles vergessen und mich so verändert hatte? O Schmach! Ja, lieber Leser, ich beginne jetzt die Geschichte meiner Schmach und Schande, und nichts im Leben kann für mich beschämender sein als diese Erinnerungen.

Ich rede wie ein Richter und weiß, daß ich schuldig bin. In jenem Strudel, in dem ich damals herumgewirbelt wurde, war ich zwar allein, ohne Führer und Ratgeber, aber ich kann beschwören, daß ich mir auch schon damals meines Falles bewußt war und daher keine Entschuldigung habe. Und doch war ich während dieser ganzen zwei Monate fast glücklich, – warum sage ich »fast«? Ich war übergücklich! So glücklich, daß das Bewußtsein meiner Schande, das mitunter (ach, wie oft, wie oft!) in meiner Seele aufblitzte und sie erzittern ließ' – daß dieses Bewußtsein – sollte man es glauben? – mich noch mehr berauschte: »Ach was, falle ich, so falle ich; umkommen werde ich ja nicht; ich komme schon wieder in die Höhe! Ich habe meinen guten Stern!« - Ich ging auf einem schmalen Brückchen aus dünnen Stäben, ohne Geländer, über einem Abgrund, und es machte mir Vergnügen, daß ich so ging; ich blickte

sogar in den Abgrund hinunter. Es war gefährlich und zugleich vergnüglich. Und die »Idee«? Die »Idee« verschob ich auf eine spätere Zeit, die Idee konnte warten; alles, was jetzt geschah, »war nur eine Art Seitensprung«: »Warum soll man sich nicht amüsieren?«

Ich sage es noch einmal: das ist eben eine schlechte Eigenschaft an »meiner Idee«, daß sie ohne weiteres alle möglichen Seitensprünge zuläßt; wäre sie nicht so fest und radikal, so hätte ich vielleicht doch Scheu gehabt, solche Seitensprünge zu machen.

Einstweilen hatte ich noch immer meine kleine Wohnung; ich hatte sie, wohnte aber nicht in ihr; dort lagen nur mein Koffer, meine Reisetasche und andere Sachen; meine Hauptresidenz hatte ich beim Fürsten Sergej Sokolskij. Ich hielt mich bei ihm den Tag über auf, ich übernachtete bei ihm, und das gleich ganze Wochen lang... Wie es dazu gekommen war, das werde ich sogleich sagen; vorher nur noch ein paar Worte über diese meine kleine Wohnung. Sie war mir bereits lieb geworden: hier hatte mich Wersilow von selbst zum erstenmal nach unserm damaligen Streit besucht und war dann noch viele Male gekommen. Ich wiederhole: es war dies für mich eine Zeit furchtbarer Schmach, aber auch gewaltigen Glückes... Und alles gelang mir damals so gut, alles lächelte mir nur so zu! »Und wozu auch diese ganze Düsterei«, dachte ich manchmal in meinem Wonnerausch, »wozu diese alten, schmerzenden Wunden, meine einsame, traurige Kindheit, meine dummen Träumereien unter der Bettdecke, meine Schwüre, meine Spekulationen und sogar meine »Idee«? Das sind alles nur Gebilde meiner Phantasie gewesen, und nun stellt es sich heraus, daß es in der Welt ganz anders aussieht; mir ist so froh und leicht zumute: ich habe einen Vater – Wersilow; ich habe einen Freund – den Fürsten Serjoscha, und ich habe noch ...« aber dieses »noch« wollen wir beiseite lassen. O weh, alles geschah im Namen der Liebe, der Hochherzigkeit und der Ehre, aber nachher erwies es sich als schändlich, frech und ehrlos.

Genug davon!

II

Zum erstenmal kam er zu mir am dritten Tag nach unserm damaligen Bruch. Ich war nicht zu Hause, und er blieb da und wartete auf mich. Als ich in mein winziges Kämmerchen trat, ging es mir seltsam: obgleich ich ihn alle diese drei Tage erwartet hatte, umflorten sich mir doch die Augen, und mein Herz klopfte so stark, daß ich sogar einen Augenblick in der Thür stehenbleiben mußte. Zum Glück saß er mit meinem Wirt zusammen da, der, damit dem Gaste das Warten nicht langweilig würde, es für nötig gefunden hatte, sich schleunigst mit ihm bekannt zu machen, und ihm nun mit großem Eifer zu erzählen angefangen hatte. Er war Titularrat, etwa vierzig Jahre alt, sehr pockennarbig, sehr arm, mit einer schwindsüchtigen Frau und einem kranken Kind belastet; von Charakter war er überaus mittheilhaft, friedlich, übrigens auch recht taktvoll. Ich freute mich über seine Anwesenheit, und er half mir sogar aus der Verlegenheit, denn was hätte ich zu Wersilow sagen sollen? Ich hatte gewußt, hatte diese ganzen drei Tage bestimmt gewußt, daß Wersilow von selbst als erster kommen würde, genauso wie ich es mir wünschte, denn um keinen Preis der Welt wäre ich zuerst zu ihm gegangen, und zwar nicht aus Trotz, sondern gerade aus Liebe zu ihm, aus einer Art Eifersucht der Liebe, – ich verstehe das nicht auszudrücken. Und überhaupt wird der Leser Redegewandtheit bei mir vergebens suchen. Aber obgleich ich ihn diese ganzen drei Tage lang erwartet und es mir fortwährend ausgemalt hatte, wie er hereintreten würde, so hatte ich mir doch trotz aller Anstrengungen absolut nicht im voraus vorstellen können, wovon wir beide nach allem Vorhergegangenen auf einmal sprechen sollten.

»Ach, da bist du ja auch!« sagte er und streckte mir, ohne von seinem Platz aufzustehen, freundschaftlich die Hand entgegen. »Setz dich zu uns; Pjotr Ippolitowitsch erzählt hier eine sehr interessante Geschichte von dem Stein bei den Pawlowskijischen Kasernen... oder da in der Gegend...«

»Ja, ich kenne den Stein«, antwortete ich schnell und setzte mich neben sie auf einen Stuhl. Sie saßen am Tisch. Das ganze Zimmer war nur zwei Sashen im Quadrat groß. Ich holte nur mühsam Atem.

Ein Schimmer von Befriedigung leuchtete in Wersilows Augen auf; er schien seine Zweifel gehabt und gedacht zu haben, ich würde mich theatralisch benehmen. Jetzt, war er beruhigt.

»Fangen Sie lieber noch einmal von vorn an, Pjotr Ippolitowitsch!« Die beiden waren schon dahin gelangt, einander mit Vor- und Vatersnamen anzureden.

»Nämlich, das hat sich noch zu Lebzeiten des seligen Kaisers zuge-
tragen«, begann Pjotr Ippolitowitsch, indem er sich zu mir wandte; er sprach nervös und in einer Art von peinlicher Spannung, als litte er schon im voraus unter der Befürchtung eines Mißerfolges seiner Erzählung. »Sie kennen ja diesen Stein – ein dummer Stein auf der Straße; wozu? warum? er stört nur den Verkehr, nicht wahr? Der Kaiser fuhr oftmals da vorbei, und jedesmal lag dieser Stein da. Endlich erregte das das Mißfallen des Kaisers, und es war ja auch richtig: ein Ding wie ein Berg, wie ein ordentlicher Berg, liegt da auf der Straße und verdirbt die ganze Straße. »Der Stein soll da weg!« sagte der Kaiser. Na, er hatte also gesagt, der Stein soll da weg – Sie verstehen wohl, was das zu bedeuten hat: »Er soll da weg!« Erinnern Sie sich noch, wie der Selige war? Was sollte man mit dem Stein anfangen? Sie wußten sich alle keinen Rat: da war die Duma, und da war ganz besonders, ich erinnere mich nicht mehr, wer es eigent-

lich war, aber es war einer von den allerersten, damaligen Würdenträgern, dem der Auftrag zugefallen war. Also dieser große Herr hörte sich nun um, und da wurde ihm gesagt, fünfzehntausend Rubel werde die Sache wohl kosten, unter dem nicht, und in Silber (denn das Papiergeld war unter dem seligen Kaiser gerade in Silber umgewandelt worden). »Wie kann das fünfzehntausend Rubel kosten!« rief er. »Das ist ja Unsinn!« Die Engländer wollten nämlich anfangs Schienen bis heran legen, den Stein auf die Schienen heben und ihn dann mit Dampfkraft fortschaffen: aber was würde das gekostet haben? Eisenbahnen gab es damals noch nicht; nur nach Zarskoje Selo ging schon eine...«

»Na, man konnte den Stein doch zersägen«, sagte ich und machte dabei ein finsternes Gesicht, ich ärgerte mich gewaltig und genierte mich vor Wersilow; der aber hörte mit sichtlichem Vergnügen zu. Ich begriff, daß auch er sich über die Anwesenheit des Wirtes freute, weil ihm das Zusammensein mit mir ebenfalls peinlich war, das sah ich; ich erinnere mich, daß mir dieses sein Verhalten geradezu rührend vorkam.

»Ganz richtig, zersägen, ganz richtig, gerade auf diesen Gedanken verfielen sie dann, und besonders Montferrand, der damals gerade die Isaaskathedrale baute. »Man muß ihn zersägen«, sagte er, »und dann wegschaffen.« Jawohl, aber was hätte das gekostet?«

»Das macht gar keine Kosten; man zersägt den Stein einfach und schafft die Stücke fort.«

»Nicht doch, erlauben Sie, da muß man ja doch eine Maschine aufstellen, eine Dampfmaschine, und dann: wohin sollte man die Stücke schaffen? Und dann ein Ding wie ein Berg? »Zehntausend Rubel«, sagte man, »unter dem wird es nicht gut zu machen sein, zehn- oder zwölftausend Rubel.««

»Hören Sie mal, Pjotr Ippolitowitsch, das ist aber doch Unsinn, so kann das nicht gewesen sein ...« Aber in diesem Augenblick zwinkerte mir Wersilow unmerklich zu, und in diesem Zuzwinkern erkannte ich eine so zartfühlende Rücksichtnahme auf den Wirt, ja ein solches Mitleid mit ihm, daß mir das außerordentlich gefiel und ich zu lachen anfang.

»Na also, na also«, fuhr der Wirt erfreut fort; er hatte nichts bemerkt und schwebte, wie diese Erzähler immer, in der größten Angst, man könnte ihn durch Zwischenfragen aus dem Konzept bringen, »da kommt nun gerade ein Kleinbürger daher, ein noch junger Mensch, na, wissen Sie, so ein echter Russe: mit keilförmigem Bart, mit einem langschößigen Kaftan und beinah ein bißchen angetrunken ... übrigens, nein, angetrunken war er nicht. Und da steht nun dieser Kleinbürger, während sie da so miteinander sprechen, die Engländer und Montferrand, und der hohe Herr, der den Auftrag bekommen hatte, kam auch in seiner Kutsche angefahren, hörte zu und ärgerte sich darüber, daß sie da redeten und redeten und zu keinem Resultat kommen konnten. Und auf einmal bemerkt er von ferne, wie dieser Kleinbürger dasteht und so falsch lächelt, das heißt, nicht falsch, ich drücke mich nicht richtig aus, sondern gewissermaßen ...«

»Spöttisch«, warf Wersilow behutsam ein.

»Spöttisch, das heißt ein bißchen spöttisch; so dieses gutmütige russische Lächeln, wissen Sie. Na, der hohe Herr wurde darüber natürlich ärgerlich, wissen Sie, und sagte: »Du da mit dem Bart, worauf wartest du? Was bist du für einer?«

»Ich?« sagt er, »ich sehe mir das Steinchen an, Durchlaucht.«

Denn ich glaube, es war eine Durchlaucht; ob es am Ende Fürst Suworow Italijskij war, ein Nachkomme des berühmten Feldherrn?

... Aber nein, ein Suworow war es nicht; wie schade, daß ich vergessen habe, wer es eigentlich war, aber wissen Sie, wenn er auch eine Durchlaucht war, so war er doch ein echter Russe, so ein russischer Typ, ein Patriot mit einem klugen russischen Kopf und einem braven russischen Herzen. Na, er erriet denn auch, wie es stand:

»Na, wie ist's!« sagte er, »willst du den Stein fortschaffen? Was schmunzelst du?«

»Mehr über die Engländer, Durchlaucht; die wollen doch einen unmäßigen Preis nehmen, weil der russische Beutel dick ist und sie zu Hause nichts zu essen haben. Wenn Sie hundert Rubel aussetzen wollen, Durchlaucht, dann schaffen wir bis morgen Abend das Steinchen weg.«

Na, was sagen Sie zu einem solchen Vorschlag? Die Engländer hätten ihn natürlich vor Wut am liebsten aufgefressen; Montferrand lachte; aber diese Durchlaucht mit dem russischen Herzen sagte: »Man gebe ihm hundert Rubel! Aber wirst du ihn auch wirklich fortschaffen?«

»Morgen gegen Abend sind wir damit fertig, Durchlaucht.«

»Aber wie wirst du es denn anfangen?«

»Das ist nun schon, wenn Euer Durchlaucht es nicht übelnehmen wollen, unser Geheimnis«, sagte er, und, wissen

Sie, er sagte das in so einer echt russischen Art. Dem hohen Herrn gefiel das: »Man gebe ihm alles, was er verlangt!« befahl er. Na, da überließ man ihn nun sich selbst. Und was meinen Sie, was er tat?«

Der Wirt machte eine Pause und ließ seine gerührten Blicke von einem zum andern gehen.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Wersilow lächelnd. Ich machte ein sehr finsternes Gesicht.

»Nun, dann hören Sie, was er tat!« sagte der Wirt in einem solchen triumphierenden Ton, als hätte er es selbst ausgeführt: »Er holte sich Bauern mit Spaten, ganz einfache russische Bauern, und ließ sie dicht bei dem Stein, ganz nahe an seinem Rand, eine Grube graben; die ganze Nacht über gruben sie; eine gewaltige Grube stellten sie her, genau von der Größe des Steins, nur noch einen Werschok tiefer, und als sie die Grube fertiggegraben hatten, da befahl er ihnen, ganz allmählich und behutsam die Erde unter dem Stein selbst wegzugraben. Na, natürlich, als sie die weggruben, da hatte der Stein keine rechte Unterlage mehr, und das Gleichgewicht kam ins Wanken; und als nun das Gleichgewicht ins Wanken kam, da stemmten sie sich von der andern Seite alle mit den Armen gegen den Stein, so mit Hurra, auf russische Art: und bautz! fiel der Stein in die Grube! Dann schaufelten sie Erde darüber, stampften sie mit Rammen fest, pflasterten mit kleinen Steinen – und alles sah glatt aus, der Stein war verschwunden!«

»Nun denken Sie mal an!« sagte Wersilow.

»Na, und eine Menge Volks lief da zusammen, eine Menge Volks, nicht zu zählen! Diese Engländer hatten schon längst erraten, wie es zugehen würde, und waren nun wütend. Montferrand kam herbei: »Das ist auf Bauernart gemacht«, sagte er, »gar zu einfach!« Aber das war ja eben der Witz, daß es so einfach war, und ihr wart nicht darauf verfallen, ihr Dummköpfe! Und ich kann Ihnen sagen, dieser hohe Chef, dieser vornehme Beamte, umarmte und küßte ihn: »Wo bist du denn her, du kluger Kerl!« fragte er. – »Aus dem Gou-

vernement Jaroslawl, Durchlaucht; ich bin meinem Handwerk nach eigentlich Schneider, im Sommer aber komme ich nach der Hauptstadt und handle mit Obst.« Na, die Sache gelangte zur Kenntnis der Obrigkeit, und die Obrigkeit befahl, ihm eine Medaille umzuhängen; so ging er denn mit der Medaille um den Hals umher, aber dann trank er sich zu Tode, wie man sagt; wissen Sie, der Russe kann sich eben nicht beherrschen! Daher saugen uns auch bis auf den heutigen Tag die Ausländer aus, jawohl, so ist das!«

»Ja, gewiß, der russische Verstand ...«, begann Wersilow.

Aber hier wurde der Erzähler von seiner kranken Frau abgerufen und lief glücklicherweise davon, denn ich hätte mich sonst nicht mehr halten können.

Wersilow lachte.

»Mein Lieber, er hat mich vor deiner Ankunft schon eine ganze Stunde lang amüsiert. Dieser Stein ... das alles ist ein typisches Beispiel von verkehrtem Patriotismus, aber wie kann man ihn unterbrechen? Du hast es ja selbst gesehen, wie er vor Wonne geradezu zerschmolz. Und außerdem liegt, glaube ich, dieser Stein noch jetzt da, wenn ich mich nicht irre, und ist nie in einer Grube vergraben worden ...«

»Ach, mein Gott!« rief ich, »das ist ja wahr! Wie durfte er dann so etwas erzählen! ...«

»Was ist dir? Du scheinst ja ganz aufgebracht zu sein. Laß nur gut sein! Er hat da tatsächlich etwas verwechselt; ich habe eine derartige Erzählung von einem Stein schon in meiner Kindheit gehört, nur lautete sie natürlich etwas anders und bezog sich nicht auf diesen Stein. Ich bitte dich: »Die Sache gelangte zur Kenntnis der Obrigkeit.«

keit.« Sein ganzes Herz schwamm ja in Entzücken bei diesem »gelangte zur Kenntnis der Obrigkeit«. Für diese klägliche Sorte von Menschen sind solche Anekdoten unentbehrlich. Diese Leute haben ihrer eine große Menge, und das ist bei ihnen in der Hauptsache die Folge ihrer Unmäßigkeit. Sie haben nichts gelernt, wissen nichts ordentlich; na, da möchten sie mal von etwas anderem reden als von Kartenspiel und ihrem Gewerbe, von etwas allgemein Menschlichem, Poetischem ... Was ist eigentlich dieser Pjotr Ippolitowitsch für ein Mensch?«

»Ein ganz armer Mensch und sogar ein unglücklicher Mensch.«

»Na, siehst du, dann spielt er vielleicht nicht einmal Karten? Ich wiederhole es: mit der Erzählung dieses törichten Zeugs tut er seiner Nächstenliebe Genüge: er wollte ja auch uns damit glücklich machen. Auch sein patriotisches Gefühl hat er damit befriedigt; so gibt es zum Beispiel noch eine Anekdote, daß die Engländer dem Fabrikanten Sawjalow eine Million geboten hätten, wenn er seine Fabrikate nicht mehr mit seiner Firmenmarke versehen würde.«

»Ach Gott, ja, diese Anekdote habe ich auch gehört!«

»Wer hätte sie nicht gehört? Und wenn er sie erzählt, so weiß er sogar ganz genau, daß du sie sicherlich schon gehört hast, aber er erzählt sie doch, indem er sich *absichtlich* einbildet, du hättest sie nicht gehört. Die Vision des Königs von Schweden – diese Geschichte scheint bei ihnen schon überholt zu sein; aber in meiner Jugend wurde sie noch mit dem größten Genuß und in geheimnisvollem Flüsterton erzählt, ganz ebenso wie die Geschichte, daß zu Anfang des Jahrhunderts jemand im Senat vor den Senatoren auf den Knien gelegen habe. Über den Kommandanten Baschuzkij gab es ebenfalls eine Menge Anekdoten, wie das Denkmal weggeschafft worden sei. Eine besondere Vorliebe haben sie für Anekdoten über

Vorgänge bei Hofe; ich erwähne zum Beispiel die Erzählungen von dem Minister Tschernyschow unter der vorigen Regierung, wie er als siebzigjähriger Greis sein Äußeres so hergerichtet habe, daß er wie ein Mann von dreißig Jahren ausgesehen und der selige Kaiser sich bei den großen Empfängen immer über ihn gewundert habe ...«

»Auch das habe ich gehört.«

»Wer hätte es nicht gehört? Alle diese Anekdoten sind der Gipfel der Unordentlichkeit; aber du mußt wissen, daß dieser Typ von Unordentlichkeit viel tiefer sitzt und sogar viel weiter verbreitet ist, als wir denken. Die Lust zu schwindeln, um seinen Nächsten dadurch glücklich zu machen, triffst du sogar in unserer besten Gesellschaft, denn wir alle leiden an dieser Unmäßigkeit des Herzens. Nur gehören unsere Erzählungen einem anderen Gebiet an; was wird bei uns nicht allein schon über Amerika erzählt, das ist ja enorm, und sogar Staatsmänner tragen solche Erzählungen vor! Auch ich selbst gehöre, wie ich gestehen muß, zu diesem unordentlichen Typ und habe mein ganzes Leben darunter gelitten ...«

»Die Geschichte von Tschernyschow habe ich selbst schon ein paarmal erzählt.«

»Du hast sie selbst schon erzählt?«

»Hier ist außer mir noch ein Untermieter, ein Beamter, ebenfalls pockennarbig und schon bejahrt, aber ein furchtbar prosaischer Mensch, und sowie Pjotr Ippolitowitsch zu erzählen beginnt, unterbricht er ihn sofort und widerspricht. Und er hat es dadurch so weit gebracht, daß dieser ihm wie ein Sklave dient und ihm alles zu Gefallen tut, nur damit er zuhört.«

»Das ist wieder ein anderer Typ der Unordentlichkeit, und er ist sogar vielleicht häßlicher als der erste. Der erste ist ganz Begeisterung: »Laß mich nur schwindeln – du wirst sehen, wie gut es ausläuft!« Der zweite ist ganz Mißmut und Prosa: »Ich lasse mich nicht beschwindeln; wo, wann, in welchem Jahr hat es sich zugetragen?« Kurz, ein Mensch ohne Herz. Mein Freund, laß deinen Nächsten nur immer ein bißchen schwindeln – das ist ein harmloses Vergnügen. Laß ihn sogar viel schwindeln! Erstens beweist du damit dein Zartgefühl, und zweitens lassen andere zum Dank dafür dich ebenfalls schwindeln – zwei gewaltige Vorteile auf einmal. Que diable, man muß seinen Nächsten lieben. Aber es ist Zeit, daß ich aufbreche. Du hast dich sehr nett eingerichtet«, fügte er, sich vom Stuhle erhebend, hinzu. »Ich werde Sofja Andrejewna und deiner Schwester erzählen, daß ich hiergewesen bin und dich bei guter Gesundheit angetroffen habe. Auf Wiedersehen, mein Lieber!«

Wie, war das wirklich alles? Aber das war ja gar nicht das, was ich brauchte; ich hatte etwas anderes erwartet, die *Hauptsache*, obgleich ich vollkommen einsah, daß es gar nicht anders sein konnte. Ich begleitete ihn mit der Kerze auf die Treppe; der Wirt kam herbeigelaufen, aber ich packte ihn, ohne daß es Wersilow merkte, mit aller Kraft am Arm und stieß ihn heftig zurück. Er sah mich erstaunt an, verschwand aber sofort.

»Diese Treppen!« murmelte Wersilow, die Worte dehnend; er wollte offenbar nur etwas sagen und fürchtete offenbar, daß ich etwas sagen würde. »Diese Treppen! Ich bin nicht mehr daran gewöhnt, und du wohnst im dritten Stock. Übrigens, jetzt werde ich meinen Weg schon allein finden ... Bemühe dich nicht weiter, mein Lieber; du wirst dich noch erkälten.«

Aber ich verließ ihn nicht. Wir stiegen schon die zweite Treppe hinab.

»Ich habe Sie diese ganzen drei Tage erwartet«, sagte ich; die Worte fuhren mir plötzlich wie von selbst aus dem Mund, ich konnte kaum atmen.

»Ich danke dir, mein Lieber.«

»Ich wußte, daß Sie bestimmt kommen würden.«

»Und ich wußte, daß du weißt, daß ich bestimmt kommen würde. Ich danke dir, mein Lieber.«

Er verstummte. Wir waren schon bis zur Haustür gelangt, aber ich ging immer noch hinter ihm her. Er öffnete die Tür; der schnell hereinfahrende Wind löschte meine Kerze aus. Da ergriff ich plötzlich seine Hand; es war ganz dunkel. Er zuckte zusammen, aber er schwieg. Ich beugte mich zu seiner Hand herab und küßte sie leidenschaftlich, mehrere Male, viele Male.

»Mein lieber Junge, womit habe ich das verdient, daß du mich so liebst?« sagte er, aber seine Stimme hatte jetzt einen ganz anderen Klang. Die Stimme zitterte ihm; es lag in ihr ein neuer Ton, als ob gar nicht er es wäre, der da redete.

Ich wollte etwas erwidern, vermochte es aber nicht und lief nach oben. Er jedoch blieb immer noch auf demselben Fleck stehen, und erst als ich bei meiner Wohnung angelangt war, hörte ich, wie unten die Haustür geöffnet wurde und dann geräuschvoll zuschlug. An dem Wirt vorbei, der, ich weiß nicht warum, wieder auftauchte, schlüpfte ich in mein Zimmer, schloß mich ein und warf mich, ohne die Kerze wieder anzuzünden, auf mein Bett, mit dem Gesicht auf das Kissen, und – weinte, weinte! Es war seit der Zeit bei Touchard das erstemal, daß ich Tränen vergoß! Das Schluchzen brach

aus mir mit unwiderstehlicher Kraft hervor, und ich fühlte mich so glücklich ... aber wozu soll ich das beschreiben!

Ich habe das jetzt niedergeschrieben, ohne mich zu schämen, weil das alles vielleicht trotz seiner Albernheit doch im Grunde gut war.

III

Aber er bekam von mir dafür seine Strafe! Ich wurde ein schrecklicher Despot. Selbstverständlich taten wir dieser Szene nachher nie wieder Erwähnung. Vielmehr verkehrten wir zwei Tage darauf bei einem neuen Zusammensein miteinander, als ob gar nichts geschehen wäre – ja noch mehr: ich war an diesem zweiten Abend beinahe grob zu ihm, und er benahm sich ebenfalls etwas trocken. Das geschah wieder in meiner Wohnung; aus einem mir selbst nicht recht verständlichen Grund ging ich meinerseits immer noch nicht zu ihm, obwohl ich sehr gern meine Mutter wiedergesehen hätte.

Wir redeten in dieser ganzen Zeit, das heißt in diesen ganzen zwei Monaten, nur von den abstraktesten Gegenständen. Und das wundert mich: wir taten nichts weiter, als daß wir uns über diese abstrakten, wenn auch natürlich allgemein menschlichen und sehr wichtigen Gegenstände unterhielten, aber mit unseren konkreten persönlichen Verhältnissen standen sie in gar keiner Beziehung. Und doch gab es da vieles, sehr vieles, dessen Besprechung und Klarlegung wünschenswert, ja sogar dringlich notwendig war, aber davon schwiegen wir. Ich sprach nicht einmal von meiner Mutter und von Lisa und ... na, natürlich auch nicht von mir selbst, von meiner ganzen Geschichte. Ob ich mich aus Schamgefühl so benahm oder aus einer Art von jugendlicher Dummheit – ich weiß es nicht. Ich nehme an, daß ich es aus Dummheit tat, denn über das

Schamgefühl hätte ich doch hinwegkommen können. Aber ich tyrannisierte ihn furchtbar und verstieg mich mehrmals geradezu zur Unverschämtheit, sogar gegen meine eigene Herzensneigung; das geschah alles in einer unwiderstehlichen Weise ganz von selbst, ich war nicht imstande, mich selbst zu hemmen. Was aber ihn betrifft, so hatte sein Ton wie früher eine etwas spöttische Färbung, war jedoch trotz aller meiner Unarten immer sehr freundlich. Auffällig war mir auch, daß er es vorzog, selbst zu mir zu kommen, so daß ich schließlich nur sehr selten zu meiner Mutter kam, einmal in der Woche, nicht öfter, besonders in der letzten Zeit, als ich schon ganz in den Strudel hineingeraten war. Er kam immer abends, saß eine Weile bei mir und plauderte; auch mit dem Wirt plauderte er sehr gern; letzteres ärgerte mich bei einem Menschen wie ihm gewaltig. Es ging mir auch der Gedanke durch den Kopf: »Hat er denn außer mir sonst niemand, zu dem er gehen könnte?« Aber ich wußte bestimmt, daß er Bekannte hatte; in der letzten Zeit hatte er sogar in der vornehmen Gesellschaft viele frühere Beziehungen wieder angeknüpft, die er im letzten Jahre hatte fallenlassen, aber es schien, daß er von ihnen nicht sonderlich entzückt war und manche nur offiziell erneuert hatte und lieber zu mir kam. Es war manchmal ordentlich rührend, daß er, wenn er abends bei mir eintrat, beim Öffnen der Tür fast jedesmal von einer gewissen Schüchternheit befallen wurde und mir im ersten Augenblick immer mit einer sonderbaren Unruhe ins Gesicht sah, als wollte er sagen: »Störe ich auch nicht? Sonst sag's – dann gehe ich wieder.« Er sagte das sogar mitunter. So kam er zum Beispiel einmal – es war gerade in der letzten Zeit – herein, als ich einen soeben vom Schneider gelieferten Anzug angezogen hatte, schon vollständig fertig war und zum Fürsten Serjosha fahren wollte, um mich mit ihm nach einem bestimmten Ort zu begeben (wohin, das werde ich später erklären). Er aber setzte sich, nachdem er hereingekommen war, hin, wahrscheinlich ohne zu bemerken, daß ich im Begriff war auszugehen; es überkam ihn zeitweilig eine höchst sonderbare Zerstretheit. Und nun mußte er auch noch von meinem Wirt zu reden anfangen; da brauste ich auf:

»Ach, hol den Wirt der Teufel!«

»Ach so, mein Lieber«, sagte er, indem er sich schnell von seinem Platz erhob, »es scheint, du willst ausgehen, und ich störe dich ... Bitte, verzeih!«

Und ganz bescheiden beeilte er sich wegzugehen. Aber gerade diese Sanftheit mir gegenüber von Seiten eines solchen Mannes, der in der Gesellschaft eine unabhängige Stellung einnahm und so viele persönliche Vorzüge besaß, ließ in meinem Herzen auf einmal meine ganze Zärtlichkeit zu ihm und all meinen Glauben an ihn wieder lebendig werden. Aber wenn er mich so liebte, warum hielt er mich denn damals in der Zeit meiner Schande nicht zurück? Hätte er damals nur ein Wort gesagt, so würde ich mich vielleicht beherrscht haben. Übrigens vielleicht auch nicht. Aber sehen mußte er dieses mein stutzerhaftes, renomnistisches Benehmen, meinen Kutscher Matwej (ich wollte ihn sogar einmal in meinem Schlitten mitnehmen, aber er stieg nicht ein; ja, es geschah sogar mehrmals, daß er sich nicht hineinsetzen wollte); er sah, daß ich das Geld vergeudete – aber kein Wort, kein Wort, nicht einmal eine neugierige Frage! Das hat mich bis auf den heutigen Tag gewundert und wundert mich auch jetzt noch. Ich aber genierte mich damals vor ihm selbstverständlich nicht im geringsten und tat alles ganz offen, obgleich ich natürlich auch kein Wort zur Erklärung sagte. Er fragte nichts, und ich sagte nichts.

Übrigens, zwei- oder dreimal fingen wir doch auch an, über persönliche Angelegenheiten zu sprechen. So fragte ich ihn einmal am Anfang, bald nach dem Verzicht auf die Erbschaft, wovon er denn nun leben werde.

»Irgendwie so, mein Freund«, antwortete er mit der größten Seelenruhe.

Jetzt weiß ich, daß sogar Tatjana Pawlownas kleines Kapital, etwa fünftausend Rubel, in diesen letzten zwei Jahren zur Hälfte für Wersilow verausgabt worden war.

Ein andermal kamen wir auf Mama zu sprechen:

»Mein Freund«, sagte er plötzlich in traurigem Ton, »ich habe zu Sofja Andrejewna oft zu Anfang unserer Verbindung gesagt, übrigens sowohl zu Anfang als auch in der Mitte und am Ende: »Meine Teure, ich quäle dich, und ich zerquäle dich ganz und empfinde kein Mitleid, solange ich dich noch habe; aber wenn du sterben solltest, so weiß ich, daß ich mich mit Selbstvorwürfen zu Tode martern werde.««

Ich erinnere mich übrigens, daß er an jenem Abend besonders offenherzig war:

»Wenn ich noch ein charakterschwacher, bedeutungsloser Mensch wäre und unter diesem Bewußtsein litte! Aber das ist eben nicht der Fall; ich weiß ja, daß ich unendlich stark bin, und was meinst du, wodurch? Eben durch diese unmittelbare Fähigkeit, mich in alle möglichen Verhältnisse einzuleben – eine Fähigkeit, die allen klugen Russen unserer Generation eigen ist. Ich bin durch nichts zu ruinieren, durch nichts zu vernichten, durch nichts in Erstaunen zu setzen. Ich habe ein zähes Leben wie ein Hofhund. Ich kann auf die bequemste Weise zwei entgegengesetzte Gefühle zu ein und derselben Zeit empfinden – und das selbstverständlich ganz unwillkürlich. Aber nichtsdestoweniger weiß ich, daß das ehrlos ist, besonders weil es gar zu verständig ist. Ich habe mein Leben jetzt bis nahe an die Fünfzig gebracht und weiß bis jetzt noch nicht, ob es gut oder schlecht ist, daß ich so lange gelebt habe. Natürlich liebe ich das Leben, das ergibt sich ohne weiteres aus der Sache selbst; aber wenn ein Mensch, wie ich, das Leben liebt, ist das unwürdig. In letzter

Zeit ist etwas Neues aufgekommen und Menschen wie Krafft leben sich nicht in die Verhältnisse ein, sondern schießen sich tot. Aber es ist ja klar, daß die Kraffts dumm sind; na, aber wir sind klug – mit hin ist es auch hier nicht möglich, eine Parallele zu ziehen, und die Frage bleibt dennoch offen. Und steht denn die Erde nur für solche Leute wie uns? Das wahrscheinlichste ist: ja; aber dieser Gedanke ist doch gar zu trostlos. Übrigens aber ... übrigens aber bleibt die Frage dennoch offen.«

Er sagte das mit trauriger Miene, und trotzdem wußte ich nicht, ob es aufrichtig gemeint war. Er hatte immer so eine Art von Sicherheitswinkel, den er unter keinen Umständen verlassen wollte.

IV

Ich überschüttete ihn damals mit Fragen und stürzte mich auf ihn wie ein Hungriger auf Brot. Er antwortete mir stets bereitwillig und geradeheraus, aber zu guter Letzt leitete er die Erörterung immer auf Sätzen von ganz allgemeinem Inhalt hin, so daß es in Wirklichkeit nicht möglich war, ein Resultat zu gewinnen. Und dabei hatten mich alle diese Fragen mein ganzes Leben lang beunruhigt, und ich gestehe offen, daß ich noch in Moskau ihre Entscheidung aufgeschoben hatte, und zwar eben bis zu unserm Wiedersehen in Petersburg. Ich sprach das ihm gegenüber sogar offen aus, und er lachte nicht über mich – im Gegenteil, ich erinnere mich, daß er mir die Hand drückte. Über die allgemeine Politik und die sozialen Fragen konnte ich fast nichts aus ihm herausbekommen, und gerade diese Fragen beunruhigten mich im Hinblick auf meine »Idee« am allermeisten. Über Leute wie Dergatschew entlockte ich ihm einmal die Bemerkung, sie seien »unter aller Kritik«; aber gleichzeitig fügte er sonderbarerweise hinzu, er behalte sich »das Recht vor,

seiner Meinung keinerlei Bedeutung beizulegen«. Darüber, wie die jetzigen Staaten und die jetzige Welt ein Ende nehmen würden und in welcher Weise eine neue soziale Gesellschaftsordnung an ihre Stelle treten würde, wollte er sich schrecklich lange nicht äußern, aber endlich preßte ich doch einmal ein paar Worte aus ihm heraus.

»Ich glaube, das wird alles in äußerst gewöhnlicher Weise vor sich gehen«, sagte er. »Es werden ganz einfach alle Staaten, obwohl ihre Budgets aufs schönste balancieren und »keine Defizits vorhanden sind«, un beau matin definitiv in der Klemme sitzen und alle ohne Ausnahme den Wunsch haben, nicht zu bezahlen, damit sie alle ohne Ausnahme sich in einem allgemeinen Bankrott erneuern können. Dem wird sich jedoch das ganze konservative Element der ganzen Welt widersetzen, denn eben dieses wird der Aktionär und Gläubiger sein und wird den Bankrott nicht zulassen wollen. Dann wird selbstverständlich sozusagen ein allgemeiner Oxydationsprozeß beginnen; es werden viele Juden dazukommen, und die Herrschaft der Juden wird beginnen; darauf aber werden alle diejenigen, die niemals Aktien gehabt und überhaupt nichts besessen haben, das heißt alle Armen, an dem Oxydationsprozeß natürlich nicht teilnehmen wollen ... Es wird ein Kampf beginnen, und nach sieben-undsiebzig Niederlagen werden die Armen die Aktionäre vernichten, ihnen ihre Aktien wegnehmen und sich auf ihren Platz setzen, natürlich als Aktionäre. Vielleicht werden sie auch irgend etwas Neues sagen, vielleicht aber auch nicht. Wahrscheinlicher ist, daß sie bald ebenfalls Bankrott machen werden. Weitere Vermutungen über die Schicksale, die das Angesicht der Welt verwandeln werden, vermag ich nicht aufzustellen, mein Freund. Übrigens, lies doch in der Apokalypse nach ...«

»Wird denn wirklich all das so materiell zugehen? Soll denn wirklich die jetzige Welt nur infolge der Finanzen ein Ende nehmen?«

»Oh, selbstverständlich habe ich nur ein kleines Eckchen des ganzen Bildes geschildert, aber auch dieses Eckchen ist ja mit dem Ganzen verbunden, sozusagen durch unzerreißbare Bande.«

»Was soll man denn nun tun?«

»Ach, mein Gott, da brauchst du es noch nicht so eilig zu haben: das geht alles nicht so schnell. Überhaupt aber ist das allerbeste, nichts zu tun; wenigstens kann man sich dann mit ruhigem Gewissen sagen, daß man an nichts teilgenommen hat.«

»Ach, lassen Sie doch solche Reden, und sprechen Sie zur Sache! Ich möchte wissen, was ich tun und wie ich leben muß.«

»Was du tun mußt, mein Lieber? Sei ehrlich, lüge nie, begehre nie deines Nächsten Haus, kurz, sage dir die Zehn Gebote auf: da ist das alles für alle Ewigkeit verzeichnet.«

»Genug davon, hören Sie auf! Das sind ja alles so alte Dinge, und außerdem sind es - nur Worte; was aber nötig ist, ist eine Tat.«

»Na, wenn dich die Langeweile so sehr plagt, so bemühe dich, jemanden oder etwas liebzugewinnen oder auch nur einfach dich an irgend etwas zu hängen.«

»Sie machen sich nur über mich lustig! Und außerdem, was kann ich, ein einzelner Mensch, mit Ihren Zehn Geboten ausrichten?«

»Erfülle sie nur, trotz all deiner Fragen und Zweifel, und du wirst ein großer Mensch sein.«

»Ein Mensch, von dem niemand etwas weiß.«

»Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werden wird.«

»Ach, Sie treiben ja wirklich nur Ihren Scherz mit mir!«

»Nun, wenn du dir die Sache so zu Herzen nimmst, so ist das beste, du suchst dir so schnell wie möglich ein Spezialgebiet: werde Baumeister oder Advokat, und wenn du dann deine richtige, ernste Tätigkeit haben wirst, so wirst du dich beruhigen und die Torheiten vergessen.«

Ich schwieg: na, was konnte ich wohl daraus lernen? Und doch befand ich mich nach jedem derartigen Gespräch in noch größerer Aufregung als vorher. Außerdem sah ich klar, daß er immer ein Geheimnis für sich behielt; und gerade dies zog mich immer mehr und mehr zu ihm hin.

»Hören Sie«, unterbrach ich ihn bei einer Gelegenheit, »ich habe immer den Verdacht, daß Sie all das nur so äußerlich hinreden, weil Sie sich ärgern und leiden, daß Sie aber im geheimen, für sich, selbst der Fanatiker einer höheren Idee sind und das nur verbergen oder sich schämen, es zu bekennen.«

»Ich danke dir, mein Lieber.«

»Hören Sie, es gibt nichts Höheres, als nützlich zu sein. Sagen Sie, womit kann ich im gegebenen Augenblicke am nützlichsten sein? Ich weiß, daß es Ihnen nicht möglich ist, diese Frage endgültig zu beantworten, aber ich möchte auch nur Ihre Meinung kennenlernen: sagen Sie sie mir, und wie Sie sagen, so werde ich handeln, das schwöre ich Ihnen! Nun, worin liegt denn ein großer Gedanke?«

»Nun, Steine in Brot zu verwandeln - da hast du einen großen Gedanken.«

»Ist das der größte? Nein, wirklich, Sie haben mir da einen wirklichen Weg gezeigt; sagen Sie doch: ist das der größte?«

»Ein sehr großer, mein Freund, ein sehr großer, aber nicht der größte; groß, aber zweiten Ranges und nur im betreffenden Augenblick groß: der Mensch ißt sich satt und denkt dann nicht mehr daran, vielmehr sagt er sofort: »Na, nun habe ich mich satt gegessen, was soll ich jetzt tun?« Die Frage wird in alle Ewigkeit offenbleiben.«

»Sie sprachen einmal von den »Genfer Ideen«; ich habe nicht verstanden, was diese »Genfer Ideen« eigentlich sind.«

»Die Genfer Ideen, das ist die Tugend ohne Christus, mein Freund; das sind die jetzigen Ideen oder, richtiger gesagt, die Idee der ganzen jetzigen Zivilisation. Kurz, das ist eine jener langen Geschichten, von denen anzufangen eine sehr mißliche Sache ist, und es wird weit besser sein, wenn wir beide von etwas anderem reden, und noch besser, wenn wir von etwas anderem schweigen.«

»Sie wollen immer schweigen!«

»Mein Freund, denke daran, daß Schweigen gut, ungefährlich und schön ist.«

»Schön?«

»Allerdings. Das Schweigen ist immer schön, und der Schweigsame ist immer schöner als der Redende.«

»Ja, wenn man so redet wie wir beide miteinander, dann kommt es allerdings auf dasselbe hinaus, wie wenn man schweigt. Hol der

Teufel diese Schönheit, und vor allen Dingen hol der Teufel diesen Nutzen!«

»Mein Lieber«, sagte er auf einmal zu mir in einem veränderten, besonders eindringlichen Ton, der sogar gefühlvoll klang. »Mein Lieber, ich beabsichtige durchaus nicht, dich von deinen Idealen zu irgendeiner spießbürgerlichen Tugend wegzulocken; ich suche dich nicht zu dem Glauben zu bekehren, daß Glück besser ist als Heldentum; im Gegenteil, Heldentum steht höher als jedes Glück, und schon allein die Fähigkeit zum Heldentum macht glücklich. Also das wollen wir als einen zwischen uns festgestellten Satz betrachten. Gerade deswegen schätze ich dich hoch, weil du in unserer Zeit der Oxydation es fertiggebracht hast, in deiner Seele dir »deine Idee« zu schaffen (rege dich nicht auf; ich habe das sehr gut im Gedächtnis behalten). Aber dabei muß man doch auch an das rechte Maß denken, weil du jetzt ein aufsehenerregendes Leben erstrebst: du möchtest etwas anzünden, etwas zerschmettern, eine ganz Rußland überragende Stellung einnehmen, wie eine Gewitterwolke vorüberziehen und alle Menschen in Angst und Entzücken zurücklassen und selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika verschwinden. Sicherlich ist deine Seele jetzt von derartigen Gedanken erfüllt, und darum halte ich es auch für notwendig, dich zu warnen, denn ich habe dich aufrichtig lieb gewonnen, mein Freund.«

Was konnte ich daraus für mich entnehmen? In diesen Reden bekundete sich nur Besorgnis um mich, um mein materielles Schicksal; da sprach ein Vater seine prosaischen, wenn auch guten Gefühle aus, aber war es etwa das, was ich im Hinblick auf die Ideen brauchte, für die jeder ehrenhafte Vater seinen Sohn sogar in den Tod schicken müßte, wie es im Altertum Horaz mit seinen Söhnen für die Idee Roms tat?

Ich setzte ihm auch oft mit Fragen über die Religion zu, aber hier war der Nebel am allerschlimmsten. Auf die Frage, was ich in der Hinsicht tun müsse, antwortete er mir in der dümmsten Weise wie einem kleinen Jungen: »Man muß an Gott glauben, mein Lieber.«

»Na, aber wenn ich das alles nicht glaube?« rief ich einmal in gereiztem Ton.

»Nun, das ist ja wunderschön, mein Lieber.«

»Wieso wunderschön?«

»Das ist das allerbeste Zeichen, mein Freund, sogar das zuverlässigste, weil unser russischer Atheist, wenn er nur in Wahrheit Atheist ist und halbwegs Verstand besitzt, der beste Mensch auf der ganzen Welt ist und immer geneigt sein wird, Gott freundlich zu behandeln, weil er unbedingt gutherzig ist und gutherzig deswegen, weil er maßlos damit zufrieden ist, daß er – ein Atheist ist. Unsere Atheisten sind achtenswerte Leute und im höchsten Grade zuverlässig, sozusagen die Stützen des Vaterlandes ...«

Das war ja freilich etwas, aber ich hatte etwas anderes gewollt; nur einmal ging er tiefer auf die Sache ein, aber in so sonderbarer Weise, daß er mich in das größte Erstaunen versetzte, besonders wenn ich an das dachte, was ich über seinen Übertritt zum Katholizismus und über seine Büsserketten gehört hatte.

»Mein Lieber«, sagte er einmal zu mir, nicht in meiner Wohnung, sondern auf der Straße, nach einem langen Gespräch; ich begleitete ihn. »Mein Freund, die Menschen so zu lieben, wie sie sind, das ist unmöglich. Und doch soll man sie lieben. Darum tue ihnen Gutes, unterdrücke deine Gefühle, halte dir die Nase zu und schließe die Augen (letzteres ist unbedingt nötig). Ertrage Böses von ihnen, nach

Möglichkeit ohne dich über sie zu ärgern, eingedenk, daß auch du ein Mensch bist. Selbstverständlich bist du dazu berufen, streng zu ihnen zu sein, wenn du nur ein bißchen klüger bist als der Durchschnitt. Die Menschen sind von Natur niedrig und lieben gern aus Furcht; geh du auf eine solche Liebe nicht ein und höre nicht auf, ihnen gegenüber Verachtung zu empfinden. Allah befiehlt irgendwo im Koran dem Propheten, er solle die »Störrischen« wie Mäuse betrachten, ihnen Gutes tun und an ihnen vorübergehen – das klingt etwas stolz, ist aber das Richtige. Verstehe es, sie sogar dann zu verachten, wenn sie gut sind, denn gerade dann sind sie am häufigsten garstig. O mein Lieber, wenn ich das sage, so urteile ich nach mir selbst! Wer auch nur ein bißchen Verstand besitzt, der kann nicht leben, ohne sich zu verachten; ob er ehrenhaft ist oder nicht, das macht dabei nichts aus. Seinen Nächsten zu lieben, ohne ihn zu verachten, das ist unmöglich. Meiner Ansicht nach ist der Mensch mit der physischen Unmöglichkeit, seinen Nächsten zu lieben, geschaffen. Es steckt da gleich von Anfang an ein Fehler in den Ausdrücken, und unter »Liebe zur Menschheit« kann man nur die Liebe zu derjenigen Menschheit verstehen, die man selbst in seiner Seele geschaffen hat (mit anderen Worten: man hat sich selbst geschaffen, und die Liebe ist eine Liebe zu sich selbst) und die daher niemals in Wirklichkeit existieren wird.«

»Sie wird nie existieren?«

»Mein Freund, ich gebe zu, daß das ein bißchen dumm wäre, aber das ist nicht meine Schuld; und da ich bei der Schöpfung der Welt nicht um Rat gefragt worden bin, so nehme ich für mich das Recht in Anspruch, in dieser Beziehung meine eigene Meinung zu haben.«

»Aber wie kann man Sie bei solchen Anschauungen einen Christen nennen«, rief ich, »einen Mönch mit Bäußerketten, einen Prediger? Das ist mir unbegreiflich!«

»Wer nennt mich denn so?«

Ich erzählte es ihm; er hörte sehr aufmerksam zu, brach aber dann das Gespräch ab.

Ich erinnere mich nicht, welcher Anlaß uns auf dieses für mich denkwürdige Gespräch gebracht hatte; aber er war dabei ordentlich hitzig geworden, was bei ihm sonst nie vorkam. Er sprach in leidenschaftlicher Erregung und ohne Spott, als ob er nicht zu mir, sondern zu einem andern redete. Aber ich glaubte ihm trotzdem wieder nicht: es war doch nicht möglich, daß er mit einem Menschen wie mir über solche Dinge ernsthaft gesprochen hätte!

Zweites Kapitel

I

An diesem Morgen, am 15. November, traf ich ihn beim »Fürsten Serjoscha«. Ich war es auch gewesen, der ihn mit dem Fürsten zusammengeführt hatte, obwohl sie auch ohne mich genug Berührungspunkte hatten (ich ziele damit auf diese früheren Geschichten im Ausland und so weiter). Außerdem hatte ihm der Fürst sein Wort darauf gegeben, ihm von der Erbschaft mindestens ein Drittel zu überlassen, was jedenfalls gegen zwanzigtausend Rubel gewesen wären. Ich erinnere mich, es befremdete mich damals sehr, daß er ihm nur ein Drittel überließ und nicht die ganze Hälfte; aber ich schwieg. Dieses Versprechen hatte der Fürst damals aus eigenem Antrieb gegeben, Wersilow hatte nicht mit der leisesten Andeutung darauf hingewirkt, kein Wort darüber geäußert; der Fürst war damit von selbst herausgekommen, und Wersilow hatte es nur schweigend

hingegenommen und der Sache nachher nie Erwähnung getan, ja nicht einmal eine Miene gemacht, als ob er sich an das Versprechen erinnere. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß der Fürst anfangs von ihm ganz bezaubert war, besonders von seinen Reden; er geriet geradezu in Entzücken und sprach das mir gegenüber mehrmals aus. Über sich selbst aber rief er mitunter, wenn wir unter vier Augen miteinander sprachen, beinahe verzweifelt, er sei »so ungebildet« und befinde sich »auf einem so falschen Wege! Oh, wir waren damals miteinander noch so gut befreundet! ... Auch Wersilow gegenüber bemühte ich mich damals, über den Fürsten nur Gutes zu sagen; ich verteidigte seine Fehler, obgleich ich sie selbst sah, aber Wersilow schwieg dazu oder lächelte.

»Wenn er Fehler hat, so besitzt er doch mindestens ebenso viele Vorzüge wie Fehler!« rief ich einmal, als ich mit Wersilow allein war.

»Herrgott, wie du ihm schmeichelst!« erwiderte er lachend.

»Wieso schmeichle ich ihm?« fragte ich, da ich den Sinn nicht recht verstanden hatte.

»Ebenso viele Vorzüge! Da muß er ja nach seinem Tode heiliggesprochen werden, wenn er so viele Vorzüge hat wie Fehler!«

Aber natürlich war es nicht ganz so gemeint. Überhaupt vermied er es damals, von dem Fürsten zu sprechen, wie auch von allem, was uns persönlich anging; hinsichtlich des Fürsten befließigte er sich aber noch einer ganz besonderen Zurückhaltung. Ich argwöhnte schon damals, daß er auch ohne mein Wissen zum Fürsten ging und daß sie besondere Beziehungen hatten, aber ich kümmerte mich nicht weiter darum. Auch war ich nicht eifersüchtig, weil er mit ihm in viel ernsterem, sozusagen gesetzterem Ton sprach als mit mir und weniger Spott einfließen ließ; ich war damals so glücklich,

daß mir das sogar gefiel. Ich entschuldigte es auch noch damit, daß der Fürst ein bißchen beschränkt war und deshalb im Gespräch Klarheit des Ausdrucks liebte und manche witzigen Wendungen überhaupt nicht verstand. Aber in der letzten Zeit hatte er angefangen, sich zu emanzipieren. Es schien sich sogar seine Einstellung zu Wersilow zu ändern, was diesem bei seiner Feinfühligkeit nicht entging. Ich schicke auch noch voraus, daß der Fürst in derselben Zeit sich auch mir gegenüber verändert hatte, sogar in recht sichtbarer Weise; es waren nur gewisse tote Formen unserer ursprünglichen, beinahe glühenden Freundschaft übriggeblieben. Indessen fuhr ich doch fort, ihn zu besuchen; wie hätte ich es übrigens auch unterlassen können, da ich nun einmal in diesen ganzen Strudel hineingeraten war? Oh, wie ungeschickt war ich damals, und kann denn wirklich die bloße Herzensdummheit einen Menschen zu solcher Unvernunft und Erniedrigung führen? Ich nahm Geld von ihm an und meinte, das wäre nichts Schlimmes, das müsse so sein. Übrigens so verhielt es sich doch nicht: ich wußte auch damals, daß das nicht in der Ordnung war, aber - ich machte mir einfach nicht viele Gedanken darüber. Ich ging nicht des Geldes wegen zu ihm, obgleich ich das Geld furchtbar nötig hatte. Ich wußte, daß ich nicht des Geldes wegen hinging, aber ich sah, daß ich mir jeden Tag Geld holte. Ich befand mich eben in dem Strudel, und außer alledem war damals meine Seele noch von etwas ganz anderem erfüllt - es sang und klang etwas in meiner Seele.

Als ich um elf Uhr vormittags eintraf, fand ich Wersilow anwesend, der gerade eine lange Tirade beendete; der Fürst hörte, im Zimmer auf und ab gehend, zu, während Wersilow saß. Der Fürst schien etwas erregt zu sein. Wersilow brachte es fast immer fertig, ihn in Erregung zu versetzen. Der Fürst hatte ein außerordentlich sensibles Wesen; das ging bis zu einer Naivität, die mich in vielen Fällen veranlaßte, ihn von oben herab anzusehen. Aber ich wiederhole: in den letzten Tagen machte er den Eindruck, als wolle er vor Bosheit die Zähne fletschen. Als er mich erblickte, blieb er stehen, und seine

Gesichtsmuskeln verzogen sich. Ich wußte im stillen, wie ich mir diesen Schatten an diesem Morgen zu erklären hatte, aber ich hatte nicht erwartet, daß sich sein Gesicht in einem solchen Maß verzerren würde. Es war mir bekannt, daß sich bei ihm allerlei Sorgen angesammelt hatten, aber das Dumme war dabei, daß ich nur den zehnten Teil derselben kannte – das übrige war für mich damals noch ein vollständiges Geheimnis. Dumm und ärgerlich aber war dies deshalb, weil ich es oft unternahm, ihn zu trösten und ihm Ratschläge zu geben, und mich sogar von oben herab über seine Schwachheit lustig machte, mit der er »um solcher Bagatellen willen« außer sich geriet. Er pflegte dazu zu schweigen, aber sicherlich hat er mich in solchen Augenblicken schrecklich gehaßt; ich befand mich in einer ganz falschen Lage, ohne es im entferntesten zu ahnen. Oh, ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich von der Hauptsache keine Ahnung hatte!

Er reichte mir jedoch höflich die Hand. Wersilow nickte mir zu, ohne sich im Reden zu unterbrechen. Ich rekelte mich auf das Sofa hin. Was hatte ich überhaupt damals für einen Ton und für Manieren an mir! Ich erlaubte mir sogar noch Schlimmeres: ich behandelte seine Bekannten, als ob sie die meinigen wären... Oh, wenn es möglich wäre, all dies jetzt noch umzuändern, wie anders würde ich mich zu benehmen verstehen!

Noch zwei Worte, damit ich es nicht vergesse: der Fürst wohnte damals immer noch in derselben Wohnung, aber er hatte nun fast alle Räume derselben inne; die Besitzerin der Wohnung, Frau Stolbewa, war nur einen Monat dageblieben und dann wieder weggerast.

II

Sie sprachen über den Adel. Ich bemerke, daß diese Idee den Fürsten manchmal sehr aufregte, trotz all seiner scheinbaren progressiven Gesinnung, und ich vermute sogar, daß viel Schlechtes in seinem Leben auf dieser Idee beruhte und daraus hervorging; da er auf seinen Fürstenstand großen Wert legte und dabei ganz arm war, warf er sein ganzes Leben lang aus falschem Stolz mit dem Geld nur so um sich und stürzte sich in Schulden. Wersilow hatte ihm schon mehrmals angedeutet, daß darin das Wesen des Fürstenstandes nicht bestehe, und ihm einen höheren Begriff davon beizubringen versucht; aber der Fürst schien sich schließlich dadurch verletzt zu fühlen, daß ihn jemand belehren wollte. Anscheinend fand auch an diesem Morgen ein derartiges Gespräch statt, aber ich hatte den Anfang nicht gehört. Was Wersilow sagte, machte mir zunächst den Eindruck, als sei er sehr rückschrittlich, aber dann korrigierte er sich.

»Das Wort Ehre bedeutet Pflicht«, sagte er (ich gebe nur den Sinn wieder, soweit ich ihn im Gedächtnis behalten habe). »Wenn in einem Staat ein bevorzugter Stand herrscht, so ist das betreffende Land stark. Ein bevorzugter Stand hat immer seine besondere Ehre und seinen besonderen Ehrenkodex, der auch falsch sein kann, aber doch fast immer als Bindemittel dient und das Land stark macht; er ist in moralischer Hinsicht nützlich, aber noch mehr in politischer. Es leiden aber unter diesem Zustand die Sklaven, das heißt alle, die nicht zu dem bevorzugten Stand gehören. Damit sie nicht leiden – gewährt man ihnen in rechtlicher Beziehung Gleichheit. So ist es auch bei uns geschehen, und das ist sehr schön. Aber nach allen bisherigen Erfahrungen hat überall (das heißt in Westeuropa) bei der Ausgleichung der Rechte ein Sinken des Ehrgefühls stattgefunden und damit auch ein Sinken des Pflichtgefühls. Der Egoismus trat an die Stelle der früheren festigenden Idee, und alles zerfiel zu

persönlicher Freiheit. Die Befreiten, die nun des festigenden Gedankens entbehrten, verloren schließlich dermaßen jedes höhere Band, daß sie sogar die empfangene Freiheit zu verteidigen aufhörten. Aber der russische Adelstyp hat mit dem westeuropäischen niemals Ähnlichkeit gehabt. Unser Adel könnte auch jetzt noch, nach Verlust seiner Vorrechte, der höchste Stand bleiben, in der Gestalt eines Beschirmers der Ehre, der Bildung, der Wissenschaft und der höheren Idee und, was die Hauptsache ist, ohne sich nun noch als eine besondere Kaste abzuschließen, was der Tod der Idee sein würde. Vielmehr steht die Tür zu diesem Stand bei uns schon lange offen; jetzt aber ist die Zeit gekommen, sie endgültig aufzutun. Möge jede große Tat der Ehre, der Wissenschaft und des Heldentums bei uns einem jeden das Recht geben, sich der obersten Volksschicht anzuschließen. Auf diese Weise wird sich dieser Stand ganz von selbst in eine Vereinigung der Besten verwandeln, der Besten im buchstäblichen, wahren Sinne des Wortes und nicht in dem früheren Sinne einer privilegierten Kaste. In dieser neuen oder, richtiger gesagt, erneuerten Gestalt könnte dieser Stand sich behaupten.«

Der Fürst grinste spöttisch:

»Was wird denn das dann für ein Adel sein? Was Sie da projektieren, ist eine Art von Freimaurerloge, aber kein Adel.«

Ich wiederhole, der Fürst war furchtbar ungebildet. Ich drehte mich vor Ärger auf dem Sofa herum, obgleich ich mit Wersilow nicht ganz übereinstimmte. Wersilow merkte es sehr wohl, daß der Fürst ihm die Zähne zeigte.

»Ich weiß nicht, in welchem Sinne Sie von der Freimaurerei gesprochen haben«, antwortete er, »wenn aber sogar ein russischer Fürst von einer solchen Idee nichts wissen will, so ist ihre Zeit offenbar

noch nicht gekommen. Die Idee der Ehre und der Aufklärung als Devise eines jeden, der in diesen sich nicht abschließenden, sondern sich beständig erneuernden Stand eintreten will, ist allerdings eine Utopie, aber warum sollte sie schlechterdings unmöglich sein? Wenn dieser Gedanke auch nur in einigen Köpfen lebt, so ist er noch nicht untergegangen, sondern leuchtet wie ein Lichtpünktchen in tiefer Dunkelheit.«

»Sie gebrauchen mit Vorliebe Ausdrücke wie ›ein höherer Gedanke‹, ›ein großer Gedanke‹, ›eine festigende Idee‹ und so weiter; ich möchte gern wissen, was Sie eigentlich unter dem Ausdruck ›ein großer Gedanke‹ verstehen.«

»Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll, mein lieber Fürst«, erwiderte Wersilow mit einem feinen Lächeln. »Wenn ich Ihnen bekenne, daß ich selbst nicht darauf zu antworten verstehe, so wird das das richtigste sein. Ein großer Gedanke, das ist meistens ein Gefühl, das manchmal sehr lange undefinierbar bleibt. Ich weiß nur, daß ein solches Gefühl immer die Quelle gewesen ist, der das lebendige Leben entströmte, das heißt nicht das intellektuelle, künstlich erdachte, sondern vielmehr das vergnügliche, heitere; so daß die höhere Idee, aus der es entströmt, entschieden notwendig ist, natürlich zum allgemeinen Ärger.«

»Warum zum Ärger?«

»Weil mit Ideen zu leben langweilig ist, ohne Ideen aber immer vergnüglich.«

Der Fürst schluckte die Pille.

»Aber was ist denn das für ein lebendiges Leben nach Ihrer Ansicht?« (Er war augenscheinlich erbost.)

»Das weiß ich ebenfalls nicht, Fürst; ich weiß nur, daß es etwas überaus Einfaches sein muß, das Allergewöhnlichste, offen Daliegende, das Alltäglichsste, etwas, das so einfach ist, daß wir gar nicht glauben können, daß es so einfach ist, und natürlich schon viele tausend Jahre daran vorbeigehen, ohne es zu bemerken und ohne es zu erkennen.«

»Ich wollte nur sagen, daß Ihre Idee des Adels gleichzeitig eine Negation des Adels ist«, sagte der Fürst.

»Nun, wenn Sie mich in die Enge treiben, so muß ich sagen, daß ein Adel bei uns vielleicht überhaupt nie existiert hat.«

»All das ist furchtbar dunkel und unklar. Wenn man redet, dann muß man meiner Ansicht nach auch deutlich werden ...«

Der Fürst runzelte die Stirn und warf einen flüchtigen Blick nach der Wanduhr. Wersilow stand auf und griff nach seinem Hut:

»Deutlich werden!« sagte er. »Nein, es ist schon besser, nicht deutlich zu werden, und überdies ist es eine besondere Passion von mir, undeutlich zu reden. Wahrhaftig, so ist es. Und dann noch eine Seltsamkeit: wenn ich gelegentlich anfangs, einen Gedanken, den ich für richtig halte, deutlich zu machen, so passiert es mir fast immer, daß ich am Ende meiner Auseinandersetzung selbst nicht mehr an meine These glaube; ich fürchte, es würde mir auch jetzt so gehen. Auf Wiedersehen, teurer Fürst: ich komme bei Ihnen immer in unverzeihlicher Weise ins Plaudern.«

Er ging hinaus, der Fürst gab ihm höflich das Geleit; ich aber fühlte mich gekränkt.

»Warum machen Sie denn ein so finsternes Gesicht?« fragte er plötzlich kurz und heftig, indem er, ohne mich anzusehen, an mir vorbei zu seinem Schreibtisch ging.

»Ich mache ein finsternes Gesicht«, begann ich mit einem Zittern in der Stimme, »weil ich in Ihrem Ton mir und sogar Wersilow gegenüber eine so seltsame Veränderung wahrnehme, ich ... Natürlich, Wersilow redete anfangs vielleicht ein bißchen rückschrittlich, aber dann korrigierte er sich doch, und ... in seinen Worten lag vielleicht ein tiefer Gedanke, aber Sie haben ihn einfach nicht verstanden und ...«

»Ich kann es einfach nicht leiden, daß sich jemand erdreistet, mich zu belehren, und mich für einen dummen Jungen hält!« erwiderte er scharf, beinahe zornig.

»Fürst, solche Ausdrücke ...«

»Bitte, ohne theatralisches Wesen – tun Sie mir den Gefallen! Ich weiß, daß das, was ich tue, gemein ist, daß ich ein Verschwender, ein Spieler, vielleicht sogar ein Dieb bin ... jawohl, ein Dieb, denn ich verspiele das Geld meiner Familie; aber ich wünsche durchaus nicht, daß sich jemand zu meinem Richter aufwirft. Ich will es nicht und dulde es nicht. Ich bin selbst mein eigener Richter. Und wozu diese versteckten Anspielungen? Wenn er mir Vorhaltungen machen wollte, so mochte er frei und offen reden, aber nicht im Prophetenton mir so einen nebelhaften Unsinn vorpredigen. Aber um mir Vorhaltungen zu machen, müßte er ein Recht besitzen und müßte selbst ein ehrenhafter Mensch sein ...«

»Erstens habe ich den Anfang Ihres Gespräches nicht gehört und weiß nicht, worüber Sie redeten, und zweitens, gestatten Sie die Frage: inwiefern ist denn Wersilow kein ehrenhafter Mensch?«

»Genug davon, ich bitte Sie, genug davon! Sie haben mich gestern um dreihundert Rubel gebeten, da sind sie ...« Er legte das Geld vor mir auf den Tisch, setzte sich selbst auf einen Lehnstuhl, legte sich nervös gegen die Lehne zurück und schlug ein Bein über das andere. Ich stand einigermaßen verwirrt da.

»Ich weiß nicht ...«, murmelte ich, »ich habe Sie zwar darum gebeten ... und ich brauche das Geld jetzt sehr notwendig, aber im Hinblick auf diesen Ton möchte ich doch ...«

»Ach, lassen Sie den Ton! Wenn ich ein bißchen scharf gesprochen habe, so bitte ich um Entschuldigung. Ich versichere Ihnen, daß ich ganz andere Gedanken im Kopf habe. Hören Sie mal zu: ich habe einen Brief aus Moskau bekommen; mein Bruder Sascha – Sie wissen, er war noch ein Kind – ist vor vier Tagen gestorben. Mein Vater ist, wie Sie gleichfalls wissen, schon seit zwei Jahren gelähmt, und jetzt ist es mit ihm, wie man mir schreibt, noch schlechter geworden; er kann kein Wort mehr sprechen und erkennt niemanden. Die Meinigen haben sich dort über die Erbschaft sehr gefreut und möchten den Kranken nach einem ausländischen Kurort bringen; aber der Arzt schreibt mir, er habe kaum noch vierzehn Tage zu leben. Folglich bleiben meine Mutter, meine Schwester und ich zurück, und somit bin ich jetzt fast der einzige ... Na, kurz gesagt, ich bin der einzige ... Diese Erbschaft ... diese Erbschaft – oh, vielleicht wäre es das beste gewesen, wenn sie mir gar nicht zugefallen wäre! Aber was ich Ihnen sagen wollte: ich habe von dieser Erbschaft Andrej Petrowitsch als Minimum zwanzigtausend Rubel versprochen ... Aber stellen Sie sich vor, ich habe wegen der erforderlichen Formalitäten bisher noch nichts tun können. Ich bin sogar ... das heißt, wir ... das heißt, mein Vater ist noch nicht in den Besitz der Erbschaft eingewiesen worden. Und dabei habe ich in den letzten drei Wochen so enorm viel Geld verloren, und dieser Schurke, der

Stebelkow, nimmt so gewaltige Prozente ... Ich habe Ihnen jetzt beinahe mein letztes Geld gegeben ...«

»Aber Fürst, wenn es so steht ...«

»Darum sage ich es nicht, darum sage ich es nicht. Stebelkow wird mir heute sicher Geld bringen, und fürs erste wird es ja ausreichen; aber aus diesem Stebelkow wird der Teufel nicht klug! Ich habe ihn inständig gebeten, mir zehntausend Rubel zu verschaffen, damit ich Andrej Petrowitsch wenigstens diese Summe geben kann. Mein Versprechen, ihm ein Drittel abzugeben, quält und foltert mich. Ich habe mein Wort gegeben und muß es halten. Ich schwöre Ihnen, ich wünsche auf das lebhafteste, mich wenigstens nach dieser Seite hin meiner Verpflichtungen zu entledigen. Sie sind mir drückend, drückend, unerträglich! Dieses auf mir lastende Verhältnis ... Ich mag Andrej Petrowitsch gar nicht sehen, weil ich ihm nicht offen in die Augen blicken kann ... Warum mißbraucht er das?«

»Was mißbraucht er, Fürst?« fragte ich und blieb erstaunt vor ihm stehen. »Hat er denn jemals im Gespräch mit Ihnen eine Anspielung darauf gemacht?«

»O nein, und ich weiß das zu schätzen, aber ich selbst habe mir Anspielungen darauf gemacht. Und schließlich, ich gerate immer tiefer und tiefer in den Sumpf hinein ... Dieser Stebelkow ...«

»Hören Sie, Fürst, beruhigen Sie sich, ich bitte Sie; ich sehe, daß Sie, je länger Sie reden, immer aufgeregter werden, und dabei ist das alles vielleicht doch nur Einbildung. Oh, ich habe mich auch selbst in unverzeihlicher, unwürdiger Weise in Not gebracht; aber ich weiß ja doch, daß das nur vorübergehend ist ... und sowie ich eine bestimmte Summe wiedergewonnen habe ... Sagen Sie, mit diesen

dreihundert Rubeln bin ich Ihnen ja wohl zweitausendfünfhundert schuldig, nicht wahr?«

»Ich mahne Sie ja wohl nicht«, sagte der Fürst mit einem häßlichen Lächeln.

»Sie sagen: ›Für Wersilow muß ich zehntausend haben.‹ Wenn ich jetzt von Ihnen Geld borge, so wird das natürlich auf Wersilows zwanzigtausend angerechnet, darauf bestehe ich. Aber ... aber ich werde es Ihnen sicherlich selbst zurückgeben ... Glauben Sie denn aber wirklich, Wersilow käme des Geldes wegen zu Ihnen?«

»Es wäre mir leichter ums Herz, wenn er des Geldes wegen zu mir käme«, erwiderte der Fürst rätselhaft.

»Sie sprachen von einem auf Ihnen lastenden Verhältnis ... Wenn Sie damit Wersilow und mich meinen, so ist das weiß Gott für uns beleidigend. Und ferner sagen Sie: ›Warum ist er nicht selbst ein solcher Mensch, wie er lehrt, daß man es sein müsse?‹ Das ist nun Ihre Logik! Erstens ist das gar keine Logik; gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, denn wenn er auch nicht ein solcher Mensch wäre, so müßte er doch die Wahrheit predigen ... Und dann, was ist das für ein Ausdruck: ›predigen?‹ Sie sagen, er sei ein ›Prophet‹. Sagen Sie mal, sind Sie es gewesen, der ihn in Deutschland einen ›Weiberpropheten‹ genannt hat?«

»Nein, das bin ich nicht gewesen.«

»Mir hat Stebelkow gesagt, der Ausdruck rühre von Ihnen her.«

»Dann hat er gelogen. Ich verstehe mich nicht darauf, jemandem Spitznamen zu geben. Aber wenn jemand von Ehrenhaftigkeit predigt, dann muß er selbst ehrenhaft sein – das ist meine Logik, und

wenn sie falsch ist, so ist mir das ganz egal. Ich will, daß es so sei, und es wird auch so sein. Und kein Mensch, kein Mensch soll sich unterstehen, in mein Haus zu kommen und über mich zu Gericht zu sitzen und mich für einen dummen Jungen zu halten! Genug davon!« rief er und winkte mit der Hand ab, damit ich nichts weiter sagen möchte ... »Ah, endlich!«

Die Tür öffnete sich, und Stebelkow trat ein.

III

Er war immer noch derselbe: er trug ebenso stutzerhafte Kleidung, drückte die Brust ebenso heraus, sah einem ebenso in die Augen, bildete sich noch ebenso ein, wunder wie schlau zu sein, und war mit sich selbst sehr zufrieden. Aber diesmal schaute er beim Eintritt in einer ganz eigentümlichen Weise um sich; etwas besonders Vorsichtiges, Spähendes lag in seinem Blick, als wollte er aus unseren Gesichtern etwas erraten. Indessen beruhigte er sich schnell wieder, und ein selbstbewußtes Lächeln leuchtete auf seinen Lippen auf, jenes »verzeihlich freche« Lächeln, das mir aber doch unaussprechlich zuwider war.

Ich wußte schon längst, daß er den Fürsten sehr peinigte. Er war schon ein- oder zweimal in meiner Anwesenheit zu ihm gekommen. Ich ... ich hatte ebenfalls in diesem letzten Monat mit ihm zu tun gehabt, aber diesmal war ich aus einem besonderen Grund über sein Kommen einigermaßen erstaunt.

»Gleich!« sagte der Fürst zu ihm, ohne ihn zu begrüßen, drehte ihm den Rücken zu und begann, aus dem Schreibpult die erforderlichen

Papiere und Rechnungen herauszunehmen. Was mich betrifft, so fühlte ich mich durch die letzten Worte des Fürsten entschieden beleidigt; die Anspielung auf Wersilows Unehrenhaftigkeit war so deutlich (und so erstaunlich!), daß ich nicht weggehen konnte, ehe die Sache nicht vollständig aufgeklärt war. Aber in Stebelkows Gegenwart war eine Auseinandersetzung unmöglich. Ich warf mich wieder auf das Sofa hin und schlug ein vor mir liegendes Buch auf.

»Belinskij, zweiter Teil! Das ist ja etwas ganz Neues: Sie wollen sich bilden?« rief ich dem Fürsten zu; mein Ton mochte wohl sehr gekünstelt klingen.

Er war sehr beschäftigt und hatte es eilig, aber auf meine Worte hin wandte er sich plötzlich um:

»Ich bitte Sie, lassen Sie das Buch liegen!« sagte er scharf.

Das ging nun doch zu weit, und besonders in Stebelkows Gegenwart! Zu meiner Empörung grinste Stebelkow auch noch in seiner listigen, widerwärtigen Weise und deutete mir verstohlen mit einer Kopfbewegung nach dem Fürsten hin. Ich wandte mich von dem dummen Menschen ab.

»Ärgern Sie sich nicht, Fürst«, sagte ich, »ich trete Sie der Hauptperson ab und mache mich unterdessen ganz klein ...«

Ich hatte mich für ein zwangloses Benehmen entschieden. »Die Hauptperson, das soll wohl ich sein?« fing Stebelkow meine Bemerkung auf und zeigte vergnügt mit dem Finger auf sich.

»Jawohl, Sie; Sie sind in der Tat die Hauptperson und wissen das auch selbst!«

»Nein, erlauben Sie! Es gibt in der Welt überall eine zweite Person. Ich bin eine solche zweite Person. Es gibt eine erste Person, und es gibt eine zweite Person. Die erste Person handelt, und die zweite Person nimmt. Dadurch wird die zweite Person die erste und die erste Person die zweite. Ist's nicht so?«

»Vielleicht ist es so; nur verstehe ich Sie wie gewöhnlich nicht.«

»Erlauben Sie! In Frankreich war die Revolution, und alles wurde geköpft. Da kam Napoleon und nahm alles. Die Revolution war die erste Person und Napoleon die zweite Person. Und das Resultat war, daß Napoleon die erste Person wurde und die Revolution die zweite. Ist's nicht so?«

Ich bemerke beiläufig: darin, daß er mir gegenüber von der Französischen Revolution zu reden anfing, erblickte ich ein Beispiel seiner schon oft bewiesenen Schlaueit, die mich immer sehr amüsierte: er betrachtete mich immer noch als einen Revolutionär und hielt es jedesmal, wenn er mit mir zusammenkam, für nötig, von irgend etwas Derartigem zu reden.

»Kommen Sie!« sagte der Fürst. Sie gingen beide in ein anderes Zimmer. Als ich allein geblieben war, beschloß ich endgültig, ihm seine dreihundert Rubel zurückzugeben, sobald Stebelkow weggegangen sein würde. Ich hatte dieses Geld äußerst nötig, faßte aber dennoch diesen Entschluß.

Sie blieben dort ungefähr zehn Minuten lang, ohne daß etwas zu hören gewesen wäre; dann aber fingen sie auf einmal an, laut zu reden. Sie sprachen beide zugleich, aber der Fürst begann plötzlich, in starker, bis zur Wut gesteigerter Erregung zu schreien. Er war überhaupt manchmal sehr auffahrend, so daß auch ich hatte Nachsicht üben müssen. Aber gerade in diesem Augenblick trat ein Die-

ner herein, um jemand anzumelden; ich wies ihn nach dem Zimmer, wo sie waren, und dort wurde es augenblicklich ganz still. Der Fürst kam schnell heraus, mit sorgenvollem Gesicht, aber doch mit einem Lächeln; der Diener lief hinaus, und eine halbe Minute darauf trat der Gast des Fürsten ins Zimmer.

Es war dies ein sehr vornehmer Gast, mit Achselschnüren und Monogramm, ein Herr von nicht mehr als dreißig Jahren; sein Äußeres zeigte, daß er zur vornehmsten Gesellschaft gehörte, und hatte zugleich etwas Ernstes, Gemessenes. Ich möchte den Leser darauf aufmerksam machen, daß Fürst Sergej Petrowitsch immer noch nicht richtig zur höchsten Petersburger Gesellschaft gehörte, obwohl er das leidenschaftlich wünschte (dieser sein Wunsch war mir bekannt), und daß er daher auf diesen Besuch den höchsten Wert legen mußte. Diese Bekanntschaft anzuknüpfen war, wie ich wußte, dem Fürsten erst kürzlich nach vielen Bemühungen seinerseits gelungen; der Gast machte jetzt seine Visite, aber unglücklicherweise zu einer Zeit, wo es dem Fürsten sehr unangelegen kam. Ich sah, mit welcher Qual und mit was für einem ratlosen Blick der Fürst sich einen Augenblick nach Stebelkow umwandte; aber Stebelkow hielt diesen Blick aus, als sei nichts geschehen, und dachte gar nicht daran, sich in den Hintergrund zurückzuziehen, sondern setzte sich ungeniert auf das Sofa und fuhr sich mit der Hand in die Haare, wahrscheinlich um seine Unbekümmertheit zu zeigen. Er machte sogar eine wichtige Miene; kurz, er war geradezu unmöglich. Was mich betrifft, so verstand ich natürlich auch damals schon, mich zu benehmen, und hätte gewiß niemandem Schande gemacht, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich denselben fassungslosen, kläglich- ingrimmigigen Blick des Fürsten auch auf mich gerichtet sah: er schämte sich also wegen uns beiden und stellte mich mit Stebelkow auf gleiche Stufe. Dieser Gedanke machte mich wütend; ich streckte mich auf dem Sofa noch bequemer aus und begann in einem Buch zu blättern, wobei ich ein Gesicht machte, als kümmerte ich mich um alles andere nicht im geringsten. Stebelkow dagegen riß die

Augen auf, beugte sich vor und hörte dem Gespräch der beiden aufmerksam zu, wahrscheinlich in dem Glauben, daß das höflich und liebenswürdig sei. Der Gast blickte ein paarmal nach Stebelkow hin; nach mir übrigens auch.

Sie sprachen von Familienneuigkeiten; dieser Herr hatte früher einmal die Mutter des Fürsten gekannt, die aus einer vornehmen Familie stammte. Soviel ich wahrnehmen konnte, war der Gast trotz seines liebenswürdigen Benehmens und der scheinbaren Offenherzigkeit seines Tones doch sehr affektiert und hatte natürlich von sich eine so hohe Meinung, daß er seinen Besuch als eine große Ehre für einen jeden, wer es auch sein mochte, betrachtete. Wäre der Fürst allein gewesen, das heißt ohne uns, so würde er – davon bin ich überzeugt – sich würdevoller und geschickter benommen haben; so aber verrieten ein besonderes Zucken in seinem vielleicht gar zu liebenswürdigen Lächeln und eine gewisse sonderbare Zerstreutheit, was in seinem Innern vorging.

Sie hatten noch nicht fünf Minuten gegessen, als noch ein Besuch gemeldet wurde und unglücklicherweise wieder ein kompromittierender. Diesen Herrn kannte ich gut und hatte von ihm schon viel gehört, obgleich er mich gar nicht kannte. Es war ein noch sehr junger Mensch – übrigens war er doch schon etwa dreiundzwanzig Jahre alt –, vortrefflich gekleidet, aus guter Familie und von schönem Äußern; aber – er gehörte zweifellos zur schlechten Gesellschaft. Im Jahre vorher war er noch Offizier in einem der vornehmsten Gardekavallerie-Regimenter gewesen, aber er war genötigt worden, selbst um den Abschied einzukommen, und alle wußten, aus welchen Gründen. Seine Verwandten hatten sogar in den Zeitungen eine Bekanntmachung erlassen, daß sie für seine Schulden nicht aufkämen, aber er setzte sein ausschweifendes Leben immer noch fort, indem er sich Geld zu zehn Prozent monatlich verschaffte, in den Spiegelgesellschaften rasend spielte und für eine bekannte kleine

Französin große Summen verschwendete. Die Sache war die, daß er vor einer Woche das Glück gehabt hatte, an einem Abend zwölftausend Rubel zu gewinnen, und nun triumphierte. Mit dem Fürsten stand er auf freundschaftlichem Fuß: sie spielten häufig zusammen auf gemeinsame Rechnung; aber der Fürst zuckte ordentlich zusammen, als er ihn erblickte, ich bemerkte das von meinem Platz aus. Denn dieser junge Mann benahm sich überall, als wäre er bei sich zu Hause, redete, ohne sich irgendwie zu genieren, laut und lustig, was ihm in den Sinn kam, und natürlich konnte er gar nicht auf den Gedanken kommen, daß unser Wirt wegen der Bekanntschaft mit ihm so vor seinem vornehmen Gast zitterte.

Sowie er eingetreten war, unterbrach er das Gespräch der beiden und begann sogleich von dem Spiel des vorhergehenden Tages zu erzählen, sogar noch ehe er sich gesetzt hatte.

»Sie waren ja wohl auch da?« wandte er sich gleich beim dritten Satz, den er sprach, an den vornehmen Gast, den er für einen seiner Spielkumpane hielt; indes aber bemerkte er seinen Irrtum sofort und rief: »Ach, entschuldigen Sie, ich glaubte, Sie wären einer der Herren von gestern!«

»Alexej Wladimirowitsch Darsan, Ippolit Alexandrowitsch Naschtschokin«, beeilte sich der Fürst die beiden einander vorzustellen. Diesen jungen Mann konnte man doch wenigstens vorstellen, da er aus einer guten, bekannten Familie war, uns aber hatte er vorher nicht vorgestellt, und wir saßen immer noch in unsern Winkeln. Ich wollte durchaus nicht den Kopf zu ihnen hindrehen, aber Stebelkow fing beim Anblick des jungen Mannes erfreut zu grinsen an und drohte offenbar, sich an dem Gespräch zu beteiligen. Alles das begann mich sogar zu amüsieren.

»Ich habe Sie im vorigen Jahr oft bei der Gräfin Werigina getroffen«, sagte Darsan.

»Ich entsinne mich Ihrer, aber Sie waren damals Offizier, glaube ich«, antwortete Naschtschokin freundlich.

»Ja, ich war Offizier, aber dank ... Ah, Stebelkow ist auch hier? Wie kommt der hierher? Sehen Sie, gerade den Herren von dieser Sorte habe ich es zu verdanken, daß ich nicht mehr Offizier bin.« Er zeigte geradezu mit dem Finger auf Stebelkow und lachte laut. Auch Stebelkow lachte vergnügt mit, da er Darsans Worte wahrscheinlich als Liebenswürdigkeit auffaßte. Der Fürst errötete und wandte sich schnell mit einer Frage an Naschtschokin; Darsan aber ging zu Stebelkow hin und sprach mit ihm über irgend etwas sehr eifrig, aber nur halblaut.

»Sie haben ja wohl im Ausland Katerina Nikolajewna Achmakowa sehr gut gekannt?« fragte der Gast den Fürsten.

»O ja, ich habe sie gekannt ...«

»Es scheint, daß sich da bald etwas Neues ereignen wird. Man sagt, sie werde den Baron Bjoring heiraten.«

»Das ist richtig!« rief Darsan.

»Sie ... wissen das zuverlässig?« fragte der Fürst Herrn Naschtschokin; er befand sich in sichtlicher Erregung und legte auf seine Frage einen besonderen Nachdruck.

»Ich habe es gehört; ich glaube, es wird schon allgemein darüber gesprochen; bestimmt weiß ich es übrigens nicht.«

»Oh, es ist sicher!« sagte Darsan, zu ihnen tretend. »Mir hat es gestern Dubassow gesagt, und der weiß solche Neuigkeiten immer zuerst. Aber auch der Fürst müßte es eigentlich schon wissen ...«

Naschtschokin ließ Darsan zu Ende sprechen und wandte sich dann wieder zum Fürsten:

»Man sieht sie in der letzten Zeit nur selten in der Gesellschaft.«

»Im letzten Monat war ihr Vater krank«, bemerkte der Fürst in etwas trockenem Ton.

»Diese Dame hat ja, wie es heißt, eine bewegte Vergangenheit!« platzte Darsan heraus.

Ich hob den Kopf in die Höhe und richtete mich auf.

»Ich habe das Vergnügen, Katerina Nikolajewna persönlich zu kennen, und halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß alle jene skandalösen Gerüchte nichts als Lüge und schmäbliche Verleumdung sind ... ersonnen von denjenigen ... die sich um sie bemüht haben, ohne ihr Ziel zu erreichen.«

Nach diesem dummen, hitzigen Einwurf schwieg ich und blickte hochaufgerichtet immer noch alle Anwesenden mit glühendem Gesicht an. Alle hatten sich zu mir hingewendet, aber auf einmal fing Stebelkow an zu kichern; auch der überraschte Darsan grinste.

»Arkadij Makarowitsch Dolgorukij«, stellte der Fürst mich dem letzteren vor.

»Ach, Sie können es mir glauben, Fürst«, wandte sich Darsan in natürlichem, gutmütigem Ton an mich, »ich sage das nicht als eigene Behauptung; wenn es solche Gerüchte gegeben hat, so habe jedenfalls ich sie nicht verbreitet.«

»Oh, ich sage ja auch nichts gegen Sie persönlich«, antwortete ich schnell; aber da lachte auf einmal Stebelkow in höchst unpassender Weise auf, und zwar, wie sich nachher herausstellte, darüber, daß Darsan mich »Fürst« genannt hatte. Mein verdammter Familienname hatte mir auch hier wieder Unannehmlichkeiten gemacht. Selbst jetzt noch erröte ich bei dem Gedanken daran, daß ich, natürlich aus Schamgefühl, diesen dummen Irrtum nicht augenblicklich erledigte und nicht laut erklärte, daß ich einfach ein Dolgorukij sei. Das begegnete mir damals zum erstenmal in meinem Leben. Darsan sah mich und den lachenden Stebelkow verständnislos an.

»Ach ja! Was war denn das für ein hübsches Mädchen, dem ich jetzt eben bei Ihnen auf der Treppe begegnet bin, so ein munteres, hellblondes?« fragte er den Fürsten.

»Ich weiß wirklich nicht, wer es gewesen sein könnte«, antwortete dieser schnell und errötete.

»Wer soll es denn sonst wissen als Sie?« versetzte Darsan lachend.

»Übrigens, das war ... das war vielleicht ...«, stotterte der Fürst.

»Aber ... das war doch gerade die Schwester dieses Herrn hier, Lisaweta Makarowna«, sagte Stebelkow, mit dem Finger auf michweisend. »Ich bin ihr nämlich vorhin ebenfalls begegnet ...«

»Ach ja, ganz richtig!« fiel der Fürst ein, aber jetzt mit ganz ruhiger, ernster Miene. »Es ist jedenfalls Lisaweta Makarowna gewesen, eine

gute Bekannte von Anna Fjodorowna Stolbejewa, bei der ich jetzt wohne. Sie hat gewiß heute einen Besuch bei Darja Onissimowna gemacht; das ist ebenfalls eine gute Bekannte von Anna Fjodorowna, die ihr, als sie wegreste, das Haus anvertraut hat ...«

Das war alles vollständig richtig. Diese Darja Onissimowna war die Mutter der armen Olga, von der ich schon erzählt habe; Tatjana Pawlowna hatte ihr schließlich bei Frau Stolbejewa eine Unterkunft verschafft. Es war mir wohlbekannt, daß Lisa mit Frau Stolbejewa verkehrt und nachher auch die arme Darja Onissimowna manchmal besucht hatte, die bei uns alle sehr liebgewonnen hatten; aber damals nach dieser übrigens durchaus sachlichen Erklärung des Fürsten und besonders nach Stebelkows dummer Äußerung und vielleicht auch, weil ich soeben Fürst genannt worden war, wurde ich aus all diesen Gründen über und über rot. Zum Glück stand gerade in diesem Augenblick Naschtschokin auf, um fortzugehen; er reichte auch Darsan die Hand. Sowie ich mit Stebelkow allein geblieben war, machte mir dieser durch eine Kopfbewegung ein Zeichen nach Darsan hin, der mit dem Rücken zu uns in der Tür stand; ich zeigte Stebelkow die Faust.

Eine Minute darauf ging auch Darsan weg, nachdem er mit dem Fürsten verabredet hatte, daß sie sich unbedingt am folgenden Tag an einem schon vorher, von ihnen bestimmten Ort treffen wollten, natürlich in einem Spielklub. Beim Hinausgehen rief er Stebelkow etwas zu und machte mir eine leichte Verbeugung. Kaum war er hinausgegangen, als Stebelkow von seinem Platz aufsprang, sich mitten ins Zimmer stellte und einen Finger in die Höhe hielt:

»Dieses Bürschchen hat in der vorigen Woche folgenden argen Streich ausgeführt: er hat einen Wechsel gegeben, auf dem er Herrn Awerjanows Namen gefälscht hat. Der Wechsel ist in dieser Gestalt

noch vorhanden, aber er ist nicht eingelöst worden! Etwas Kriminelles. Achttausend Rubel.«

»Und gewiß befindet sich dieser Wechsel in Ihren Händen?« rief ich, ihn grimmig anblickend.

»Ich habe ein Bankgeschäft, ich habe einen Mont de piété, aber mit Wechseln gebe ich mich nicht ab. Haben Sie gehört, was der Mont de piété in Paris für ein Institut ist? Er verschafft den Armen Brot und ist für sie eine Wohltat; ich habe einen Mont de piété ...«

Der Fürst unterbrach ihn grob und aufgebracht:

»Was wollen Sie hier noch? Warum haben Sie hier noch herumgesessen?«

»Aber«, erwiderte Stebelkow und zwinkerte dabei mit den Augen, »wie ist es? Mögen Sie nicht?«

»Nein, nein, nein, ich will es nicht!« schrie der Fürst und stampfte dabei mit dem Fuß. »Ich habe es schon gesagt!«

»Na, wenn es so ist ... dann ist es eben so. Aber es ist nicht das Richtige ...«

Er drehte sich kurz um und ging mit gesenktem Kopf und gekrümmtem Rücken ohne weiteres hinaus.

Der Fürst rief ihm, als er schon in der Tür war, noch nach:

»Seien Sie überzeugt, mein Herr, daß ich vor Ihnen nicht die geringste Furcht habe!«

Er war in sehr gereizter Stimmung, wollte sich hinsetzen, unterließ es aber, als sein Blick auf mich fiel. Sein Blick sagte gleichsam auch zu mir: ›Warum stehst auch du hier noch herum?‹

»Fürst, ich ...«, begann ich.

»Ich habe wirklich keine Zeit, Arkadij Makarowitsch, ich muß gleich wegfahren.«

»Nur einen Augenblick, Fürst, es ist etwas für mich höchst Wichtiges; und vor allen Dingen nehmen Sie Ihre dreihundert Rubel zurück!«

»Was soll denn das wieder heißen?«

Er war auf und ab gegangen, blieb aber nun stehen.

»Das soll heißen, daß ich nach allem, was geschehen ist ... und weil Sie von Wersilow gesagt haben, er sei unehrenhaft, und schließlich Ihr Ton in der ganzen letzten Zeit ... Kurz gesagt, ich kann es unter keinen Umständen annehmen.«

»Sie *haben* es aber doch einen ganzen Monat lang angenommen.«

Er setzte sich plötzlich auf einen Stuhl. Ich stand am Tisch und mißhandelte mit der einen Hand das Buch von Belinskij, in der andern hielt ich meinen Hut.

»Da waren meine Gefühle noch von anderer Art, Fürst ... Und dann, ich hätte es nie bis zu einer solchen Summe kommen lassen sollen ... Dieses Spiel ... Kurz, ich kann es nicht!«

»Sie haben sich einfach vorhin nicht von einer glänzenden Seite gezeigt, und daher sind Sie jetzt so wütend; ich möchte Sie bitten, dieses Buch in Ruhe zu lassen.«

»Was soll das heißen, ich hätte mich nicht von einer glänzenden Seite gezeigt? Und dann haben Sie mich in Gegenwart Ihrer Gäste beinahe mit Stebelkow auf eine Stufe gestellt.«

»Aha, da haben wir des Rätsels Lösung!« rief er, häßlich grinsend. »Und außerdem sind Sie verlegen geworden, weil Darsan Sie ›Fürst nannte.«

Er brach in ein boshaftes Lachen aus. Ich fuhr auf.

»Ich verstehe gar nicht ... Ihren Fürstentitel würde ich nicht einmal geschenkt nehmen.«

»Ich kenne Ihren Charakter. Was für ein komisches Geschrei Sie zur Verteidigung von Frau Achmakowa erhoben haben ... Lassen Sie das Buch liegen!«

»Was soll das heißen?« erwiderte ich, ebenfalls schreiend.

»Las-sen Sie das Buch liegen!« brüllte er auf einmal los und richtete sich wild in seinem Lehnstuhl auf, als wollte er sich auf mich stürzen.

»Das überschreitet denn doch alle Grenzen!« rief ich und ging schnell aus dem Zimmer hinaus. Aber ich war noch nicht an das Ende des Saales gelangt, als er mir von der Tür des Arbeitszimmers aus nachrief:

»Arkadij Makarowitsch, kommen Sie zurück! Kom-men Sie zurück! Kom-men Sie sogleich zu-rück!«

Ich hörte nicht auf ihn und ging weiter. Er holte mich mit schnellen Schritten ein, faßte mich am Arm und zog mich nach dem Arbeitszimmer zurück. Ich sträubte mich nicht.

»Nehmen Sie!« sagte er ganz blaß vor Aufregung, und hielt mir die dreihundert Rubel hin, die ich hingeworfen hatte. »Sie müssen es unter allen Umständen nehmen ... sonst sind wir ... unter allen Umständen!«

»Wie kann ich es denn nehmen, Fürst?«

»Na, ich werde Sie um Verzeihung bitten, ist es Ihnen recht? Na also, verzeihen Sie mir! ...«

»Fürst, ich habe Sie immer sehr gern gehabt, und wenn Sie mich ebenfalls ...«

»Ja, ich ebenfalls, nehmen Sie doch ...«

Ich nahm das Geld. Seine Lippen zitterten.

»Ich verstehe, Fürst, daß Sie über diesen Schurken wütend sind ... aber ich nehme es nur dann, wenn wir uns küssen, wie wir es bei früheren Zerwürfnissen getan haben ...«

Als ich das sagte, zitterte ich ebenfalls.

»Na, solche Zärtlichkeiten!« murmelte der Fürst, verlegen lächelnd, aber er beugte sich zu mir und küßte mich. Ich fuhr zusammen: in

seinem Gesicht las ich im Augenblick des Kusses einen entschiedenen Ausdruck von Abneigung.

»Hat er Ihnen denn wenigstens Geld gebracht?«

»Ach, das ist ja ganz egal!«

»Ich frage ja nur um Ihretwillen ...«

»Ja, ja, er hat mir welches gebracht.«

»Fürst, wir sind Freunde gewesen ... und schließlich kann Wersilow ...«

»Nun ja, ja; gut!«

»Und dann, ich weiß wirklich immer noch nicht recht, diese dreihundert Rubel ...«

Ich hielt sie in der Hand.

»Nehmen Sie sie, nehmen Sie sie!« sagte er, wieder lächelnd, aber in seinem Lächeln lag etwas sehr Häßliches.

Ich nahm das Geld.

Drittes Kapitel

I

Ich nahm das Geld, weil ich ihn liebte. Wer das nicht glaubt, dem antworte ich, daß ich wenigstens in dem Augenblick, als ich das Geld von ihm annahm, fest davon überzeugt war, ich könne, wenn ich nur wolle, mir auch aus einer anderen Quelle noch weit mehr verschaffen. Ich nahm es also nicht aus Not, sondern aus Zartgefühl, um ihn nicht zu kränken. Ach Gott, so urteilte ich damals! Aber dennoch war mir sehr schwer ums Herz, als ich von ihm wegging: ich sah, wie auffallend sich sein Betragen mir gegenüber an diesem Vormittag geändert hatte; in einem solchen Ton hatte er noch nie zu mir geredet, und seine gegen Wersilow gerichteten Äußerungen waren ja schon die reine Rebellion. Stebelkow hatte ihn allerdings durch irgend etwas schwer geärgert, aber jenes Benehmen hatte schon vor Stebelkows Ankunft begonnen. Ich wiederhole noch einmal: eine Veränderung gegen früher war auch schon an all den letzten Tagen zu bemerken gewesen, aber nicht eine solche, nicht eine so weitgehende - das war die Hauptsache.

Möglich, daß auch die dumme Nachricht über diesen Flügeladjutanten Baron Bjoring auf seine Stimmung eingewirkt hatte ... Ich war ja ebenfalls aufgeregt weggegangen, aber ... Das war es eben, daß mir damals etwas ganz anderes entgegenleuchtete und ich so vieles leichtsinnigerweise unbeachtet ließ: ich beeilte mich, meine Aufmerksamkeit davon abzuwenden, wies alles Dunkle von mir und wandte mich dem Leuchtenden zu ...

Es war noch nicht ein Uhr. Vom Fürsten fuhr ich mit meinem Matwej geradeswegs - sollte man es glauben, zu wem? - zu Stebelkow! Das war es eben, daß er mich kurz vorher nicht so sehr durch sein Erscheinen beim Fürsten in Erstaunen versetzt hatte (denn er hatte diesem ja versprochen zu kommen), als vielmehr dadurch, daß er mir zwar nach seiner dummen Gewohnheit zugezwinkert hatte,

aber gar nicht mit Bezug auf das Thema, auf welches meine Erwartung gerichtet war. Am vorhergehenden Abend hatte ich von ihm durch die Stadtpost ein für mich ziemlich rätselhaftes Briefchen erhalten, in welchem er mich dringend bat, gerade heute zwischen eins und zwei zu ihm zu kommen; er könne mir Dinge mitteilen, die mich überraschen würden. Und nun hatte er soeben dort beim Fürsten sich nicht das geringste anmerken lassen, daß er mir einen solchen Brief geschrieben hatte. Was konnte es zwischen Stebelkow und mir für Geheimnisse geben? Ein solcher Gedanke war geradezu lächerlich, aber im Hinblick auf alles Vorhergegangene befand ich mich jetzt, während ich zu ihm fuhr, sogar in einer gewissen Aufregung. Ich hatte mich allerdings einmal, vor ungefähr vierzehn Tagen, an ihn gewandt und Geld von ihm haben wollen, und er war auch bereit gewesen, mir welches zu geben, aber wir hatten uns damals aus irgendeinem Grund nicht einigen können, und ich hatte selbst auf das Darlehen verzichtet; er hatte damals nach seiner Gewohnheit etwas Unverständliches gemurmelt, und es war mir so vorgekommen, als wolle er mir irgendeinen Vorschlag machen, mir irgendwelche besonderen Bedingungen anbieten, und da ich ihn jedesmal, wenn ich ihn beim Fürsten traf, sehr von oben herab zu behandeln pflegte, so hatte ich jeden Gedanken an besondere Bedingungen stolz abgeschnitten und war weggegangen, obwohl er mir bis zur Haustür nachgelaufen kam. Ich hatte mir damals das Geld vom Fürsten geben lassen.

Stebelkow lebte ganz für sich allein und war recht wohlhabend: er hatte eine aus vier schönen Zimmern bestehende Wohnung, hübsche Möbel, männliche und weibliche Dienerschaft und eine Haushälterin, die übrigens schon ziemlich bejahrt war. Als ich bei ihm eintrat, war ich sehr zornig.

»Hören Sie mal, mein Verehrter«, begann ich schon in der Tür, »was soll erstens einmal dieser Brief bedeuten? Ich wünsche keine Kor-

respondenz zwischen mir und Ihnen. Und warum haben Sie mir nicht einfach vorhin beim Fürsten gesagt, was Sie von mir wünschen: ich stand doch zu Ihren Diensten?»

»Aber warum haben Sie denn vorhin ebenfalls geschwiegen und mich nicht gefragt?« versetzte er, den Mund zu einem äußerst selbstzufriedenen Lächeln auseinanderziehend.

»Weil nicht ich an Sie ein Anliegen habe, sondern Sie an mich«, rief ich, plötzlich hitzig werdend.

»Aber warum sind Sie denn zu mir gekommen, wenn es so steht?« antwortete er und sprang von seinem Platz ordentlich ein bißchen in die Höhe vor Vergnügen. Ich drehte mich sofort um und wollte hinausgehen, aber er faßte mich an der Schulter.

»Nein, nein, ich habe nur Spaß gemacht. Es ist eine wichtige Sache. Sie werden selbst sehen.«

Ich setzte mich. Ich muß gestehen, ich war neugierig. Wir saßen an der Vorderkante eines großen Schreibtisches einander gegenüber. Er lächelte schlau und machte Miene, den Finger in die Höhe zu heben.

»Bitte, lassen Sie all Ihre schlaunen Mätzchen und das Fingeraufheben und namentlich all Ihre geheimnisvollen Andeutungen beiseite, und kommen Sie ohne weiteres zur Sache, sonst gehe ich sofort weg!« rief ich wieder im Zorn.

»Sie ... sind stolz!« sagte er, und es klang wie ein dummer Vorwurf; er beugte sich in seinem Lehnstuhl nach vorn zu mir hin und zog alle Runzeln auf seiner Stirn nach oben.

»Das muß man ihnen gegenüber auch sein.«

»Sie ... haben sich heute von dem Fürsten Geld geben lassen, dreihundert Rubel; ich habe auch Geld, und mein Geld ist besser.«

»Woher wissen Sie das, daß ich mir von ihm etwas habe geben lassen?« fragte ich höchst verwundert. »Hat er Ihnen denn selbst davon gesagt?«

»Ja, er hat mir davon gesagt; regen Sie sich nicht auf; es kam nur so zufällig im Lauf des Gespräches die Rede darauf, nur ganz zufällig, nicht absichtlich. Er sagte es mir. Aber Sie hätten es nicht von ihm zu nehmen brauchen. Nicht wahr?«

»Aber Sie, Sie schinden ja, wie ich gehört habe, unmenschliche Prozente heraus.«

»Ich habe einen Mont de piété, aber ich schinde niemanden. Ich halte ihn nur für meine Freunde, anderen Leuten gebe ich nichts. Anderen bleibt mein Mont de piété ...«

Dieser sein Mont de piété war eine ganz gewöhnliche Pfandleihe, die unter fremdem Namen in einer anderen Wohnung untergebracht war und vorzüglich prosperierte.

»Aber meinen Freunden gebe ich große Summen.«

»Na, ist denn etwa der Fürst ein solcher Freund von Ihnen?«

»Allerdings; aber ... er führt häßliche Reden. Daß er solche Reden führt, werde ich mir nicht gefallen lassen.«

»Haben Sie ihn denn so in Händen? Ist er Ihnen viel schuldig?«

»Ja ... er ist mir viel schuldig.«

»Er wird es Ihnen bezahlen; er hat eine Erbschaft gemacht ...«

»Die Erbschaft gehört nicht ihm; er ist mir Geld schuldig und ist mir noch anderes schuldig. Die Erbschaft reicht nicht. Ich werde Ihnen Geld zinslos geben.«

»Auch als einem ›Freund? Womit habe ich denn das verdient?« erwiderte ich lachend.

»Sie werden es schon noch verdienen.« Er beugte sich wieder mit dem ganzen Oberkörper zu mir hin und wollte den Finger in die Höhe heben.

»Stebelkow! Ohne Finger, sonst gehe ich weg.«

»Hören Sie mal ... er kann Anna Andrejewna heiraten!« Dabei kniff er auf teuflische Weise das linke Auge zu.

»Hören Sie, Stebelkow, das Gespräch nimmt einen so skandalösen Charakter an ... Wie können Sie sich erdreisten, Anna Andrejewnas Namen in den Mund zu nehmen?«

»Regen Sie sich nicht auf!«

»Ich höre nur mit großer Überwindung zu, weil ich deutlich sehe, daß da irgendeine Gaunerei dahintersteckt, die ich in Erfahrung bringen möchte ... Aber es kann auch sein, daß mir die Geduld reißt, Stebelkow!«

»Regen Sie sich nicht auf, und seien Sie nicht stolz! Lassen Sie nur ein Weilchen Ihren Stolz beiseite, und hören Sie mich an; nachher können Sie dann wieder stolz sein. Das mit Anna Andrejewna wissen Sie doch wohl? Daß der Fürst sie vielleicht heiraten wird ... das wissen Sie doch wohl!«

»Von diesem Projekt habe ich allerdings gehört und weiß alles, aber ich habe niemals mit dem Fürsten darüber gesprochen. Ich weiß nur, daß dieses Projekt seinen Ursprung im Kopf des alten Fürsten Sokolskij hat, der immer noch krank ist; aber ich habe nie mit ihm darüber gesprochen und bin dabei ganz unbeteiligt. Ich sage Ihnen das einzig und allein zur Erklärung und erlaube mir nun, Sie zu fragen: erstens, warum haben Sie mit mir davon zu reden angefangen? Und zweitens, spricht der Fürst wirklich *mit Ihnen* über solche Dinge?«

»Er spricht mit mir nicht davon; er will mit mir nicht davon sprechen, aber ich spreche mit ihm davon, und er will es nicht hören. Darum hat er mich vorhin so angeschrien.«

»Sehr recht von ihm! Das billige ich durchaus.«

»Der alte Fürst Sokolskij wird Anna Andrejewna eine große Mitgift geben; sie hat sich bei ihm beliebt gemacht. Dann wird Fürst Sokolskij als Bräutigam mir das ganze Geld zurückzahlen. Auch die nicht in Geld bestehende Schuld wird er zurückerstatten. Das wird er sicher tun! Jetzt aber hat er nichts, wovon er es mir zurückgeben könnte.«

»Aber ich, ich, inwiefern kann ich Ihnen denn dabei helfen?«

»In einem sehr wichtigen Punkt: Sie sind da bekannt; Sie sind da überall bekannt. Sie können alles in Erfahrung bringen.«

»Zum Teufel ... was denn in Erfahrung bringen?«

»Ob der Fürst will, ob Anna Andrejewna will, ob der alte Fürst will. Das können Sie alles zuverlässig in Erfahrung bringen.«

»Und Sie erdreisten sich, mir den Vorschlag zu machen, ich solle Ihr Spion sein, und noch dazu für Geld?« rief ich und sprang empört auf.

»Seien Sie nicht so stolz, seien Sie nicht so stolz! Lassen Sie nur noch ein kleines Weilchen den Stolz beiseite, nur etwa für fünf Minuten!« Er nötigte mich, wieder Platz zu nehmen. Durch meine Gebärden und Ausrufe ließ er sich offenbar nicht einschüchtern; aber ich beschloß, ihn bis zu Ende anzuhören.

»Ich muß es bald erfahren, bald erfahren, denn ... denn vielleicht wird es bald zu spät sein. Haben Sie gesehen, wie er vorhin an der bitteren Pille geschluckt hat, als der Offizier das von dem Baron und Frau Achmakowa erzählte?«

Ich erniedrigte mich wirklich dadurch, daß ich noch länger zuhörte, aber meine Neugier war dermaßen angeregt, daß ich sie nicht überwinden konnte.

»Hören Sie ... Sie sind ein nichtsnutziger Mensch!« sagte ich in energischem Ton. »Wenn ich hier sitze und zuhöre und es dulde, daß Sie von solchen Personen reden ... und sogar selbst antworte, so tue ich das keineswegs, weil ich Ihnen ein Recht dazu zugestehe. Ich sehe nur, daß es da um eine Gemeinheit geht ... Vor allen Dingen: was für Hoffnungen kann der Fürst auf Katerina Nikolajewna haben?«

»Gar keine, aber er ist wütend.«

»Das ist nicht wahr!«

»Doch, er ist wütend. Frau Achmakowa ist für ihn jetzt passé. Er hat da sein Paroli verloren, jetzt bleibt ihm nur noch Anna Andrejewna. Ich werde Ihnen zweitausend Rubel geben ... zinslos und ohne einen Wechsel.«

Nach diesen Worten legte er mit entschlossener, gewichtiger Miene den Oberkörper gegen die Stuhllehne zurück und sah mich mit weitgeöffneten Augen an. Ich erwiderte diesen Blick ebenso.

»Sie tragen Anzüge aus der Großen Millionnaja-Straße: dazu braucht man Geld, viel Geld; ich habe besseres Geld als er. Ich werde Ihnen mehr als zweitausend Rubel geben ...«

»Aber wofür? Wofür, zum Teufel?«

Ich stampfte mit dem Fuß. Er beugte sich zu mir hin und sagte mit besonderem Nachdruck:

»Dafür, daß Sie sich nicht in den Weg stellen.«

»Ich mische mich ja sowieso nicht ein«, rief ich.

»Ich weiß, daß Sie schweigen; das ist gut.«

»Es liegt mir nichts an Ihrer Zustimmung. Ich wünsche selbst lebhaft, daß diese Verbindung zustande kommt, aber ich bin der Ansicht, daß das nicht meine Sache ist und daß eine Einmischung meinerseits geradezu unpassend sein würde.«

»Sehen Sie wohl, sehen Sie wohl, unpassend!« sagte er und hob den Finger in die Höhe.

»Was soll das heißen: ›Sehen Sie wohl?‹

»Unpassend ... Hehe!« Er fing auf einmal an zu lachen. »Ich verstehe, ich verstehe, daß es für Sie unpassend sein würde, aber ... Sie werden sich also nicht in den Weg stellen?« fragte er, mit den Augen zwinkernd. Aber in diesem Zwinkern lag etwas überaus Freches, Höhnisches, Gemeines! Offenbar setzte er bei mir eine gemeine Gesinnung voraus und rechnete mit dieser gemeinen Gesinnung ... Das war klar, aber ich begriff absolut nicht, um was es sich handelte.

»Anna Andrejewna ist doch ebenfalls Ihre Schwester«, sagte er nachdrücklich.

»Erdreisten Sie sich nicht, darüber zu sprechen! Und überhaupt nicht über Anna Andrejewna!«

»Lassen Sie doch den Stolz beiseite, nur noch eine kleine Minute! Hören Sie mal: er wird Geld bekommen und alle versorgen«, sagte Stebelkow mit besonderer Betonung, »alle, alle; Sie folgen?«

»Also glauben Sie, ich würde von ihm Geld annehmen?«

»Sie nehmen doch jetzt welches von ihm an?«

»Ich nehme mein eigenes Geld!«

»Wieso Ihr eigenes?«

»Dieses Geld gehört Wersilow: er schuldet Wersilow zwanzigtausend Rubel.«

»Also schuldet er sie doch nur Wersilow und nicht Ihnen.«

»Wersilow ist mein Vater.«

»Nicht doch, Sie sind ein Dolgorukij, kein Wersilow.«

»Das ist ganz egal!« Ich brachte es damals wirklich fertig, so zu argumentieren! Ich wußte, daß das nicht ganz egal war, ich war nicht so dumm, aber doch argumentierte ich damals so, wieder aus »Zartgefühl«.

»Genug davon!« rief ich. »Ich verstehe von Ihrem Gerede absolut nichts. Wie konnten Sie nur so dreist sein, mich wegen solcher Possen herzurufen?«

»Verstehen Sie denn wirklich nicht? Stellen Sie sich nur absichtlich so oder nicht?« sagte Stebelkow langsam, wobei er mich durchdringend und mit einem mißtrauischen Lächeln ansah.

»Ich schwöre Ihnen, daß ich es nicht verstehe!«

»Ich sage: er kann dann alle versorgen, *alle*; nur stellen Sie sich nicht in den Weg, und reden Sie nicht dagegen ...«

»Sie haben wohl den Verstand verloren! Was wollen Sie fortwährend mit diesem »alle«? Wird er Wersilow versorgen, was?«

»Sie sind doch nicht allein da, und auch Wersilow nicht ... es gibt auch noch andere Menschen. Und Anna Andrejewna ist ebensogut Ihre Schwester *wie Lisaweta Makarowna!*«

Ich sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Auf einmal zeigte sich in seinem widerwärtigen Blick sogar ein flüchtiger Ausdruck von Mitleid mit mir:

»Sie verstehen nicht, um so besser! Das ist gut, sehr gut, daß Sie nicht verstehen. Das ist löblich ... wenn Sie wirklich nicht verstehen.«

Ich geriet vollständig in Wut.

»Scheren Sie sich zum Teufel mit Ihren Narrheiten, Sie verrückter Mensch!« schrie ich und griff nach meinem Hut.

»Das sind keine Narrheiten! Also soll es so sein? Aber wissen Sie, Sie werden wiederkommen.«

»Nein!« erwiderte ich schroff von der Schwelle aus.

»Sie werden wiederkommen, und dann ... dann werden wir ein anderes Gespräch miteinander führen. Das wird das Hauptgespräch sein. Zweitausend Rubel, vergessen Sie es nicht!«

II

Er hatte einen so widerwärtigen, verwirrenden Eindruck auf mich gemacht, daß ich beim Hinaustreten auf die Straße mir sogar Mühe

gab, nicht weiter daran zu denken, und nur ausspuckte. Von dem Gedanken, daß der Fürst mit ihm über mich und dieses Geld hatte sprechen können, fühlte ich einen Stich wie von einer Nadel. »Ich werde gewinnen und ihm alles gleich heute zurückgeben«, nahm ich mir mit aller Bestimmtheit vor.

Mochte Stebelkow auch noch so dumm und im Reden ungeschickt sein, so hatte ich doch in ihm den reinen Schurken in seinem ganzen Glanz erkannt und sagte mir vor allen Dingen, daß hier unbedingt eine Intrige dahintersteckte. Nur hatte ich damals keine Zeit, mich mit der Aufdeckung von Intrigen abzugeben, und dies war der Hauptgrund meiner damaligen Hühnerblindheit! Ich sah unruhig nach der Uhr, aber es war noch nicht zwei, also konnte ich noch einen Besuch machen, sonst wäre ich auch bis drei Uhr vor Aufregung umgekommen. Ich fuhr zu Anna Andrejewna Wersilowa, meiner Schwester. Ich war mit ihr schon längst bei meinem alten Fürsten näher bekannt geworden, und zwar gerade während seiner Krankheit. Bei dem Gedanken, daß ich nun schon drei oder vier Tage lang nicht bei ihm gewesen war, fühlte ich arge Gewissensbisse; aber gerade Anna Andrejewna hatte mich vertreten; der Fürst hatte eine ganz außerordentliche Zuneigung zu ihr gefaßt und nannte sie sogar im Gespräch mit mir seinen Schutzengel. Beiläufig: der Gedanke, sie mit dem Fürsten Sergej Petrowitsch zu verheiraten, war tatsächlich im Kopf meines lieben Alten entsprungen, und er hatte ihn sogar wiederholt mir gegenüber ausgesprochen, natürlich unter dem Siegel des Geheimnisses. Ich hatte von diesem Gedanken Wersilow Mitteilung gemacht, denn ich hatte schon früher bemerkt, daß er zwar gegenüber allen übrigen Tagesereignissen sehr gleichgültig war, aber immer ein besonderes Interesse bekundete, wenn ich ihm etwas über meine Begegnungen mit Anna Andrejewna mitteilte. Wersilow hatte mir gegenüber damals gemurmelt, Anna Andrejewna sei sehr klug und könne in einer so delikaten Sache auch ohne fremde Ratschläge zurechtkommen. Selbstverständlich hatte Stebelkow recht, wenn er meinte, der Alte werde ihr eine Mitgift

geben, aber wie durfte er wagen, darauf Spekulationen zu bauen? Vor ein paar Stunden hatte der Fürst ihm nachgerufen, daß er vor ihm gar keine Furcht habe: ob Stebelkow wirklich im Nebenzimmer mit ihm über Anna Andrejewna gesprochen hatte? Ich kann mir vorstellen, wie wütend ich darüber an seiner Stelle gewesen wäre.

Anna Andrejewna hatte ich in der letzten Zeit sogar ziemlich häufig besucht. Aber dabei hatte sich immer etwas Sonderbares ereignet: sie bestimmte immer selbst, daß ich kommen sollte, und erwartete mich also mit Sicherheit, aber wenn ich eintrat, tat sie jedesmal so, als käme ich ganz unerwartet und zufällig; dieser eigentümliche Zug war mir aufgefallen, aber ich war ihr doch sehr zugetan. Sie wohnte bei ihrer Großmutter, Frau Fanariotowa, natürlich als deren Pflegetochter (Wersilow bezahlte nichts für ihren Unterhalt), aber sie spielte dort durchaus nicht die Rolle, in welcher sonst gewöhnlich die Pflegetöchter in den Häusern vornehmer Damen geschildert werden, wie zum Beispiel in Puschkins »Pique-Dame« die Pflegetochter der alten Gräfin. Anna Andrejewna lebte vielmehr selbst in der Art jener Gräfin. Sie wohnte in diesem Haus vollständig für sich, das heißt, zwar in derselben Etage und in derselben Wohnung mit der Familie Fanariotow, aber in zwei gesonderten Zimmern, so daß ich zum Beispiel, wenn ich kam oder ging, nie jemandem von der Fanariotowschen Familie begegnete. Sie durfte bei sich empfangen, wen sie wollte, und über ihre ganze Zeit verfügen, wie es ihr beliebte. Allerdings war sie auch schon dreiundzwanzig Jahre alt. In Gesellschaft war sie im letzten Jahre fast überhaupt nicht mehr gegangen, obgleich Frau Fanariotowa mit Ausgaben für ihre Enkelin nicht geizte, für die sie, wie ich hörte, eine herzliche Liebe empfand. Mir aber gefiel es von Anna Andrejewna gerade ganz besonders, daß ich sie immer in so bescheidener Kleidung und immer bei irgendeiner Beschäftigung antraf, sei es mit einem Buch oder mit einer Handarbeit. In ihrer äußeren Erscheinung lag beinahe etwas Klösterliches, Nonnenhaftes, und das gefiel mir. Sie war nicht gesprächig, redete aber immer mit Bedacht und verstand sehr gut zuzuhö-

ren, was ich nie verstanden habe. Wenn ich ihr manchmal sagte, sie erinnere mich außerordentlich an Wersilow, obwohl sie eigentlich gar keinen Zug mit ihm gemeinsam habe, so errötete sie immer ein bißchen. Sie errötete oft und immer schnell, aber immer nur ein bißchen, und in diese Eigentümlichkeit ihres Gesichts hatte ich mich ordentlich verliebt. Im Gespräch mit ihr nannte ich Wersilow nie mit dem Familiennamen, sondern immer Andrej Petrowitsch, und das hatte sich ganz von selbst so ergeben. Ich hatte sogar recht wohl gemerkt, daß man in der Fanariotowschen Familie sich Wersilows irgendwie schämte; übrigens hatte ich diese Beobachtung nur an Anna Andrejewna gemacht, weiß aber wieder nicht recht, ob man dabei den Ausdruck »sich schämen« gebrauchen kann; jedenfalls war es so etwas Ähnliches. Ich fing manchmal auch von dem Fürsten Sergej Petrowitsch mit ihr zu reden an, und sie hörte sehr aufmerksam zu und interessierte sich, wie mir schien, für diese Nachrichten, aber eigentümlicherweise ging es dabei immer so zu, daß ich sie ihr von selbst mitteilte, sie aber nie danach fragte. Über die Möglichkeit einer Heirat zwischen ihnen beiden hatte ich nie mit ihr zu reden gewagt, obwohl ich es oft gern getan hätte, da dieses Projekt mir selbst in gewisser Hinsicht sehr zusagte. Aber sobald ich ihr Zimmer betrat, verlor ich den Mut, über viele Dinge zu sprechen, und doch fühlte ich mich in ihrem Zimmer sehr wohl. Es gefiel mir an ihr auch sehr, daß sie eine gute Bildung besaß und viel las, sogar sehr gescheite Bücher; sie hatte viel mehr gelesen als ich.

Das erstemal hatte sie selbst mich aufgefordert, sie zu besuchen. Ich begriff auch damals schon, daß sie vielleicht darauf rechnete, manchmal dies und das von mir herauszubekommen. Oh, damals verstanden sich viele darauf, sehr vieles von mir herauszubekommen! »Aber was tut das?« dachte ich. »Sie empfängt mich ja nicht allein deshalb.« Kurz, ich freute mich sogar darüber, daß ich ihr nützlich sein konnte, und ... und wenn ich bei ihr saß, hatte ich immer im stillen die Empfindung, daß da meine Schwester neben mir saß, obgleich ich unsere Verwandtschaft bei ihr noch nie er-

wähnt hatte, weder mit einem Wort noch auch nur mit einer Andeutung, als ob eine solche Verwandtschaft überhaupt nicht existierte. Wenn ich bei ihr saß, erschien es mir geradezu undenkbar, davon zu reden, und wirklich, wenn ich sie so ansah, ging mir manchmal der sinnlose Gedanke durch den Kopf, sie wisse vielleicht von dieser Verwandtschaft überhaupt nichts – so schweigsam benahm sie sich in dieser Hinsicht mir gegenüber.

III

Als ich eintrat, fand ich Lisa bei ihr. Das überraschte mich beinah. Es war mir sehr wohl bekannt, daß die beiden schon früher miteinander in Berührung gekommen waren; das war bei dem »Säugling« geschehen. Von der wunderlichen Laune der stolzen, schamhaften Anna Andrejewna, dieses Kind zu sehen, und von ihrer dortigen Begegnung mit Lisa werde ich vielleicht später mehr erzählen, wenn ich Raum dazu finde; aber trotzdem hatte ich in keiner Weise erwartet, daß Anna Andrejewna einmal Lisa zu sich einladen würde. Das berührte mich angenehm. Natürlich ließ ich mir davon nichts merken, begrüßte Anna Andrejewna, drückte Lisa warm die Hand und setzte mich neben diese. Beide waren mit einer wichtigen Sache beschäftigt: auf dem Tisch und auf ihren Knien lag ein teures Ausgehkleid Anna Andrejwnas, das aber schon alt, das heißt dreimal getragen war und das sie daher irgendwie geändert haben wollte. Lisa war auf diesem Gebiet eine große Meisterin und besaß viel Geschmack, und so fand denn nun eine feierliche Beratung der »klugen Frauen« statt. Ich mußte an Wersilow denken und fing an zu lachen; ich war auch sowieso schon in glänzender Gemütsverfassung.

»Sie sind heute sehr vergnügt, und das ist sehr hübsch«, sagte Anna Andrejewna würdevoll, indem sie jedes Wort besonders aussprach. Ihre Stimme war ein tiefer, klangvoller Alt, aber sie sprach immer ruhig und leise, wobei sie ihre langen Wimpern etwas senkte und ein ganz leises Lächeln über ihr blasses Gesicht hinhuschte.

»Lisa weiß, was ich für ein gräßlicher Mensch bin, wenn ich mich nicht in vergnügter Stimmung befinde«, antwortete ich fröhlich.

»Vielleicht weiß auch Anna Andrejewna davon«, neckte mich Lisa schelmisch. Das liebe Ding! Wenn ich gewußt hätte, wie es damals in ihrer Seele aussah!

»Was tun Sie jetzt?« fragte Anna Andrejewna. (Ich bemerke, daß sie mich ausdrücklich ersucht hatte, sie an diesem Tag zu besuchen.)

»Ich sitze jetzt hier und frage mich, warum es mir immer angenehmer ist, Sie mit einem Buch zu finden als mit einer Handarbeit. Nein, wirklich, eine Handarbeit steht Ihnen irgendwie nicht. In dieser Beziehung bin ich mit Andrej Petrowitsch einer Meinung.«

»Haben Sie sich immer noch nicht dazu entschlossen, die Universität zu besuchen?«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie unsere früheren Gespräche nicht vergessen haben; das zeigt mir, daß Sie manchmal an mich denken; aber ... hinsichtlich der Universität bin ich noch zu keinem Entschluß gelangt, außerdem habe ich meine besonderen Ziele.«

»Das heißt, er hat sein Geheimnis«, bemerkte Lisa.

»Laß die Späße, Lisa«, erwiderte ich. »Ein kluger Mann hat vor einigen Tagen den Ausspruch getan, bei unserer ganzen fortschrittlichen Bewegung der letzten zwanzig Jahre hätten wir vor allen Dingen bewiesen, daß wir schmäählich ungebildet seien. Das bezog sich natürlich auch auf unsere Studierten.«

»Na, gewiß hat das Papa gesagt; du wiederholst furchtbar oft seine Gedanken«, meinte Lisa.

»Lisa, das klingt ja, als trauest du mir keinen eigenen Verstand zu.«

»In unserer Zeit ist es nützlich, die Worte kluger Männer aufmerksam zu hören und im Gedächtnis zu bewahren«, sagte Anna Andrejewna leichthin zu meiner Verteidigung.

»Ganz richtig, Anna Andrejewna«, fiel ich eifrig ein. »Wer über Rußlands jetzigen Zustand nicht nachdenkt, der ist kein Patriot! Ich betrachte Rußland vielleicht von einem eigentümlichen Gesichtspunkt aus: wir haben die tatarische Invasion überstanden und nachher eine zweihundertjährige Knechtschaft, und natürlich deshalb, weil sowohl das eine als auch das andere unserem Geschmack zusagte. Jetzt ist uns die Freiheit gegeben worden, und wir müssen die Freiheit ertragen: werden wir das verstehen? Wird es sich zeigen, daß auch die Freiheit unserem Geschmack zusagt? – das ist die Frage.«

Lisa warf Anna Andrejewna einen schnellen Blick zu; diese aber schlug sogleich die Augen nieder und begann, etwas neben sich zu suchen; ich sah, daß Lisa sich mit aller Kraft zu beherrschen suchte, aber auf einmal begegneten sich unsere Blicke zufällig, und sie brach in ein unbändiges Gelächter aus; ich brauste auf:

»Lisa, du bist mir unbegreiflich!«

»Verzeih mir!« sagte sie, hörte auf einmal auf zu lachen und machte beinahe ein trauriges Gesicht. »Weiß Gott, was mir heute im Kopf sitzt ...«

In ihrer Stimme schienen plötzlich Tränen zu zittern. Ich schämte mich furchtbar, ergriff ihre Hand und küßte sie herzlich.

»Sie sind ein sehr guter Mensch«, sagte Anna Andrejewna weich zu mir, als sie sah, daß ich Lisa die Hand küßte.

»Ich freue mich vor allen Dingen darüber, Lisa, daß ich dich heute in lachlustiger Stimmung treffe«, sagte ich. »Werden Sie es glauben, Anna Andrejewna: in den letzten Tagen hat sie mich, wenn wir uns trafen, jedesmal mit einem ganz seltsamen Blick angesehen, in dem die Frage zu liegen schien: ›Nun, hast du nicht etwas erfahren? Ist alles in Ordnung?‹ Wirklich, ungefähr so etwas besagte ihre Miene.«

Anna Andrejewna hob langsam die Augen und blickte Lisa scharf an. Diese schlug die Augen nieder. Ich sah übrigens recht wohl, daß sie weit besser und näher miteinander bekannt waren, als ich vorher beim Eintritt hatte annehmen können; dieser Gedanke war mir angenehm.

»Sie sagten soeben, ich sei ein guter Mensch; Sie glauben gar nicht, wie sehr ich mich bei Ihnen nach der guten Seite hin verändere und wie angenehm es mir ist, bei Ihnen zu sein, Anna Andrejewna«, sagte ich mit warmer Empfindung.

»Und ich freue mich sehr, daß Sie gerade jetzt so sprechen«, antwortete sie mir bedeutsam.

Ich muß sagen, daß sie noch niemals mit mir von meinem unordentlichen Lebenswandel und von dem Sumpf, in den hineinge-

raten war, gesprochen hatte, obgleich sie – das wußte ich – nicht nur Kenntnis von alledem besaß, sondern sogar auf Umwegen Erkundigungen darüber eingelesen hatte. Ihre jetzige Bemerkung war somit eine Art erster Anspielung, und – mein Herz fühlte sich noch mehr zu ihr hingezogen.

»Was macht unser Kranker?« fragte ich.

»Oh, es geht ihm viel besser: er geht schon umher und ist gestern und heute spazierengefahren. Haben Sie ihn denn auch heute nicht besucht? Er erwartet Sie sehr.«

»Ich bekenne meine Schuld ihm gegenüber, aber Sie besuchen ihn ja jetzt regelmäßig und ersetzen mich vollständig; er ist ein großer Verräter und ist von mir zu Ihnen übergegangen.«

Sie machte ein sehr ernstes Gesicht; sehr möglich, daß mein Scherz recht trivial ausgefallen war.

»Ich war vorhin beim Fürsten Sergej Petrowitsch«, murmelte ich, »und ich ... Übrigens, Lisa, du hast ja vorhin Darja Onissimowna besucht?«

»Ja, ich war da«, antwortete sie merkwürdig kurz, ohne den Kopf zu heben. »Du gehst ja wohl alle Tage zu dem kranken Fürsten?« fragte sie plötzlich, vielleicht nur, um etwas zu sagen.

»Ja, ich gehe zu ihm, nur gelange ich nicht zu ihm hin«, erwiderte ich lächelnd. »Ich gehe ins Haus hinein und wende mich dann nach links.«

»Selbst dem Fürsten ist es aufgefallen, daß Sie sehr oft zu Katerina Nikolajewna gehen. Er sprach gestern darüber und lachte«, sagte Anna Andrejewna.

»Worüber denn? Worüber lacht er denn?«

»Er scherzte, Sie kennen ihn ja. Er sagte, eine junge, schöne Frau rufe bei einem jungen Mann Ihres Alters immer nur ein Gefühl der Enttäuschung und des Zornes hervor ...«

Anna Andrejewna fing plötzlich an zu lachen.

»Hören Sie mal ... wissen Sie, das war eine sehr treffende Bemerkung von ihm!« rief ich. »Gewiß hat nicht er das geäußert, sondern Sie haben es zu ihm gesagt.«

»Warum denn? Nein, er hat es selbst gesagt.«

»Nun, wenn aber diese Frau dem Betreffenden ihre Aufmerksamkeit zuwendet, obwohl er noch ein so unbedeutender Mensch ist und im Winkel steht und sich darüber ärgert, daß er noch ein ›Kleiner‹ ist, und wenn sie ihn auf einmal dem ganzen Schwarm der sie umgebenden Verehrer vorzieht, was dann!« fragte ich plötzlich mit höchst kühner, herausfordernder Miene. Das Herz klopfte mir heftig.

»Dann bist du verloren«, rief Lisa lachend.

»Ich bin verloren?« rief ich. »Nein, ich bin nicht verloren. Anscheinend ist es nicht so. Wenn eine Frau sich mir in den Weg stellt, muß sie mir folgen. Man versperrt mir nicht ungestraft den Weg ...«

Lange Zeit nachher erinnerte sich Lisa einmal daran und sagte mir so obenhin, ich hätte diese Worte damals in einer höchst sonderbaren Weise herausgebracht, mit tiefem Ernst, und als wenn ich plötzlich in Gedanken versänke, aber zugleich so komisch, daß es nicht möglich gewesen sei, sich zu beherrschen; in der Tat fing Anna Andrejewna wieder an zu lachen.

»Lachen Sie nur, lachen Sie nur über mich!« rief ich wie trunken vor Entzücken, denn dieses ganze Gespräch und die Richtung, die es genommen hatte, gefielen mir außerordentlich. »Bei ihnen macht es mir nur Vergnügen, wenn Sie über mich lachen. Ich liebe Ihr Lachen, Anna Andrejewna! Sie haben eine eigene Art: Sie schweigen, und auf einmal fangen Sie an zu lachen, ganz plötzlich, so daß man es noch einen Augenblick vorher Ihrem Gesicht nicht ansehen kann. Ich habe in Moskau eine Dame gekannt, nur von weitem; ich beobachtete sie sozusagen nur aus dem Versteck: die war fast ebenso schön wie Sie, aber sie verstand nicht so zu lachen, und das Gesicht, das im übrigen ebenso originell war wie das Ihrige, verlor dadurch an Reiz; das Ihrige dagegen ist außerordentlich reizvoll ... eben durch diese Fähigkeit ... Ich wollte Ihnen das schon längst einmal sagen.«

Wenn ich da von einer Dame gesagt hatte, sie sei ebenso schön gewesen wie Anna Andrejewna, so war das nur ein listiges Manöver von mir: ich hatte so getan, als sei mir diese Bemerkung ganz zufällig entfahren, ohne daß ich es gewahr geworden wäre; ich wußte sehr gut, daß ein solches »achtlos entfahrenes« Lob von einer Frau höher geschätzt wird als ein noch so kunstvoll gedrechseltes Kompliment. Und wenn Anna Andrejewna auch errötete, so wußte ich doch, daß es ihr angenehm war. Und auch jene Dame hatte ich erfunden: ich hatte keine solche Dame in Moskau gekannt; ich hatte nur Anna Andrejewna etwas Schmeichelhaftes sagen und ihr ein Vergnügen bereiten wollen.

»Man kann sich wirklich vorstellen«, sagte sie mit einem allerliebsten Lächeln, »daß Sie sich in den letzten Tagen unter dem Einfluß irgendeiner schönen Frau befunden haben.«

Mir war, als flöge ich irgendwohin durch die Luft ... Ich hatte sogar die größte Lust, ihnen etwas zu entdecken ... aber ich beherrschte mich.

»Übrigens, wie kurze Zeit ist es her, daß Sie sich über Katerina Nikolajewna recht feindlich äußerten.«

»Wenn ich irgend etwas Schlechtes gesagt habe«, versetzte ich mit funkelnden Augen, »so war daran die ungeheuerliche Verleumdung schuld, daß sie Andrej Petrowitschs Feindin sei – eine Verleumdung, die sich auch gegen ihn richtete, insofern ihm nachgesagt wurde, er habe sie geliebt, ihr einen Heiratsantrag gemacht und dergleichen Absurditäten mehr. Diese Idee ist ebenso hirnverbrannt wie die andere Verleumdung, sie habe, als ihr Mann noch am Leben gewesen sei, dem Fürsten Sergej Petrowitsch versprochen, ihn zu heiraten, wenn sie Witwe geworden sei, habe aber dann ihr Wort nicht gehalten. Aber ich weiß aus erster Hand, daß das alles sich nicht so verhält, sondern nur ein Scherz war. Aus erster Hand weiß ich das. Sie hat einmal dort im Ausland in einem scherzhaften Augenblick tatsächlich gesagt: ›Vielleicht später‹; aber das konnte doch eben nur als ein leicht hingeworfenes Wort aufgefaßt werden. Ich weiß genau, daß der Fürst seinerseits einem solchen Versprechen keinerlei Bedeutung beimessen kann und daß er es auch gar nicht beabsichtigt«, fügte ich, das Fehlerhafte dieses Ausdrucks gewahr werdend, hinzu. »Er hat, glaube ich, ganz andere Absichten«, schaltete ich listig ein. »Vorhin hat Naschtschokin bei ihm gesagt, Katerina Nikolajewna werde den Baron Bjoring heiraten; Sie können mir glauben, daß er diese Mitteilung mit der größten Seelenruhe anhörte, davon können Sie überzeugt sein.«

»War Naschtschokin bei ihm?« fragte plötzlich Anna Andrejewna nachdrücklich und anscheinend erstaunt.

»Jawohl; er scheint ein anständiger Mensch zu sein ...«

»Und Naschtschokin hat mit ihm über diese Heirat mit Bjoring gesprochen?« fragte Anna Andrejewna höchst interessiert.

»Nicht eigentlich von der Heirat, sondern nur so von der Möglichkeit, gerüchtweise; er sagte, in der Gesellschaft sei ein solches Gerücht verbreitet. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß es Unsinn ist.«

Anna Andrejewna dachte einen Augenblick nach und beugte sich über ihre Näherei.

»Ich habe den Fürsten Sergej Petrowitsch sehr gern«, fügte ich plötzlich mit warmer Empfindung hinzu. »Er hat zweifelsohne seine Mängel, darüber habe ich schon früher mit Ihnen gesprochen, nämlich eine gewisse Einseitigkeit in seiner Anschauungsweise ... aber auch seine Mängel legen von seiner edlen Gesinnung Zeugnis ab, nicht wahr? Ich habe mich zum Beispiel heute mit ihm über einen Gedanken beinahe gezankt: er behauptet, wenn jemand von Ehrenhaftigkeit spreche, so müsse er selbst ehrenhaft sein; sonst sei alles, was er sage, Lüge. Na, ist das etwa logisch? Aber doch zeugt gerade das von den hohen Anforderungen, die er in seinem Herzen an das Gefühl für Ehre, Pflicht und Gerechtigkeit stellt, nicht wahr? Ach, mein Gott, was ist die Uhr?« rief ich plötzlich, da mein Blick zufällig auf das Zifferblatt der Kaminuhr fiel.

»Es ist in zehn Minuten drei«, sagte sie ruhig nach einem Blick auf die Uhr. Die ganze Zeit über, während ich von dem Fürsten sprach, hatte sie mir mit niedergeschlagenen Augen und mit einem schlau-

en, aber liebenswürdigen Lächeln zugehört: sie wußte, weswegen ich ihn so lobte. Lisa hatte, den Kopf über ihre Arbeit gebeugt, zugehört und sich schon seit längerer Zeit nicht mehr an dem Gespräch beteiligt.

Ich sprang auf, als ob ich mich verbrannt hätte.

»Fürchten Sie, irgendwo zu spät zu kommen?«

»Ja ... nein ... übrigens werde ich wirklich zu spät kommen, aber ich gehe gleich. Nur noch ein Wort, Anna Andrejewna«, begann ich in großer Aufregung, »ich muß, ich muß Ihnen das heute sagen! Ich will Ihnen gestehen, daß ich Ihre Güte und das Zartgefühl, mit dem Sie mich aufgefordert haben, Sie zu besuchen, in tiefster Seele empfinde ... Die Bekanntschaft mit Ihnen hat auf mich den allerstärksten Eindruck gemacht ... In Ihrem Zimmer wird gleichsam meine Seele reiner, und wenn ich von Ihnen weggehe, bin ich ein besserer Mensch, als ich vorher war. Das ist wirklich so. Wenn ich neben Ihnen sitze, kann ich von nichts Schlechtem reden, ja nicht einmal etwas Schlechtes denken; alle schlechten Gedanken verschwinden in Ihrer Gegenwart, und wenn mir bei Ihnen flüchtig etwas Schlechtes einfällt, so schäme ich mich sogleich darüber, werde verlegen und erröte innerlich. Und wissen Sie, eine besondere Freude ist es mir gewesen, heute meine Schwester bei Ihnen zu treffen ... Das zeugt von Ihrer edlen Gesinnung ... von einem so schönen Verhältnis ... Kurz - wenn Sie mir schon erlauben wollen, das Eis zu brechen -, Sie bekunden damit ein so *geschwisterliches* Gefühl, daß ich ...«

Während ich sprach, hatte sie sich von ihrem Platz erhoben und war immer mehr errötet; aber auf einmal schien sie einen Schreck zu bekommen wie vor einer Grenzlinie, die nicht überschritten werden dürfe, und unterbrach mich schnell: »Seien Sie überzeugt,

daß ich Ihre Gefühle von ganzem Herzen zu schätzen weiß ... Ich habe sie auch ohne Worte verstanden ... und schon lange ...«

Sie hielt verlegen inne und drückte mir die Hand. Auf einmal zupfte mich Lisa heimlich am Ärmel. Ich empfahl mich und ging hinaus; aber schon im nächsten Zimmer holte mich Lisa ein.

IV

»Lisa, warum hast du mich am Ärmel gezupft?« fragte ich.

»Sie ist eine schlechte Person, sie ist hinterlistig und verdient dein Vertrauen nicht ... Sie unterhält den Verkehr mit dir nur, um dich auszuhorchen«, flüsterte sie mir hastig und ingrimmig zu. Ich hatte noch nie einen solchen Ausdruck auf ihrem Gesicht gesehen.

»Lisa, ich bitte dich! Sie ist ja ein so entzückendes Mädchen!«

»Nun, dann bin ich schlecht.«

»Was hast du nur?«

»Ich bin sehr schlecht. Vielleicht ist sie ein entzückendes Mädchen, und ich bin schlecht. Genug davon, lassen wir das! Hör einmal: Mama läßt dich um etwas bitten, was sie selbst dir nicht zu sagen wagt, so hat sie sich ausgedrückt. Liebster Arkadij! Hör auf zu spielen, lieber Bruder; ich bitte dich darum ... und Mama auch ...«

»Lisa, ich weiß es ja selbst, aber ... Ich weiß, daß das eine klägliche Schwäche ist, aber ... das sind nur Kindereien und weiter nichts!

Siehst du, ich bin wie ein Dummkopf in Schulden geraten und will nun nur gewinnen, um meine Schulden zu bezahlen. Gewinnen kann ich, weil ich bisher ohne Berechnung wie ein Dummkopf blind drauflos gespielt habe; aber jetzt werde ich um jeden Rubel ängstlich besorgt sein ... Da müßte ich nicht der sein, der ich bin, wenn ich nicht gewinnen sollte! Das Spiel ist bei mir eine Leidenschaft geworden; es ist mir nicht die Hauptsache, sondern nur ein vorübergehender Zeitvertreib, versichere ich dir! Ich bin willensstark genug, um jeden Augenblick, sobald ich will, aufhören zu können. Ich werde das Geld zurückzahlen und dann ganz und gar wieder euch gehören. Sage unserer Mama nur, ich würde euch nie verlassen ...«

»Diese dreihundert Rubel vorhin sind dir teuer zu stehen gekommen!«

»Woher weißt du das?« fragte ich zusammenzuckend.

»Darja Onissimowna hat vorhin alles mit angehört ...«

Aber in diesem Augenblick drängte mich Lisa plötzlich hinter eine Portiere, und wir befanden uns nun beide hinter einem Vorhang in der sogenannten »Laterne«, das heißt in einem runden, kleinen Zimmerchen, das nur aus Fenstern bestand. Ich war noch nicht wieder recht zur Besinnung gekommen, da hörte ich eine bekannte Stimme, Sporenklirren und bekannte Schritte.

»Fürst Sergej«, flüsterte ich.

»Ja, er ist es«, antwortete sie ebenso.

»Warum bist du denn so erschrocken?«

»Einen besonderen Grund habe ich nicht; ich möchte nur nicht, daß er mich hier sieht ...«

»Tiens, er wird dir doch nicht nachstellen?« sagte ich lächelnd.
»Sonst würde ich ihm den Kopf waschen. Wo willst du denn hin?«

»Wir wollen weggehen; ich komme mit dir.«

»Hast du dich denn drinnen schon verabschiedet?«

»Ja, das habe ich; mein Pelzjackett ist im Vorzimmer ...«

Wir gingen hinaus; als wir auf der Treppe waren, kam mir ein überraschender Gedanke.

»Weißt du, Lisa, er ist vielleicht hergekommen, um ihr einen Heiratsantrag zu machen?«

»Nein! ... er wird ihr keinen Heiratsantrag machen ...«, erwiderte sie langsam und mit leiser Stimme, aber in festem Ton.

»Du weißt nicht, Lisa, ich habe mich zwar vorhin mit ihm gezankt – wenn dir das nun einmal wiedererzählt worden ist –, aber, weiß Gott, ich habe ihn von Herzen gern und wünsche ihm hierbei Erfolg ... Wir haben uns vorhin wieder versöhnt. Wenn man sich glücklich fühlt, ist man so gutherzig ... Siehst du, er hat viele schöne Neigungen ... er besitzt auch eine humane Denkweise ... wenigstens Ansätze dazu ... und wenn er in die Hände eines so energischen, klugen Mädchens kommt, wie es Fräulein Wersilowa ist, so würden sich alle Unebenheiten seines Charakters ausgleichen, und er würde glücklich sein. Schade, daß ich keine Zeit habe ... aber fahren wir doch ein Stückchen gemeinsam; ich möchte dir etwas mitteilen ...«

»Nein, fahr nur allein; ich muß in eine andere Richtung. Kommst du zum Mittagessen?«

»Ja, ich werde kommen; ich habe es ja versprochen. Hör mal, Lisa: ein Schurke, kurz, ein greuliches Subjekt, na, Stebelkow, wenn du ihn kennst, der hat auf sein Verhalten einen sonderbaren Einfluß ... es handelt sich um Wechsel ... Na, kurz, der hat ihn in der Hand und hat ihn schrecklich in die Enge getrieben, und der Fürst fühlt sich tief niedergedrückt, und jetzt sehen sie beide die einzige Rettung in einem Heiratsantrag an Anna Andrejewna. Man sollte diese eigentlich warnen; aber nein, das ist Unsinn: all diese Angelegenheiten wird sie nachher selbst in Ordnung bringen. Aber wie ist's! Wird sie ihm einen Korb geben, was meinst du?«

»Leb wohl, ich habe keine Zeit mehr«, brach Lisa das Gespräch ab, und in dem Blick, mit dem sie mich streifte, sah ich auf einmal einen solchen Haß, daß ich vor Schreck ordentlich aufschrie:

»Lisa, Liebste, warum bist du mir so böse?«

»Ich bin dir nicht böse; hör nur auf zu spielen ...«

»Ach so, wegen des Spiels! Ich werde es aufgeben.«

»Du sagtest eben: »wenn man sich glücklich fühlt; also bist du sehr glücklich?«

»Furchtbar glücklich, Lisa, furchtbar glücklich! Mein Gott, es ist schon drei, schon drei durch! ... Leb wohl, Lisa! Sag mal, Lisotschka: darf man denn eine Frau warten lassen? Ist das erlaubt?«

»Du meinst, bei einem Rendezvous, nicht wahr?« antwortete Lisa, unmerklich lächelnd, aber ihr lächelndes Gesicht hatte etwas Leichenhaftes und zuckte.

»Gib mir deine Hand, damit sie mir Glück bringt!«

»Damit sie dir Glück bringt? Meine Hand? Um keinen Preis gebe ich sie dir!«

Sie entfernte sich schnell. Und die Hauptsache war: sie hatte das in so ernstem Ton gerufen. Ich warf mich in meinen Schlitten.

Ja, ja, eben dieses »Glück« war damals die Hauptursache, weswegen ich wie ein blinder Maulwurf nichts außer mir selbst begriff und sah!

Viertes Kapitel

I

Jetzt fürchte ich mich davor, es auch nur zu erzählen. All das liegt schon weit hinter mir; aber auch jetzt noch erscheint mir alles wie eine Luftspiegelung. Wie konnte eine solche Frau einem so garstigen Jungen, wie ich es damals war, ein Rendezvous geben? So mußte man die Sache doch auf den ersten Blick ansehen! Als ich mich von Lisa getrennt hatte und nun in meinem Schlitten dahinjagte, klopfte mir das Herz gewaltig, und ich dachte geradezu, ich würde den Verstand verlieren: der Gedanke, daß sie selbst mich zu einem Rendezvous *eingeladen* hatte, erschien mir auf einmal als eine so krasse Absurdität, daß es mir unmöglich war, daran zu glauben. Und den-

noch zweifelte ich nicht im geringsten; ja noch mehr: je krasser die Absurdität schien, um so mehr glaubte ich daran.

Der Umstand, daß es schon drei geschlagen hatte, beunruhigte mich: ›Wenn mir ein Rendezvous angesetzt ist, wie darf ich dann zu spät kommen?‹ dachte ich. Auch dumme Fragen huschten mir durch den Kopf, zum Beispiel die folgende: ›Was ist jetzt für mich vorteilhafter, Kühnheit oder Schüchternheit?‹ Aber all solche Gedanken konnten keinen Bestand haben, weil in meinem Herzen ein wichtigerer Gedanke vorhanden war, über den ich nicht recht ins klare kommen konnte. Am vorhergehenden Tag hatte sie so gesagt: »Morgen um drei Uhr werde ich bei Tatjana Pawlowna sein«, – das war alles gewesen. Aber erstens hatte sie mich auch bei sich, in ihrem Zimmer, immer allein empfangen, und sie konnte mir alles sagen, was sie wollte, ohne sich zu Tatjana Pawlowna zu begeben; also warum hatte sie dann einen andern Ort, bei Tatjana Pawlowna, bestimmt?

Und noch eine andere Frage: würde Tatjana Pawlowna zu Hause sein oder nicht? Wenn es ein Rendezvous war, so durfte Tatjana Pawlowna natürlich nicht zu Hause sein. Aber wie sollte sie das erreichen ohne vorherige Verabredung mit Tatjana Pawlowna? Also war auch Tatjana Pawlowna in das Geheimnis eingeweiht? Dieser Gedanke schien mir äußerst seltsam und gewissermaßen unkeusch, beinahe sogar roh.

Und schließlich konnte sie doch auch ganz einfach tags zuvor den Wunsch gehabt haben, Tatjana Pawlowna zu besuchen; das mochte sie mir ohne jede Nebenabsicht mitgeteilt haben; und ich hatte es falsch aufgefaßt. Und sie hatte es in der Tat nur ganz flüchtig, lässig und ruhig gesagt, nach einem sehr langweiligen Zusammensein, denn ich war die ganze Zeit, während ich tags zuvor bei ihr gewesen war, wie wirr im Kopfe gewesen: ich hatte dagesessen, irgend etwas

gemurmelt, nicht gewußt, was ich sagen sollte, und war sehr ärgerlich und schrecklich verlegen gewesen; sie aber hatte, wie sich nachher herausstellte, irgendwohin fahren wollen und war sichtlich froh gewesen, als ich endlich aufbrach. Alle diese Überlegungen drängten sich in meinem Kopf. Ich faßte schließlich den Beschluß: »Ich werde hingehen und klingeln; die Köchin, wird öffnen, und ich werde fragen, ob Tatjana Pawlowna zu Hause ist! Ist sie nicht zu Hause, so ist dies ein Rendezvous.« Aber ich zweifelte nicht daran, ich zweifelte nicht daran!

Ich lief die Treppe hinauf, und auf der Treppe, vor der Tür, verschwand all meine Furcht. »Ach was«, dachte ich, »mag's sein, wie's will; nur schnell die Entscheidung!« Die Köchin öffnete und näselte mit ihrem widerwärtigen Phlegma, Tatjana Pawlowna sei nicht zu Hause. Ich wollte schon fragen, ob nicht sonst jemand da sei und auf Tatjana Pawlowna warte, aber ich unterließ es. »Ich will lieber selbst nachsehen«, dachte ich, sagte der Köchin, ich würde warten, legte meinen Pelz ab und öffnete die Tür ... Katerina Nikolajewna saß am Fenster und »wartete auf Tatjana Pawlowna«.

»Ist sie nicht da?« fragte sie mich anscheinend mißmutig und ärgerlich, sobald sie mich erblickte. Sowohl ihr Ton als ihre Miene entsprachen meinen Erwartungen so wenig, daß ich wie erstarrt auf der Schwelle stehenblieb.

»Wen meinen Sie?« murmelte ich.

»Tatjana Pawlowna! Ich bat Sie doch gestern, ihr zu bestellen, daß ich um drei Uhr zu ihr kommen würde.«

»Ich ... ich habe sie überhaupt nicht gesehen.«

»Sie haben es vergessen?«

Ich mußte mich hinsetzen; ich war wie betäubt. Also so klärte sich das auf! Und was die Hauptsache war: alles war so klar und deutlich wie zweimal zwei vier, aber ich – ich glaubte noch immer hartnäckig.

»Ich erinnere mich nicht, daß Sie mich ersucht hätten, es ihr zu bestellen. Und Sie haben mich auch gar nicht darum ersucht: Sie haben einfach gesagt, Sie würden um drei Uhr hier sein«, stieß ich heftig heraus. Ich sah sie nicht an.

»Ach!« rief sie plötzlich, »wenn Sie also vergessen haben, es ihr zu sagen, aber selbst wußten, daß ich hier sein würde, warum sind Sie selbst dann hergekommen?«

Ich hob den Kopf: auf ihrem Gesicht war weder Spott noch Zorn zu sehen, sondern nur ihr helles, fröhliches Lächeln und eine gesteigerte Schalkhaftigkeit – übrigens war Schalkhaftigkeit ihr steter Gesichtsausdruck –, eine fast kindliche Schalkhaftigkeit: »Siehst du, da habe ich dich gefangen: na, was wirst du nun sagen?« schien ihr ganzes Gesicht zu sagen.

Ich wollte ihr nicht antworten und heftete meinen Blick wieder auf den Boden. Das Schweigen dauerte etwa eine halbe Minute.

»Kommen Sie jetzt von Papa?« fragte sie auf einmal.

»Ich komme jetzt von Anna Andrejewna; beim Fürsten Nikolai Iwanowitsch bin ich überhaupt nicht gewesen ... und Sie wußten das«, fügte ich plötzlich hinzu.

»Ist bei Anna Andrejewna etwas mit Ihnen passiert?«

»Sie meinen, ich sehe aus wie ein Verrückter? Nein, so sah ich schon aus, ehe ich zu Anna Andrejewna ging.«

»Und Sie sind bei ihr nicht vernünftig geworden?«

»Nein, ich bin da nicht vernünftig geworden. Ich habe außerdem gehört, daß Sie den Baron Bjoring heiraten werden.«

»Hat sie Ihnen das gesagt?« fragte sie plötzlich, lebhaft interessiert.

»Nein, ich habe es ihr mitgeteilt; gehört habe ich es, als heute Naschtschokin es dem Fürsten Sergej Petrowitsch erzählte, dem er einen Besuch machte.«

Ich hob noch immer nicht die Augen zu ihr auf; sie ansehen, das bedeutete für mich in Licht und Freude und Glückseligkeit schwimmen, und ich wollte nicht glücklich sein. Der Stachel des Ingrimms hatte sich in mein Herz gebohrt, und ich faßte im Augenblick einen gewaltigen Entschluß. Und nun begann ich auf einmal zu sprechen, ich erinnere mich kaum noch, wovon. Ich bekam kaum Luft und murmelte eigentlich nur, aber ich sah sie bereits kühn an. Mein Herz klopfte heftig. Ich sprach von allerlei abseitigen Dingen, übrigens vielleicht nicht ungeschickt. Sie hörte anfangs mit jenem gleichmäßigen, geduldigen Lächeln zu, das nie von ihrem Gesicht wich, aber allmählich schimmerte Erstaunen und dann sogar Schrecken in ihrem unverwandt auf mich gerichteten Blick auf. Das Lächeln stand immer noch in ihrem Gesicht, aber auch durch das Lächeln ging von Zeit zu Zeit ein Zucken.

»Was ist Ihnen?« fragte ich, da ich bemerkte, daß sie mit dem ganzen Körper zusammenzuckte.

»Ich fürchte mich vor Ihnen«, antwortete sie beinahe ängstlich.

»Warum gehen Sie nicht weg? Da Tatjana Pawlowna jetzt nicht hier ist und Sie wissen, daß sie nicht kommen wird, so müßten Sie doch eigentlich aufstehen und weggehen.«

»Ich wollte auf sie warten, aber jetzt ... in der Tat ...«

Sie schickte sich an aufzustehen.

»Nein, nein, bleiben Sie sitzen!« hielt ich sie zurück. »Da, Sie sind wieder zusammengezuckt, aber Sie lächeln auch in Ihrer Angst ... Sie lächeln immer. Sehen Sie, jetzt eben haben Sie richtig gelächelt ...«

»Reden Sie im Fieber?«

»Jawohl.«

»Ich fürchte mich«, flüsterte sie wieder.

»Wovor?«

»Daß Sie ... anfangen, eine Wand einzureißen ...«, sagte sie; sie lächelte wieder, war aber jetzt tatsächlich bange.

»Ich kann Ihr Lächeln nicht ertragen!«

Und nun begann ich wieder zu sprechen. Mir war, als flöge ich. Ich hatte die Empfindung, als ob mich etwas vorwärtsstieße. Ich hatte noch niemals, noch niemals so zu ihr gesprochen, sondern war immer schüchtern gewesen. Ich war auch jetzt furchtbar schüchtern, aber ich sprach; ich erinnere mich, daß ich von ihrem Gesicht zu sprechen anfang.

»Ich kann Ihr Lächeln nicht mehr ertragen!« rief ich. »Warum habe ich mir, als ich noch in Moskau war, von Ihnen die Vorstellung gemacht, Sie seien gebieterisch und prunkend und redeten in der heimtückischen Weise der vornehmen Welt? Ja, so habe ich in Moskau gedacht; ich redete schon dort viel von Ihnen mit Marja Iwanowna und suchte mir eine Vorstellung davon zu machen, wie Sie wohl sein möchten ... Erinnern Sie sich an Marja Iwanowna? Sie sind ja bei ihr gewesen. Als ich hierherfuhr, habe ich im Bahnwagen die ganze Nacht von Ihnen geträumt. Hier habe ich vor Ihrer Ankunft einen ganzen Monat lang Ihr Porträt im Arbeitszimmer Ihres Vaters betrachtet und dennoch Ihr Wesen nicht erraten. Der Ausdruck Ihres Gesichts ist kindliche Schalkhaftigkeit und unbegrenzte Treuherzigkeit – das ist's! Darüber habe ich mich die ganze Zeit, seit ich zu Ihnen komme, nicht genug wundern können. Oh, und Sie verstehen es auch, stolz auszusehen und einen mit Ihrem Blick niederzuschmettern: ich weiß noch, wie Sie mich damals bei Ihrem Vater ansahen, als Sie aus Moskau gekommen waren ... Ich sah Sie damals, aber wenn mich jemand, als ich auf die Straße trat, gefragt hätte, wie Sie aussähen, so hätte ich es nicht sagen können. Nicht einmal Ihre Größe hätte ich angeben können. Als ich Sie sah, wurde ich geradezu blind. Ihr Porträt hat mit Ihnen absolut keine Ähnlichkeit: Sie haben keine dunklen Augen, sondern helle, und sie scheinen nur dunkel von den langen Wimpern. Sie haben eine gewisse Körperfülle. Sie sind von mittlerer Statur, aber es ist eine feste, leichte Fülle, die Fülle eines gesunden, jungen Bauernmädchens. Und auch Ihr Gesicht ist durchaus ländlich, das Gesicht einer Dorfschönen – fühlen Sie sich nicht gekränkt; das ist ja gut so, das ist weit besser –, ein rundes, frisches, klares, keckes, lachendes und ... schüchternes Gesicht! Wahrhaftig, ein schüchternes Gesicht. Katerina Nikolajewna Achmakowa soll ein schüchternes Gesicht haben! Und doch ist es schüchtern und keusch, ich schwöre es! Mehr als keusch: es ist kindlich! So sieht Ihr Gesicht aus! Ich bin die ganze Zeit über davon überrascht gewesen und habe mich die ganze Zeit über gefragt: ist das wirklich jene Frau? Ich weiß jetzt, daß Sie

sehr klug sind, aber anfangs hatte ich gemeint, Sie wären etwas beschränkt. Sie haben einen heiteren Verstand, aber ohne alle Finessen ... Ferner liebe ich es, daß das Lächeln nie von Ihrem Gesicht weicht: das ist für mich das Paradies! Ferner liebe ich Ihr ruhiges, stilles Wesen, und daß Sie die Worte glatt, ruhig und beinahe träge aussprechen, – gerade diese Trägheit liebe ich. Ich glaube, wenn eine Brücke unter Ihnen zusammenbräche, so würden Sie auch dann etwas in Ihrer gewandten, maßvollen Art sagen ... Ich hatte Sie mir als den Gipfel des Stolzes und der Leidenschaftlichkeit vorgestellt, und nun haben Sie ganze zwei Monate lang mit mir gesprochen wie ein Student mit einem andern Studenten ... Ich hatte mir nie vorgestellt, daß Sie eine solche Stirn hätten: sie ist etwas niedrig wie bei den antiken Statuen, aber weiß und zart wie Marmor unter dem üppigen Haar. Sie haben eine hohe Brust, einen leichten Gang; Sie sind von außerordentlicher Schönheit, und von Stolz ist bei Ihnen nicht die Spur vorhanden. Ich bin ja erst jetzt zu dieser Überzeugung gelangt, ich hatte es immer nicht glauben wollen!«

Sie hörte diese ganze wilde Tirade mit großen, weitgeöffneten Augen an; sie sah, daß ich selbst zitterte. Mehrere Male hatte sie mit einer lieblichen, ängstlichen Gebärde ihre kleine, behandschuhte Hand ein wenig erhoben, um mich zu hemmen, sie aber jedesmal erstaunt und furchtsam wieder sinken lassen. Manchmal hatte sie sich sogar mit dem ganzen Körper schnell zurückgebeugt. Zwei- oder dreimal war das Lächeln auf ihrem Gesicht wieder aufgeleuchtet; einmal war sie sehr rot geworden, aber zum Ende hin hatte sie entschieden Angst bekommen und war erblaßt. Sowie ich innehielt, streckte sie die Hand vor und sagte in bittendem, aber doch ausgeglichenerm Ton:

»So darf man nicht sprechen ... so zu sprechen ist nicht möglich...«

Und plötzlich erhob sie sich von ihrem Platz und griff ohne Hast nach ihrem Halstuch und nach ihrem Zobelmuff.

»Sie gehen?« rief ich.

»Ich fürchte mich wirklich vor Ihnen ... Sie mißbrauchen diese Gelegenheit ...«, sagte sie in gedehntem Ton anscheinend bedauernd und vorwurfsvoll.

»Hören Sie mich an; bei Gott, ich werde keine Wand einreißen!«

»Sie haben ja schon angefangen«, erwiderte sie; sie konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. »Ich weiß nicht einmal, ob Sie mich werden vorbeigehen lassen.« Sie schien geradezu zu fürchten, ich würde sie nicht hinauslassen.

»Ich werde Ihnen selbst die Tür öffnen, Sie können gehen, aber wissen Sie: ich habe einen gewaltigen Entschluß gefaßt; und wenn Sie Licht in meine Seele bringen wollen, so kehren Sie wieder um, setzen Sie sich hin, und hören Sie nur noch zwei Worte von mir! Aber wenn Sie das nicht wollen, so gehen Sie, und ich werde Ihnen selbst die Tür öffnen!«

Sie sah mich an und setzte sich wieder auf ihren Platz.

»Mit welcher Entrüstung wäre eine andere weggegangen, aber Sie haben sich wieder hingesetzt!« rief ich entzückt.

»Sie haben sich früher nie erlaubt, so zu mir zu sprechen.«

»Ich bin früher immer schüchtern gewesen. Auch als ich jetzt hier hereinkam, wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Sie denken, ich sei

jetzt nicht schüchtern? Ich bin schüchtern. Aber ich habe plötzlich einen gewaltigen Entschluß gefaßt und fühle, daß ich ihn ausführen werde. Und als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, da verlor ich sogleich den Verstand und begann alles dies zu reden ... Hören Sie, was ich sagen wollte: bin ich ein Spion, der Sie belauert, oder nicht? Antworten Sie mir – das ist meine Frage!«

Ihr Gesicht wurde von einer dunklen Röte übergossen.

»Antworten Sie noch nicht, Katerina Nikolajewna, sondern hören Sie erst alles, und sagen Sie dann die volle Wahrheit!«

Ich hatte mit einemmal alle Zäune zerbrochen und stürmte ins Freie hinaus.

II

»Vor zwei Monaten stand ich hier hinter der Portiere ... Sie wissen es ja ... und Sie sprachen mit Tatjana Pawlowna über einen Brief. Ich kam hervorgestürzt, und außer mir, wie ich war, sagte ich mehr, als ich hätte sagen sollen. Sie verstanden sofort, daß ich etwas wußte ... Sie mußten es verstehen ... Sie suchten ein wichtiges Schriftstück und waren deswegen in Sorge ... Warten Sie, Katerina Nikolajewna, beherrschen Sie sich noch und sagen Sie noch nichts! Ich erkläre Ihnen, daß Ihr Verdacht begründet war: dieses Schriftstück existiert ... das heißt, es war vorhanden ... ich habe es gesehen; es war Ihr Brief an Andronikow, nicht wahr?«

»Sie haben diesen Brief gesehen?« fragte sie schnell in sichtlicher Verwirrung und Aufregung. »Wo haben Sie ihn gesehen?«

»Ich habe ihn ... ich habe ihn bei Krafft gesehen ... bei dem, der sich erschossen hat ...«

»Wirklich? Sie haben den Brief wirklich selbst gesehen? Was ist aus ihm geworden?«

»Krafft hat ihn zerrissen.«

»In Ihrer Gegenwart? Haben Sie es gesehen?«

»Ja, in meiner Gegenwart. Er zerriß ihn wahrscheinlich im Hinblick auf seinen Tod ... Ich wußte ja damals nicht, daß er sich erschießen würde ...«

»Also ist er vernichtet, Gott sei Dank!« sagte sie langsam, sie atmete tief auf und bekreuzigte sich.

Ich hatte sie nicht belogen. Das heißt, ich hatte sie insofern belogen, als sich das Schriftstück in meinem Besitz befand und Krafft es niemals gehabt hatte, aber das war nur eine Nebensache, in der Hauptsache hatte ich sie nicht belogen, denn in dem Augenblick, wo ich log, nahm ich mir fest vor, diesen Brief noch an demselben Abend zu verbrennen. Ich schwöre, wenn ich ihn in diesem Augenblick in der Tasche gehabt hätte, so hätte ich ihn hervorgezogen und ihr gegeben, aber ich hatte ihn nicht bei mir, er befand sich in meiner Wohnung. Übrigens hätte ich ihn ihr vielleicht doch nicht gegeben, denn ich hätte mich damals sehr geschämt, ihr zu bekennen, daß er sich in meinen Händen befand und daß ich ihn so lange aufbewahrt und auf etwas gewartet und ihn ihr nicht gegeben hatte. Aber wie dem auch sei: jedenfalls wollte ich ihn zu Hause verbrennen und hatte also nicht gelogen! Ich kann beschwören, daß ich in diesem Augenblick ein reines Gewissen hatte.

»Und da es nun so steht«, fuhr ich in höchster Erregung fort, »so sagen Sie mir, bitte: haben Sie mich nur deswegen an sich herangezogen und mich bei sich empfangen, weil Sie argwöhnten, ich wisse etwas von diesem Schriftstück? Warten Sie, Katerina Nikolajewna, schweigen Sie noch einen kleinen Augenblick, und lassen Sie mich alles zu Ende sagen: ich habe die ganze Zeit über, während ich bei Ihnen verkehrte, diese ganze Zeit über habe ich geargwohnt, daß Sie nur deswegen freundlich zu mir wären, um etwas über diesen Brief von mir herauszulocken, um mich zur Ablegung eines Geständnisses zu bringen ... Warten Sie noch einen Augenblick: ich argwöhnte es, aber ich litt unter diesem Argwohn. Ihre Doppelzüngigkeit war für mich unerträglich, denn ... denn ich hatte in Ihnen das edelste Wesen der Welt gefunden! Ich sage es geradeheraus, ich sage es geradeheraus: ich war Ihr Feind, aber ich hatte in Ihnen das edelste Wesen der Welt gefunden! Ich war mit einem Schlag völlig besiegt worden. Aber Ihre Doppelzüngigkeit, das heißt, der Verdacht, daß Sie doppelzüngig seien, quälte mich ... Jetzt muß sich alles entscheiden, alles muß sich klären, der richtige Zeitpunkt ist gekommen; aber warten Sie noch ein wenig, reden Sie noch nicht; hören Sie erst, wie ich selbst diese ganze Sache ansehe, gerade jetzt, in diesem Augenblick; ich sage geradeheraus: selbst wenn es so war, werde ich Ihnen doch deswegen nicht zürnen ... das heißt, ich wollte sagen, ich werde mich nicht gekränkt fühlen, denn das ist ja so natürlich, ich habe ja Verständnis dafür. Was kann denn daran Unnatürliches und Schlechtes sein? Sie machten sich Sorge wegen eines Schriftstücks; Sie argwöhnten, daß jemand alles wußte; nun, da war es doch sehr erklärlich, daß Sie wünschten, der Betreffende möchte sich verplappern ... Daran ist nichts Schlechtes, absolut nichts. Ich rede ganz aufrichtig. Aber doch ist es erforderlich, daß Sie mir jetzt etwas darüber sagen ... ein Geständnis ablegen (verzeihen Sie diesen Ausdruck!). Ich muß die Wahrheit erfahren. Das ist aus einem gewissen Grund notwendig! Also sagen Sie nun: sind Sie nur deswegen freundlich zu mir gewesen, um etwas über dieses Schriftstück aus mir herauszulocken ... Katerina Nikolajewna?«

Ich redete wie ein Wasserfall, und meine Stirn glühte. Sie hörte mich ohne die frühere Unruhe an; vielmehr drückte ihr Gesicht eine freundliche Empfindung aus; aber sie machte den Eindruck, als sei sie verlegen, als schäme sie sich.

»Ja, deswegen«, sagte sie langsam und halblaut. »Verzeihen Sie mir, ich habe unrecht gehandelt«, fügte sie auf einmal hinzu und hob ein wenig zu mir hin die Hände auf. Das hatte ich in keiner Weise erwartet. Alles hatte ich erwartet, nur nicht diese beiden Worte; nicht einmal von ihr, die ich doch schon so gut kannte.

»Und Sie sagen zu mir: ›Ich habe unrecht gehandelt! So geradezu: ›Ich habe unrecht gehandelt!‹« rief ich.

»Oh, ich fühlte schon lange, daß ich Ihnen unrecht tat ... und bin jetzt sogar froh darüber, daß es herausgekommen ist ...«

»Sie haben es schon lange gefühlt? Warum haben Sie es denn nicht schon früher gesagt?«

»Ich wußte nicht recht, wie ich es sagen sollte«, versetzte sie lächelnd, »das heißt, ich hätte es wohl gewußt« (sie lächelte wieder), »aber ich schämte mich immer ... denn ich hatte Sie tatsächlich anfangs nur deswegen an mich ›herangezogen‹, wie Sie sich ausdrückten, aber dann wurde mir das bald widerwärtig ... und ich wurde dieser ganzen Verstellung überdrüssig, das versichere ich Ihnen!« fügte sie nicht ohne Bitterkeit hinzu. »Und auch all dieser Mühen und Sorgen!«

»Und warum, warum haben Sie mich damals nicht gefragt, mich ganz offen gefragt? Sie hätten sagen sollen: ›Du weißt ja von dem Brief, warum verstellst du dich denn?‹ Und ich hätte Ihnen sogleich alles gesagt, hätte sogleich ein Geständnis abgelegt!«

»Ja, ich ... ich fürchtete mich ein bißchen vor Ihnen. Ich muß gestehen, ich traute Ihnen ebenfalls nicht. Und um die Wahrheit zu sagen: wenn ich List anwandte, so haben Sie es ja doch auch getan«, fügte sie lächelnd hinzu.

»Ja, ja, ich hatte es nicht anders verdient!« rief ich, tief ergriffen.
»Oh, Sie kennen noch nicht die ganze Abgrundtiefe meines Falles!«

»Nun, am Ende gar Abgrundtiefe! Da erkenne ich Ihre Ausdrucksweise wieder«, bemerkte sie lächelnd. »Dieser Brief«, fügte sie traurig hinzu, »war die traurigste, leichtfertigste Handlung meines ganzen Lebens. Das Bewußtsein dieser Handlung war mir ein steter Vorwurf. Unter der Einwirkung von mancherlei Umständen und Befürchtungen kam ich dazu, an meinem lieben, großherzigen Vater zu zweifeln. Da ich wußte, daß dieser Brief ... in die Hände schlechter Menschen fallen konnte ... und allen Grund hatte, das zu glauben« (sie sagte das mit warmer Empfindung), »zitterte ich vor Furcht, sie könnten ihn mißbrauchen, ihn Papa zeigen ... und bei seinem Zustand ... konnte das auf ihn, auf seine Gesundheit ... die nachteiligste Wirkung ausüben ... und er hätte aufgehört, mich zu lieben ... Ja«, fügte sie hinzu, indem sie mir offen in die Augen sah; wahrscheinlich hatte sie im Nu etwas in meinem Blick wahrgenommen, »ja, ich fürchtete auch für mein eigenes Schicksal: ich fürchtete, er ... könnte unter dem Einfluß seiner Krankheit ... mir seine gütigen Zuwendungen entziehen ... Dieses Gefühl wirkte ebenfalls mit, aber ich habe ihm gewiß auch darin unrecht getan: er ist so gut und großherzig, daß er mir gewiß verziehen hätte. Das ist alles, was sich zugetragen hat. Daß ich mich aber Ihnen gegenüber so verhielt, das war nicht nötig«, schloß sie, und ihre Miene wurde auf einmal wieder verlegen. »Ich schäme mich vor Ihnen.«

»Nein, Sie haben keinen Anlaß, sich zu schämen!« rief ich.

»Ich habe in der Tat mit ... mit Ihrem heißen Blut gerechnet ... und bekenne das«, sagte sie mit niedergeschlagenen Augen.

»Katerina Nikolajewna! Sagen Sie, wer, wer zwingt Sie, mir laut solche Geständnisse zu machen?« rief ich wie ein Trunkener. »Sie brauchten doch nur aufzustehen und mir in den gewähltesten Ausdrücken und in der feinsten Weise, so klar, wie zweimal zwei vier ist, zu beweisen, daß das zwar geschehen sei, aber nichts zu bedeuten habe, – Sie verstehen: in der Art, wie die Leute in Ihren höheren Kreisen gewöhnlich mit der Wahrheit umzugehen verstehen. Ich bin ja ein dummer, weltfremder Mensch; ich hätte Ihnen sogleich geglaubt, ich hätte Ihnen alles geglaubt, was Sie gesagt hätten! Sie hätten ja doch ganz leicht so verfahren können! Sie fürchten sich doch nicht etwa wirklich vor mir? Wie konnten Sie sich freiwillig vor so einem Naseweis, vor so einem unreifen Jüngling so erniedrigen?«

»Darin wenigstens habe ich mich vor Ihnen nicht erniedrigt«, sagte sie mit größter Würde; sie hatte anscheinend diesen Ausruf nicht recht verstanden.

»Oh, im Gegenteil, im Gegenteil! Das ist es ja, was ich sage!...«

»Ach, das war so schlecht und so leichtfertig von mir!« rief sie und hob die Hand zu ihrem Gesicht, als wollte sie es damit bedecken. »Ich habe mich noch gestern so geschämt, und darum war ich auch so mißmutig, als Sie bei mir waren ... Die ganze Sache ist die«, fügte sie hinzu, »daß jetzt meine Verhältnisse sich auf einmal so gestaltet haben, daß ich unbedingt endlich die ganze Wahrheit über den Verbleib dieses unglückseligen Briefes in Erfahrung bringen mußte; sonst hätte ich ihn wohl schon beinah vergessen ... denn ich habe Sie keineswegs nur deshalb bei mir empfangen«, fügte sie auf einmal hinzu.

Mein Herz erzitterte.

»Natürlich nicht«, fuhr sie mit einem feinen Lächeln fort, »natürlich nicht! Ich ... Sie bemerkten vorhin sehr treffend, Arkadij Makarowitsch, daß ich oft mit Ihnen geredet habe wie ein Student mit einem anderen Studenten. Ich versichere Ihnen, daß ich mich in der vornehmen Gesellschaft manchmal sehr langweile; besonders ist das nach meinem Aufenthalt im Ausland und nach all unserm Familienunglück der Fall ... Ich gehe jetzt auch nur selten irgendwohin, und zwar nicht nur aus Trägheit. Ich habe oft ein großes Verlangen, aufs Land zu fahren. Dort würde ich meine Lieblingsbücher lesen, die ich schon vor langer Zeit beiseite gelegt habe und zu deren Lektüre ich hier einfach nicht komme. Davon habe ich schon früher einmal mit Ihnen gesprochen. Erinnern Sie sich wohl, Sie lachten darüber, daß ich russische Zeitungen lese, zwei Zeitungen an einem Tag?«

»Ich habe nicht darüber gelacht...«

»Natürlich, Sie hat das ebenfalls sehr erregt, und ich habe es Ihnen schon längst gestanden: ich bin Russin und liebe Rußland. Sie erinnern sich, wir lasen immer zusammen die ›Fakta‹, wie Sie es nannten« (sie lächelte). »Sie sind zwar sehr oft ein bißchen ... sonderbar, aber Sie wurden manchmal ganz lebhaft und wußten dann immer ein treffendes Wort zu sagen und interessierten sich gerade für das, was mich interessierte. Wenn Sie sich als ›Student‹ ausgeben, dann sind Sie wirklich nett und originell. Andere Rollen scheinen Ihnen weniger zu liegen«, fügte sie mit einem reizenden, listigen Lächeln hinzu. »Sie erinnern sich, wir haben manchmal stundenlang nur von Zahlen gesprochen, gerechnet und abgemessen und uns Sorgen darum gemacht, wieviel Schulen es bei uns gibt, und welche Richtung die Bildung bei uns nimmt. Wir zählten die Mordtaten und sonstigen Kriminalverbrechen und verglichen sie mit den guten

Nachrichten ... wir wollten wissen, wohin das alles strebt und was schließlich aus uns selbst wird. Ich habe in Ihnen einen aufrichtigen Menschen gefunden. In der vornehmen Gesellschaft spricht man mit uns Frauen niemals so. In der vorigen Woche knüpfte ich mit dem Fürsten ***ew ein Gespräch über Bismarck an, weil ich mich dafür sehr interessierte und ich nicht imstande war, allein darüber ins klare zu kommen, und denken Sie sich, er setzte sich neben mich und begann mir die Sache auseinanderzusetzen, sogar sehr eingehend, aber mit einer ironischen Färbung und mit jener mir unerträglichen Herablassung, mit der die ›Herren der Schöpfung‹ gewöhnlich mit uns Frauen reden, wenn wir uns um Dinge kümmern, die uns ihrer Meinung nach nichts angehen ... Und wissen Sie noch, wie Sie und ich einmal über Bismarck beinah ins Zanken gekommen wären? Sie erklärten mir, Sie hätten eine eigene Idee, die ›viel anständiger‹ sei als die Bismarcks«, sagte sie und lachte plötzlich auf. »Ich bin in meinem Leben nur zwei Männern begegnet, die mit mir ganz ernsthaft gesprochen haben: das war mein verstorbener Mann, ein sehr, sehr kluger und ... vor-neh-mer Mensch«, sagte sie mit starkem Nachdruck, »und dann noch – Sie wissen selbst, wer der zweite war ...«

»Wersilow!« rief ich. Ich lauschte atemlos auf jedes ihrer Worte.

»Ja, ich hörte ihn sehr gern reden; ich wurde im Umgang mit ihm zuletzt ganz offenherzig ... vielleicht zu offenherzig, aber gerade dann glaubte er mir nicht!«

»Er glaubte Ihnen nicht?«

»Nein, und es hat mir ja überhaupt nie jemand geglaubt.«

»Aber Wersilow, Wersilow!«

»Nicht genug, daß er mir nicht glaubte«, sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und mit einem seltsamen Lächeln, »er meinte auch, in mir steckten alle möglichen Laster.«

»Von denen Sie doch kein einziges besitzen!«

»Doch, auch ich habe welche.«

»Wersilow hat Sie nicht geliebt; daher hat er Sie auch nicht verstanden!« rief ich mit blitzenden Augen.

Es zuckte etwas in ihrem Gesicht.

»Lassen Sie diesen Gegenstand, und reden Sie nie wieder zu mir von ... von diesem Menschen ...«, sagte sie erregt und mit großer Heftigkeit. »Aber nun genug; es ist Zeit, daß ich gehe.« (Sie stand auf, um fortzugehen.) »Nun, wie ist's? Verzeihen Sie mir oder nicht?« sagte sie und sah mich dabei mit klarem Blick an.

»Ich ... Ihnen ... verzeihen! Hören Sie, eine Frage, Katerina Nikolajewna, und seien Sie darüber nicht böse: ist es wahr, daß Sie heiraten werden?«

»Das ist noch ganz unentschieden«, antwortete sie verlegen und anscheinend erschrocken.

»Ist er ein guter Mensch? Verzeihen Sie mir diese Frage, verzeihen Sie sie mir!«

»Ja, ein sehr guter Mensch ...«

»Antworten Sie nicht weiter, würdigen Sie mich keiner Antwort mehr! Ich weiß ja, daß solche Fragen von meiner Seite eine Unmöglichkeit sind! Ich wollte nur wissen, ob er Ihrer würdig ist, aber ich werde mich selbst über ihn erkundigen.«

»Ach, ich bitte Sie!« rief sie erschrocken.

»Also dann werde ich es nicht tun, ich werde es nicht tun. Ich werde nichts unternehmen ... Nur das will ich Ihnen noch sagen: möge Ihnen Gott jedes Glück geben, jedes Glück, das Sie sich wünschen ... zum Lohn dafür, daß Sie selbst mir jetzt in dieser einen Stunde soviel Glück gegeben haben! Sie haben mir jetzt Ihr Bild für allezeit ins Herz geprägt. Ich habe einen Schatz erworben: den Gedanken an Ihre Vollkommenheit. Ich argwöhnte Hinterlist und plumpe Koketterie und war unglücklich ... weil ich diesen Gedanken nicht mit Ihrem Bild vereinigen konnte ... in den letzten Tagen habe ich Tag und Nacht darüber nachgedacht, und nun auf einmal wird alles klar wie der Tag! Als ich hier eintrat, glaubte ich Jesuitismus, Hinterlist, eine spionierende Schlange zu finden; aber ich fand ein ehrenhaftes, prächtiges Wesen, einen Studenten! ... Sie lachen? Es tut nichts, Sie sind ja eine Heilige; Sie können nicht über das lachen, was heilig ist ...«

»O nein, ich lache auch nur darüber, daß Sie so schreckliche Ausdrücke gebrauchen ... Was bedeutet denn dieses »eine spionierende Schlange?« fragte sie lachend.

»Heute entschlüpfte Ihnen ein wertvoller Ausdruck«, fuhr ich in meiner Begeisterung fort. »Wie konnten Sie mir nur so ins Gesicht sagen, Sie hätten mit meinem heißen Blut gerechnet? Nun, wenn Sie auch eine Heilige sind und dies sogar selbst gestehen, da Sie sich irgendeine Schuld einbildeten und sich bestrafen wollten ... Obwohl übrigens keinerlei Schuld da war, denn wenn auch irgend etwas da

gewesen sein sollte, so ist doch alles, was von Ihnen ausgeht, heilig. Aber Sie konnten es doch vermeiden, gerade dieses Wort, diesen Ausdruck zu gebrauchen! ... Eine solche geradezu unnatürliche Offenherzigkeit ist nur ein Beweis für Ihre ideale Keuschheit, für Ihre Achtung vor mir, für Ihr Vertrauen zu mir!« rief ich ohne Zusammenhang. »Oh, erröten Sie nicht, erröten Sie nicht! ... Und wer, wer konnte Sie so verleumden und von Ihnen sagen, Sie seien eine Frau mit allerlei Leidenschaften? Oh, verzeihen Sie mir; ich sehe einen Ausdruck der Qual auf Ihrem Gesicht; verzeihen Sie einem unreifen jungen Menschen, der außer sich geraten ist, seine plumpen Worte! Aber kommt es denn jetzt auf Worte und Ausdrücke an? Stehen Sie denn nicht über allen Ausdrücken ... Wersilow hat einmal gesagt, Othello habe nicht deswegen Desdemona und dann sich selbst getötet, weil er eifersüchtig gewesen sei, sondern weil man ihm sein Ideal geraubt habe ... Ich habe das verstanden, weil auch mir heute mein Ideal wiedergegeben worden ist!«

»Sie loben mich zu sehr: ich verdiene das nicht«, sagte sie mit warmer Empfindung. »Erinnern Sie sich wohl noch an das, was ich Ihnen von Ihren Augen gesagt habe?« fügte sie scherzhaft hinzu.

»Daß ich nicht Augen hätte, sondern statt der Augen zwei Mikroskope, und daß ich jede Fliege zu einem Kamel vergrößerte! Nein, hier ist nichts vergrößert! ... Wie, Sie gehen fort?«

Sie stand mitten im Zimmer, ihren Muff und ihren Schal in der Hand.

»Nein, ich warte noch, bis Sie fort sind, und gehe erst dann selbst. Ich will noch ein paar Worte für Tatjana Pawlowna aufschreiben.«

»Ich gehe gleich, sogleich, aber noch einmal: mögen Sie glücklich werden, sei es allein oder mit dem, den Sie erwählen, das gebe Gott! Ich aber, ich brauche nur ein Ideal!«

»Lieber, guter Arkadij Makarowitsch, seien Sie überzeugt, daß ich Sie ... Mein Vater sagte von Ihnen immer: »Ein lieber, guter Junge!« Seien Sie überzeugt, ich werde immer an Ihre Erzählungen von dem armen, bei fremden Leuten lebenden Knaben und seinen einsamen Träumereien denken ... Ich kann es nur zu gut verstehen, daß Ihre Seele sich so hat entwickeln müssen ... Aber jetzt, wenn wir auch Studenten sind«, fügte sie mit einem bittenden, verschämten Lächeln hinzu, indem sie mir die Hand drückte, »jetzt dürfen wir nicht mehr miteinander wie bisher verkehren, und ... und Sie verstehen das gewiß selbst?«

»Wir dürfen es nicht?«

»Nein, wir dürfen es nicht, für lange Zeit nicht ... das ist nun meine Schuld ... Ich sehe, daß das jetzt ganz unmöglich ist ... Wir werden uns manchmal bei Papa sehen ...«

»Sie fürchten mein heißes Blut, Sie trauen mir nicht?« wollte ich schon ausrufen; aber ihr Gesicht nahm auf einmal einen solchen Ausdruck der Scham an, daß mir die Worte nicht über die Lippen wollten.

»Sagen Sie«, hielt sie mich noch einmal zurück, als ich schon dicht bei der Tür war, »haben Sie selbst gesehen, daß ... jener Brief ... zerrissen wurde? Besinnen Sie sich genau darauf? Woher wußten Sie damals, daß es eben jener Brief an Andronikow war?«

»Krafft hat mir den Inhalt erzählt und mir den Brief sogar gezeigt ... Leben Sie wohl! Wenn ich bei Ihnen in Ihrem Zimmer war, so war

ich in Ihrer Gegenwart immer schüchtern; wenn Sie aber hinausgegangen waren, so hatte ich die größte Lust, mich hinzuwerfen und die Stelle des Fußbodens zu küssen, wo Ihr Fuß gestanden hatte ...«, sagte ich auf einmal unwillkürlich, ohne selbst zu wissen, wie und warum ich es sagte; dann ging ich, ohne sie anzusehen, schnell hinaus.

Ich fuhr nach Hause. Meine Seele war von Entzücken erfüllt; in meinem Kopfe wirbelte alles bunt durcheinander. Als ich zu Mamas Haus kam, erinnerte ich mich plötzlich an Lisas Undankbarkeit gegenüber Anna Andrejewna und an das harte, ungeheuerliche Urteil, das sie vorhin über diese ausgesprochen hatte, und das Herz tat mir auf einmal um sie alle weh! ›Was haben sie doch alle für harte Herzen! Ja, und Lisa, was mit der nur sein mag?‹ dachte ich, während ich die Stufen zur Haustür hinaufstieg.

Ich entließ Matwej mit dem Befehl, mich um neun Uhr von meiner Wohnung abzuholen.

Fünftes Kapitel

I

Ich kam zu spät zum Mittagessen, aber sie hatten auf mich gewartet und sich noch nicht hingesetzt. Es waren sogar, weil ich nur selten bei ihnen zu Mittag aß, ein paar Extragerichte zubereitet worden: es gab Sardinen als Vorgericht und dergleichen mehr. Aber zu meiner Verwunderung und Betrübniß fand ich sie alle in sorgenvoller, düsterer Stimmung: Lisa lächelte kaum, als sie mich erblickte, und Mama befand sich offenbar in starker Unruhe; Wersilow lächelte

zwar, aber nur gezwungen. »Ob sie sich am Ende gezankt haben?« dachte ich. Indessen ging zu Anfang alles gut: nur runzelte Wersilow über die Suppe mit Mehlklößchen ein wenig die Stirn und schnitt ein recht grimmiges Gesicht, als Srasy aufgetragen wurden.

»Ich brauche nur zu sagen, daß mein Magen dieses oder jenes Gericht nicht verträgt, dann kommt es gleich am nächsten Tag auf den Tisch«, sagte er ärgerlich.

»Aber was soll man denn machen, Andrej Petrowitsch? Neue Gerichte kann man sich doch nicht ausdenken«, antwortete Mama schüchtern.

»Deine Mutter ist das vollständige Gegenteil von manchen unserer Zeitungen, bei denen alles, was neu ist, auch als gut gilt«, versuchte Wersilow zu scherzen, aber er brachte diese freundlich und humoristisch gemeinte Bemerkung nicht richtig heraus und verängstigte Mama dadurch nur noch mehr, die den Vergleich ihrer eigenen Person mit den Zeitungen natürlich nicht verstand und ratlos von einem zum andern blickte. In diesem Augenblick trat Tatjana Pawlowna ein; sie erklärte, sie habe schon zu Mittag gegessen, und setzte sich neben Mama auf das Sofa.

Es war mir immer noch nicht gelungen, die Gunst dieser Dame zu erwerben; ja, sie fiel sogar noch ärger als früher bei jedem Anlaß und bei jeder Gelegenheit über mich her. Gerade in der letzten Zeit war ihre Unzufriedenheit mit mir besonders stark geworden; sie konnte meine stutzerhafte Kleidung nicht ausstehen, und Lisa hatte mir berichtet, sie habe beinahe einen Anfall bekommen, als sie gehört habe, ich hielte mir einen Fiaker. Ich vermied es schließlich nach Möglichkeit, mit ihr zusammenzutreffen. Zwei Monate vorher, nach dem Verzicht auf die Erbschaft, war ich zu ihr gelaufen, um ihr über Wersilows Handlungsweise mein Herz auszuschütten, hatte

aber mit meinen Anschauungen bei ihr nicht den geringsten Anklang gefunden; im Gegenteil, sie war furchtbar aufgebracht gewesen: es mißfiel ihr sehr, daß Wersilow alles und nicht nur die Hälfte hingegeben hatte; mir gegenüber bemerkte sie damals in scharfem Ton:

»Ich möchte darauf wetten, daß du davon überzeugt bist, er habe einzig zu dem Zweck das Geld hingegeben und den Fürsten zum Duell gefordert, um in Arkadij Makarowitschs Meinung zu steigen.«

Und wirklich hatte sie es beinah erraten: ich hatte damals in der Tat eine derartige Empfindung.

Sowie sie eintrat, war mir sofort klar, daß sie unbedingt auf mich loshacken würde; ich war sogar bis zu einem gewissen Grad davon überzeugt, daß sie eigens zu diesem Zweck hergekommen war, und deshalb begann ich auf einmal, mich höchst ungeniert zu benehmen; und das kostete mich auch gar keine Mühe, weil ich immer noch von vorher in Freude und Wonne schwamm. Ich bemerke ein für allemal, daß Ungeniertheit mir in meinem ganzen Leben nie gut gestanden hat, das heißt, sie paßt nicht zu meinem Gesicht, sondern hat mir vielmehr immer eine Blamage eingetragen. So geschah es auch diesmal: ich sagte sofort eine Dummheit; ich hatte wahrgenommen, daß Lisa sehr trübsinnig war, und platzte ohne jede böse Absicht, rein aus Leichtsinn und sogar ohne überhaupt zu bedenken, was ich sagte, mit der Bemerkung heraus:

»Nun esse ich hier nur alle Jubeljahre mal zu Mittag, und da mußt du gerade so ein trübseliges Gesicht aufsetzen, Lisa!«

»Ich habe Kopfschmerzen«, antwortete Lisa.

»Ach, mein Gott«, fiel Tatjana Pawlowna, die Gelegenheit benutzend, sofort ein, »was will es schon besagen, daß sie krank ist? Arkadij Makarowitsch hat geruht zum Mittagessen herzukommen, da muß sie tanzen und vergnügt sein.«

»Sie sind wahrhaftig das Unglück meines Lebens, Tatjana Pawlowna; ich werde nie wieder herkommen, wenn Sie hier sind!« Und bei diesen Worten schlug ich in aufrichtigem Ärger mit der flachen Hand auf den Tisch; Mama fuhr zusammen, und Wersilow warf mir einen sonderbaren Blick zu. Ich fing auf einmal an zu lachen und bat alle um Entschuldigung.

»Tatjana Pawlowna, ich nehme den Ausdruck ‚das Unglück meines Lebens‘ zurück«, sagte ich, zu ihr gewendet; ich benahm mich weiterhin ganz ungeniert.

»Nein, nein«, versetzte sie schroff, »es ist mir weit schmeichelhafter, von dir für dein Unglück gehalten zu werden als für das Gegenteil, das kannst du mir glauben.«

»Mein Lieber, man muß es verstehen, die kleinen Unglücksfälle des Lebens zu ertragen«, murmelte Wersilow lächelnd. »Ohne Unglück hat das Leben überhaupt keinen Wert.«

»Wissen Sie, Sie sind manchmal ein schrecklicher Reaktionär«, rief ich, nervös lachend.

»Mein Freund, das ist ganz egal.«

»Nicht doch, das ist nicht egal! Warum sagen Sie es einem Esel nicht geradezu, wenn er ein Esel ist?«

»Du sagst das doch nicht etwa von dir selbst? Vor allen Dingen will und kann ich niemanden richten.«

»Warum wollen Sie es nicht, warum können Sie es nicht?«

»Weil ich dazu zu faul bin und weil es mir zuwider ist. Eine kluge Frau hat einmal zu mir gesagt, ich hätte deswegen kein Recht, andere zu richten, weil ich nicht verstände zu leiden; andere richten könne nur, wer sich das Recht dazu durch Leiden verdient habe. Das klingt ein bißchen hochtrabend, ist aber, auf mich angewendet, vielleicht richtig, so daß ich mich diesem Urteil sogar sehr gern unterworfen habe.«

»Hat das wirklich Tatjana Pawlowna zu Ihnen gesagt?« rief ich.

»Woher weißt du das?« fragte Wersilow, mich einigermaßen erstaunt ansehend.

»Ich habe es aus Tatjana Pawlownas Gesicht erraten: sie zuckte auf einmal so.«

Ich hatte es zufällig erraten. Dieser Satz war tatsächlich, wie sich nachher herausstellte, ein Ausspruch, den Tatjana Pawlowna tags zuvor in einem hitzigen Gespräch mit Wersilow getan hatte. Ich wiederhole es: mit meiner frohen Stimmung und mit meiner Redseligkeit setzte ich überhaupt allen sehr zur Unzeit zu; jeder von ihnen hatte seine Sorgen, seine schweren Sorgen.

»Ich verstehe das nicht, weil das alles so abstrakt ist; das ist eine Eigenheit von Ihnen, Andrej Petrowitsch: Sie sprechen furchtbar gern abstrakt. Das ist eine egoistische Eigenheit: abstrakt sprechen nur Egoisten gern.«

»Diese Bemerkung ist gar nicht so dumm, aber dränge dich nicht so auf!«

»Nein, erlauben Sie«, fuhr ich in meiner Redseligkeit fort, »was bedeutet das: »sich das Recht zum Richten durch Leiden verdienen? Wer ehrenhaft ist, der kann auch Richter sein – das ist meine Meinung.«

»Bei diesem Grundsatz wirst du nicht viele Richter zusammenbringen.«

»Einen weiß ich schon.«

»Wer ist das?«

»Er sitzt jetzt hier und spricht mit mir.«

Wersilow lächelte sonderbar, beugte sich dicht an mein Ohr, faßte mich bei der Schulter und flüsterte mir zu: »Er belügt dich fortwährend.«

Ich verstehe bis auf den heutigen Tag noch nicht, was er damals meinte, aber offenbar befand er sich in jenem Augenblick in einer ganz besonderen Unruhe (infolge einer Nachricht, wie ich mir das nachher zurechtlegte). Aber dieser Ausdruck: »Er belügt dich fortwährend« überraschte mich dermaßen und war in so ernstem, seltsamem, durchaus nicht scherzhaftem Tone gesprochen, daß ein nervöses Zucken durch meinen ganzen Körper lief; ich bekam ordentlich einen Schreck und sah ihn befremdet an, aber Wersilow lachte schnell auf.

»Na, Gott sei Dank!« sagte Mama, die sich darüber geängstigt hatte, daß er mir etwas ins Ohr flüsterte, »ich hatte schon gedacht ... Du mußt auf uns nicht böse sein, Arkascha: kluge Leute wirst du auch ohne uns viel um dich haben, aber wer würde dich liebhaben, wenn du uns nicht hättest?«

»Das ist eben das Unmoralische an der verwandtschaftlichen Liebe, Mama, daß sie unverdient ist. Liebe muß man verdienen.«

»Bis du sie verdienen wirst, wirst du hier auch ohne das geliebt werden.«

Alle fingen auf einmal an zu lachen.

»Na, Mama, Sie wollten vielleicht gar nicht schießen und haben doch den Vogel abgeschossen!« rief ich mitlachend.

»Du hast dir am Ende wirklich eingebildet, du besädest Eigenschaften, für die du geliebt zu werden verdienst«, fuhr Tatjana Pawlowna wieder auf mich los. »Sie lieben dich nicht nur ohne dein Verdienst, sondern sogar unter Überwindung ihres Widerwillens!«

»Ach nein, so ist das doch nicht!« rief ich vergnügt. »Wissen Sie, wer mir heute angedeutet hat, daß er mich liebt?«

»Das hat der Betreffende bloß gesagt, um sich über dich lustig zu machen!« fiel Tatjana Pawlowna mit ganz unnatürlicher Bosheit ein, gerade als hätte sie nur auf diese Worte von mir gewartet. »Ja, jeder Mensch mit Anstandsgefühl und besonders jede Frau muß sich schon allein durch deinen seelischen Schmutz abgestoßen fühlen. Du trägst einen modischen Scheitel, feine Wäsche, Anzüge von einem französischen Schneider, und das alles ist weiter nichts als Schmutz! Wer bezahlt deine Kleider, wer bezahlt dein Essen, wer

gibt dir das Geld zum Roulettspielen? Denk daran, wer es ist, von dem du dich nicht schämst es anzunehmen!«

Mama wurde dabei so rot, daß ich einen solchen Ausdruck von Scham noch nie auf ihrem Gesicht gesehen hatte. Es ging mir durch und durch.

»Wenn ich Geld verschwende, so verschwende ich mein eigenes Geld und bin niemandem Rechenschaft darüber schuldig«, sagte ich scharf und errötete über das ganze Gesicht.

»Dein eigenes? Wieso?«

»Wenn es nicht mir gehört, so gehört es Andrej Petrowitsch. Er wird es mir nicht abschlagen ... Ich habe es mir von dem Fürsten a conto seiner Schuld an Andrej Petrowitsch geben lassen«

»Mein Freund«, sagte Wersilow auf einmal in festem Ton, »ich habe da auch nicht eine Kopeke eigenes Geld.«

Das waren schwerwiegende Worte. Ich verstummte und saß starr auf meinem Platz. Oh, natürlich hätte ich bei meiner ganzen damaligen kecken, paradoxen und rücksichtslosen Stimmung mich durch einen »edlen Gefühlsausbruch« oder eine saftige Phrase oder sonstwie aus der Klemme ziehen können, aber auf einmal gewahrte ich auf Lisas finsterem Gesicht einen bösen, anklagenden Ausdruck, einen ungerechten, beinahe höhnischen Ausdruck, und da ritt mich der Teufel.

»Wie es scheint, mein Fräulein«, wandte ich mich plötzlich an sie, »besuchen Sie ja oft Darja Onissimowna in der Wohnung des Fürsten? Möchten Sie da nicht die Güte haben, ihm diese dreihundert

Rubel einzuhändigen, um derentwillen Sie mich heute schon so gescholten haben?»

Ich zog das Geld aus der Tasche und reichte es ihr hin. Na, ob man es glaubt oder nicht, ich sagte diese unwürdigen Worte damals ohne jede böse Absicht, das heißt, ohne damit die geringste Anspielung auf irgend etwas machen zu wollen. Und eine solche Anspielung war ja auch ganz ausgeschlossen, weil ich in diesem Augenblick absolut nichts wußte. Vielleicht wollte ich ihr nur einen kleinen, verhältnismäßig harmlosen Hieb versetzen, etwa in folgendem Sinne: Wenn Sie, mein Fräulein, sich unbedingt in Dinge einmischen müssen, die Sie nichts angehen, möchten Sie dann nicht selbst diesen Fürsten, einen jungen Mann und Petersburger Offizier, besuchen und ihm dieses Geld einhändigen, da Sie nun einmal solche Lust haben, sich mit den Angelegenheiten junger Männer abzugeben? Aber wie groß war mein Erstaunen, als Mama plötzlich aufstand, drohend ihren Finger hob und mir zurief:

»Untersteh dich nicht! Untersteh dich nicht!«

So etwas hätte ich von ihr nie für möglich gehalten; ich sprang ebenfalls auf, nicht so sehr vor Schreck als vor Betrübnis, wie wenn mein Herz eine schmerzliche Wunde empfangen hätte, denn ich erriet auf einmal, daß sich etwas sehr Ernstes zugetragen haben mußte. Aber Mama bewahrte nicht lange ihre drohende Haltung: sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und verließ schnell das Zimmer. Lisa folgte ihr, ohne mir auch nur einen Blick zuzuwerfen. Tatjana Pawlowna sah mich etwa eine halbe Minute lang schweigend an.

»Hast du wirklich einen Skandal anrichten wollen?« rief sie rätselhaft, indem sie mich mit höchstem Erstaunen anblickte; dann aber lief sie, ohne eine Antwort abzuwarten, ebenfalls hinter den andern

her. Wersilow stand mit zürnender, fast grimmiger Miene vom Tisch auf und griff nach seinem Hut in der Ecke.

»Ich nehme an, daß du gar nicht so dumm, sondern nur sehr harmlos bist«, sagte er spöttisch. »Wenn sie kommen, so sage ihnen, sie möchten mit der süßen Speise nicht auf mich warten: ich will ein bißchen spazierengehen.«

Ich blieb allein; zuerst kam mir alles sonderbar vor, dann fühlte ich mich beleidigt, und dann gelangte ich zu der deutlichen Einsicht, daß ich mir etwas hatte zuschulden kommen lassen. Übrigens wußte ich nicht, worin meine eigentliche Schuld bestand, aber ich hatte doch so ein Gefühl. Ich saß am Fenster und wartete. Nachdem ich ungefähr zehn Minuten gewartet hatte, nahm ich ebenfalls meinen Hut und ging nach oben in mein früheres Giebelstübchen. Ich wußte, daß sie dort waren, das heißt Mama und Lisa, und daß Tatjana Pawlowna schon weggegangen war. So fand ich sie denn auch beide zusammen auf meinem Sofa, wo sie miteinander flüsterten. Bei meinem Eintreten verstummten sie beide sofort. Zu meiner Verwunderung waren sie nicht böse auf mich; Mama wenigstens lächelte mir zu.

»Ich bitte um Verzeihung, Mama ...«, begann ich.

»Nun, nun, es macht nichts«, unterbrach sie mich; »habt einander nur lieb und zankt euch niemals, dann wird euch Gott auch Glück geben.«

»Er wird mich nie absichtlich kränken, Mama, das kann ich Ihnen versichern!« sagte Lisa im Ton fester Überzeugung und mit warmem Gefühl.

»Wäre nur nicht diese Tatjana Pawlowna dagewesen, dann wäre nichts passiert!« rief ich. »So ein abscheuliches Frauenzimmer!«

»Sehen Sie, Mama? Hören Sie?« sagte Lisa und wies mit dem Finger auf mich.

»Ich will euch beiden etwas sagen«, erklärte ich emphatisch, »wenn es auf der Welt etwas Garstiges gibt, so bin ich nur garstig, und alles übrige ist entzückend.«

»Arkascha, rege dich nicht auf, Lieber, wenn du nur wirklich aufhören wolltest ...«

»Sie meinen: zu spielen, zu spielen? Ich werde aufhören, Mama; heute will ich zum letztenmal hingehen, besonders da Andrej Petrowitsch selbst laut erklärt hat, daß ihm da keine Kopeke gehöre. Sie glauben gar nicht, wie ich mich schäme ... Ich muß mich übrigens mit ihm aussprechen ... Mama, liebe Mama, das vorige Mal habe ich hier ... etwas Häßliches gesagt... Mamachen, ich habe Unsinn geredet: ich habe den aufrichtigen Wunsch zu glauben; ich habe nur renommiert, ich liebe Christus sehr ...«

Wir hatten das vorige Mal wirklich ein Gespräch dieser Art geführt; Mama war sehr betrübt und erregt gewesen. Als sie mich jetzt so reden hörte, lächelte sie mir zu wie einem kleinen Kind:

»Christus verzeiht alles, Arkascha, auch deine Lästerung verzeiht er, und er verzeiht auch Leuten, die schlechter sind als du. Christus ist unser Vater: Christus braucht nichts und wird sogar in der tiefsten Finsternis hell strahlen ...«

Ich sagte ihnen Lebewohl und ging hinaus, wobei ich über die Möglichkeit nachdachte, heute noch mit Wersilow zusammenzukom-

men; ich hatte den dringenden Wunsch, mit ihm zu sprechen, und vorher war es nicht möglich gewesen. Ich vermutete stark, daß er in meiner Wohnung auf mich wartete! Ich ging zu Fuß hin: nach der warmen Witterung war ein leichter Frost eingetreten, und es ging sich sehr angenehm.

II

Ich wohnte in der Nähe der Wosnessenskij-Brücke in einem Miets-
haus von gewaltiger Größe in einer Hofwohnung. Als ich gerade ins
Tor treten wollte, stieß ich mit Wersilow zusammen, der von mei-
ner Wohnung kam.

»Nach meiner Gewohnheit«, sagte er, »bin ich auf dem Spaziergang
nach deiner Wohnung gegangen und habe sogar bei Pjotr Ippolito-
witsch eine Weile auf dich gewartet, aber es wurde mir zu langweilig.
Die Leute zanken sich da fortwährend, und heute hat die Frau sich
sogar ins Bett gelegt und weint. Ich habe es eine Zeitlang mit ange-
sehen und bin dann weggegangen.«

Ich wurde aus irgendeinem Grund ärgerlich.

»Ich bin offenbar der einzige Mensch, zu dem Sie hingehen, und
außer mir und Pjotr Ippolitowitsch scheinen Sie in ganz Petersburg
niemanden zu kennen?«

»Mein Freund ... das ist ja ganz gleichgültig.«

»Wohin wollen Sie denn jetzt?«

»Zu dir möchte ich nicht noch einmal umkehren. Wenn du magst – laß uns zusammen spaziergehen; es ist ein herrlicher Abend.«

»Wenn Sie, statt mir abstrakte Erörterungen vorzutragen, menschlich mit mir gesprochen hätten und mir zum Beispiel nur wegen dieses verdammten Spielens eine kleine Warnung hätten zukommen lassen, hätte ich mich vielleicht nicht wie ein Narr da hineinziehen lassen«, sagte ich plötzlich.

»Du bereust es? Das ist gut«, erwiderte er langsam, den Mund kaum öffnend. »Ich habe mir immer schon gedacht, daß das Spiel bei dir nicht die Hauptsache, sondern nur so eine zeit-wei-lige Verirrung ist ... Du hast recht, mein Freund: das Spiel ist eine Schweinerei, und außerdem kann man sich da zugrunde richten.«

»Und fremdes Geld verspielen.«

»Hast du denn auch fremdes Geld verspielt?«

»Ihr Geld habe ich verspielt. Ich ließ mir von dem Fürsten Geld auf Ihr Konto geben. Allerdings war es eine schreckliche Absurdität und Dummheit von meiner Seite.... Ihr Geld für das meinige zu halten, aber ich beabsichtigte, es alles wiederzugewinnen.«

»Ich möchte dir noch einmal bemerken, mein Lieber, daß mir da kein Geld gehört. Ich weiß, daß sich dieser junge Mensch selbst in der Klemme befindet, und ich rechne trotz seiner Versprechungen nicht darauf, etwas von ihm zu erhalten.«

»Wenn es sich so verhält, befinde ich mich in doppelt schlimmer Lage... in einer lächerlichen Lage. Welchen Anlaß hat er unter solchen Umständen, mir Geld zu geben, und ich, es von ihm anzunehmen?«

»Das ist nun deine eigene Sache ... Aber hast du wirklich auch nicht den allergeringsten Anlaß, Geld von ihm zu nehmen, wie?«

»Außer unserer Freundschaft....«

»Ja, außer eurer Freundschaft? Gibt es nicht irgendeine Tatsache, auf Grund derer es dir möglich erscheinen kann, von ihm Geld anzunehmen, wie? Etwa infolge irgendwelcher Erwägungen?«

»Infolge von was für Erwägungen? Ich verstehe Sie nicht.«

»Um so besser, wenn du mich nicht verstehst, und ich muß gestehen, mein Freund, ich war davon überzeugt. Brisons là, mon cher, und gib dir Mühe, das Spielen aufzugeben!«

»Wenn Sie mir das doch früher gesagt hätten! Und auch jetzt sagen Sie es nur so lässig und obenhin.«

»Wenn ich es dir früher gesagt hätte, so hätten wir uns nur miteinander überworfen, und du hättest mich nicht so gern abends zu dir kommen lassen. Und da mußt wissen, mein Lieber, daß all solche frühzeitigen Ratschläge zur Rettung weiter nichts sind als ein Eindringen in ein fremdes Gewissen auf fremde Kosten. Ich habe mich oft genug in das Gewissen anderer Leute eingedrängt, und das Ende vom Lied war immer, daß ich Nasenstüber und Spott und Hohn erntete. Auf die Nasenstüber und den Spott und Hohn allerdings pfeife ich, aber die Hauptsache ist, daß man durch derartige Manöver absolut nichts erreicht: niemand hört auf einen, und wenn man noch so eindringlich redet... und alle können einen bald nicht mehr leiden.«

»Ich freue mich, daß Sie endlich einmal mit mir von etwas anderem reden als von abstrakten Dingen. Da ist noch etwas, wonach ich Sie

fragen möchte; ich wollte es schon lange, habe es aber, wenn ich mit Ihnen zusammen war, nie fertiggebracht. Gut, daß wir auf der Straße sind. Erinnern Sie sich noch, wie wir an jenem Abend, an dem letzten Abend, vor zwei Monaten, in Ihrer Wohnung in meinem >Sarg< beide zusammensaßen und ich Sie nach Mama und Makar Iwanowitsch befragte - erinnern Sie sich noch, wie ungeniert ich damals mit Ihnen redete? Wie konnten Sie es dulden, daß so ein Grünschnabel von Sohn in solchen Ausdrücken von seiner Mutter sprach? Und was taten Sie? Sie äußerten mit keinem Wort Ihre Mißbilligung, sondern redeten vielmehr selbst sehr zwanglos und veranlaßten mich dadurch zu noch ungenierterer Ausdrucksweise.«

»Mein Freund, es ist mir sehr angenehm, dich solche Gefühle aussprechen zu hören... Ja, ich erinnere mich sehr wohl daran, ich wartete tatsächlich auf ein Erröten in deinem Gesicht, und wenn ich selbst dich in deinem Ton noch bestärkte, so hatte ich dabei vielleicht gerade die Absicht, dich bis an die Grenze zu führen....«

»Und Sie haben mich nur noch mehr in die Irre geführt und den reinen Quell in meiner Seele noch mehr getrübt! Ja, ich bin von einer kläglichen Unreife und weiß manchmal selbst nicht, was schlecht und was gut ist. Hätten Sie mir damals auch nur ein ganz kleines Stückchen des richtigen Weges gezeigt, dann hätte ich das übrige schon erraten und wäre sogleich wieder auf die richtige Bahn gekommen. Aber Sie haben mich damals nur ärgerlich gemacht.«

»Cher enfant, ich habe immer geahnt, daß du und ich uns auf die eine oder andere Weise einmal in unseren Anschauungen zusammenfinden würden: diese Röte ist dir doch jetzt ganz von selbst, ohne irgendwelche Belehrung von meiner Seite, ins Gesicht gestiegen, und ich kann dir versichern, das ist für dich selbst das beste ... Ich habe wahrgenommen, mein Lieber, daß du in der letzten Zeit

sehr gewonnen hast ... ob das wirklich von dem Umgang mit diesem kleinen Fürsten herkommt?«

»Loben Sie mich nicht, ich kann das nicht leiden. Lassen Sie mich nicht im Herzen den peinlichen Verdacht hegen, daß Sie mich zum Schaden der Wahrheit aus Jesuitismus loben, um sich meine Zuneigung zu erhalten. Aber in der letzten Zeit ... sehen Sie ... habe ich mit Damen verkehrt. Ich bin sehr gut aufgenommen worden, zum Beispiel von Anna Andrejewna, wissen Sie das?«

»Ich habe es von ihr selbst gehört, mein Freund. Ja, sie ist ein sehr liebes, kluges Mädchen. Mais brisons là, mon cher. Ich fühle mich heute ganz merkwürdig schlecht – ob es Hypochondrie ist? Ich führe es auf die Hämorrhoiden zurück. Wie steht es denn zu Hause? So einigermaßen? Du hast dich mit ihnen natürlich ausgesöhnt, und ihr habt euch umarmt? Cela va sans dire. Ich werde manchmal geradezu traurig, wenn ich zu ihnen zurückkehre, selbst wenn der Spaziergang unerfreulich gewesen ist. Wahrhaftig, mitunter mache ich im Regen einen unnötigen Umweg, um nur möglichst spät in dieses Heim zurückzukommen ... Und langweilig ist es da, langweilig, o Gott!«

»Mama ...«

»Deine Mutter ist das vortrefflichste, beste Wesen von der Welt, mais ... Kurz, ich bin ihrer und Lisas wohl nicht wert. Übrigens, was ist denn heute eigentlich bei ihnen los? In den letzten Tagen sind die Frauenspersonen da alle so eigentümlich gewesen ... Weißt du, ich gebe mir immer Mühe, dergleichen zu ignorieren, aber heute muß da bei ihnen doch etwas passiert sein ... Du hast nichts bemerkt?«

»Ich weiß absolut von nichts, und ich hätte überhaupt nichts bemerkt, wenn nicht diese verdammte Tatjana Pawlowna dazugekommen wäre, die sich immer mit mir herumbeißen muß. Aber Sie haben recht: da muß etwas passiert sein. Ich habe Lisa vorhin bei Anna Andrejewna getroffen; sie war auch dort schon so seltsam ... ich war ganz erstaunt über sie. Sie wissen wohl, daß sie mit Anna Andrejewna verkehrt?«

»Ja, ich weiß es, mein Freund. Aber ... wann bist du denn heute bei Anna Andrejewna gewesen, ich meine um welche Stunde? Ich muß das wegen einer Feststellung wissen.«

»Von zwei bis drei. Und denken Sie sich, als ich wegging, kam der Fürst ...«

Und nun schilderte ich ihm meinen Besuch mit der größten Ausführlichkeit. Er hörte alles schweigend an; über die Möglichkeit einer Bewerbung des Fürsten um Anna Andrejewnas Hand äußerte er kein Wort; auf meine begeisterten Lobreden über Anna Andrejewna murmelte er wieder, sie sei ein liebes Mädchen.

»Ich habe sie heute in großes Erstaunen versetzt durch die Mitteilung einer ganz frisch gebackenen Neuigkeit, die in der vornehmen Welt zirkuliert: daß Katerina Nikolajewna Achmakowa den Baron Bjoring heiraten wird«, sagte ich plötzlich, als wäre in meinem Innern auf einmal eine Schleuse aufgegangen.

»Ja? Kannst du dir das vorstellen, sie hat mir diese selbe »Neuigkeit« heute schon erzählt, vor zwölf Uhr, also erheblich früher, als du sie damit in Erstaunen versetzt hast.«

»Was Sie sagen!« rief ich und blieb verwundert stehen. »Aber woher konnte sie es erfahren haben? Doch, was rede ich? Selbstverständ-

lich konnte sie es früher erfahren haben als ich, aber denken Sie nur: sie hörte es von mir an, als sei es ihr eine vollständige Neuigkeit! Indessen ... was will ich denn? Es lebe die Toleranz! Man muß in toleranter Weise alle Charaktere gelten lassen, nicht wahr? Ich zum Beispiel hätte alles gleich weitererzählt; sie aber verwahrt es wie in einer Schnupftabaksdose ... Aber wenn auch, wenn auch, sie ist dennoch ein allerliebstes Wesen und ein vortrefflicher Charakter!«

»Oh, ohne Zweifel, ein jeder in seiner Art! Und was das Originellste ist, diese vortrefflichen Charaktere verstehen es manchmal, einen ganz außerordentlich zu befremden; stell dir das vor: Anna Andrejewna verblüffte mich heute mit der Frage, ob ich Katerina Nikolajewna Achmakowa liebe oder nicht.«

»Was für eine wunderliche, unglaubliche Frage!« rief ich, wieder wie vor den Kopf geschlagen. Es wurde mir sogar dunkel vor Augen. Noch niemals hatte ich mit ihm von diesem Thema zu reden angefangen, und nun – tat er es von selbst ...

»Welchen Grund gab sie denn für ihre Frage an?«

»Gar keinen, mein Freund, absolut gar keinen; die Schnupftabaksdose wurde sogleich wieder geschlossen, noch dichter als vorher, und vor allem ist folgendes bemerkenswert: ein solches Gespräch mit mir habe ich immer für völlig ausgeschlossen angesehen, und sie ebenfalls ... Übrigens sagst du ja selbst, daß du sie kennst, und kannst daher beurteilen, wie ihr eine derartige Frage zu Gesicht steht ... Oder weißt du etwas darüber?«

»Ich bin darüber ebenso verblüfft wie Sie. Es war wohl eine wunderliche Neugier, vielleicht ein Scherz?«

»Oh, im Gegenteil, es war die ernsthafteste Frage, die man sich nur denken kann, und eigentlich nicht eine Frage, sondern beinahe sozusagen ein Verhör, und augenscheinlich aus ganz besonderen, bestimmten Ursachen. Besuchst du sie bald wieder? Könntest du nicht etwas darüber in Erfahrung bringen? Ich möchte dich sogar darum bitten, siehst du ...«

»Aber vor allen Dingen: wie kann sie es überhaupt für möglich halten, daß Sie Katerina Nikolajewna lieben! Verzeihen Sie, ich bin immer noch ganz starr vor Staunen. Nie, nie habe ich es mir erlaubt, mit Ihnen über dieses oder ein ähnliches Thema zu reden ...«

»Daran hast du sehr klug getan, mein Lieber.«

»Ihre früheren Intrigen und Ihre früheren Beziehungen sind natürlich zwischen uns kein angemessenes Gesprächsthema, und es wäre meinerseits sogar dumm, wenn ich davon anfinde; aber gerade in der letzten Zeit, in den letzten Tagen, habe ich mehrmals im stillen für mich ausgerufen: wie hätten sich die Dinge gestaltet, wenn Sie diese Frau jemals geliebt hätten, auch nur einen Augenblick lang? Oh, dann hätten Sie nie in bezug auf sie, in Ihrem Urteil über sie den schrecklichen Irrtum begangen, den Sie nachher wirklich begangen haben! Was das Resultat dieses Irrtums gewesen ist, das weiß ich: ich weiß von Ihrer beiderseitigen Feindschaft und von Ihrem sozusagen beiderseitigen Abscheu gegeneinander; davon habe ich gehört, sehr viel gehört, schon in Moskau, aber dabei springt einem doch vor allem gerade die Tatsache der heftigen Abneigung, der erbitterten Feindschaft, also des geraden Gegenteils von Liebe in die Augen, und nun richtet Anna Andrejewna auf einmal an Sie die Frage: »Lieben Sie sie?« Ist sie wirklich so schlecht unterrichtet? Ganz seltsam! Sie hat einen Scherz gemacht, ich versichere es Ihnen, sie hat einen Scherz gemacht!«

»Aber ich finde, mein Lieber«, erwiderte Wersilow, und in seiner Stimme wurde ein gefühlvoller, warmer, zu Herzen gehender Klang vernehmbar, was bei ihm nur sehr selten vorkam, »ich finde, daß auch du selbst bei diesem Gegenstand sehr lebhaft wirst. Du sagtest soeben, daß du mit Damen verkehrst ... es ist mir natürlich peinlich, dich über dieses Thema, wie du dich ausdrücktest, irgendwie auszufragen ... Aber steht vielleicht auch ›diese Frau‹ auf der Liste deiner neuen Freundinnen?«

»Diese Frau ...«, die Stimme fing mir plötzlich an zu zittern, »hören Sie, Andrej Petrowitsch, hören Sie: diese Frau ist das, was Sie heute beim Fürsten vom lebendigen Leben sagten – erinnern Sie sich? Sie sagten, dieses lebendige Leben sei etwas so Schlichtes und Einfaches und sehe einen so gerade und offen an, daß man eben wegen dieser Geradheit und Offenheit gar nicht glauben könne, daß es eben jener Schatz sei, den wir unser ganzes Leben lang mit solcher Mühe suchen ... Und nun sehen Sie: Sie, der Sie eine solche Anschauung haben, sind einer idealen Frauengestalt begegnet und haben in diesem Ideal von Vollkommenheit – ›alle möglichen Laster‹ zu finden geglaubt! Unerhört!«

Der Leser kann daraus ersehen, in welcher Ekstase ich mich befand.

»Alle möglichen Laster! Holla, diesen Ausdruck kenne ich!« rief Wersilow. »Und wenn es schon so weit gekommen ist, daß man dir von diesem Ausdruck Mitteilung gemacht hat, kann man dir dann nicht schon zu etwas gratulieren? Das bekundet eine solche Intimität zwischen euch, daß man dich vielleicht sogar wegen einer Discretion und Verschwiegenheit loben muß, deren nur wenige Männer fähig sind ...«

Seine Stimme hatte einen so liebenswürdigen, herzlichen, lachenden Klang ... auch in seinen Worten lag etwas freundlich Aufmun-

terndes und ebenso in seinem hellen Gesicht, soweit ich das in der Dunkelheit erkennen konnte. Er war erstaunlich lebhaft geworden. Unwillkürlich begann ich vor Freude zu strahlen.

»Diskretion, Verschwiegenheit! O nein, nein!« rief ich errötend und drückte gleichzeitig seine Hand, die ich, ohne mir dessen bewußt zu werden, ergriffen hatte und ebenso unbewußt in der meinigen behielt. »Nein, davon ist nicht die Rede! ... Kurz, mir ist zu nichts zu gratulieren, und es kann da auch niemals, niemals etwas geschehen«, sagte ich, mühsam Atem holend, und ich flog empor, und es verlangte mich so zu fliegen, und es war mir so wohl. »Wissen Sie ... na, mag es denn einmal sein, nur dieses eine kleine Mal! Sehen Sie, mein lieber, prächtiger Papa – Sie erlauben doch, daß ich Sie Papa nenne –, über seine Beziehungen zu einer Frau, auch wenn sie von reinsten Art sind, kann ein Sohn nicht mit seinem Vater, ja überhaupt niemand mit einem Dritten sprechen! Die Pflicht zu schweigen ist sogar um so heiliger, je reiner diese Beziehungen sind! Eine Verletzung dieser Pflicht wäre eine Schändlichkeit, eine Gemeinheit; kurz, ein Vertrauter ist da unmöglich! Aber wenn überhaupt nichts vorliegt, absolut nichts, dann darf man doch davon reden, nicht wahr?«

»Soviel das Herz will.«

»Eine unbescheidene, sehr unbescheidene Frage: Sie haben ja doch in Ihrem Leben Frauen kennengelernt und Verhältnisse mit ihnen gehabt? ... Ich rede nur im allgemeinen, ganz im allgemeinen, nicht von irgendeinem besonderen Fall!« sagte ich errötend; ich konnte vor Entzücken kaum die Worte deutlich aussprechen.

»Nehmen wir an, daß solche Sünden vorgekommen sind.«

»Nun, dann hören Sie sich einmal folgenden Fall an, und erklären Sie ihn mir auf Grund Ihrer größeren Erfahrung, Eine Dame sagt zu Ihnen beim Abschied, so ganz von ungefähr, und indem sie zur Seite blickt: »Morgen um drei Uhr werde ich da und da sein« ... na, meinetwegen bei Tatjana Pawlowna«, entfuhr es mir, und ich flog nun endgültig in die Luft empor. Das Herz klopfte mir heftig und wollte stehenbleiben; ich machte sogar im Reden eine Pause, ich konnte nicht weiterreden. Er hörte gespannt zu.

»Nun also, am nächsten Tag begeben Sie sich zu Tatjana Pawlowna und überlegen beim Eintreten in das Haus: wenn mir die Köchin aufmacht – Sie kennen doch ihre Köchin? –, dann werde ich sofort fragen, ob Tatjana Pawlowna zu Hause ist. Und wenn die Köchin antwortet, Tatjana Pawlowna sei nicht zu Hause und es sitze schon eine Dame drinnen und warte auf sie – was muß ich dann daraus schließen, sagen Sie mir das, wenn Sie ... kurz, wenn Sie ...«

»Ganz einfach, daß man dich zu einem Rendezvous bestellt hat. Aber hat es denn stattgefunden? Heute stattgefunden? Ja?«

»O nein, nein, nein, es war nichts, nichts! Es hat stattgefunden, aber es war ganz anders; ein Rendezvous, aber nicht zu solchem Zweck, und das sage ich gleich im voraus, um nicht ein Schuft zu sein: es hat stattgefunden, aber ...«

»Mein Freund, das alles beginnt so interessant zu werden, daß ich vorschlagen möchte ...«

»Ich habe selbst früher jedem Bittenden einen Zehner oder Fünf- undzwanziger gegeben! Für ein Schnäpschen! Geben Sie mir nur ein paar Kopeken; ein Leutnant bittet inständig, ein Leutnant außer Dienst!« Mit diesen Worten trat uns plötzlich die große Gestalt eines Bettlers, vielleicht wirklich eines früheren Leutnants, in den

Weg. Das merkwürdigste war, daß er für sein Gewerbe recht gut gekleidet war und doch die Hand hinhielt.

III

Dieses wertlose Geschichtchen von dem unbedeutenden Leutnant will ich absichtlich nicht übergehen, da ich mir den ganzen Wersilow jetzt nicht anders ins Gedächtnis zurückrufen kann als mitsamt allen, auch den geringfügigsten Einzelheiten jener für ihn so verhängnisvollen Stunde. Ja, es war eine verhängnisvolle Stunde, aber ich wußte es nicht!

»Wenn Sie nicht machen, daß Sie fortkommen, mein Herr, werde ich sofort die Polizei rufen«, sagte Wersilow auffallend laut, indem er vor dem Leutnant stehenblieb. Ich hätte nie gedacht, daß ein solcher Philosoph so zornig werden könne, und noch dazu aus einem so unwichtigen Anlaß. Und dabei ist noch zu beachten, daß wir unser Gespräch gerade an der für ihn interessantesten Stelle – wie er selbst erklärt hatte – unterbrachen.

»Also haben Sie wirklich nicht einmal einen Fünfer!« schrie der Leutnant frech und schwenkte dabei den Arm. »Keine Kanaille hat ja heutzutage mehr einen Fünfer! Schurken! Halunken! Geht im Biberpelz, aber aus einem Fünfer macht er eine Staatsfrage!«

»Schutzmann!« rief Wersilow.

Aber er hätte gar nicht zu schreien brauchen; ein Schutzmann stand gerade an der Ecke und hörte selbst, wie der Leutnant schimpfte.

»Ich ersuche Sie, mein Zeuge für die mir angetane Beleidigung zu sein, und Sie ersuche ich, sich mit auf die Wache zu bemühen«, sagte Wersilow.

»Ach was, mir ganz egal, beweisen können Sie gar nichts! Und besonders keinen Verstand!«

»Lassen Sie ihn nicht weg, Schutzmann, und kommen Sie mit uns mit!« sagte Wersilow in energischem Ton.

»Wollen wir denn wirklich auf die Wache gehen? Hol den Kerl der Teufel!« flüsterte ich ihm zu.

»Unbedingt wollen wir hingehen, mein Lieber. Diese Unverschämtheit auf unseren Straßen wird einem schließlich denn doch zu bunt, und wenn jeder seine Pflicht täte, so wäre das für alle ein Segen. C'est comique, mais c'est ce que nous ferons.«

Während der ersten hundert Schritte benahm sich der Leutnant sehr aufgeregt, spielte den Mutigen und renommierte; er behauptete, das sei unzulässig, wegen eines Fünfers und so weiter und so weiter. Aber schließlich fing er an, dem Schutzmann etwas zuzuflüstern. Der Schutzmann, ein vernünftiger Mensch und offenbar ein Feind von Straßenszenen, schien auf seiner Seite zu sein, aber doch nur in gewissem Sinne. Auf seine Fragen antwortete er ihm halblaut, jetzt ginge es nicht mehr, jetzt sei die Sache anhängig gemacht; »wenn Sie aber vielleicht um Entschuldigung bitten wollten und der Herr sich bereit fände, die Entschuldigung anzunehmen, dann könnte man wohl ...«

»Na, hö-ören Sie mal, verehrter Herr, wo gehen wir denn hin? Ich frage Sie: wohin begeben wir uns, und was ist für ein Witz dabei!« schrie der Leutnant laut. »Wenn ein unglücklicher Mensch in sei-

nem Mißgeschick bereit ist, um Entschuldigung zu bitten ... wenn Sie schließlich verlangen, daß er sich demütigt ... Hol's der Teufel, wir sind hier doch in keinem Salon, sondern auf der Straße! Für die Straße ist diese Entschuldigung ausreichend! ...«

Wersilow blieb stehen und brach plötzlich in ein Gelächter, aus; ich dachte schon beinahe, er hätte diese ganze Geschichte nur spaßes halber in Szene gesetzt, aber dem war nicht so.

»Ich nehme Ihre Bitte um Entschuldigung an, Herr Offizier, und bestätige Ihnen, daß Sie ein Mann mit Fähigkeiten sind. Handeln Sie so nur auch im Salon – bald wird ein solches Verhalten ja auch für den Salon vollkommen genügen –, einstweilen aber nehmen Sie hier diese beiden Zwanziger, trinken Sie dafür einen Schnaps und essen Sie etwas dazu! Entschuldigen Sie die Belästigung, Schutzmann; ich würde mich gern auch Ihnen für Ihre Mühe erkenntlich zeigen, aber die Schutzleute haben jetzt ein so vornehmes Wesen ... Mein Lieber«, wandte er sich an mich, »hier ist eine kleine Kneipe, in Wirklichkeit eine fürchterliche Kloake, aber man kann dort Tee trinken, und ich möchte dir den Vorschlag machen ... da ist sie schon gleich, komm nur!«

Ich wiederhole: ich hatte ihn noch nie in solcher Erregung gesehen, obwohl sein Gesicht heiter aussah und geradezu strahlte; aber ich bemerkte, daß, als er die beiden Zwanziger aus dem Portemonnaie herausnehmen wollte, um sie dem Offizier zu geben, ihm die Hände zitterten und die Finger ihm absolut nicht gehorchen wollten, so daß er schließlich mich bat, das Geld herauszunehmen und dem Leutnant zu geben; ich kann das nicht vergessen.

Er führte mich in ein kleines Kellerlokal am Kanal. Gäste waren nur wenige da. Ein verstimmtes, heiseres kleines Orchestrion spielte, es roch nach fettigen Servietten; wir setzten uns in eine Ecke.

»Du weißt es vielleicht nicht? Aus Langeweile... aus schrecklicher seelischer Langeweile ... gehe ich manchmal gern in allerlei solche Kloaken. Diese ganze Einrichtung, diese holprige Arie aus der »Lucia«, diese Kellner in ihren unanständig unsauberer russischen Kostümen, dieser Tabaksqualm, dieses aus dem Billardzimmer herintönende Geschrei, alles das ist so gemein und prosaisch, daß es nahezu ans Phantastische grenzt. Na also, wie steht es, mein Lieber? Dieser Marsjünger hat uns ja wohl gerade an der interessantesten Stelle unseres Gesprächs unterbrochen ... Aber da ist auch der Tee; ich liebe den Tee hier ... Denk dir nur, Pjotr Ippolitowitsch behauptete vorhin seinem andern, pockennarbigen Mieter gegenüber, es sei im vorigen Jahrhundert im englischen Parlament eigens eine Kommission von Juristen eingesetzt worden, um den ganzen Prozeß Christi vor dem Hohenpriester und Pilatus zu revidieren, einzig und allein, um festzustellen, wie die Sache nach unseren Gesetzen abgelaufen wäre, und alles sei in feierlichster Form, mit Advokaten, Staatsanwälten und so weiter, durchgeführt worden ... na, und die Geschworenen hätten sich genötigt gesehen, ein verurteilendes Verdikt zu fällen ... Eine wunderliche Geschichte! Der dumme Kerl, der Mieter, betritt die Sache, erboste sich, überwarf sich mit seinem Wirt und erklärte, er werde morgen ausziehen ... Die Wirtin fing an zu weinen, weil sie dadurch ihre Einnahme verliert ... Mais passons! In diesen kleinen Kneipen werden manchmal Nachtigallen gehalten. Kennst du die alte Moskauer Anekdote à la Pjotr Ippolitowitsch? In einer Moskauer Kneipe singt eine Nachtigall; es kommt ein Kaufmann herein, so einer mit dem Grundsatz: »Was mir Spaß macht, darf mir niemand verwehren.« Er fragt: »Was kostet die Nachtigall!« - »Hundert Rubel.« - »Braten und auftragen!« Sie wurde gebraten und aufgetragen. »Schneide mir für zehn Kopeken ab!« Ich habe diese Geschichte einmal Pjotr Ippolitowitsch erzählt; aber er glaubte sie nicht und war sogar entrüstet darüber ...«

Er erzählte noch vieles. Ich führe diese Bruchstücke nur als Proben an. Er unterbrach mich fortwährend, sowie ich nur den Mund öff-

nete, um meine Erzählung zu beginnen, und fing irgendwelches wunderliches, gar nicht dahingehöriges Zeug zu reden an; er redete lebhaft und vergnügt, lachte Gott weiß worüber und kicherte sogar, was ich bei ihm noch nie erlebt hatte. Er trank ein Glas Tee in einem Zuge aus und goß sich ein neues ein. Jetzt ist mir das verständlich: er glich damals einem Menschen, der einen wertvollen, interessanten, lange erwarteten Brief erhalten hat und nun vor sich hinlegt und absichtlich nicht öffnet, sondern vielmehr lange in den Händen hin und her dreht, das Kuvert und das Siegel betrachtet, ins Nebenzimmer geht, um etwas zu besorgen, kurz, den interessanten Augenblick hinausschiebt, weil er weiß, daß er ihm nicht mehr entgehen kann, und alles das, um den Genuß noch zu steigern.

Ich erzählte ihm natürlich alles, alles von Anfang an, und erzählte vielleicht eine Stunde lang. Und wie hätte es auch anders sein können; ich hatte schon vorher von Begierde zu reden gebrannt. Ich begann mit unserer allerersten Begegnung, damals beim alten Fürsten nach ihrer Ankunft aus Moskau; dann erzählte ich, wie das alles Schritt für Schritt weitergegangen war. Ich ließ nichts weg und konnte auch nichts weglassen; er selbst führte mich auf vieles hin, erriet vieles und sprang mit ein. Manchmal schien es mir, als gehe etwas Phantastisches vor, als habe er jedesmal während dieser ganzen zwei Monate dort irgendwo hinter der Tür gesessen oder gestanden: er wußte jede meiner Gebärden, jedes meiner Gefühle im voraus. Ich empfand einen unbeschreiblichen Genuß bei dieser Beichte, die ich ihm ablegte, denn ich gewahrte bei ihm eine so herzliche Milde, ein so feines psychologisches Verständnis, eine so erstaunliche Fähigkeit, aus einem Viertelwort alles zu erraten. Er hörte mit zarter Teilnahme zu wie eine Frau. Vor allen Dingen verstand er es so einzurichten, daß ich mich über nichts schämte; manchmal hielt er mich bei irgendeiner Einzelheit fest, oft unterbrach er mich und, wiederholte nervös: »Vergiß die Einzelheiten nicht, vor allen Dingen vergiß nicht die Einzelheiten: je kleiner ein Nebenumstand ist, um so wichtiger ist er mitunter.« In dieser Weise

unterbrach er mich mehrere Male: Oh, selbstverständlich redete ich anfänglich sehr von oben herab, als stünde ich hoch über ihr, aber bald wurde meine Darstellung wahrheitsgemäß. Ich erzählte ihm aufrichtig, daß ich nahe daran gewesen war, mich hinzuwerfen und die Stelle des Fußbodens zu küssen, wo ihr Fuß gestanden hatte. Das Schönste, Prächtigeste war, daß er vollkommenes Verständnis dafür aufbrachte, daß sie unter der Angst wegen jenes Schriftstückes leiden und gleichzeitig doch das sittlich reine, untadelige Wesen bleiben konnte, als das sie sich mir heute gezeigt hatte. Ebenso hatte er vollkommenes Verständnis für den Ausdruck »Student«. Aber als ich schon ziemlich an das Ende meines Berichts gelangt war, bemerkte ich, daß durch sein gutherziges Lächeln von Zeit zu Zeit eine starke Ungeduld, eine gewisse Zerstreutheit und Nervosität in seinem Blick durchschimmerte. Als ich bei dem Schriftstück angelangt war, überlegte ich mir im stillen, ob ich ihm die ganze Wahrheit sagen sollte oder nicht, und ich sagte sie ihm nicht, trotz all meiner Begeisterung. Das notiere ich hier zur Erinnerung für mein ganzes Leben. Ich setzte ihm die Sache ebenso auseinander wie ihr, das heißt, indem ich von Krafft erzählte. Seine Augen begannen zu glühen; eine sonderbare Falte bildete sich vorübergehend auf seiner Stirn, eine sehr finstere Falte.

»Was diesen Brief betrifft, erinnerst du dich auch ganz genau, mein Lieber, daß Krafft ihn an der Kerze verbrannt hat? Irrst du dich da nicht?«

»Nein, ich irre mich nicht«, versicherte ich.

»Die Sache ist die, daß dieses Schriftstück für sie von größter Wichtigkeit ist, und wenn du es heute in Händen hättest, so könntest du heute ...« (Aber was ich »könnte«, das sagte er nicht mehr.) »Also wie ist's? Hast du es jetzt nicht in Händen?«

Innerlich fuhr ich heftig zusammen, aber äußerlich nicht. Äußerlich verriet ich mich durch nichts und zuckte nicht einmal mit den Wimpern; aber ich wollte immer noch nicht glauben, daß die Frage ernst gemeint sei.

»Wie meinen Sie das: ›in Händen haben? Jetzt soll ich es in Händen haben? Aber wenn es doch Krafft damals verbrannt hat?«

»Hat er das getan?« fragte er, indem er einen brennenden, starren Blick auf mich richtete, der mir unvergeßlich ist. Übrigens lächelte er wieder, aber sein ganzer bisheriger gutmütiger, frauenhafter Gesichtsausdruck war plötzlich verschwunden. Seine Miene zeigte eine gewisse Unsicherheit und Verwirrung; seine Zerstretheit nahm immer mehr zu. Hätte er sich damals mehr in der Gewalt gehabt, nämlich in dem Maße, wie es bis zu diesem Augenblick der Fall gewesen war, so würde er die Frage wegen jenes Schriftstücks nicht an mich gerichtet haben; wenn er es doch tat, so geschah das sicherlich, weil er selbst die ruhige Überlegung verloren hatte. Übrigens rede ich so erst jetzt; damals aber verstand ich die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, nicht so schnell; ich flog immer noch durch die Luft, und in meiner Seele klang immer noch dieselbe Musik. Aber meine Erzählung war beendet; ich sah ihn an.

»Aber eines ist doch wunderlich«, sagte er auf einmal, als ich schon alles bis auf das letzte Tüpfelchen erzählt hatte, »eines ist doch sehr sonderbar, mein Freund: du sagst, daß du von drei bis vier dort gewesen bist und Tatjana Pawlowna nicht zu Hause war?«

»Genau von drei bis halb fünf.«

»Na, und nun denk dir mal, ich kam zu Tatjana Pawlowna Punkt halb vier, auf die Minute, und traf sie in der Küche: ich gehe ja fast immer über die Hintertreppe zu ihr hinauf.«

»Wie? Sie haben sie in der Küche getroffen?« rief ich und beugte mich erstaunt zurück.

»Ja, und sie erklärte mir, sie könne mich nicht empfangen; ich blieb nur ein paar Minuten bei ihr; ich war auch nur gekommen, um sie zum Mittagessen einzuladen.«

»Vielleicht war sie eben erst von irgendeinem Gang nach Hause zurückgekehrt?«

»Das kann ich nicht sagen – übrigens nein: sie hatte ihre offene Hausjacke an. Das war genau um halb vier.«

»Aber ... Tatjana Pawlowna hat Ihnen nicht gesagt, daß ich da war?«

»Nein, sie hat mir nicht gesagt, daß du da warst ... Sonst hätte ich es ja gewußt und dich nicht danach gefragt.«

»Hören Sie mal, das ist sehr wichtig ...«

»Ja ... das kommt darauf an, von welchem Standpunkt man es ansieht; du bist ja sogar ganz blaß geworden, mein Lieber; übrigens, was ist denn eigentlich daran so wichtig?«

»Man hat sich über mich lustig gemacht wie über ein kleines Kind!«

»Sie hat sich einfach vor deinem heißen Blut gefürchtet, wie sie sich selbst dir gegenüber ausgedrückt hat; na, und da hat sie sich durch Tatjana Pawlownas Anwesenheit sichern wollen.«

»Aber, mein Gott, was war das für ein hinterlistiges Verhalten! Hören Sie nur, sie hat mich das alles vor den Ohren einer dritten Per-

son aussprechen lassen, vor Tatjana Pawlownas Ohren; die hat also alles gehört, was ich da heute gesagt habe! Das ... es ist schrecklich, sich das auch nur vorzustellen!«

»C'est selon, mon cher. Und überdies hast du ja selbst vorhin von der Toleranz gesprochen, die man den Frauen gegenüber überhaupt üben müsse, und ausgerufen: »Es lebe die Toleranz!«

»Wenn ich Othello wäre und Sie Jago, so hätten Sie Ihre Sache nicht besser machen können ... übrigens, ich lache darüber! Von einem Othello kann hier nicht die Rede sein, weil gar keine derartigen Beziehungen vorhanden sind. Und warum sollte ich auch nicht darüber lachen? Mag es so gewesen sein! Ich glaube dennoch an das, was unendlich viel höher ist als ich, und lasse mir mein Ideal nicht rauben! ... Wenn es ein Scherz von ihrer Seite war, so verzeihe ich ihr. Ein Scherz mit einem armseligen, unreifen Jüngling – meinetwegen! Ich habe mich ja auch nicht besser gemacht, als ich bin; aber der Student, der Student ist doch trotz alledem in ihrem Herzen gewesen und geblieben; da ist er, und da wird er bleiben! Genug davon! Hören Sie, wie denken Sie darüber: soll ich gleich zu ihr hinfahren, um die ganze Wahrheit zu erfahren?«

Ich sagte: »Ich lache darüber«, aber die Tränen standen mir in den Augen.

»Warum nicht? Fahre hin, mein Freund, wenn du Lust dazu hast.«

»Ich habe mich sozusagen seelisch dadurch beschmutzt, daß ich Ihnen das alles erzählt habe. Seien Sie mir nicht böse, mein Teuerster, aber über eine Frau – ich wiederhole es –, über eine Frau darf man einem Dritten nichts mitteilen; ein Vertrauter wird das, was man ihm sagt, doch nicht verstehen. Selbst ein Engel würde es nicht verstehen. Wenn man eine Frau achtet, so soll man sich keinen

Vertrauten anschaffen, und wenn man sich selbst achtet, so soll man es ebenfalls nicht tun! Ich achte mich selbst jetzt nicht. Auf Wiedersehen, ich kann es mir nicht verzeihen...«

»Hör auf, mein Lieber, du übertreibst. Du sagst ja selbst, daß ›nichts gewesen ist.«

Wir traten auf die Kanalstraße hinaus und schickten uns an, voneinander Abschied zu nehmen.

»Wirst du mich denn niemals herzlich und kindlich küssen, wie ein Sohn seinen Vater küßt?« fragte er, und seine Stimme bebte dabei eigentümlich. Ich küßte ihn mit heißer Empfindung.

»Mein lieber Junge ... bleib immer so reinen Herzens, wie du jetzt bist!«

Ich hatte ihn noch nie in meinem Leben geküßt und war nie auf den Gedanken gekommen, daß er selbst einen solchen Wunsch haben könne.

Sechstes Kapitel

I

›Natürlich fahre ich hin!‹ beschloß ich, während ich eilig nach Hause ging. ›Sofort fahre ich hin! Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich sie allein zu Hause treffe; aber ob ich sie nun allein treffe oder jemand bei ihr ist – das ist ganz egal: ich kann sie herausschicken lassen. Sie wird mich empfangen; sie wird sich wundern, aber mich empfan-

gen. Und wenn sie mich nicht empfangen sollte, so werde ich darauf bestehen, daß sie mich empfängt; ich werde sagen lassen, es sei dringend notwendig. Sie wird glauben, es sei etwas wegen des Schriftstücks, und wird mich empfangen. Und ich werde erfahren, wie sich die Geschichte mit Tatjana verhält. Und dann ... ja, was dann? Wenn ich ihr unrecht getan habe, so werde ich es durch verdoppelte Ergebenheit wieder gutmachen; wenn ich aber im Recht bin und sie schuldig ist, dann ist alles zu Ende! Dann ist auf jeden Fall alles zu Ende! Was habe ich dann noch zu verlieren? Ich habe nichts mehr zu verlieren. Ich fahre hin! Ich fahre hin!

Und dennoch ... Ich werde es nie vergessen und mich immer mit Stolz daran erinnern, daß ich *nicht* hinfuhr! Niemand wird es erfahren, es wird mit mir begraben werden; es genügt, daß ich selbst es weiß und daß ich in einem solchen Augenblick eines so edlen Verhaltens fähig war! »Es ist eine Versuchung, aber ich werde ihr nicht unterliegen«, sagte ich mir schließlich, nachdem ich zu ruhiger Überlegung gekommen war. »Man hat mich durch eine angebliche Tatsache in Schrecken setzen wollen, aber ich habe nicht daran geglaubt, habe den Glauben an ihre Reinheit nicht verloren! Und zu welchem Zweck sollte ich hinfahren, wonach, sollte ich mich erkundigen? Ist sie etwa verpflichtet, so unbedingt an mich, an meine »Reinheit« zu glauben, wie ich an sie glaube? Darf sie sich nicht vor meinem »heißen Blut« fürchten und sich durch Tatjana Pawlownas Anwesenheit sichern? Ich habe mir in ihren Augen noch kein unbeschränktes Vertrauen verdient. Mag sie meinewegen in Unkenntnis darüber bleiben, daß ich es doch verdiene, daß ich mich durch »Versuchungen« nicht verlocken lasse, daß ich böswilligen Verleumdungen über sie keinen Glauben schenke: dafür weiß ich es selbst und werde mich deswegen hochachten. Ich werde mein Gefühl hochachten. O ja, sie hat es so eingerichtet, daß ich das alles vor Tatjanas Ohren aussprach, sie hat Tatjana Zeugin sein lassen, sie wußte, daß Tatjana dasaß und horchte (denn die mußte einfach horchen); sie wußte, daß sie über mich lachte – es ist furchtbar,

furchtbar! Aber ... aber – wenn es ihr unmöglich war, das zu vermeiden? Was konnte sie denn in der Lage von vorhin sonst tun, und wie kann ich sie deswegen anklagen? Ich habe sie ja heute selbst mit dem, was ich zu ihr über Krafft sagte, belogen; ich habe sie ja auch meinerseits betrogen, weil es mir ebenfalls unmöglich war, das zu vermeiden, und ich habe unfreiwillig und unschuldigerweise gelogen.« Mein Gott!« rief ich plötzlich, qualvoll errötend, »und was habe ich selbst, ich selbst soeben getan? Habe ich nicht eben dieser Tatjana gegenüber mich gerühmt, daß sie mir ihre Liebe gestanden habe, und habe ich nicht soeben alles Wersilow erzählt? Aber was rede ich? Da ist doch ein großer Unterschied. Hier handelte es sich nur um das Schriftstück; in Wirklichkeit habe ich Wersilow nur von dem Schriftstück Mitteilung gemacht, denn weiter hatte ich gar nichts mitzuteilen und konnte auch gar nichts mitzuteilen haben. Habe ich ihm nicht von vornherein laut und energisch versichert, daß zwischen uns ›nichts sein konnte? Er ist doch ein Mensch, der Verständnis hat. Hm! Aber was glüht doch selbst heute noch in seinem Herzen für ein Haß gegen diese Frau! Was für ein Drama muß sich damals zwischen ihnen abgespielt haben, und aus welchem Anlaß? Gewiß aus Selbstsucht! *Wersilow ist keines anderen Gefühls fähig als einer grenzenlosen Selbstsucht!*«

Ja, dieser letzte Gedanke stieg damals in mir auf, ohne daß ich ihn eigentlich beachtet hätte. Solche Gedanken zogen mir damals, einer nach dem andern, durch den Kopf, und ich war gegen mich völlig aufrichtig: ich machte mir nichts vor, ich suchte mich nicht selbst zu täuschen; und wenn ich damals in jenem Augenblick das eine oder andere nicht begriff, so kam das nur von meinem unzulänglichen Verstand her, nicht etwa daher, daß ich mich selbst in jesuitischer Weise betrogen hätte.

Ich kehrte in sehr lebhafter Erregung nach Hause zurück und fand mich, ohne recht zu wissen warum, in sehr heiterer Stimmung,

obwohl in meinem Kopf eine große Unklarheit herrschte. Aber ich fürchtete mich davor, das zu analysieren, und gab mir alle Mühe, mich zu zerstreuen. Ich ging sogleich zu meiner Wirtin: es hatte in der Tat zwischen ihr und ihrem Mann einen argen Krach gegeben. Sie war eine hochgradig schwindsüchtige Frau, vielleicht gutherzig, aber wie alle schwindsüchtigen Frauen sehr launisch. Ich machte mich sogleich daran, die beiden miteinander zu versöhnen, und ging auch zu dem andern Mieter, einem sehr groben, pockennarbigem, dummen, höchst eingebildeten Bankbeamten namens Tschersjakow, den ich selbst nicht leiden konnte, mit dem ich aber doch in gutem Einvernehmen lebte, weil ich gemein genug war, oft mit ihm zusammen Pjotr Ippolitowitsch zu hänseln. Ich redete ihm sogleich das Ausziehen aus, aber er hätte diese Absicht auch wohl von selbst nicht zur Ausführung gebracht. Schließlich gelang es mir, die Wirtin vollständig zu beruhigen, und überdies brachte ich es fertig, ihr das Kopfkissen vorzüglich zurechtzulegen: »So gut hat es Pjotr Ippolitowitsch nie verstanden«, sagte sie schadenfroh. Darauf beschäftigte ich mich in der Küche mit ihren Senfpflastern und machte ihr eigenhändig zwei vorzügliche derartige Pflaster zurecht. Der arme Pjotr Ippolitowitsch sah mir dabei nur zu und beneidete mich um meine Geschicklichkeit, aber ich erlaubte ihm nicht, die Pflaster auch nur zu berühren, und wurde für meine Leistung buchstäblich mit Tränen der Dankbarkeit belohnt. Aber ich erinnere mich, auf einmal wurde mir das alles gräßlich zuwider, und ich wurde mir bewußt, daß ich der Kranken gar nicht aus Gutherzigkeit behilflich gewesen war, sondern aus irgendeinem ganz andern Grund.

Ich wartete mit nervöser Ungeduld auf Matwej: ich hatte mir vorgenommen, an diesem Abend zum letztenmal das Glück zu versuchen, und ... und auch davon abgesehen fühlte ich ein gewaltiges Bedürfnis zu spielen; sonst wäre mir der Abend unerträglich gewesen. Wenn ich nicht anderswohin gefahren wäre, würde ich es vielleicht nicht ausgehalten haben und zu ihr gefahren sein. Matwej mußte bald erscheinen, aber auf einmal öffnete sich die Tür, und es trat

ein unerwarteter Besuch ein: Darja Onissimowna. Ich runzelte die Stirn und wunderte mich. Sie kannte meine Adresse, da sie schon einmal in Mamas Auftrag bei mir gewesen war. Ich forderte sie auf, Platz zu nehmen, und sah sie fragend an. Sie sagte nichts, sondern blickte mir gerade in die Augen und lächelte demütig.

»Sie kommen wohl von Lisa?« fragte ich, da mir dies gerade einfiel.

»Nein, ich komme nur so.«

Ich teilte ihr mit, daß ich gleich wegfahren müsse; sie antwortete wieder, sie sei »nur so« gekommen und werde sogleich wieder weggehen. Sie tat mir auf einmal leid, ich wußte nicht warum. Ich bemerke, daß ihr von uns allen, von Mama und besonders von Tatjana Pawlowna, viel Teilnahme erwiesen worden war, aber nachdem es gelungen war, sie bei Frau Stolbejewa unterzubringen, hatten die Unsrigen sie alle nach und nach vergessen, vielleicht mit Ausnahme von Lisa, die häufig zu ihr ging. Die Schuld daran trug wohl Darja Onissimowna selbst, die trotz all ihrer Demut und ihres einschmeichelnden Lächelns eine starke Neigung sich abzusondern und unsichtbar zu machen besaß. Mir für meine Person mißfiel dieses ihr Lächeln sehr, und auch, daß sie ihrem Gesicht offenbar immer einen gekünstelten Ausdruck verlieh, und es war mir auch sogar schon einmal der Gedanke gekommen, daß sie nicht gerade lange um ihre Olga getrauert habe. Aber diesmal tat sie mir, ich weiß nicht warum, leid.

Und siehe da, auf einmal beugte sie sich, ohne ein Wort zu sagen, vor, senkte den Kopf herab, streckte beide Arme vor, faßte mich um die Taille und legte ihr Gesicht auf meine Knie. Sie ergriff meine Hand, so daß ich glaubte, sie wolle sie küssen, aber sie führte sie an ihre Augen, und ein Strom heißer Tränen ergoß sich über sie. Ihr ganzer Leib wurde von dem Schluchzen erschüttert, aber sie weinte

still. Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, obwohl ich gleichzeitig eine Art von Ärger verspürte. Aber sie umschlang mich ganz vertrauensvoll, ohne irgendwie zu fürchten, daß ich darüber böse werden könnte, obgleich sie mich den Augenblick vorher so ängstlich und sklavisch angelächelt hatte. Ich bat sie, sich zu beruhigen.

»Väterchen, Täubchen, ich weiß gar nicht mehr, was ich machen soll. Wenn es dämmerig wird, kann ich es nicht mehr aushalten; wenn es dämmerig wird, kann ich es gar nicht mehr aushalten: es treibt mich auf die Straße, in die Dunkelheit hinaus. Und was mich hinaustreibt, das ist eine seltsame Vorstellung. Es hat sich in meinem Kopf so eine Vorstellung festgesetzt, daß ich – sobald ich hinauskomme, sie auf einmal auf der Straße treffen werde. Ich gehe so dahin und meine sie zu sehen. Das heißt, es sind andere Leute, die da gehen, aber ich gehe mit Absicht hinter ihnen her und denke: ›Ist sie das nicht? Ist das nicht meine Olga?‹ Und so denke ich und denke ich immerzu. Und zuletzt werde ich ganz dumm im Kopf; und ich stoße immer gegen die Leute: ganz übel wird mir dabei. Wie eine Betrunkene torkele ich, und manche schimpfen über mich. Ich lebe schon ganz zurückgezogen und gehe zu keinem Menschen. Denn wohin ich auch komme – es wird mir nur noch schlechter. Da kam ich nun eben an Ihrem Hause vorbei und dachte: ›Ich will zu ihm gehen; er ist von allen der Beste und war auch damals mit dabei.‹ Väterchen, verzeihen Sie mir armem Weib; ich gehe gleich wieder weg ...«

Sie stand plötzlich auf und wollte eilig fort. In diesem Augenblick kam gerade Matwej; ich ließ sie zu mir in den Schlitten steigen und brachte sie unterwegs zu ihrem Haus, zur Wohnung der Frau Stolbejewa.

II

In der letzten Zeit hatte ich häufig den Roulett-Spielsaal eines Herrn Serschtschikow besucht. Vorher hatte ich drei andere Häuser besucht, immer mit dem Fürsten zusammen, der mich dort eingeführt hatte. In einem dieser Häuser wurde besonders Pharo gespielt, und zwar mit sehr hohen Einsätzen. Aber dort hatte ich mich nicht wohl gefühlt: ich sah, daß es da nur für solche Leute angenehm war, die über sehr viel Geld verfügten, und daß überdies dort sehr viele hochmütige Menschen und Angehörige der protzigen Jugend aus den höchsten Kreisen zu verkehren pflegten. Gerade das liebte der Fürst; er liebte sowohl das Spiel als auch den Umgang mit dieser übermütigen Clique. Ich bemerkte, daß er an diesen Abenden, wenn er auch manchmal mit mir zusammen eintrat, doch im Laufe des Abends sich von mir fernhielt und mich mit niemandem von »seinen Leuten« bekannt machte. Ich aber machte ganz den Eindruck eines Wilden, und mitunter sogar in einem solchen Maße, daß ich dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zog. Am Spieltisch ergab es sich manchmal so, daß ich mit diesem oder jenem ins Gespräch kam; aber als ich einmal am nächsten Tag in denselben Räumen ein Herrchen zu begrüßen versuchte, mit dem ich am vorhergehenden Abend nicht nur geredet, sondern neben dem ich auch gesessen, mit dem ich gelacht und dem ich sogar zwei Karten empfohlen hatte, auf die er dann gewann: da – sollte man's glauben? – erkannte er mich gar nicht wieder. Das heißt, es war noch schlimmer: er blickte mich mit gekünstelter Verwunderung an und ging lächelnd vorüber. So blieb ich denn bald dort fort und besuchte mit besonderer Leidenschaft eine Kloake – anders kann ich es nicht nennen. Es war ein ziemlich unbedeutender, kleiner Roulettzirkel, den eine Mätresse unterhielt, obgleich sie selbst nie im Saal erschien. Es herrschte dort ein schrecklich ungenierter Ton, und obgleich auch Offiziere und reiche Kaufleute dort verkehrten, ging doch alles recht schmierig zu, was übrigens auf viele Leute sogar

anziehend wirkte. Außerdem hatte ich dort oft Glück im Spiel. Aber auch den Besuch dieses Lokals stellte ich nach einem unerquicklichen Vorfall ein, der sich in der Hitze des Spiels zugetragen und mit einer Prügelei zwischen zwei Spielern geendet hatte, und seitdem verkehrte ich bei Serschtschikow, bei dem mich auch wieder der Fürst eingeführt hatte. Dieser Serschtschikow war ein Stabsrittmeister a. D., und der Ton an seinen Spielabenden war ganz erträglich, militärisch, von peinlicher Genauigkeit in der Beobachtung der Formen der Ehre, kurz und sachlich. Spaßvögel zum Beispiel und starke Trinker ließen sich dort nicht blicken. Außerdem wurde dort nicht zum Scherz gespielt! Die Spiele waren Pharo und Roulett. Vor diesem Abend, dem fünfzehnten November, war ich erst ein paarmal dagewesen, und Serschtschikow schien mich von Gesicht zu kennen, aber Bekannte hatte ich dort noch keinen einzigen. Es traf sich so, daß auch der Fürst und Darsan an diesem Abend erst gegen Mitternacht erschienen, auf dem Heimweg aus jenem Spielzirkel der übermütigen Clique, dessen Besuch ich aufgegeben hatte; auf diese Weise war ich an diesem Abend in dem fremden Menschenschwarm wie verraten und verkauft.

Wenn ich einen Leser hätte und dieser alles gelesen hätte, was ich schon über meine Erlebnisse niedergeschrieben habe, so brauchte ich ihm ohne Zweifel nicht erst mitzuteilen, daß ich entschieden für keine Form der Geselligkeit geschaffen bin. Vor allen Dingen verstehe ich absolut nicht, mich in Gesellschaft zu benehmen. Wenn ich irgendwo eintrete, wo viele Menschen zusammen sind, so habe ich immer ein Gefühl, als ob alle Blicke mich elektrisierten. Ich bekomme geradezu einen Krampf, einen physischen Krampf, sogar an solchen Orten wie im Theater, von Privathäusern ganz zu geschweigen. In allen diesen Spielzirkeln habe ich es gar nicht verstanden, mir eine angemessene Haltung zu eigen zu machen: bald saß ich da und machte mir wegen meiner übermäßigen Nachgiebigkeit und Höflichkeit Vorwürfe, bald stand ich plötzlich auf und beging irgendeine Grobheit. Und demgegenüber, was für wertlose

Subjekte, im Vergleich mit mir, verstanden es dort, eine bewundernswerte Haltung zu bewahren – und gerade das erboste mich am ärgsten, so daß ich mehr und mehr meine Kaltblütigkeit verlor. Ich sage es geradeheraus: nicht erst jetzt, sondern auch damals schon war mir diese ganze Gesellschaft, ja auch das Gewinnen selbst – wenn ich schon alles sagen soll – schließlich ekelhaft und qualvoll geworden. Geradezu qualvoll. Natürlich empfand ich einen außerordentlichen Genuß dabei, aber dieser Genuß war mit Qual gepaart; das alles, das heißt diese Menschen, das Spiel und vor allen Dingen ich selbst mit ihnen zusammen, erschien mir als etwas schrecklich Schmutziges. ›Ich will nur erst gewinnen, dann kehre ich der ganzen Geschichte den Rücken!‹ sagte ich jedesmal zu mir selbst, wenn ich mich beim Morgengrauen nach einer durchspielten Nacht in meiner Wohnung schlafen legte. Und was nun wieder das Gewinnen betraf, so muß man von vornherein bedenken, daß ich das Geld überhaupt nicht leidenschaftlich liebte. Das heißt, ich will nicht die abgeschmackten Gemeinplätze wiederholen, die gewöhnlich bei solchen Erklärungen vorgebracht werden, als hätte ich nur um des Spieles willen gespielt, um der Aufregung, des Genusses, des Wagnisses willen und so weiter, und nicht um des pekuniären Vorteils willen. Ich hatte Geld dringend nötig, und obwohl das nicht der von mir in Aussicht genommene Weg, nicht »meine Idee« war, so dachte ich damals doch: ›So oder so!‹ und beschloß, in Gestalt eines Experiments es auch auf diesem Weg zu versuchen. Dabei regte mich immer ein hartnäckiger Gedanke auf: ›Du bist doch zu der Überzeugung gelangt, daß du unbedingt Millionär werden kannst, lediglich weil du die dazu erforderliche Charakterstärke besitzt; von dieser Charakterstärke hast du ja schon durch eine Probe den Beweis geliefert, so dokumentiere sie denn nun auch hier: ist denn etwa für das Roulett mehr Charakterstärke erforderlich als für deine Idee?‹ Das war's, was ich mir fortwährend wiederholte. Ich halte bis auf den heutigen Tag an der Überzeugung fest, daß man beim Hasardspiel, wenn man sich nur völlige Seelenruhe und damit auch die ganze Schärfe des Verstandes und der Berech-

nung bewahrt, mit Notwendigkeit die Plumpheit des blinden Zufalls überwinden und gewinnen muß – daher mußte es mich damals naturgemäß immer mehr aufbringen, als ich sah, wie ich alle Augenblicke meine Ruhe verlor und mich wie ein kleiner Junge hinreißen ließ. »Ich, der ich den Hunger ertragen konnte, vermag mich bei einer solchen Dummheit nicht zu beherrschen!« – das war's, was mich nervös machte. Dazu kam noch eins: das Bewußtsein, daß, wie lächerlich und gering ich auch erscheinen mochte, doch in meinem Innern jener Schatz von Kraft verborgen lag, der alle diese Menschen irgendwann dazu zwingen würde, ihre Meinung über mich zu ändern; dieses Bewußtsein bildete damals – fast schon seit meinen traurigen Kinderjahren – die einzige Quelle meines Lebens, mein Licht und meinen Stolz, meine Waffe und meinen Trost; sonst hätte ich mir vielleicht schon als Kind das Leben genommen. Und daher war ich notwendigerweise über mich selbst empört, wenn ich sah, in was für ein klägliches Wesen ich mich am Spieltische verwandelte. Das war der Grund, weshalb ich nicht mehr vom Spiel ablassen konnte: jetzt erkenne ich das alles mit voller Deutlichkeit. Von diesem Hauptgrund abgesehen, litt auch meine kleinliche Eitelkeit: meine Spielverluste erniedrigten mich dem Fürsten gegenüber, Wersilow gegenüber, obgleich der letztere es nicht der Mühe wert hielt, ein Wort darüber zu sprechen, allen gegenüber, sogar Tatjana gegenüber – so jedenfalls schien es mir, so empfand ich es. Schließlich will ich noch ein Bekenntnis ablegen: ich war damals schon verdorben; es wurde mir schon schwer, auf ein aus sieben Gängen bestehendes Diner im Restaurant, auf Matwej, auf die Anzüge aus dem Englischen Magazin, auf die gute Meinung, die mein Friseur von mir hatte, na und auf all solche Dinge zu verzichten. Ich war mir auch damals schon dessen bewußt, unterdrückte aber dieses peinliche Bewußtsein absichtlich; jetzt, wo ich dies niederschreibe, erröte ich vor Beschämung.

III

Ich war allein eingetreten und befand mich nun in einer Schar unbekannter Menschen; so ließ ich mich denn zunächst an einer Ecke des Tisches nieder, setzte nur kleine Beträge und saß so etwa zwei Stunden lang, ohne mich zu rühren. Diese ganzen zwei Stunden über trug das Spiel einen sehr farblosen Charakter – nicht Fisch nicht Fleisch. Ich ließ wundervolle Chancen ungenutzt und gab mir alle Mühe, nicht ärgerlich zu werden, sondern durch Kaltblütigkeit und vorsichtiges Spiel etwas zu erreichen. Schließlich ergab sich, daß ich in den ganzen zwei Stunden weder verloren noch gewonnen hatte: von den dreihundert Rubeln hatte ich zehn, fünfzehn Rubel verspielt. Dieses elende Resultat erboste mich, und überdies ereignete sich noch ein unangenehmer Zwischenfall. Ich weiß, daß es in diesen Roulettsälen manchmal Diebe gibt, das heißt nicht solche von der Straße, sondern einfach Mitglieder der Spielgesellschaft. So bin ich zum Beispiel überzeugt, daß der bekannte Spieler Afjerdow ein Dieb ist; er spielt auch jetzt noch in der Stadt eine Rolle, er ist mir erst kürzlich in seiner eigenen Equipage mit zwei Ponys davor begegnet; aber er ist ein Dieb und hat mich bestohlen. Aber diese Geschichte später; an diesem Abend trug sich nur das Präludium davon zu. Ich saß diese ganzen zwei Stunden lang an einer Ecke des Tisches, und links neben mir hatte die ganze Zeit über so ein eklig aufgeputzter Kerl seinen Platz, ich glaube, ein Judenjüngling; er ist übrigens irgendwo Kompagnon, schreibt sogar etwas und läßt es drucken. Im allerletzten Augenblick gewann ich plötzlich zwanzig Rubel. Die beiden roten Banknoten lagen vor mir, und auf einmal sah ich, wie dieser Judenjüngling die Hand ausstreckte und mit der größten Seelenruhe eine meiner Banknoten zu sich heranzog. Ich erhob Einspruch, aber er erklärte mir mit der unverschämtesten Miene und ohne die Stimme zu erheben, das sei sein Gewinn, er habe soeben selbst gesetzt und gewonnen; er wollte das Gespräch nicht einmal fortsetzen und wandte sich von mir ab. Leider befand

ich mich in jenem Augenblick gerade in einer sehr dummen Gemütsverfassung: ich beschäftigte mich mit einer großen Idee, und so ließ ich denn die Sache schießen, stand schnell auf und ging weg; ich wollte mich mit ihm nicht herumstreiten und schenkte ihm die zehn Rubel. Und es wäre auch schwer gewesen, diese Geschichte mit dem frechen Dieb zum Austrag zu bringen, da ich den richtigen Augenblick bereits hatte vorübergehen lassen: das Spiel hatte schon seinen Fortgang genommen. Und eben das war nun von meiner Seite ein gewaltiger Fehler, der sich in der Folge schwer rächte: drei oder vier Spieler in unserer Nähe hatten unseren Wortwechsel bemerkt, und da sie sahen, daß ich so leicht nachgab, hielten sie mich wahrscheinlich selbst für ein solches Subjekt. Es war gerade Mitternacht; ich ging in das anstoßende Zimmer, dachte ein Weilchen nach, entwarf einen neuen Plan, und als ich zurückgekehrt war, wechselte ich mir beim Bankhalter meine Banknoten in Halbimperiale um. Ich hatte deren nun etwas über vierzig Stück. Ich teilte sie in zehn gleiche Teile und beschloß, zehnmal hintereinander auf Zero zu setzen, jedesmal vier Halbimperiale, einmal nach dem andern. »Gewinne ich, so ist das mein Glück; verliere ich, um so besser; dann werde ich nie wieder spielen.« Ich bemerke noch, daß in diesen ganzen zwei Stunden nicht ein einziges Mal Zero herausgekommen war, so daß schließlich niemand mehr auf Zero setzte.

Ich setzte im Stehen, schweigend, mit finsterem Gesicht und zusammengebissenen Zähnen. Bei meinem dritten Einsatz rief Serschtschikow laut: »Zero!« das den ganzen Abend über noch nicht gekommen war. Es wurden mir hundertvierzig Halbimperiale in Gold ausgezahlt. Ich hatte noch sieben Einsätze und fuhr fort zu setzen, obwohl alles um mich herum sich zu drehen und zu tanzen begann.

»Kommen Sie hierher!« rief ich über den ganzen Tisch hinweg einem Spieler zu, neben dem ich vorher gesessen hatte, einem Herrn im Frack, mit grauem Schnurrbart und rotem Gesicht, der schon mehrere Stunden lang mit unsäglicher Geduld kleine Beträge gesetzt und einen Einsatz nach dem andern verloren hatte. »Kommen Sie hierher! Hier ist Glück!«

»Meinen Sie mich?« antwortete der Schnurrbärtige in verwundertem, drohendem Ton vom Ende des Tisches her.

»Ja, Sie! Da werden Sie alles bis auf den letzten Rubel verlieren!«

»Das ist nicht Ihre Sache, und ich ersuche Sie, mich nicht zu belästigen!«

Aber ich konnte mich schon nicht mehr halten. Mir gegenüber, auf der anderen Seite des Tisches, saß ein älterer Offizier. Als er meine Art zu setzen sah, sagte er halblaut zu seinem Nachbar:

»Sonderbar, Zero. Nein, zu Zero kann ich mich nicht entschließen.«

»Entschließen Sie sich nur dazu, Oberst!« rief ich und setzte von neuem.

»Ich ersuche Sie ebenfalls, mich in Ruhe zu lassen und mich mit Ihren Ratschlägen zu verschonen«, erwiderte er scharf. »Sie schreien hier sehr laut.«

»Ich gebe Ihnen ja nur einen guten Rat. Na, wollen wir wetten, daß gleich noch einmal Zero kommt? Zehn Goldstücke, da, mein Wettersatz; haben Sie Lust?«

Ich legte zehn Halbimperiale hin.

»Auf zehn Goldstücke wetten? Das kann ich tun«, versetzte er mit trockenem Ernst. »Ich wette gegen Sie, daß nicht Zero kommt.«

»Auf zehn Louisdors, Oberst.«

»Was soll das heißen: ›auf zehn Louisdors?‹

»Auf zehn Halbimperiale, Oberst; feiner gesagt: auf zehn Louisdors.«

»Dann sagen Sie einfach ›Halbimperiale‹, und erlauben Sie sich mit mir keine Späße!«

Ich hatte natürlich keine Hoffnung, daß ich die Wette gewinnen würde; es waren sechsunddreißig Chancen gegen eine, daß Zero nicht kommen würde, aber doch hatte ich die Wette vorgeschlagen, erstens, um großzutun, und zweitens, weil ich auf irgendeine Weise die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich lenken wollte. Ich sah nur zu gut, daß mich hier aus irgendeinem Grund niemand leiden konnte und daß man mich das mit besonderem Vergnügen empfinden ließ. Das Roulett drehte sich – und wie groß war das allgemeine Erstaunen, als wieder Zero kam! Es erscholl sogar ein allgemeiner Aufschrei. Und nun umnebelte der Rausch des Gewinnens meinen Geist vollständig. Es wurden mir wieder hundertvierzig Halbimperiale ausgezahlt. Serschtschikow fragte mich, ob ich nicht einen Teil davon in Banknoten nehmen wolle, aber ich murmelte nur etwas Unverständliches zur Antwort, denn ich war faktisch nicht mehr imstande, mich ruhig und deutlich auszudrücken. Im Kopf drehte sich alles, und die Beine waren mir schwach geworden. Ich hatte auf einmal das Gefühl, daß ich nun gleich furchtbar gewagt spielen würde; außerdem hatte ich die größte Lust, noch irgend etwas zu unternehmen, jemandem eine Wette anzubieten,

jemandem ein paar tausend Rubel auszuzahlen. Mechanisch scharrte ich mit der Handfläche die Banknoten und Goldstücke zusammen, konnte mich aber nicht so weit sammeln, sie nachzuzählen. In diesem Augenblick bemerkte ich hinter mir den Fürsten und Darsan: sie kamen aus ihrem Pharo-zirkel und hatten dort, wie ich nachher erfuhr, alles verspielt.

»Ah, Darsan«, rief ich ihm zu. »Hier ist Glück! Setzen Sie auf Zero!«

»Ich habe alles verspielt, ich habe kein Geld«, antwortete er trocken. Der Fürst aber tat seinerseits ganz, als ob er mich nicht bemerkte und mich nicht erkenne.

»Da ist Geld!« rief ich und zeigte auf meinen Goldhaufen. »Wieviel brauchen Sie?«

»Hol's der Teufel!« rief Darsan, der ganz rot geworden war. »Ich habe Sie ja wohl nicht um Geld gebeten.«

»Sie werden gerufen«, sagte Serschtschikow zu mir, mich am Ärmel zupfend.

Derjenige, der mich schon ein paarmal und beinahe schimpfend gerufen hatte, war jener Oberst, der die Wette um zehn Halbimperialien an mich verloren hatte.

»Bitte, nehmen Sie!« rief er, ganz rot vor Zorn. »Ich bin nicht verpflichtet, hier lange vor Ihnen zu stehen, und sonst sagen Sie nachher, Sie hätten das Geld nicht bekommen. Zählen Sie es nach!«

»Ich glaube es, ich glaube es, Oberst, ich glaube es ohne Nachzählen; nur schreien Sie mich bitte nicht so an, und seien Sie nicht so bö-

se!« erwiderte ich und scharfte das Häufchen Gold mit der Hand zu mir heran.

»Ich ersuche Sie, mein Herr, mit Ihrem Freudenrausch andere Leute zu belästigen, aber nicht mich«, rief der Oberst in scharfem Ton.
»Ich habe nicht mit Ihnen zusammen Schweine gehütet!«

»Sonderbar, daß solche Menschen hier hereingelassen werden, was ist denn das eigentlich für einer? Irgend so ein Jüngling«, hörte ich halblaut sagen.

Aber ich kümmerte mich nicht darum, sondern setzte aufs Geratewohl weiter, und zwar jetzt nicht mehr auf Zero. Ich setzte ein ganzes Päckchen Hundertrubelscheine auf die ersten achtzehn Zahlen.

»Wir wollen fahren, Darsan!« hörte ich hinter mir den Fürsten sagen.

»Nach Hause?« fragte ich, mich zu ihnen umwendend. »Warten Sie auf mich, wir wollen zusammen fahren; ich mache hier Schluß.«

Mein Einsatz gewann; die gewonnene Summe war gewaltig.

»Genug!« rief ich und begann mit zitternden Händen das Gold, ohne es zu zählen, zusammenzuscharren und in die Taschen zu schütten, sowie die Banknotenhäufchen mit den Fingern ungeschickt zusammenzudrücken, um sie alle zusammen in die Seitentasche zu stecken. Auf einmal legte sich die dicke, beringte Hand Afjerdows, der dicht neben mir saß und ebenfalls hohe Einsätze gemacht hatte, auf drei meiner Hundertrubelscheine und deckte sie zu.

»Erlauben Sie, das ist nicht Ihr Geld«, sagte er markant und in ernstem Ton, jedoch mit ziemlich sanfter Stimme. Das war nun jenes Präludium, das später, einige Tage darauf, solche schwerwiegenden Folgen haben sollte. Jetzt kann ich mit meinem Ehrenwort versichern, daß diese drei Hundertrubelscheine mir gehörten, aber zu meinem Unglück regte sich damals, obgleich ich überzeugt war, daß sie mir gehörten, doch noch eine Spur von Zweifel in mir, und für einen ehrenhaften Menschen ist das ausschlaggebend, und ich bin ein ehrenhafter Mensch. Vor allen Dingen aber wußte ich damals noch nicht mit Sicherheit, daß Afjerdow ein Dieb ist; ich kannte damals noch nicht einmal seinen Namen, so daß ich in jenem Augenblick tatsächlich denken konnte, ich hätte mich geirrt und diese drei Hundertrubelscheine gehörten nicht zu den mir soeben ausgezahlten. Ich hatte die ganze Zeit über meinen Geldhaufen nicht gezählt und das Geld nur mit den Händen herangescharrt; vor Afjerdow aber hatte ebenfalls die ganze Zeit über Geld gelegen, und zwar nicht neben dem meinigen, aber wohlgeordnet und gezählt. Und endlich war Afjerdow hier bekannt, wurde für einen reichen Mann gehalten und mit Achtung behandelt: all das übte auch auf mich seine Wirkung aus, und ich protestierte wieder nicht. Ein furchtbarer Fehler! Die größte Dummheit bestand darin, daß ich mich in solcher Ekstase befand.

»Es tut mir sehr leid, daß ich mich nicht genau besinnen kann, aber bin fest überzeugt, daß es mein Geld ist«, sagte ich, und meine Lippen zitterten dabei vor Empörung. Diese Worte riefen bei den Anwesenden sogleich ein Murren hervor.

»Um so etwas zu sagen, muß man sich *genau* besinnen können, und Sie sagten selbst, daß Sie sich nicht genau besinnen«, erwiderte Afjerdow in unerträglich hochmütigem Ton.

»Wer ist denn das eigentlich? Wie kann man so etwas dulden?« wurde von mehreren Seiten gerufen.

»Das ist bei dem Herrn nicht das erstmal; vorhin hatte er mit Rechberg auch einen Streit um einen Zehnrubelschein«, ließ sich neben mir eine niederträchtige Stimme vernehmen.

»Na, lassen wir's gut sein, lassen wir's gut sein!« rief ich. »Ich widerspreche nicht, nehmen Sie es nur! Fürst ... wo ist denn der Fürst und Darsan? Weggegangen? Meine Herren, haben Sie nicht gesehen, wohin der Fürst und Darsan gegangen sind?« Und nachdem ich endlich all mein Geld verstaut hatte – nur ein paar Halbimperiale hatte ich noch nicht in die Tasche schieben können und hielt sie in der Hand –, stürzte ich davon, um den Fürsten und Darsan einzuholen. Der Leser sieht wohl, daß ich mich nicht schone und mich an dieser Stelle meiner Erzählung ganz so schildere, wie ich mich damals benahm, mit sämtlichen häßlichen Einzelheiten, damit die späteren Vorgänge verständlich werden.

Der Fürst und Darsan waren schon die Treppe hinuntergegangen, ohne sich um mein Rufen und Schreien auch nur im geringsten zu kümmern. Ich hatte sie schon eingeholt, blieb aber noch eine Sekunde vor dem Portier stehen und schob ihm – weiß der Teufel warum – drei Halbimperiale in die Hand; er sah mich erstaunt an und bedankte sich nicht einmal. Aber mir war alles gleich, und wenn Matwej dagewesen wäre, so hätte ich ihm gewiß eine ganze Handvoll Goldstücke gegeben; ja, ich hatte auch wohl schon die Absicht, es zu tun; aber als ich auf die Stufen vor der Haustür hinausgelaufen kam, fiel mir plötzlich ein, daß ich ihn ja schon vorhin nach Hause entlassen hatte. In diesem Augenblick fuhr der mit einem Traber bespannte Schlitten des Fürsten vor, und dieser stieg ein.

»Ich fahre mit, Fürst; ich will zu Ihnen!« rief ich, griff nach der Schlittendecke und schlug sie zurück, um in seinen Schlitten einzusteigen; aber auf einmal sprang an mir vorbei Darsan in den Schlitten, und der Kutscher riß mir die Decke aus der Hand und wickelte sie den Herren um die Beine.

»Hol's der Teufel!« rief ich außer mir. Das war ja, als hätte ich für Darsan wie ein Lakai die Schlittendecke zurückgeschlagen.

»Nach Hause!« rief der Fürst.

»Halt!« brüllte ich und packte den Schlitten, aber das Pferd zog an, und ich kollerte in den Schnee. Es schien mir sogar, als lachten sie. Ich sprang auf und nahm mir sofort einen gerade vorüberkommenen Droschkschlitten und jagte zum Fürsten, wobei ich das Tempo des Kleppers alle Augenblicke durch Zurufe zu beschleunigen suchte.

IV

Um meinen Ärger noch zu erhöhen, brauchte der Klepper zu dem Weg unglaublich viel Zeit, obwohl ich dem Kutscher einen ganzen Rubel Trinkgeld versprach. Der Erfolg war nur, daß dieser die Peitsche in Bewegung setzte und dem Pferde allerdings für einen Rubel Hiebe verabreichte. Mein Herz wollte aufhören zu schlagen; ich wollte dem Kutscher etwas sagen, konnte aber kein vernünftiges Wort herausbringen und murmelte nur irgendwelchen Unsinn. In diesem Zustand stürzte ich zu dem Fürsten ins Zimmer! Er war eben erst angekommen; er hatte Darsan unterwegs bei dessen Wohnung abgesetzt und war allein. Mit bleichem, grimmigem Gesicht ging er

im Zimmer auf und ab. Ich wiederhole noch einmal: er hatte im Spiel gewaltig verloren. Mich blickte er mit einer Art von zerstreuter Verwunderung an.

»Sind Sie schon wieder da?« sagte er mit finsterner Miene.

»Ja, um mit Ihnen Schluß zu machen, mein Herr!« erwiderte ich, nach Atem ringend. »Wie konnten Sie es wagen, mich so zu behandeln?«

Er sah mich fragend an.

»Wenn Sie mit Darsan fahren wollten, so brauchten Sie mir das nur zu sagen, aber Sie befahlen dem Kutscher, das Pferd anzutreiben, und ich ...«

»Ach ja, Sie fielen ja wohl in den Schnee!« Er lachte mir ins Gesicht.

»Darauf antwortet man mit einer Forderung, und deshalb wollen wir zunächst unsere Rechnung miteinander begleichen ...«

Und ich machte mich mit zitternden Händen daran, mein Geld herauszuholen und auf das Sofa, auf ein Marmortischchen und sogar auf ein aufgeschlagenes Buch zu legen, handvollweise, in Häufchen, in Päckchen; einige Goldstücke rollten auf den Teppich.

»Ach ja, Sie haben ja wohl gewonnen? ... Das merkt man an Ihrem Ton.«

Noch nie vorher hatte er mit mir so unverschämt gesprochen. Ich war sehr blaß.

»Hier ... ich weiß nicht, wieviel es ist ... wir müssen es zählen. Ich bin Ihnen etwa dreitausend Rubel schuldig ... oder wieviel ist es? ... Mehr oder weniger?«

»Ich habe Sie ja wohl nicht wegen der Rückzahlung gemahnt.«

»Nein, ich will es Ihnen von selbst zurückgeben, und Sie werden wissen, warum. Ich weiß, daß dieses Päckchen tausend Rubel in Hundertern enthält, da!« Ich versuchte, mit meinen zitternden Händen die Scheine zu zählen, mußte das aber aufgeben. »Ganz egal, ich weiß, daß es tausend sind. Na, also diese tausend Rubel hier werde ich für mich behalten; alles übrige aber, diese Häufchen hier, nehmen Sie als Bezahlung meiner Schuld, als Bezahlung eines Teils meiner Schuld: das sind hier, glaube ich, etwa zweitausend oder vielleicht auch mehr.«

»Aber tausend reservieren Sie doch für sich?« fragte der Fürst mit grinsendem Lächeln.

»Brauchen Sie sie? In diesem Fall ... ich wollte nur ... ich hatte gedacht, Sie würden nicht den Wunsch haben ... aber wenn Sie sie brauchen, so ... da sind sie ...«

»Nein, ich brauche sie nicht«, antwortete er geringschätzig, wandte sich von mir ab und begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Und der Teufel weiß, was Ihnen auf einmal eingefallen ist, daß Sie es mir zurückgeben!« Er wandte sich mit impertinent herausfordernder Miene wieder zu mir.

»Ich gebe es zurück, um von Ihnen Genugtuung fordern zu können!« schrie ich meinerseits.

»Scheren Sie sich weg mit Ihren ewigen theatralischen Worten und Gebärden!« schrie er mich an und stampfte wie ein Rasender mit dem Fuß auf den Boden. »Ich wollte Ihnen beiden schon längst mein Haus verbieten, Ihnen und Ihrem Wersilow.«

»Sie haben den Verstand verloren!« rief ich. Und es machte in der Tat diesen Eindruck.

»Sie haben mich beide ganz zermartert mit Ihren tönenden Phrasen; immer nur Phrasen, Phrasen, Phrasen! Über die Ehre zum Beispiel! Pfui Teufel! Ich wollte schon längst mit Ihnen beiden brechen ... Ich freue mich, freue mich wirklich, daß endlich der richtige Augenblick dafür gekommen ist. Ich hielt mich für gebunden und errötete vor Scham darüber, daß ich genötigt war, Sie zu empfangen, Sie ... beide! Aber jetzt halte ich mich durch nichts mehr für gebunden, durch nichts, das mögen Sie wissen! Ihr Wersilow hat mich dazu aufgehetzt, über Frau Achmakowa herzufallen und sie zu beschimpfen ... Wagen Sie nicht, nach alledem noch zu mir von Ehre zu reden! Denn Sie sind ehrlose Menschen ... alle beide, alle beide; oder haben Sie sich etwa geschämt, Geld von mir anzunehmen?«

Mir wurde dunkel vor den Augen.

»Ich habe es als Freund von Ihnen angenommen«, begann ich mit ganz leiser Stimme, »Sie boten es mir selbst an, und ich glaubte an Ihre Zuneigung zu mir ...«

»Ich bin nicht Ihr Freund! Ich habe es Ihnen gegeben, aber nicht deswegen; Sie wissen ja selbst, weswegen.«

»Ich habe das Geld auf Wersilows Konto angenommen; das war allerdings dumm von mir, aber ich ...«

»Sie konnten auf Wersilows Konto kein Geld annehmen ohne seine Erlaubnis, und ich konnte Ihnen ohne seine Erlaubnis kein Geld darauf geben ... Ich habe Ihnen mein eigenes Geld gegeben, und Sie wußten es; Sie wußten es und nahmen das Geld doch, und ich duldetete diese verhaßte Komödie in meinem Hause!«

»Was soll ich gewußt haben? Von was für einer Komödie reden Sie? Weshalb haben Sie mir das Geld gegeben?«

»Pour vos beaux yeux, mon cousin!« erwiderte er und lachte mir dabei gerade ins Gesicht.

»Zum Teufel!« brüllte ich. »Nehmen Sie alles, da haben Sie auch noch die tausend Rubel! Jetzt sind wir quitt, und morgen ...«

Und ich warf nach ihm mit dem Päckchen Banknoten, das ich mir zur Verbesserung meiner Lebenslage hatte reservieren wollen. Das Päckchen traf ihn gerade gegen die Weste und fiel klatschend auf den Fußboden. Schnell, mit drei großen Schritten, trat er gerade auf mich zu.

»Wollen Sie zu behaupten wagen«, sagte er in grimmiger Wut, jede Silbe einzeln aussprechend, »daß Sie mein Geld den ganzen Monat über angenommen haben, ohne zu wissen, daß Ihre Schwester von mir schwanger ist?«

»Was? Wie?« schrie ich auf, und plötzlich wurden mir die Beine schwach, und ich sank kraftlos auf das Sofa. Er selbst hat mir später gesagt, ich sei so weiß geworden wie Leinwand. Die Gedanken verwirrten sich in meinem Kopf. Ich erinnere mich, daß wir einander lange schweigend ins Gesicht sahen. Ein Erschrecken schien über sein Gesicht hinzugehen; er beugte sich plötzlich zu mir herab und faßte mich an den Schultern, um mich zu stützen. Ich habe sein

starrs Lächeln sehr genau im Gedächtnis; in diesem Lächeln lag Mißtrauen und Erstaunen. Ja, er hatte in keiner Weise eine solche Wirkung seiner Worte erwartet, weil er von meiner Schuld überzeugt gewesen war.

Ich wurde schließlich ohnmächtig, aber nur für einen Augenblick; ich kam wieder zu mir, stand auf, sah ihn an, sammelte meine Gedanken – und auf einmal stand unverhüllt die ganze Wahrheit vor meinem Verstand, der so lange geschlafen hatte! Hätte man mir diese Mitteilung schon vorher gemacht und mich gefragt, was ich mit dem Fürsten in diesem Augenblick anfangen würde, so hätte ich sicherlich geantwortet, ich würde ihn in Stücke reißen. Aber es geschah etwas ganz anderes, und zwar ganz gegen meinen Willen: ich verbarg auf einmal das Gesicht in meine beiden Hände und weinte und schluchzte bitterlich. Das geschah ganz von selbst! In dem jungen Mann kam plötzlich das kleine Kind zum Vorschein. Meine Seele war also damals noch zur vollen Hälfte die eines kleinen Kindes. Ich fiel wieder auf das Sofa zurück und rief schluchzend: »Lisa, Lisa, du Arme, Unglückliche!« Da glaubte der Fürst auf einmal vollständig an meine Aufrichtigkeit.

»Mein Gott, wie sehr habe ich Ihnen unrecht getan!« rief er in tiefem Schmerz. »Oh, wie häßlich habe ich von Ihnen in meinem Mißtrauen gedacht ... Verzeihen Sie mir, Arkadij Makarowitsch!«

Ich sprang auf, wollte ihm etwas sagen und trat vor ihn hin, aber ich sagte nichts, sondern lief aus dem Zimmer und aus der Wohnung. Ich schleppte mich zu Fuß nach Haus und kann mich kaum erinnern, wie ich hinkam. Ich warf mich im Dunkeln auf mein Bett, mit dem Gesicht auf das Kissen, und überließ mich meinen Gedanken. In solchen Augenblicken kann man nie klar und folgerichtig denken. Mein Verstand und meine Einbildungskraft hatten sich gleichsam von dem leitenden Faden losgemacht, und ich gab mich sogar

Träumereien über ganz nebensächliche, fremdartige Dinge hin. Aber Kummer und Leid brachten sich schnell wieder durch ein dumpfes Gefühl des Schmerzes in Erinnerung, und ich rang wieder die Hände und rief: »Lisa, Lisa!« und weinte wieder. Ich entsinne mich nicht, wie ich einschlief, aber ich schlief fest und süß.

Siebentes Kapitel

I

Ich erwachte am Morgen gegen acht Uhr, schloß sogleich meine Tür zu, setzte mich ans Fenster und begann nachzudenken. So saß ich bis zehn Uhr. Das Dienstmädchen klopfte zweimal bei mir an, aber ich jagte sie fort. Schließlich, es war schon zwischen zehn und elf, klopfte es wieder. Ich wollte schon wieder schreien, aber es war Lisa. Mit ihr zugleich kam auch das Dienstmädchen herein, brachte mir den Kaffee und machte sich daran, den Ofen zu heizen. Das Dienstmädchen wieder hinauszuschicken, war unmöglich, und die ganze Zeit über, während Fjokla Holz einlegte und das Feuer anblies, ging ich mit großen Schritten in meinem kleinen Zimmer auf und ab, ohne ein Gespräch mit Lisa zu beginnen; ja ich gab mir sogar Mühe, sie nicht anzusehen. Das Dienstmädchen verrichtete seine Arbeit mit einer unsäglichen Langsamkeit, und zwar absichtlich, wie das alle Dienstmädchen in solchen Fällen tun, wenn sie merken, daß ihre Anwesenheit die Herrschaften hindert, miteinander zu sprechen. Lisa hatte sich am Fenster auf einen Stuhl gesetzt und folgte mir mit den Augen.

»Dein Kaffee wird kalt«, sagte sie plötzlich.

Ich sah sie an: ihr Gesicht zeigte nicht die geringste Verlegenheit, sondern vollkommene Ruhe, und auf ihren Lippen lag sogar ein Lächeln.

»Ja, so sind die Weiber!« rief ich unwillkürlich und zuckte die Achseln.

Endlich hatte das Dienstmädchen den Ofen angeheizt und wollte nun anfangen, das Zimmer aufzuräumen, aber ich jagte sie ärgerlich hinaus und schloß hinter ihr die Tür zu.

»Sag mir bitte, warum hast du die Tür wieder zugeschlossen?« fragte Lisa.

Ich trat vor sie hin.

»Lisa, wie konnte ich denken, daß du mich so betrügen würdest!« rief ich auf einmal, ohne diesen Anfang irgendwie überlegt zu haben, und diesmal kamen mir nicht die Tränen in die Augen, sondern es war beinahe ein boshafte Gefühl, das mir, für mich selbst völlig unerwartet, einen Stich ins Herz gab. Lisa errötete, antwortete aber nicht; sie fuhr nur fort, mir gerade ins Gesicht zu sehen.

»Ach, Lisa, ach, wie dumm ich war! Aber war ich denn dumm? Alle Anzeichen haben sich erst gestern auf einen Punkt vereinigt, und wie hätte ich vorher darauf kommen können? Etwa dadurch, daß du häufig Frau Stolbewewa und diese ... Darja Onissimowna besuchtest? Aber ich hielt dich für eine Sonne, Lisa, und wie hätte mir so etwas in den Kopf kommen können? Erinnerst du dich, wie ich dich damals, vor zwei Monaten, in *seiner* Wohnung traf und wie wir beide, du und ich, dann zusammen im Sonnenschein gingen und so fröhlich waren ... War es denn damals schon geschehen? Ja?«

Sie antwortete mit einem bejahenden Kopfnicken.

»Also hast du mich schon damals betrogen! Da lag der Grund nicht in meiner Dummheit, Lisa, sondern eher in meinem Egoismus, nicht in der Dummheit, sondern in dem Egoismus meines Herzens und – vielleicht in meinem Glauben an Heiligkeit. Oh, ich war immer der festen Überzeugung, daß ihr alle unendlich hoch über mir stündet, und nun! Und nun zuletzt, gestern, im Zeitraum eines Tages, fand ich trotz aller Andeutungen keine Zeit, es mir zurechtzulegen ... Und ich war auch gestern mit ganz anderen Dingen beschäftigt!«

In diesem Augenblick mußte ich auf einmal an Katerina Nikolajewna denken und fühlte wieder einen schmerzhaften Stich wie von einer Nadel im Herzen und errötete über das ganze Gesicht. Natürlich konnte ich in einem solchen Augenblick nicht gut und freundlich sein.

»Aber weswegen rechtfertigst du dich denn? Mir scheint, Arkadij, du suchst dich wegen irgend etwas zu rechtfertigen, also weswegen denn?« fragte Lisa leise und sanft, aber in sehr festem, sicherem Ton.

»Weswegen, weswegen! Ja, was soll ich jetzt tun? Siehst du, das ist die Frage! Und du sagst: ›Weswegen denn?‹ Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll! Ich weiß nicht, wie sich ein Bruder in solchen Fällen verhält ... Ich weiß, daß man so einen mit der Pistole in der Hand zum Heiraten zwingt ... Ich werde handeln, wie ein ehrenhafter Mann handeln muß. Aber wie ein ehrenhafter Mann in solcher Lage handeln muß, das weiß ich eben nicht! ... Warum weiß ich das nicht? Weil wir nicht adlig sind; er aber ist ein Fürst, er macht dort seine Karriere; er wird uns, wenn wir auch ehrenhafte Leute sind, gar nicht anhören. Und du und ich, wir sind nicht einmal richtige

Geschwister, sondern illegitime Kinder, ohne Familienzugehörigkeit, Kinder eines Gutsknechtes; und heiraten denn etwa die Fürsten Mädchen aus dem Gutsgesinde? O welche Gemeinheit! Und da sitzt du nun und wunderst dich über mich!»

»Ich glaube, daß du Qualen leidest«, sagte Lisa und errötete dabei von neuem, »aber du übereilst dich damit und quälst dich selbst.«

»Ich übereile mich? Aber bin ich denn deiner Ansicht nach nicht schon viel zu spät gekommen? Wie kannst du, Lisa, so zu mir reden?« rief ich heftig, nun endlich aufs höchste entrüstet. »Und wieviel Schmach habe ich ertragen, und wie muß mich dieser Fürst verachtet haben! Oh, jetzt ist mir alles klar, und die ganze Situation steht mir deutlich vor Augen: er war fest davon überzeugt, daß ich schon längst sein Verhältnis mit dir durchschaut hätte, aber absichtlich schwiege oder sogar die Nase hoch trüge und auf diese ›Ehrestolz sei – selbst das konnte er von mir denken! Und daß ich mir für meine Schwester, für die Schande meiner Schwester Geld geben ließe! Das mit anzusehen war ihm ekelhaft, und ich gebe ihm darin vollkommen recht. Ich gebe ihm darin recht: alle Tage einen Schuft bei sich zu sehen und ihn zu empfangen, weil er ihr Bruder ist, und ihn dann noch von Ehre reden zu hören ... das ist eine Qual für ein Herz, selbst für ein Herz wie das seinige! Und du hast das alles geschehen lassen, du hast mich nicht gewarnt! Er hat mich dermaßen verachtet, daß er mit einem Menschen wie Stebelkow über mich gesprochen und mir selbst gestern gesagt hat, er habe mir und Wer-silow schon sein Haus verbieten wollen. Und nun dieser Stebelkow! ›Anna Andrejewna«, sagte er, ›ist ja ebensogut Ihre Schwester wie Lisaweta Makarowna«, und dann rief er mir noch nach: ›Mein Geld ist besser.« Und ich, ich rekelte mich bei ihm unverschämt auf den Sofas umher und ging mit seinen Bekannten um, als ob ich ihresgleichen wäre, hole sie alle der Teufel! Und du hast das alles geschehen lassen! Am Ende weiß auch Darsan schon davon; wenig-

tens kann man das nach seinem Ton von gestern abend glauben ... Alle, alle wissen es, nur ich nicht!«

»Niemand weiß etwas; keinem seiner Bekannten hat er es gesagt, und er *konnte es auch keinem sagen*«, unterbrach mich Lisa, »und über diesen Stebelkow weiß ich nur, daß Stebelkow ihn peinigt und sich dies vielleicht nur kombiniert hat... Über dich aber habe ich mehrere Male mit ihm gesprochen, und er hat meiner Versicherung völlig geglaubt, daß dir nichts bekannt ist, und ich weiß jetzt nur nicht, warum und wie es gestern zwischen euch zu einer Szene gekommen ist.«

»Oh, wenigstens habe ich ihm gestern meine Schuld zurückgezahlt, so daß ich diese Last vom Herzen los bin! Lisa, weiß es Mama? Aber wie sollte sie es nicht wissen: ich weiß ja, wie sie gestern aufstand und mir drohte!... Ach, Lisa! Glaubst du denn wirklich, in jeder Hinsicht recht gehandelt zu haben, hältst du dich nicht im geringsten für schuldig? Ich weiß nicht, wie man heutzutage über dergleichen urteilt und was du darüber für eine Anschauung hast, ich meine in bezug auf deine Mutter, deinen Bruder, deinen Vater... Weiß es Wersilow?«

»Mama hat ihm nichts gesagt; er fragt nicht; gewiß will er nicht fragen.«

»Er weiß es, aber er will es nicht wissen; so wird es sein, das sieht ihm ähnlich! Na, magst du immerhin über die Rolle lachen, die dein Bruder, dein dummer Bruder spielt, wenn er von Pistolen spricht, aber die Mutter, die Mutter! Hast du nicht bedacht, Lisa, daß das für Mama ein Vorwurf ist? Ich habe mich die ganze Nacht damit herumgequält; Mamas erster Gedanke muß doch gewesen sein: ›Das kommt daher, daß ich mich selbst vergangen habe; wie die Mutter, so die Tochter!«

»Oh, wie böse und grausam ist das, was du da sagst!« rief Lisa, der die Tränen in die Augen traten. Sie stand auf und ging schnell zur Tür.

»Bleib hier, bleib hier!« rief ich, legte den Arm um sie, nötigte sie wieder zum Sitzen und setzte mich neben sie, ohne den Arm wegzunehmen.

»Ich habe es mir schon, als ich herkam, gedacht«, sagte sie, »daß alles so kommen würde und daß du von mir durchaus eine Selbstanklage verlangen würdest. Nun meinerwegen, dann will ich mich anklagen. Ich habe jetzt eben nur aus Stolz geschwiegen und nichts gesagt, aber du und Mama, ihr tut mir weit mehr leid als ich mir selbst ...« Sie sprach nicht zu Ende und brach plötzlich in heiße Tränen aus.

»Hör auf, Lisa, du brauchst nicht zu weinen und dich nicht anzuklagen. Ich bin nicht dein Richter. Lisa, wie ist es mit Mama? Sag, weiß sie es schon lange?«

»Ich glaube, daß sie es schon lange weiß; aber ich selbst habe es ihr erst kürzlich gesagt, als *das* eingetreten war«, sagte sie leise mit niedergeschlagenen Augen.

»Und was hat sie gesagt?«

»Sie sagte: ›Trage es!«, erwiderte Lisa noch leiser.

»Ach, Lisa, ja, trage es! Tu dir nichts an! Davor bewahre dich Gott!«

»Nein, ich werde mir nichts antun«, antwortete sie in festem Ton und hob die Augen wieder zu mir auf. »Darüber kannst du beruhigt sein«, fügte sie hinzu, »so steht die Sache gar nicht.«

»Lisa, liebe Lisa, ich sehe nur, daß ich hiervon nichts verstehe, aber dafür habe ich jetzt erst erkannt, wie lieb ich dich habe. Nur eines begreife ich nicht, Lisa: alles ist mir ja klar, nur eines kann ich nicht begreifen: warum hast du ihn liebgewonnen? Wie konntest du einen solchen Menschen liebgewinnen? Das ist mir ein Rätsel!«

»Und gewiß hast du dich auch damit die Nacht über herumgequält!« sagte Lisa mit einem leisen Lächeln.

»Warte mal, Lisa, das war von mir eine dumme Frage, und du spottest darüber; spottete nur, aber man muß sich doch darüber wundern, du und *er* – ihr seid solche Gegensätze! Er – ich habe ja seinen Charakter studiert –, er ist finster und mißtrauisch; vielleicht hat er ein gutes Herz, mag sein, aber dafür ist er im höchsten Grade dazu geneigt, in allem zunächst das Schlechte zu sehen (darin ist er übrigens ganz wie ich!). Er hat eine leidenschaftliche Hochachtung vor edler Denkweise – das gebe ich zu, das sehe ich; aber ich glaube, das ist bei ihm doch nur so ein Ideal. Oh, er neigt zum Bereuen; er verflucht sich selbst ununterbrochen, sein ganzes Leben lang, und bereut, was er getan hat, aber dabei bessert er sich nie; übrigens macht er es auch in dieser Hinsicht vielleicht ebenso wie ich. Er hat tausend Vorurteile und falsche Ideen – und doch keine einzige Idee! Er möchte eine große Tat ausführen und treibt kleinlichen Unfug. Verzeih mir, Lisa, ich benehme mich wie ein Dummkopf: ich kränke dich durch diese Reden und weiß das; ich verstehe das ...«

»Das Porträt, das du da von ihm entwirfst, könnte richtig sein«, erwiderte Lisa lächelnd, »aber du bist meinerwegen zu sehr gegen ihn aufgebracht, und darum ist doch wieder nichts daran richtig. Er ist gleich von Anfang an gegen dich mißtrauisch gewesen, und so hast du ihn denn nie richtig sehen können; mir gegenüber aber hat er sich schon in Luga ganz offen benommen ... Er hatte für nichts Augen als für mich, schon in Luga. Ja, er ist mißtrauisch und ner-

vös, und ohne mich hätte er den Verstand verloren, und wenn er mich verläßt, so wird er den Verstand verlieren oder sich erschießen; ich glaube, er hat das selbst eingesehen und weiß es«, fügte Lisa hinzu, als spräche sie nur für sich und wie in Gedanken versunken. »Ja, er ist dauernd schwach, aber solche schwachen Menschen sind manchmal auch zu einer außerordentlich starken Tat fähig ... Wie sonderbar war das, was du von der Pistole sagtest, Arkadij: dergleichen ist hier nicht erforderlich, und ich weiß selbst ganz genau, welchen Verlauf die Sache nehmen wird. Nicht ich laufe ihm nach, sondern er mir. Mama weint und sagt: ›Wenn du ihn heiratest, wirst du unglücklich werden; er wird dann aufhören, dich zu lieben.‹ Ich glaube das nicht; unglücklich werde ich vielleicht werden, aber mich zu lieben, wird er nicht aufhören. Wenn ich ihm bisher immer mein Jawort verweigert habe, so war nicht dies der Grund, sondern etwas anderes. Ich verweigere ihm schon zwei Monate lang mein Jawort; aber heute habe ich zu ihm gesagt: ›Ja, ich werde dich heiraten.‹ Arkascha, weißt du, er ist gestern« (ihre Augen glänzten, und sie umschlang auf einmal mit beiden Armen meinen Hals), »er ist gestern zu Anna Andrejewna gefahren und hat ihr geradeheraus mit aller Offenheit gesagt, er könne sie nicht lieben ... Ja, er hat sich ihr gegenüber vollständig ausgesprochen, und dieses Projekt ist jetzt abgetan! Er hat sich an diesem Projekt nie beteiligt; das war nur so eine Idee des Fürsten Nikolai Iwanowitsch, und diese Quälgeister, Stebelkow und noch ein anderer, wollten ihn dazu drängen ... Siehst du, und zum Lohn dafür habe ich heute zu ihm *ja* gesagt. Lieber Arkadij, er läßt dich sehr bitten, zu ihm zu kommen, und sei du ihm wegen seines gestrigen Benehmens nicht böse: er ist heute nicht recht wohl und bleibt den ganzen Tag zu Hause. Er ist wirklich krank, Arkadij: glaube nicht, daß er das nur vorschützt. Er hat mich eigens hergeschickt und mich gebeten, dir zu bestellen, daß ihn nach dir ›verlange‹ und er dir vieles mitzuteilen habe; bei dir hier aber, in deiner Wohnung, ginge das nicht recht. Nun lebe wohl! Ach, Arkadij, ich schäme mich, es zu sagen, aber auf dem Herweg habe ich schreckliche Angst gehabt, du hättest mich viel-

leicht nicht mehr lieb; ich habe mich unterwegs in einem fort bekreuzigt, aber du bist so lieb und so gut! Ich werde dir das nie vergessen! Jetzt muß ich zu Mama. Und du hab ihn wenigstens ein bißchen lieb, ja?»

Ich umarmte sie herzlich und sagte zu ihr:

»Ich glaube, Lisa; daß du ein starker Charakter bist. Ja, ich glaube, daß nicht du ihm nachläufst, sondern er dir, aber dennoch ...«

»Aber dennoch: ›Warum hast du ihn lieb gewonnen? Das ist mir ein Rätsel!«, fiel sie ein und lächelte plötzlich schelmisch wie in früheren Zeiten. Lisa hatte die Worte: »Das ist mir ein Rätsel!« genauso ausgesprochen wie ich und dabei ganz so, wie ich es bei diesem Satz mache, den Zeigefinger vor die Augen erhoben. Wir küßten uns zum Abschied; aber als sie weggegangen war, befahl mich doch wieder eine heftige Herzbeklemmung.

II

Ich notiere hier nur für mich: es gab nach Lisas Weggehen Augenblicke, wo die unerwartetsten Gedanken mir scharenweise durch den Kopf zogen und ich mit ihnen sogar sehr zufrieden war. ›Na, warum rege ich mich so auf, dachte ich, ›was kümmert's mich? So oder fast so geht es ja doch bei allen. Was hat denn das, was Lisa passiert ist, groß zu bedeuten? Und ich, bin ich denn verpflichtet, ›die Ehre der Familie zu retten«? Ich notiere alle diese Gemeinheiten, um zu zeigen, wie wenig gefestigt meine Begriffe von Gut und Böse noch waren. Was mich rettete, war nur mein Gefühl: ich wußte, daß Lisa unglücklich war und daß Mama unglücklich war, und

ich wußte das durch mein Gefühl, wenn ich an sie beide dachte, und daher fühlte ich auch, daß alles, was da geschehen war, nicht gut sein konnte.

Jetzt schicke ich voraus, daß die Ereignisse von diesem Tag an bis zur Katastrophe meiner Erkrankung einander mit solcher Schnelligkeit folgten, daß es mir jetzt bei der Rückerinnerung sogar selbst wunderbar vorkommt, wie ich ihnen habe standhalten können und vom Schicksal nicht erdrückt worden bin. Sie nahmen meinem Verstand und sogar meinem Gefühl die Kraft, und wenn ich schließlich unterlegen wäre und ein Verbrechen begangen hätte (und ich war nahe genug daran, das zu tun), so wäre es sehr möglich gewesen, daß die Geschworenen mich freigesprochen hätten. Aber ich will mir Mühe geben, alles in strenger Ordnung aufzuzeichnen, obgleich ich vorausschicken muß, daß damals in meinen Gedanken wenig Ordnung herrschte. Die Ereignisse jagten mit Windeseile dahin, und die Gedanken wirbelten in meinem Kopf umher wie trockene Herbstblätter. Da ich ganz und gar aus fremden Gedanken bestand, wo hätte ich da eigene hernehmen sollen, als ich ihrer zu einem selbständigen Entschluß bedurfte? Einen Führer aber hatte ich überhaupt nicht.

Ich hatte mir vorgenommen, am Abend zum Fürsten zu gehen, um mich mit ihm ganz frei über alles auszusprechen; bis zum Abend blieb ich zu Hause. In der Dämmerzeit aber erhielt ich wieder mit der Stadtpost ein Briefchen von Stebelkow, nur drei Zeilen, mit der dringenden, »inständigen«, Bitte, ihn am nächsten Tag um elf Uhr vormittags »in einer sehr wichtigen Angelegenheit« zu besuchen; »Sie werden selbst sehen«, schrieb er, »daß es sich wirklich so verhält«. Nach kurzer Überlegung entschied ich mich dafür, je nach den Umständen zu handeln, da es bis zum andern Tag noch lange hin war.

Es war schon acht Uhr; ich wäre schon längst weggegangen, aber ich wartete immer noch auf Wersilow: ich hatte den Wunsch, ihm vieles zu sagen, und das Herz brannte mir. Aber Wersilow kam und kam nicht. Bei Mama und Lisa konnte ich mich vorläufig noch nicht wieder zeigen, und mein Gefühl sagte mir, daß auch Wersilow gewiß den ganzen Tag über nicht dagewesen war. Ich machte mich zu Fuß zum Fürsten auf, aber als ich schon unterwegs war, kam mir der Einfall, einen Blick in das gestrige Lokal am Kanal zu werfen. Und richtig saß da Wersilow auf seinem gestrigen Platz.

»Das hatte ich mir gedacht, daß du hierherkommen würdest«, sagte er, seltsam lächelnd und mich seltsam anblickend. Es war kein gutes Lächeln – ein Lächeln, wie ich es auf seinem Gesicht schon lange nicht mehr gesehen hatte.

Ich setzte mich zu ihm an das Tischchen und erzählte ihm von Anfang an, was zwischen dem Fürsten und Lisa vorgegangen war, sowie die Szene, die ich gestern nach dem Roulett bei dem Fürsten mit diesem gehabt hatte; auch meinen Gewinn im Roulett vergaß ich nicht. Er hörte sehr aufmerksam zu und stellte Fragen über den Entschluß des Fürsten, Lisa zu heiraten.

»Pauvre enfant, vielleicht gewinnt sie nichts dadurch. Aber wahrscheinlich kommt die Sache gar nicht zustande ... obwohl er dazu fähig wäre ...«

»Sagen Sie mir als Freund: Sie haben es doch gewußt, geahnt?«

»Mein Freund, was konnte ich dabei tun? Alles das ist eine Sache des Gefühls und eines fremden Gewissens, wenn auch die Person, die dabei in Betracht kommt, dieses arme Mädchen ist. Ich kann dir nur wiederholen: ich habe mich seinerzeit genug in das Gewissen anderer Menschen eingedrängt – es ist ein höchst unpraktisches

Manöver! Jemandem im Unglück zu helfen, weigere ich mich nicht, soweit meine Kraft reicht und wenn ich Verständnis dafür habe. Aber du, mein Lieber, du hast also die ganze Zeit über nichts gergewöhnt?«

»Aber wie konnten Sie«, rief ich, heftig auffahrend, »wie konnten Sie, wenn Sie auch nur eine Spur von Verdacht hatten, daß ich etwas von Lisas Beziehungen zu dem Fürsten wußte, und wenn Sie zugleich sahen, daß ich von dem Fürsten Geld annahm, wie konnten Sie dann mit mir reden, mit mir zusammensitzen, mir die Hand reichen – mir, den Sie doch für einen Schuft halten mußten, denn ich möchte wetten, Sie argwöhnten wirklich, daß ich alles wußte und von dem Fürsten für meine Schwester wissentlich Geld annahm!«

»Das ist wieder so eine Gewissenssache«, antwortete er lächelnd. »Und woher weißt du«, fügte er mit einer rätselhaften Wärme des Gefühls nachdrücklich hinzu, »woher weißt du, ob nicht auch ich, wie du gestern in einem andern Fall, gefürchtet habe, mein Ideal zu verlieren und statt meines heißblütigen, ehrenhaften Jungen einen Taugenichts vor mir zu sehen? In dieser Befürchtung schob ich den Augenblick hinaus. Warum setzt du bei mir statt Trägheit und Hinterlist nicht irgendeinen harmloseren, meinerwegen einen dummen, aber doch anständigeren Beweggrund voraus? Que diable! Ich bin nur zu oft dumm, auch wo keine Anständigkeit mitspielt. Was hätte ich dann noch von dir gehabt, wenn du tatsächlich eine solche Haltung gezeigt hättest? Jemanden durch Ermahnungen bessern zu wollen, ist in solchen Fällen ein unwürdiges Verfahren; du würdest in meinen Augen doch allen Wert verloren haben, selbst wenn du dich dann gebessert hättest ...«

»Aber Lisa tut Ihnen doch leid? Die tut Ihnen doch leid?«

»Sehr leid tut sie mir, mein Lieber. Warum hast du geglaubt, daß ich so gefühllos bin? Ich bemühe mich vielmehr aus aller Kraft ... Nun, und *wie* steht es mit dir, mit *deinen* Angelegenheiten?«

»Lassen wir meine Angelegenheiten beiseite; ich habe jetzt *keine eigenen* Angelegenheiten. Sagen Sie, warum zweifeln Sie daran, daß er sie heiraten wird? Er ist gestern bei Anna Andrejewna gewesen und hat sich endgültig losgesagt ... na, ich meine, von diesem dummen Projekt ... das der Fürst Nikolai Iwanowitsch ausgeheckt hatte, daß aus ihnen ein Paar werden sollte. Er hat sich endgültig losgesagt.«

»Ja? Wann ist denn das gewesen? Und von wem hast du das eigentlich gehört?« erkundigte er sich neugierig. Ich erzählte alles, was ich wußte.

»Hm ...«, sagte er nachdenklich, als wenn er sich etwas im stillen zurechtlegte, »also muß das genau eine Stunde ... vor einer anderen Erklärung geschehen sein. Hm ... nun ja, gewiß, eine derartige Erklärung konnte ja zwischen ihnen stattfinden, obwohl mir bekannt ist, daß dort weder von der einen noch von der andern Seite bisher jemals etwas gesagt oder getan worden ist ... Ja, es genügen allerdings zwei Worte, um sich zu erklären. Aber sieh mal«, fuhr er mit einem seltsamen Lächeln fort, »ich will dir da eine außerordentliche Neuigkeit mitteilen, die dich sehr interessieren wird: wenn dein Fürst Sergej auch wirklich gestern Anna Andrejewna seinen Heiratsantrag gemacht hätte (was ich, *entre nous* soist dit, da ich über Lisa meine Vermutungen hatte, mit allen Mitteln zu verhindern gesucht hätte), so hätte ihm doch Anna Andrejewna bestimmt und in jedem Falle sofort einen Korb gegeben. Du liebst, achtest und verehrst ja wohl Anna Andrejewna sehr? Das ist sehr nett von dir, und daher wirst du dich wahrscheinlich für sie freuen: sie beabsichtigt zu heiraten, mein Lieber, und nach ihrem Charakter zu urteilen glaube ich, daß

sie es auch sicher tun wird, und ich ... nun, ich werde ihr natürlich meinen Segen geben.«

»Sie will sich verheiraten? Mit wem denn?« rief ich höchst erstaunt.

»Rate einmal! Aber ich will dich nicht lange quälen: mit Fürst Nikolai Iwanowitsch, deinem lieben alten Herrn.«

Ich sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

»Sie wird diesen Plan wohl schon lange gehegt haben und hat ihn gewiß mit der größten Kunst nach allen Seiten hin ausgearbeitet«, fuhr er langsam und lässig fort. »Ich vermute, daß das gerade eine Stunde nach dem Besuch des Fürsten Sergej zur Ausführung gelangt ist. (Da hat er also den Sprung nicht im richtigen Augenblick unternommen!) Sie ist einfach zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch hingegangen und hat ihm einen Antrag gemacht.«

»Was soll das heißen: »sie hat ihm einen Antrag gemacht? Sie meinen: er hat ihr einen Antrag gemacht?«

»Nein doch, wie könnte er das! Sie, sie selbst hat es getan; das ist es ja eben, und darüber ist er jetzt im siebenten Himmel. Wie ich mir habe sagen lassen, sitzt er jetzt immer da und wundert sich, daß er selbst nicht auf diesen Gedanken gekommen ist. Ich habe gehört, er fühle sich sogar unwohl ... sicher ebenfalls vor Entzücken.«

»Hören Sie mal, Sie sagen das alles so spöttisch ... Ich kann es kaum glauben. Und wie hat sie es denn angefangen, ihm einen Antrag zu machen? Was hat sie zu ihm gesagt?«

»Sei überzeugt, mein Freund, daß ich mich aufrichtig darüber freue«, antwortete er, indem er auf einmal ein überraschend ernstes Gesicht machte. »Er ist allerdings alt, aber nach Gesetz und Sitte kann er heiraten, und sie – das ist eben wieder so eine Angelegenheit eines fremden Gewissens, wovon ich schon mehrmals mit dir gesprochen habe, mein Freund. Übrigens ist sie durchaus befähigt und berechtigt, ihre eigene Meinung zu haben und ihre eigenen Entschlüsse zu fassen. Was aber speziell die Einzelheiten anlangt und die Worte, deren sie sich dabei bedient hat, so bin ich nicht in der Lage, dir darüber etwas mitteilen zu können, mein Freund. Aber sie wird das schon verstanden haben und vielleicht so gut, wie du und ich es uns nicht aussinnen könnten. Das beste an der ganzen Sache ist, daß keinerlei häßliches Aufsehen damit verbunden ist; vielmehr ist alles in den Augen der vornehmen Gesellschaft *très comme il faut*. Es liegt natürlich auf der Hand, daß sie sich eine Stellung in der Gesellschaft hat schaffen wollen, aber sie ist einer solchen Stellung ja auch durchaus würdig. Das alles ist in der Gesellschaft ein völlig üblicher Vorgang. Und bei ihrem Antrag hat sie sich sicherlich in vornehmer, geschmackvoller Weise benommen. Sie ist ein ernster Typ, mein Freund, eine jungfräuliche Nonne, wie du sie einmal bezeichnet hast, ein »ruhiges Mädchen«, wie ich sie schon lange nenne. Sie ist ja, wie du weißt, beinahe seine Pflegetochter und hat schon zu wiederholten Malen seine Güte erfahren. Sie hat mir schon seit langer Zeit gesagt, daß sie ihn so achte und schätze und so bedaure und mit ihm so sympathisiere, na, und so weiter, so daß ich sogar einigermaßen darauf vorbereitet war. Mir hat dies alles heute morgen in ihrem Namen und in ihrem Auftrag mein Sohn, ihr Bruder Andrej Andrejewitsch, mitgeteilt, mit dem du ja wohl nicht bekannt bist und den ich genau einmal alle halben Jahre zu sehen bekomme. Er billigt ihren Schritt respektvoll.«

»Also ist die Sache schon öffentlich bekannt? Herrgott, ich kann es gar nicht fassen!«

»Nein, öffentlich bekannt ist es durchaus noch nicht, wenigstens vorläufig nicht ... Ich weiß darüber nichts, wie ich mich überhaupt ganz abseits halte. Aber seine Richtigkeit hat das alles.«

»Aber was wird jetzt Katerina Nikolajewna ... Was meinen Sie, Bjoring wird die Geschichte nicht gerade gefallen?«

»Das weiß ich nicht ... was sollte ihm eigentlich dabei nicht gefallen? Aber sei überzeugt, daß Anna Andrejewna auch in dieser Beziehung ein höchst korrekter Mensch ist. Nein, diese Anna Andrejewna! Fragt sie mich noch eigens gestern vormittag, ob ich die verwitwete Frau Achmakowa liebe. Du erinnerst dich, ich erzählte es dir gestern voller Verwunderung: sie könnte den Vater nicht heiraten, wenn ich die Tochter heiratete. Verstehst du jetzt den Zusammenhang?«

»Ach, wahrhaftig!« rief ich. »Aber hat denn Anna Andrejewna wirklich denken können, daß Sie ... wünschen könnten, Katerina Nikolajewna zu heiraten?«

»Offenbar hat sie es nicht für undenkbar gehalten, mein Freund. Übrigens ... übrigens wird es für dich allmählich Zeit, dahin zu gehen, wohin du gehen wolltest. Siehst du, ich habe schon die ganze Zeit Kopfschmerzen. Ich werde mir die Lucia bestellen. Ich liebe so etwas Feierliches, Langweiliges; übrigens habe ich dir das schon gesagt ... Ich wiederhole mich in unverzeihlicher Weise ... Übrigens, vielleicht gehe ich auch von hier weg. Ich habe dich sehr gern, mein Lieber, aber jetzt leb wohl: wenn ich Kopfschmerzen oder Zahnschmerzen habe, bin ich immer am liebsten allein.«

Auf seinem Gesicht erschien ein Ausdruck von Schmerz; ich glaube jetzt, daß ihm damals der Kopf weh tat, gerade der Kopf.

»Auf Wiedersehen morgen«, sagte ich.

»Was heißt das: »auf Wiedersehen morgen? Wer weiß, was morgen sein wird?« versetzte er mit einem schiefen Lächeln.

»Ich werde zu Ihnen kommen, oder Sie zu mir.«

»Nein, ich werde nicht zu dir kommen, aber du wirst zu mir gelaufen kommen ...«

Auf seinem Gesicht lag ein geradezu böser Ausdruck; aber ich kümmerte mich nicht weiter darum: so ein Ereignis!

III

Der Fürst war tatsächlich nicht wohl und saß allein zu Hause, den Kopf mit einem nassen Handtuch umwickelt. Er hatte mich schon ungeduldig erwartet; aber es war nicht nur der Kopf, der ihm wehtat, vielmehr litt der ganze Mensch seelisch. Ich muß wieder etwas vorwegnehmen: in dieser ganzen letzten Zeit bis zur Katastrophe traf es sich, daß ich fortwährend mit Leuten zusammenkam, die so aufgeregt waren, daß man sie alle beinahe für geistesgestört halten konnte; ohne es zu wollen, mußte ich von ihnen gewissermaßen angesteckt werden. Ich muß gestehen, ich kam mit bösen Gefühlen zu ihm und schämte mich auch sehr darüber, daß ich tags zuvor bei ihm in Tränen ausgebrochen war. Und dann hatten doch auch er und Lisa mich so geschickt zu betrügen verstanden, daß ich nicht umhinkonnte, mich für einen Dummkopf zu halten. Kurz, als ich bei ihm eintrat, erklangen in meiner Seele falsche Saiten. Aber all dieses Falsche und Angenommene fiel bald von mir ab. Ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: nachdem er sein Mißtrauen als unbegründet erkannt hatte, gab er sich auch völlig hin, und es

zeigten sich bei ihm Züge einer beinahe kindlichen Freundlichkeit, Zutraulichkeit und Liebe. Er küßte mich unter Tränen und begann sogleich von unserer Angelegenheit zu sprechen ... Ja, er hatte mich wirklich sehr nötig: in seinen Worten und in der Verknüpfung seiner Gedanken herrschte eine arge Unordnung.

Er erklärte mir mit der größten Bestimmtheit, er beabsichtige, Lisa zu heiraten, und zwar möglichst bald. »Daß sie nicht adlig ist, hat auch nicht einen Augenblick lang bei mir Bedenken erregt, das können Sie mir glauben«, sagte er zu mir. »Mein Großvater war mit einem Gutsmäddchen verheiratet, das bei einem benachbarten Gutsbesitzer an dessen privatem Leibeigentheater Sängerin gewesen war. Allerdings hat meine Familie auf mich bestimmte Hoffnungen gesetzt, aber auf diese Hoffnungen wird sie nun eben verzichten müssen, und das wird auch nicht einmal einen Kampf kosten. Ich will mit meiner ganzen jetzigen Umgebung brechen, endgültig brechen! Alles soll anders, alles soll neu werden! Ich verstehe nicht, weswegen Ihre Schwester mich liebgewonnen hat; aber allerdings würde ich ohne sie jetzt vielleicht nicht mehr auf der Welt sein. Ich schwöre es Ihnen aus tiefstem Herzen: ich sehe jetzt in meinem Zusammentreffen mit ihr in Luga einen Fingerzeig der Vorsehung. Ich glaube, sie hat mich wegen der unermesslichen Tiefe meines Falles liebgewonnen ... haben Sie übrigens dafür Verständnis, Arkadij Makarowitsch?«

»Vollkommen!« erwiderte ich im Ton festester Überzeugung. Ich saß in einem Lehnstuhl am Tisch, während er im Zimmer auf und ab ging.

»Ich muß Ihnen den ganzen Hergang unserer Begegnung erzählen, ohne etwas zu verschweigen. Die Sache begann damit, daß ich ihr ein Geheimnis anvertraute; sie ist die einzige, die es erfahren hat, weil sie die einzige ist, der ich mich entschloß es mitzuteilen. Sonst

weiß es bis auf den heutigen Tag niemand. Nach Luga war ich damals mit Verzweiflung im Herzen gekommen; ich wohnte bei Frau Stolbejewa, ich weiß selbst nicht warum – vielleicht suchte ich die größte Einsamkeit. Ich hatte damals eben erst meinen Abschied beim ***schen Regiment genommen. In dieses Regiment war ich nach meiner Rückkehr aus dem Ausland eingetreten, nach jener Begegnung, die ich im Ausland mit Andrej Petrowitsch gehabt hatte. Ich hatte damals Geld, ich führte beim Regiment ein verschwenderisches Leben und kargte auch für andere nicht, aber die anderen Offiziere mochten mich nicht leiden, obwohl ich mir alle Mühe gab, niemandem zu nahe zu treten. Ich muß Ihnen gestehen, daß mich überhaupt nie jemand gern gehabt hat. Es war dort ein Kornett, ein gewisser Stepanow; ich muß Ihnen gestehen, ein ganz hohles, unbedeutendes und sogar gleichsam eingeschüchtertes Menschlein, kurz, in keiner Weise etwas Hervorragendes. Indes war er zweifellos ehrenhaft. Er hatte sich an mich angeschlossen, und ich machte mit ihm keinerlei Umstände: er saß bei mir schweigend, aber in würdiger Haltung tagelang in einer Ecke, ohne mich im geringsten zu stören. Eines Tages erzählte ich ihm ein Geschichtchen, das gerade unter den Offizieren kursierte, flocht aber dabei eine Menge Unsinn ein: daß die Tochter des Obersten mir gegenüber nicht gleichgültig sei und daß der Oberst, der mich zum Schwiegersohn haben wolle, mir natürlich jeden meiner Wünsche erfülle ... Kurz, ich will auf Einzelheiten nicht eingehen, aber aus dem Ganzen entstand dann eine sehr verwickelte, sehr häßliche Klatscherei. Diese war nicht von Stepanow ausgegangen, sondern von meinem Burschen, der alles erlauscht und es im Gedächtnis behalten hatte, weil darin eine komische Geschichte vorkam, durch die die junge Dame kompromittiert wurde. Und als nun die Klatscherei herauskam und der Bursche von den Offizieren ins Verhör genommen wurde, da berief er sich auf Stepanow als Zeugen; das heißt, er gab an, ich hätte es Stepanow erzählt. Dieser geriet dadurch in eine peinliche Situation: er konnte keineswegs leugnen, es von mir gehört zu haben, das war Ehrensache. Und da ich in dieser Geschichte zwei Drittel hinzuge-

logen hatte, so waren die Offiziere empört, und der Regimentskommandeur sah sich genötigt, uns alle bei sich zu versammeln, um in die Sache Klarheit zu bringen. Und da richtete er nun in Gegenwart aller an Stepanow die Frage, ob er das von mir gehört habe oder nicht. Der sagte die volle Wahrheit. Nun, und was tat da ich, der Sprößling eines tausendjährigen Fürstengeschlechtes? Ich leugnete und sagte Stepanow ins Gesicht, er lüge; freilich sagte ich es in höflicher Art und Weise, indem ich mich einer Wendung bediente wie: er habe mich ›falsch verstanden‹ und so weiter ... Ich lasse wieder die Einzelheiten weg, aber der Vorteil meiner Situation bestand darin, daß ich, da Stepanow häufig zu mir gekommen war, die Sache nicht ohne Wahrscheinlichkeit so darstellen konnte, als habe er um gewisser Vorteile willen mit meinem Burschen eine Art von Komplott gemacht. Stepanow sah mich nur stillschweigend an und zuckte mit den Achseln. Ich erinnere mich noch an seinen Blick und werde ihn niemals vergessen. Darauf wollte er unverzüglich seinen Abschied einreichen; aber was glauben Sie, was geschah? Die Offiziere machten ihm alle ohne Ausnahme zusammen einen Besuch und redeten ihm zu, zu bleiben. Zwei Wochen darauf trat ich meinerseits aus dem Regiment aus: es hatte mich niemand dazu gedrängt oder aufgefordert; ich gab als Grund für mein Ausscheiden Familienverhältnisse an. Damit war die Sache beendet. Anfangs machte ich mir darüber gar keine Gedanken und war sogar auf meine ehemaligen Kameraden ärgerlich; ich wohnte in Luga und lernte Lisaweta Makarowna kennen; aber dann - es war erst ein Monat seitdem vergangen - fing ich schon an, häufig meinen Revolver zu betrachten und an den Tod zu denken. Ich sehe alle Dinge von der dunklen Seite an, Arkadij Makarowitsch. Ich verfaßte einen Brief an den Regimentskommandeur und an die Offiziere, in welchem ich meine Lüge vollständig eingestand und Stepanow für einen Ehrenmann erklärte. Nachdem ich den Brief geschrieben hatte, stellte ich mir die Frage: ›Soll ich ihn abschicken und leben bleiben, oder soll ich ihn abschicken und mich töten?‹ Ich hätte diese Frage nicht beantworten können. Ein Zufall, ein blinder Zufall

brachte mich nach einem schnellen, eigenartigen Gespräch mit Lisaweta Makarowna ihr plötzlich seelisch näher. Sie hatte auch schon vorher Frau Stolbejewas manchmal besucht; wir waren einander begegnet, hatten uns begrüßt und sogar ab und zu ein paar Worte miteinander gesprochen. Ich entdeckte ihr alles. Da war es, wo sie mir die rettende Hand reichte.«

»Wie entschied sie denn Ihre Frage?«

»Ich habe den Brief nicht abgeschickt. Sie sagte, ich solle ihn nicht abschicken. Sie motivierte das folgendermaßen: wenn ich den Brief abschickte, so würde ich damit allerdings eine edle Tat ausführen, die genügen würde, um mich von dem ganzen Schmutz rein zu waschen, ja noch weit mehr als das, aber würde ich das auch aushalten können? Sie war der Meinung, daß niemand das aushalten könne, da er sich dadurch seine Zukunft vernichte und sich die Auferstehung zu einem neuen Leben unmöglich mache. Und außerdem: wenn noch Stepanow zu leiden gehabt hätte; aber das Offizierskorps habe ihn ja ohnehin rehabilitiert. Kurz, was sie sagte, war paradox; aber sie hielt mich dadurch aufrecht, und ich überließ mich vollständig ihrer Leitung.«

»Die Art, wie sie die Frage entschied, war jesuitisch, aber weiblich!« rief ich. »Sie hat Sie offenbar schon damals geliebt!«

»Das war es gerade, was mich zu neuem Leben erweckte. Ich nahm mir fest vor, ein anderer Mensch zu werden, mein Leben umzugestalten, die früheren Verfehlungen vor meinem eigenen und vor ihrem Richterstuhl wiedergutzumachen – und nun sehen Sie, womit es geendet hat! Es hat damit geendet, daß ich mit Ihnen hier die Roulettsäle besuche und Pharo spiele; durch die Erbschaft habe ich mich von meinen guten Vorsätzen wieder abbringen lassen, ich habe meine Freude gehabt an der Hoffnung auf eine Karriere, an

dem Verkehr mit diesen Menschen, an meinen Trabern ... ich habe Lisa gepeinigt – o Schmach, o Schmach!«

Er rieb sich mit der Hand die Stirn und ging im Zimmer hin und her.

»Uns beide, Arkadij Makarowitsch, Sie und mich, hat das allgemeine russische Schicksal betroffen: Sie wissen nicht, was Sie tun sollen, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Gerät ein Russe nur ein klein wenig aus dem offiziellen Geleise, das durch die Sitte für ihn zum Gesetz geworden ist, so weiß er sogleich nicht mehr, was er tun soll. Solange er im Geleise bleibt, ist alles klar: das Einkommen, der Rang, die gesellschaftliche Stellung, die Equipagen, die Visiten, die dienstliche Tätigkeit, die Frau; aber sowie dieser Zustand auch nur im geringsten gestört wird, was bin ich dann? Ein Blatt, das der Wind umhertreibt. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Während dieser beiden Monate habe ich mir alle Mühe gegeben, mich im Geleise zu halten; ich habe das Geleise lieb gewonnen, mich an das Geleise gewöhnt. Sie kennen noch nicht die ganze Tiefe meines jetzigen Falles: ich liebte Lisa, liebte sie aufrichtig, und dachte zu gleicher Zeit an die Achmakowa!«

»Wirklich?« rief ich mit einer Empfindung des Schmerzes. »Beiläufig, Fürst, was sagten Sie mir gestern über Wersilow, er habe Sie zu irgendeiner Gemeinheit gegen Katerina Nikolajewna aufgehetzt?«

»Ich habe vielleicht übertrieben und in meinem Mißtrauen ihm ebenso unrecht getan wie Ihnen. Lassen wir das beiseite. Aber glauben Sie wirklich, es hätte mir nicht in dieser ganzen Zeit, von dem Aufenthalt in Luga an, ein hohes Lebensideal vorgeschwebt? Ich kann Ihnen versichern, es ist mir nicht entschwunden, ist mir immer vor Augen geblieben und hat für mich nichts von seiner Schönheit verloren. Den Schwur, den ich vor Lisaweta Makarowna

abgelegt habe, ein neues Leben zu beginnen, diesen Schwur habe ich nicht vergessen. Als Andrej Petrowitsch gestern hier über den Adel sprach, hat er mir nichts Neues gesagt, dessen können Sie sicher sein. Mein Ideal hat jetzt einen festen Inhalt gewonnen: ein paar Dutzend Deßjatinen Land (und zwar nur ein paar Dutzend, da ich von der Erbschaft fast nichts mehr übrig habe), dann ein vollständiger, ganz vollständiger Bruch mit der Gesellschaft und mit der Karriere, ein ländliches Haus, eine Familie und ich selbst Pflüger oder etwas Ähnliches. Oh, in unserer Familie ist das nichts Neues: der Bruder meines Vaters hat eigenhändig gepflügt und mein Großvater ebenfalls. Wir sind zwar ein tausendjähriges Fürstengeschlecht und von so hohem Adel wie die Rohans, aber wir sind Bettler. Und das würde ich auch meinen Kindern einprägen: »Denk dein ganzes Leben lang daran, daß du ein Edelmann bist und daß in deinen Adern das heilige Blut russischer Fürsten fließt, aber schäme dich dessen nicht, daß dein Vater selbst das Land gepflügt hat: er hat es *in Fürstenart* getan.« Ich würde ihnen kein Vermögen hinterlassen außer diesem Stückchen Land, ihnen aber dafür die höchste Bildung zuteil werden lassen, das würde ich für meine Pflicht halten. Oh, hierbei würde mir Lisa helfen, Lisa, die Kinder und die Arbeit; oh, wie haben wir beide, sie und ich, uns das alles in Gedanken ausgemalt, hier, in diesen Zimmern; und ist es zu glauben: ich dachte gleichzeitig an Frau Achmakowa, die ich nicht liebe, an die Möglichkeit einer vornehmen, reichen Heirat! Und erst nach der Nachricht von diesem Bjoring, die Naschtschokin gestern brachte, erst da entschloß ich mich, zu Anna Andrejewna zu gehen.«

»Aber Sie sind doch zu ihr gegangen, um sich von ihr loszusagen? Und ich meine, das war doch eine ehrenhafte Tat?«

»Meinen Sie?« sagte er, plötzlich vor mir stehenbleibend. »Nein, Sie kennen meinen Charakter noch nicht! Oder ... oder es ist da etwas, was ich selbst nicht kenne: denn ich habe wahrscheinlich mehrere

Charaktere. Ich habe Sie aufrichtig lieb, Arkadij Makarowitsch, und außerdem habe ich Ihnen diese zwei Monate lang schweres Unrecht getan, und darum will ich, daß Sie als Lisas Bruder alles erfahren: ich fuhr zu Anna Andrejewna in der Absicht, ihr einen Antrag zu machen, nicht um mich von ihr loszusagen.«

»Ist es möglich? Aber Lisa sagte mir doch ...«

»Ich habe Lisa belogen.«

»Erlauben Sie: Sie haben ihr einen förmlichen Antrag gemacht, und Anna Andrejewna hat Ihnen einen Korb gegeben? War es so? War es so? Die Einzelheiten sind für mich von außerordentlicher Wichtigkeit, Fürst.«

»Nein, einen Antrag habe ich ihr nicht gemacht, aber nur deswegen nicht, weil ich nicht dazu kam. Sie selbst kam mir zuvor und gab mir, allerdings nicht mit direkten, aber doch durchsichtigen, klaren Worten, »zartfühlend« zu verstehen, daß dieses Projekt von vornherein unmöglich sei.«

»Also haben Sie ihr in Wirklichkeit doch keinen Antrag gemacht, und Ihr Stolz wurde nicht verletzt!«

»Können Sie wirklich so darüber urteilen? Und der Richterspruch meines eigenen Gewissens? Und Lisa, die ich betrogen habe und ... vielleicht im Stich lassen wollte? Und das Gelübde, das ich mir selbst und dem ganzen Geschlecht meiner Vorfahren gegeben habe, ein anderer Mensch zu werden und alle meine früheren Schändlichkeiten wiedergutzumachen? Ich bitte Sie inständig, sagen Sie ihr nichts davon! Vielleicht würde das das einzige sein, was zu verzeihen sie nicht imstande wäre! Ich bin seit gestern ganz krank. Und nun die Hauptsache: es scheint, daß jetzt alles aus ist und der letzte der

Fürsten Sokolskij ins Zuchthaus kommen wird. Arme Lisa! Ich habe heute den ganzen Tag sehnsüchtig auf Sie gewartet, Arkadij Makarowitsch, um Ihnen, als dem Bruder Lisas, das zu entdecken, was sie noch nicht weiß. Ich bin ein krimineller Verbrecher und an der Herstellung gefälschter Aktien der ***er Eisenbahn beteiligt.«

»Was ist das nun wieder! Wie, ins Zuchthaus?« rief ich, indem ich aufsprang und ihn erschrocken anblickte.

Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck eines tiefen, düsteren, hoffnungslosen Grams.

»Setzen Sie sich hin!« sagte er und setzte sich selbst auf einen Lehnstuhl mir gegenüber. »Erfahren Sie zunächst die Tatsachen: vor gut einem Jahr, in demselben Sommer, als ich in Ems mit Lidija und Katerina Nikolajewna zusammenkam, gerade in der Zeit, als ich mich auf zwei Monate nach Paris begeben hatte, ging mir in Paris selbstverständlich das Geld aus. Da erschien wie gerufen Stebelkow, den ich übrigens schon von früher her kannte. Er gab mir Geld und versprach, mir noch mehr zu geben, bat mich aber auch seinerseits um eine Gefälligkeit: er bedurfte eines Künstlers, der Zeichner, Graveur, Lithograph und so weiter und zugleich Chemiker und Techniker sein mußte, und das zu einem ganz bestimmten Zweck. Über diesen Zweck sprach er sich gleich das erstemal mit hinreichender Deutlichkeit aus. Und warum auch nicht? Er kannte meinen Charakter; das alles amüsierte mich nur. Die Sache war die, daß ich noch von der Schulbank her einen Bekannten hatte, der zu jener Zeit als russischer Emigrant – übrigens war er von Abstammung nicht Russe – in Hamburg lebte. In Rußland war er schon einmal in eine unangenehme Geschichte wegen Banknotenfälschung verwickelt gewesen. Und gerade auf diesen Menschen hatte Stebelkow sein Augenmerk gerichtet, aber er brauchte ein Empfehlungsschreiben an ihn und wandte sich zu diesem Zweck an mich.

Ich gab ihm zwei Zeilen und vergaß die ganze Sache sofort wieder. Darauf kam er noch ein paarmal mit mir zusammen, und ich erhielt von ihm damals im ganzen etwa dreitausend Rubel. Diese ganze Angelegenheit hatte ich schon vollständig vergessen. Hier habe ich die ganze Zeit Geld auf Wechsel und Pfänder von ihm entliehen, und er ist vor mir gekrochen wie ein Sklave. Und plötzlich erfahre ich gestern von ihm zum erstenmal, daß ich ein Kriminalverbrecher bin.«

»Wann denn gestern?«

»Nun, gestern vormittag, als ich mit ihm im Nebenzimmer herumschrie, bevor Naschtschokin kam. Er erdreistete sich zum erstenmal, und zwar gleich ganz unverhohlen, mit mir von Anna Andrejewna zu sprechen. Ich hob die Hand auf, um ihm einen Schlag zu versetzen, aber er stand plötzlich auf und erklärte mir, ich sei mit ihm solidarisch und solle nicht vergessen, daß ich sein Komplize und ein ebensolcher Schurke sei wie er; kurz, wenn das auch nicht seine Worte waren, so war es doch der Sinn.«

»So ein Unsinn! Das ist doch nur Phantasie!«

»Nein, das ist nicht nur Phantasie. Er war heute bei mir und setzte es mir eingehender auseinander. Diese Aktien befinden sich schon längst im Umlauf, und es werden ihrer noch mehr in Umlauf gesetzt werden; aber es scheint, daß irgendwo schon welche als falsch angehalten worden sind. Allerdings stehe ich der Sache fern, aber Stebelkow sagte zu mir: »Sie haben mir doch damals das Briefchen gegeben.««

»Aber Sie haben ja nicht gewußt, zu welchem Zweck er es haben wollte, oder doch?«

»Ich habe es gewußt«, antwortete der Fürst leise und schlug die Augen nieder. »Das heißt, sehen Sie, ich habe es gewußt und habe es auch wieder nicht gewußt. Ich habe mich darüber amüsiert. Ich habe mir damals gar keine weiteren Gedanken darüber gemacht, um so weniger, als ich gar keine falschen Aktien nötig hatte und nicht beabsichtigte, solche zu fabrizieren. Aber auf der andern Seite diese dreitausend Rubel, die er mir damals gab und später nicht einmal auf mein Konto setzte, und ich ließ das zu. Übrigens, woher wollen Sie das wissen? Vielleicht war ich auch ein Fälscher. Ich mußte doch wissen, wie die Sache stand, ich bin doch kein kleines Kind; ich wußte es, amüsierte mich aber darüber und war gemeinen Verbrechern behilflich ... war ihnen behilflich für Geld! Mithin bin ich auch ein Fälscher!«

»Oh, Sie übertreiben; Sie haben sich vergangen, aber Sie übertreiben!«

»Da ist vor allen Dingen noch ein gewisser Shibelskij, ein noch junger Mensch, der beim Gericht tätig ist, so eine Art Gehilfe bei der Staatsanwaltschaft. Bei diesen Aktien ist er ebenfalls irgendwie beteiligt; er ist dann später einmal auf Veranlassung jenes Hamburger Herrn zu mir gekommen, in einer ganz unbedeutenden Angelegenheit selbstverständlich, und ich weiß selbst nicht einmal, weswegen eigentlich; jedenfalls wurden die Aktien dabei nicht erwähnt. Aber doch hat er zwei Schriftstücke von meiner Hand aufbewahrt und in seinem Besitz, beides Billette von je zwei Zeilen, und diese zeugen nun natürlich ebenfalls gegen mich; das habe ich heute recht wohl verstanden. Stebelkow erklärte, daß dieser Shibelskij alles gefährde: er habe dort irgendwelches Geld, wohl staatliches, unterschlagen, beabsichtige aber, noch mehr zu unterschlagen und dann auszuwandern; er brauche nun seiner Angabe nach als Beihilfe zur Auswanderung eine Summe von achttausend Rubeln. Mein Anteil an der Erbschaft wird ausreichen, um Stebelkow zu befriedigen;

aber Stebelkow sagt, es müsse auch Shibelskij befriedigt werden ... Kurz, ich soll ihnen meinen Anteil an der Erbschaft überlassen und noch zehntausend Rubel dazuzahlen - das ist das letzte Wort der beiden. Und dann wollen sie mir meine beiden Schriftstücke zurückgeben. Sie stecken beide unter einer Decke, das ist klar.«

»Das ist ja der reine Unsinn! Wenn die beiden Sie denunzieren, so verraten sie sich ja selbst! Unter keinen Umständen werden sie eine Denunziation gegen Sie einreichen.«

»Das weiß ich. Sie drohen auch gar nicht mit einer Denunziation; sie sagen nur: »Wir werden Sie natürlich nicht denunzieren, aber wenn die Sache herauskommen sollte, dann ...«, so reden sie, weiter nichts; aber ich glaube, das genügt schon! Aber darum handelt es sich nicht: was auch immer aus der Sache werden mag, und selbst wenn ich diese Schriftstücke jetzt in meiner Tasche hätte, aber mit diesen Schurken solidarisch zu sein, lebenslänglich ihr Mitschuldiger zu sein, lebenslänglich! Rußland zu belügen, meine Kinder zu belügen, Lisa zu belügen, das eigene Gewissen zu belügen! ...«

»Weiß es Lisa?«

»Nein, alles weiß sie nicht. Sie würde es in ihrem Zustand nicht ertragen. Ich trage jetzt die Uniform meines Regiments, und jedesmal, wenn ich einem Soldaten meines Regiments begegne, werde ich mir bewußt, daß ich nicht wert bin, diese Uniform zu tragen.«

»Hören Sie«, rief ich plötzlich, »es hat keinen Zweck, darüber Worte zu machen; es gibt für Sie nur eine einzige Rettung: gehen Sie zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch, bitten Sie ihn, ohne ihm etwas zu entdecken, Ihnen zehntausend Rubel zu borgen, bestellen Sie dann die beiden Schurken hierher, rechnen Sie endgültig mit ihnen ab, und kaufen Sie Ihre Briefchen zurück - dann ist die Sache erledigt!

Die ganze Sache ist dann erledigt, und Sie können hingehen und pflügen! Weg mit den Hirngespinnsten; vertrauen Sie sich dem Leben an!«

»Ich habe selbst schon daran gedacht«, sagte er in festem Ton. »Ich habe es mir heute den ganzen Tag hin und her überlegt und mich endlich dazu entschlossen. Ich wartete nur auf Sie; ich werde zu ihm hinfahren. Wissen Sie, ich habe mir nie in meinem Leben von dem Fürsten Nikolai Iwanowitsch auch nur eine Kopeke geben lassen. Er ist sehr gut zu unserer Familie und hat ihr sogar ... wirkliche Teilnahme bewiesen, aber ich selbst, ich persönlich, habe mir nie Geld von ihm geben lassen. Aber jetzt habe ich mich dazu entschlossen. Wissen Sie, unsere Linie der Fürsten Sokolskij ist älter als die Linie des Fürsten Nikolai Iwanowitsch; die letztere ist eine jüngere Linie, sogar nur eine Seitenlinie und beinahe anfechtbar ... Unsere Vorfahren lebten miteinander in Feindschaft. Zu Anfang der petrinschen Reformen hielt sich mein Urgroßvater, der ebenfalls Pjotr hieß, beharrlich zur Sekte der Altgläubigen und mußte in die Wälder von Kostroma flüchten. Dieser Fürst Pjotr hatte in zweiter Ehe ebenfalls eine Nichtadlige zur Frau ... Damals zweigten sich die anderen Sokolskij's ab. Aber ich ... wie bin ich doch darauf gekommen? ...«

Er war sehr erschöpft und redete ohne rechte Überlegung.

»Beruhigen Sie sich«, sagte ich, indem ich aufstand und nach meinem Hut griff. »Legen Sie sich schlafen, das ist für Sie das notwendigste. Fürst Nikolai Iwanowitsch wird es Ihnen sicherlich nicht abschlagen, am wenigsten jetzt, wo er freudig erregt ist. Sie wissen, was sich dort zugetragen hat? Wirklich nicht? Ich habe etwas ganz Verwunderliches gehört, daß er heiraten wird; es ist noch Geheimnis, aber natürlich nicht für Sie.«

Ich erzählte ihm alles, während ich schon mit dem Hut in der Hand dastand. Er hatte nichts davon gewußt. Er erkundigte sich hastig nach allerlei Einzelheiten, namentlich nach der Zeit, dem Ort und dem Grad der Glaubwürdigkeit. Ich verheimlichte ihm natürlich nicht, daß es nach der Darstellung, die ich gehört hatte, unmittelbar nach seinem gestrigen Besuch bei Anna Andrejewna geschehen sein mußte. Ich kann gar nicht beschreiben, was für einen schmerzlichen Eindruck diese Nachricht auf ihn machte; sein Gesicht wurde ganz entstellt, als ob es sich schräg zöge; ein schiefes Lächeln krampfte seine Lippen zusammen; zuletzt wurde er furchtbar blaß und versank mit niedergeschlagenen Augen tief in Gedanken. Ich erkannte auf einmal in voller Deutlichkeit, daß seine Eitelkeit durch den Korb, den ihm Anna Andrejewna tags zuvor gegeben hatte, furchtbar verletzt worden war. Vielleicht stand ihm bei seiner krankhaften Gemütsverfassung in diesem Augenblick allzu deutlich die lächerliche, demütigende Rolle vor Augen, die er gestern vor diesem Mädchen gespielt hatte, von dessen Einwilligung er, wie sich jetzt zeigte, die ganze Zeit so fest überzeugt gewesen war. Dazu kam ferner vielleicht der Gedanke, daß er Lisa gegenüber eine solche Gemeinheit begangen hatte und so ohne jeden Erfolg! Es ist merkwürdig, wofür diese hochgeborenen Lebemänner einander halten und auf welcher Basis sie einander zu achten vermögen; so konnte dieser Fürst doch annehmen, daß Anna Andrejewna schon von seinem Verhältnis mit Lisa wußte, die doch in Wirklichkeit ihre Schwester war, und daß, wenn sie nichts davon wußte, es sicherlich einmal erfahren würde; aber trotzdem hatte er an ihrem Jawort nicht gezweifelt!

»Und Sie konnten wirklich glauben«, sagte er, mich stolz und hochmütig anblickend, »daß ich, *ich*, jetzt nach einer solchen Mitteilung dazu fähig sein würde, zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu fahren und ihn um Geld zu bitten! Ihn, den Bräutigam des Mädchens, das mir soeben einen Korb gegeben hat; was wäre das für ein unwürdiges, lakaienhaftes Benehmen! Nein, jetzt ist alles zusam-

mengestürzt; und wenn die Hilfe dieses alten Mannes meine letzte Hoffnung war, so mag auch diese Hoffnung begraben sein!«

Im stillen, in meinem Herzen, stimmte ich ihm bei; aber nach Lage der Dinge durfte man sich hier doch einer etwas milderen Auffassung bedienen: war denn der alte Fürst wirklich als ein Mann, als ein Bräutigam anzusehen? In meinem Kopf brodelten allerlei Gedanken. Ich hatte mir übrigens sowieso schon vorher vorgenommen, am nächsten Tag den alten Herrn unbedingt zu besuchen. Jetzt aber gab ich mir Mühe, den Eindruck meiner Mitteilung abzuschwächen und den armen Fürsten dahin zu bringen, daß er sich schlafen legte: »Schlafen Sie sich aus, und Ihre Gedanken werden heller und freundlicher werden. Sie werden es selbst sehen!« Er drückte mir warm die Hand, küßte mich aber diesmal nicht. Ich gab ihm mein Wort, am Abend des nächsten Tages wieder zu ihm zu kommen: »Dann wollen wir uns miteinander aussprechen«, sagte ich, »es hat sich allzu vieles angesammelt, worüber wir zusammen zu sprechen haben.« Auf diese meine Worte antwortete er nur mit einem irgendwie fatalen Lächeln.

Achtes Kapitel

I

Diese ganze Nacht über träumte ich vom Roulett, vom Spiel, von Goldstücken und von Berechnungen. Als säße ich am Spieltisch, berechnete ich fortwährend etwas, einen Einsatz, eine Chance, und das lastete die ganze Nacht auf mir wie ein Alpdruck. Die Wahrheit zu sagen, auch während des ganzen vorhergehenden Tages hatte ich trotz all meiner außerordentlichen seelischen Erregungen alle Au-

genblicke an den Spielgewinn bei Serschtschikow gedacht. Ich unterdrückte den Gedanken daran; aber die Empfindung konnte ich nicht unterdrücken, und ich zuckte jedesmal bei der bloßen Erinnerung zusammen. Dieser Gewinn hatte mir gleichsam einen Stich ins Herz versetzt. War ich wirklich zum Spieler geboren? Soviel war wenigstens sicher, daß ich die Eigenschaften eines Spielers besaß. Selbst heute noch, wo ich all dies niederschreibe, denke ich ab und zu gern an das Spiel! Es begegnet mir manchmal, daß ich ganze Stunden damit verbringe, schweigend dazusitzen, mich im Kopf mit Spielberechnungen zu beschäftigen und mir auszumalen, wie das alles vor sich gehen, wie ich setzen und gewinnen würde. Ja, ich besitze viele verschiedenartige Eigenschaften, und meine Seele findet keine Ruhe.

Um zehn Uhr beabsichtigte ich, mich zu Stebelkow zu begeben, und zwar zu Fuß. Matwej hatte ich, sobald er erschienen war, gleich wieder nach Hause geschickt. Während ich Kaffee trank, gab ich mir Mühe, alles ordentlich zu überdenken. Ich hatte ein Gefühl der Zufriedenheit, ohne zunächst zu wissen worüber; bei rascher Selbstprüfung merkte ich, daß ich hauptsächlich deshalb so zufrieden war, weil ich heute zu dem Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu gehen vorhatte. Aber dieser Tag sollte in meinem Leben verhängnisvoll werden; er brachte mir viel Unerwartetes und begann sogleich mit einer Überraschung.

Punkt zehn Uhr öffnete sich meine Tür sperrangelweit, und hereingestürzt kam - Tatjana Pawlowna! Alles in der Welt hätte ich eher erwartet als einen Besuch von ihr; erschrocken sprang ich bei ihrem Anblick auf. Ihr Gesicht trug den Ausdruck höchster Wut, ihre Bewegungen waren zerfahren, und wenn man sie gefragt hätte, so hätte sie vielleicht selbst nicht sagen können, warum sie zu mir gelaufen kam. Ich sage vorgreifend: sie hatte soeben eine außerordentliche Nachricht erhalten, von der sie ganz bestürzt war, und

stand noch unter dem ersten Eindruck derselben. Und diese Nachricht betraf auch mich. Übrigens blieb sie bei mir nur eine halbe Minute, na, sagen wir, eine ganze Minute, aber jedenfalls nicht länger. Sie stürzte ganz wild auf mich los.

»Also so benimmst du dich!« schrie sie, indem sie sich vor mich hinstellte und sich mit dem ganzen Oberkörper vorbeugte. »Ach, du Grünschnabel! Was hast du da angerichtet? Oder weißt du es noch nicht? Sitzt da und trinkt Kaffee! Ach, du Schwatztante, du Klatschmaul, du papierner Liebhaber ... Solche Buben müßte man mit dem Stock durchhauen, mit dem Stock, mit dem Stock!«

»Aber Tatjana Pawlowna, was ist denn passiert? Was ist denn passiert? Ist Mama? ...«

»Du wirst es schon noch erfahren!« rief sie drohend und lief aus dem Zimmer, kaum daß ich sie ordentlich gesehen hatte. Ich hätte ihr natürlich naheilen können, aber es hielt mich ein Gedanke zurück, nicht eigentlich ein Gedanke, sondern eine dunkle Unruhe: ich ahnte, daß der »papierne Liebhaber« unter ihren Schimpfworten das schlimmste gewesen war. Natürlich hätte ich allein nicht den Sinn erraten, aber ich ging schnell los, um möglichst bald mit Stebelkow fertig zu werden und mich dann zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu begeben. »Dort werde ich den Schlüssel zu all diesen Rätseln finden!« dachte ich instinktiv.

Merkwürdig, wie es zugegangen war, aber Stebelkow wußte schon die ganze Geschichte über Anna Andrejewna, sogar mit vielen Einzelheiten; ich will nicht seine Reden und Gesten schildern, aber er war entzückt, bis zur Begeisterung entzückt über diesen »Meisterstreich«.

»Ist das ein Frauenzimmer! Nein, so ein Frauenzimmer!« rief er aus.
»Nein, die ist eine andere Sorte als wir; wir sitzen ahnungslos da, sie aber bekommt Lust, Wasser unmittelbar aus der Quelle zu trinken, und – schon ist es geschehen! Das ... das ist eine antike Statue! Das ist eine antike Minervastatue, nur daß sie umhergeht und ein modernes Kleid trägt!«

Ich ersuchte ihn, zur Sache zu kommen; die ganze Sache bestand, wie ich mir gleich gedacht hatte, nur darin, daß ich den Fürsten Sergej dazu überreden möchte, zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu fahren und diesen um eine definitive Unterstützung zu bitten.
»Sonst kann es ihm sehr, sehr schlecht gehen, und die Sache liegt dann nicht mehr in meiner Hand. Nicht wahr?«

Er sah mir ins Gesicht, nahm aber wohl nicht an, daß mir über die Lage des Fürsten Sergej mehr bekannt sei, als ich bei unserm vorigen Gespräch gewußt hatte. Und er konnte das auch nicht annehmen, da ich selbstverständlich mit keinem Wort und keiner Andeutung verriet, daß ich etwas von den Aktien wußte. Unsere Erörterungen dauerten nicht lange; er versprach mir sogleich Geld, »eine bedeutende Summe, eine ganz bedeutende Summe«, wenn ich es nur dahin brächte, daß der Fürst hinführe. Die Sache sei eilig, sehr eilig; das sei eben das Unglück, daß die Sache so eilig sei.

Mich lange mit ihm herumzstreiten wie das vorige Mal, hatte ich keine Lust und stand auf, um fortzugehen, nachdem ich für alle Fälle die Bemerkung hingeworfen hatte, ich würde es versuchen. Aber auf einmal versetzte er mich in unaussprechliches Erstaunen: ich ging schon zur Tür, als er mich plötzlich freundlich mit dem Arm um die Taille faßte und ... die unverständlichsten Dinge zu reden anfang.

Ich lasse die Einzelheiten weg und reproduziere nicht den ganzen Gang des Gesprächs, um den Leser nicht zu ermüden. Der Inhalt war: er schlug mir vor, ihn mit Herrn Dergatschew bekannt zu machen, da ich ja mit diesem umginge.

Ich verstummte für einen Augenblick und gab mir die größte Mühe, mich durch keine Gebärde zu verraten. Ich antwortete dann übrigens sofort, ich sei mit ihm überhaupt nicht weiter bekannt; ich sei zwar dagewesen, aber nur ein einziges Mal und nur zufällig.

»Aber wenn Sie einmal *zugelassen* worden sind, so können Sie doch auch ein zweites Mal hingehen, nicht wahr?«

Ich fragte ihn geradeheraus, aber sehr kaltblütig, warum er denn diesen Wunsch habe. Und da kann ich nun bis auf den heutigen Tag nicht begreifen, wie ein anscheinend nicht dummer Mensch und nach Wassins Ausdruck ein »Geschäftsmann« eine so weitgehende Naivität bekunden konnte. Er erklärte mir ganz offen, er vermute, daß bei Dergatschew gewiß etwas Verbotenes, etwas streng Verbotenes vorgehe; somit könnte ich, wenn ich das auskundschaften wolle, einen schönen Gewinn für mich erzielen. Und lächelnd zwinkerte er mir mit dem linken Auge zu.

Ich antwortete ihm darauf nichts, was wie eine Bejahung geklungen hätte, sondern tat, als wolle ich mir die Sache überlegen, und versprach, darüber nachzudenken; dann entfernte ich mich so schnell wie möglich. Die Dinge komplizierten sich; ich eilte zu Wassin und traf ihn glücklicherweise zu Hause an.

»Ah, auch Sie!« sagte er rätselhaft, als er mich erblickte.

Ohne über diesen Ausdruck nachzudenken, kam ich sogleich zur Sache und erzählte ihm von Stebelkows Verlangen. Er war augen-

scheinlich befremdet, obwohl er seine Kaltblütigkeit in keiner Weise verlor. Er erkundigte sich nach allen Einzelheiten.

»Ist es nicht sehr möglich, daß Sie ihn mißverstanden haben?«

»Nein, ich habe ihn richtig verstanden; der Sinn war vollkommen klar.«

»Jedenfalls bin ich Ihnen außerordentlich dankbar«, fügte er aufrichtig hinzu. »Ja, in der Tat, wenn das alles so war, so hat er gemeint, daß Sie einer gewissen Summe Geldes nicht widerstehen können.«

»Zudem kennt er meine Lage nur zu gut: ich habe viel gespielt und einen schlechten Lebenswandel geführt, Wassin.«

»Ich habe davon gehört.«

»Das Rätselhafteste ist mir, daß er von Ihnen weiß, daß Sie dort verkehren.« Das war von meiner Seite eine riskante Frage.

»Er weiß recht gut«, erwiderte Wassin ganz schlicht, »daß ich da völlig unbeteiligt bin. Und überhaupt sind alle diese jungen Leute eigentlich nur Schwätzer, weiter nichts; Sie wissen das ja selbst am besten von Ihrem damaligen Besuch her.«

Es schien mir, daß er mir nicht vollkommen traute.

»Jedenfalls bin ich Ihnen außerordentlich dankbar«, fügte er hinzu.

»Ich habe gehört, daß Herrn Stebelkows geschäftliche Angelegenheiten nicht zum besten stehen«, bemerkte ich wieder versuchsweise, »wenigstens habe ich etwas von gewissen Aktien gehört ...«

»Von was für Aktien haben Sie etwas gehört?«

Ich hatte absichtlich von den »Aktien« gesprochen, aber natürlich nicht in der Absicht, ihm das Geheimnis zu erzählen, das mir der Fürst tags zuvor anvertraut hatte. Ich wollte nur eine Andeutung machen und an seinem Gesicht und seinen Augen sehen, ob er etwas von den Aktien wisse. Ich erreichte meinen Zweck: aus einer kaum merklichen, momentanen Bewegung in seinem Gesicht konnte ich entnehmen, daß wohl auch ihm davon etwas bekannt war. Auf seine Frage, von was für Aktien ich etwas gehört hätte, antwortete ich nicht, sondern sprach von etwas anderem weiter; er aber (und das war bemerkenswert) verblieb ebenfalls nicht bei den Aktien.

»Wie befindet sich Lisaweta Makarowna?« erkundigte er sich teilnehmend.

»Sie ist gesund. Meine Schwester hat Sie immer sehr hochgeschätzt ...«

Seine Augen glänzten vor Freude: ich hatte schon längst gemerkt, daß er sich für Lisa sehr interessierte.

»Neulich war Fürst Sergej Petrowitsch bei mir«, teilte er mir plötzlich mit.

»Wann war das?« rief ich.

»Vor genau vier Tagen.«

»Nicht gestern?«

»Nein, nicht gestern.« Er sah mich fragend an.. »Später werde ich Ihnen vielleicht Näheres über dieses unser Zusammensein mitteilen, aber jetzt halte ich es für nötig, Sie darauf aufmerksam zu machen«, sagte Wassin rätselhaft, »daß er mir damals den Eindruck machte, als sei sein Gemütszustand und ... sogar sein Geisteszustand nicht normal. Übrigens hatte ich«, fuhr er lächelnd fort, »soeben, bevor Sie kamen, noch einen andern Besuch und sah mich auch hier genötigt, auf einen nicht ganz normalen Zustand des Besuchers zu schließen.«

»War der Fürst eben hier?«

»Nein, der Fürst nicht, ich rede jetzt nicht vom Fürsten. Derjenige, der mich soeben besuchte, war Andrej Petrowitsch Wersilow, und ... Sie wissen von nichts? Mit ihm ist nichts Auffälliges geschehen?«

»Möglicherweise ist mit ihm etwas geschehen, aber was hat er denn gerade bei Ihnen gewollt?« fragte ich hastig.

»Allerdings müßte ich darüber eigentlich Stillschweigen bewahren ... Sie und ich, wir führen heute ein sonderbares Gespräch, es ist reichlich geheimnisvoll«, sagte er und lächelte wieder. »Übrigens hat mir Andrej Petrowitsch kein Stillschweigen auferlegt. Aber Sie sind sein Sohn, und da ich Ihre Gesinnung kenne, so glaube ich diesmal sogar gut daran zu tun, wenn ich Ihnen ein Warnzeichen gebe. Stellen Sie sich vor, er kam zu mir mit der Frage: wenn er in diesen Tagen, in allernächster Zeit in die Lage kommen sollte, sich duellieren zu müssen, ob ich dann bereit sei, das Amt seines Sekundanten

zu übernehmen. Selbstverständlich habe ich das entschieden abgelehnt.«

Ich war grenzenlos erstaunt; diese Neuigkeit war die beunruhigendste von allen: da war etwas geschehen, da hatte sich etwas ereignet, da hatte sich unbedingt etwas zugetragen, was ich noch nicht wußte! Plötzlich ging mir flüchtig die Erinnerung daran durch den Kopf, daß Wersilow am vorhergehenden Tag zu mir gesagt hatte: »Ich werde nicht zu dir kommen, aber du wirst zu mir gelaufen kommen.« Ich brach schnell auf, um zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu eilen, da ich mit noch größerer Bestimmtheit spürte, daß das Rätsel sich mir dort lösen werde. Als Wassin mir Lebewohl sagte, bedankte er sich noch einmal bei mir.

II

Der alte Fürst saß vor dem Kamin, die Beine mit einer Decke umwickelt. Er empfing mich mit einem fragenden Blick, als wundere er sich darüber, daß ich gekommen war, während er doch selbst fast alle Tage zu mir geschickt hatte, ich möchte kommen. Im übrigen begrüßte er mich freundlich, antwortete aber auf meine ersten Fragen etwas mißmutig und zerstreut. Ab und zu schien er über etwas nachzudenken und blickte mich unverwandt an, als hätte er etwas, was sich jedenfalls auf mich bezog, vergessen und suchte sich nun daran zu erinnern. Ich sagte ihm geradeheraus, daß ich schon alles gehört hätte und mich sehr darüber freute. Sogleich erschien ein freundliches, gutherziges Lächeln auf seinen Lippen, und er wurde lebhafter; seine Vorsicht und sein Mißtrauen waren mit einem Schlag verschwunden, wie wenn er sie ganz vergessen hätte. Und er hatte sie natürlich auch vergessen.

»Mein lieber Freund, das habe ich ja doch gewußt, daß du der erste sein würdest, der zu mir käme, und weißt du, noch gestern habe ich bei mir gedacht: »Wer wird sich darüber freuen? Er wird sich darüber freuen.« Na, sonst wird es niemand weiter tun, aber das schadet auch nichts. Die Leute haben böse Zungen, aber das ist ja ganz gleichgültig ... Cher enfant, all das ist so großartig und so reizend ... Aber du kennst sie ja selbst recht gut. Und von dir hat Anna Andrejewna sogar eine sehr hohe Meinung. Sie hat das ernste, reizvolle Gesicht eines englischen Stahlstichs. Das ist der reizendste englische Stich, den es nur geben kann ... Vor zwei Jahren hatte ich eine ganze Sammlung solcher Stiche ... Ich habe immer diese Absicht gehabt, immer; ich wundere mich nur darüber, daß ich nie daran gedacht habe.«

»Sie haben, soviel ich mich erinnere, Anna Andrejewna von jeher sehr liebgehabt und sie besonders bevorzugt.«

»Mein Freund, wir wollen niemandem Schaden zufügen. Das Leben mit Freunden, mit Verwandten, mit Menschen, die unserm Herzen nahestehen, ist ein Paradies. Wir haben alle etwas von einem Dichter an uns ... Kurz, das ist schon seit den Urzeiten bekannt. Weißt du, wir wollen im Sommer zuerst nach Soden gehen und dann nach Badgastein. Aber du bist ja so lange nicht hier gewesen, mein Freund, was ist denn das mit dir? Ich habe auf dich gewartet. Und nicht wahr, wie vieles, vieles hat sich seitdem ereignet! Schade nur, daß ich eine solche Unruhe habe; sowie ich allein bin, werde ich unruhig. Darum darf ich auch gar nicht allein bleiben, nicht wahr? Das ist doch so klar wie zweimal zwei vier. Das habe ich sofort eingesehen, gleich bei den ersten Worten, die sie sprach. Oh, mein Freund, sie hat mir nur ganz wenige Worte gesagt, aber die ... die waren wie das herrlichste Gedicht. Aber du bist ja ihr Bruder, beinahe ihr Bruder, nicht wahr? Mein Lieber, es hat schon seinen Grund, daß ich dich so lieb gewonnen habe! Ich versichere dir, ich

habe das alles vorausgeahnt. Ich küßte ihr die Hand und fing an zu weinen.«

Er zog das Taschentuch heraus, als ob er wieder zu weinen anfangen wollte. Er war sehr ergriffen und befand sich anscheinend in einem so üblen Zustand, wie ich ihn bei ihm meiner Erinnerung nach während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft noch nicht wahrgenommen hatte. Gewöhnlich und sogar fast immer war er unvergleichlich frischer und munterer gewesen.

»Ich möchte allen Menschen verzeihen, mein Freund«, lallte er weiter. »Ich möchte allen Menschen verzeihen und bin schon seit langer Zeit niemandem mehr böse. Die Kunst, la poésie dans la vie, die Wohltätigkeit gegen Unglückliche und sie, die biblische Schöne. Quelle charmante personne, ah? Les chants de Salomon ... non, ce n'est pas Salomon, c'est David, qui mettait une jeune belle dans son lit pour se chauffer dans sa vieillesse. Enfin David, Salomon, das alles geht mir im Kopf bunt durcheinander – der reine Wirrwarr. Jedes Ding, cher enfant, kann sowohl erhaben als auch gleichzeitig lächerlich sein. Cette jeune belle de la vieillesse de David – c'est tout un poème, aber bei Paul de Kock würde daraus so eine scène de bassinoire geworden sein, und wir würden alle darüber lachen. Paul de Kock hat kein Gefühl für das richtige Maß und keinen Geschmack, obwohl er Talent besitzt ... Katerina Nikolajewna lächelt über uns ... Ich habe ihr gesagt, daß wir sie nicht stören werden. Wir haben unsern Roman begonnen, und da soll man uns ihn nun auch beenden lassen. Mag es auch nur eine Träumerei sein; aber man soll uns diese Träumerei nicht nehmen!«

»Aber Fürst, wieso denn eine Träumerei?«

»Eine Träumerei! Wieso es eine Träumerei ist? Nun, mag es immerhin eine Träumerei sein, aber man soll uns in dieser Träumerei sterben lassen!«

»O Fürst, warum reden Sie denn vom Sterben? Jetzt müssen Sie leben, nur leben!«

»Aber was habe ich denn anderes gesagt? Das ist es ja eben, was ich immer wiederhole. Ich weiß wahrhaftig nicht, warum das Leben so kurz ist. Der Zweck ist gewiß, daß es einem nicht langweilig werden soll, denn das Leben ist ebenfalls ein künstlerisches Produkt des Schöpfers selbst, in der vollendeten, tadellosen Form eines Puschkinschen Gedichts. Kürze ist das erste Erfordernis eines Kunstwerks. Aber wem das Leben nicht langweilig ist, dem sollte es vergönnt sein, länger zu leben.«

»Sagen Sie, Fürst, ist die Sache schon öffentlich?«

»Nein, mein Lieber, durchaus nicht! Wir alle sind übereingekommen, daß es noch nicht veröffentlicht werden soll. Es bleibt in der Familie, in der Familie, in der Familie. Fürs erste. Ich habe nur Katerina Nikolajewna vollständig eingeweiht, weil ich mich ihr gegenüber schuldig fühle. Oh, Katerina Nikolajewna ist ein Engel, ein Engel!«

»Ja, das ist sie, ja!«

»Ja? Auch du sagst ja? Und ich dachte, du seist ihr Feind. Ach ja, beiläufig, sie hat mich ja gebeten, dich nicht mehr zu empfangen. Und denke dir nur, als du hereinkamst, hatte ich das auf einmal ganz vergessen.«

»Was sagen Sie da?« rief ich und sprang auf. »Warum? Wann hat sie das gesagt?«

(Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht; ja, gerade etwas von dieser Art hatte ich, gleich als Tatjana bei mir gewesen war, erwartet!)

»Gestern, mein Lieber, gestern, und ich verstehe nicht einmal, wie du jetzt hast hereinkommen können, denn es sind Anordnungen getroffen worden. Wie bist du denn hereingekommen?«

»Ich bin ganz einfach hereingegangen.«

»Das war auch das praktischste. Hättest du mit List hereinzukommen gesucht, so hätten sie dich gewiß abgefangen, aber da du ganz einfach hereingegangen bist, so haben sie dich durchgelassen. Die Harmlosigkeit, mon cher, ist in Wahrheit die höchste Schlauheit.«

»Ich verstehe noch nichts: also hatten auch Sie beschlossen, mich nicht mehr zu empfangen?«

»Nein, mein Freund, ich habe gesagt, daß ich mich daran nicht beteilige ... Das heißt, ich habe meine volle Zustimmung gegeben. Und du kannst mir glauben, mein lieber Junge, daß ich dich sehr gern habe. Aber Katerina Nikolajewna verlangte es sehr, sehr nachdrücklich ... Ah, da ist sie ja!«

In diesem Augenblick erschien plötzlich Katerina Nikolajewna in der Tür. Sie war zum Ausfahren angekleidet und kam, wie sie das auch früher zu tun pflegte, bei ihrem Vater vorbei, um ihn zum Abschied zu küssen. Als sie mich erblickte, stutzte sie, wurde verlegen, drehte sich schnell um und ging hinaus.

»Voila!« rief der Fürst überrascht und in starker Aufregung.

»Das ist ein Mißverständnis!« rief ich. »Nur einen Augenblick ... Ich ... ich bin gleich wieder bei Ihnen, Fürst!«

Und ich lief hinaus, hinter Katerina Nikolajewna her.

Alles, was nun folgte, spielte sich so schnell ab, daß ich weder die Möglichkeit hatte, mir die Sache zu überlegen, noch auch mich vorzubereiten, wie ich mich zu benehmen hatte. Hätte ich mich darauf vorbereiten können, so würde ich mich gewiß anders benommen haben! Aber ich hatte wie ein kleiner Junge alle Fassung verloren. Ich wollte nach ihren Zimmern eilen, aber ein Diener sagte mir unterwegs, Katerina Nikolajewna habe die Wohnung bereits verlassen und steige in den Wagen. Ich lief Hals über Kopf nach der Haupttreppe. Katerina Nikolajewna stieg gerade, in ihren Pelz gehüllt, hinab, und neben ihr ging, oder vielmehr es führte sie ein hochgewachsener, schlanker Offizier in Uniform, mit Säbel, ohne Mantel; den Mantel trug ihm ein Diener nach. Das war der Baron; er war Oberst, etwa fünfunddreißig Jahre alt, der Typ eines eleganten Offiziers, hager, mit etwas zu länglichem Gesicht und rötlichem Schnurrbart; selbst die Augenwimpern waren rötlich. Sein Gesicht war zwar in keiner Weise schön, hatte aber scharf geschnittene Züge und einen herausfordernden Ausdruck. Ich schildere ihn hier nur flüchtig, so wie ich sein Bild in jenem Augenblick erfaßte. Ich hatte ihn vorher niemals gesehen. Ich lief ihnen ohne Hut und Pelz die Treppe hinab nach. Katerina Nikolajewna bemerkte mich zuerst und flüsterte ihm schnell etwas zu. Er wollte schon den Kopf nach mir umdrehen, besann sich aber sofort eines anderen und gab dem Diener und dem Portier einen Wink. Der Diener trat auf mich zu, als ich schon dicht bei der Haustür war, aber ich schob ihn mit der Hand beiseite und lief ihnen nach auf

die Außentreppe. Bjoring war Katerina Nikolajewna beim Einsteigen in den Wagen behilflich.

»Katerina Nikolajewna, Katerina Nikolajewna!« rief ich außer mir (wie ein Dummkopf, wie ein Dummkopf! Oh, ich erinnere mich an alles; ich hatte keinen Hut auf!).

Bjoring wandte sich von neuem wütend zu dem Diener und rief ihm laut etwas zu – ein oder zwei Worte, aber ich verstand sie nicht. Ich fühlte, daß mich jemand an den Ellbogen faßte. In diesem Augenblick setzte sich der Wagen in Bewegung; ich schrie wieder etwas und stürzte ihm nach. Ich sah, daß Katerina Nikolajewna durch das Wagenfenster blickte und sich anscheinend in großer Aufregung befand. Aber bei meiner schnellen Bewegung, als ich dem Wagen nachstürzte, stieß ich plötzlich unversehens heftig gegen Bjoring und trat ihm dabei, wie es schien, sehr schmerzhaft auf den Fuß. Er stieß einen leichten Schrei aus, knirschte mit den Zähnen, faßte mich mit kräftigem Griff bei der Schulter und stieß mich grimmig von sich, so daß ich etwa drei Schritte weit wegflog. In diesem Augenblick wurde ihm sein Mantel gereicht; er warf ihn um, setzte sich in seinen Schlitten und schrie vom Schlitten aus noch einmal den Dienern und dem Portier etwas in drohendem Ton zu, wobei er auf mich wies. Diese ergriffen mich und hielten mich fest: ein Diener warf mir meinen Pelz um, ein anderer reichte mir meinen Hut, und – ich erinnere mich nicht mehr, was sie dabei sagten, aber sie sagten etwas, und ich stand da und hörte es, verstand aber nichts davon. Doch dann ließ ich sie stehen und lief fort.

III

Auf der Straße sah und hörte ich nichts und stieß an die Passanten an; so gelangte ich endlich laufend zu Tatjana Pawlownas Wohnung; mir eine Droschke zu nehmen, das war mir unterwegs gar nicht in den Sinn gekommen. Bjoring hatte mich vor ihren Augen weggestoßen! Allerdings hatte ich ihm auf den Fuß getreten, und er hatte mich instinktiv von sich gestoßen, wie das eben jemand tut, dem man auf die Hühneraugen tritt (und vielleicht hatte ich wirklich bei ihm gerade ein Hühnerauge getroffen!). Aber sie hatte es gesehen und hatte gesehen, daß mich die Diener packten, und das alles war vor ihren Augen geschehen, vor ihren Augen! Als ich zu Tatjana Pawlowna hereingestürzt kam, konnte ich im ersten Augenblick nichts sagen, und mein Unterkiefer zitterte wie im Fieber. Ja, ich fieberte auch wirklich, und obendrein weinte ich ... Oh, ich fühlte mich so tief beleidigt!

»Ah! Was gibt's? Bist du hinausgeworfen worden? Und verdienstermaßen, verdienstermaßen!« sagte Tatjana Pawlowna. Ich ließ mich schweigend auf das Sofa sinken und sah sie an.

»Aber was ist denn mit ihm?« sagte sie, indem sie mich aufmerksam betrachtete. »Da, trink ein Glas Wasser, trink! Nun sage, was du da noch für Dummheiten angerichtet hast!«

Ich murmelte, man habe mich hinausgeworfen, und Bjoring habe mir auf der Straße einen Stoß versetzt.

»Bist du jetzt imstande, etwas zu verstehen, oder noch nicht? Da! Lies einmal; da kannst du deine Freude dran haben.« Sie nahm einen Brief vom Tisch, reichte ihn mir und stellte sich selbst erwartungsvoll vor mich hin. Ich erkannte sofort Wersilows Handschrift; es waren nur ein paar Zeilen; ein Brief an Katerina Nikolajewna. Ich

zückte zusammen, und die Denkkraft kehrte mir augenblicklich in voller Stärke zurück. Hier ist der Inhalt dieses schrecklichen, ungeheuerlichen, absurden, schändlichen Briefes Wort für Wort:

»Gnädige Frau Katerina Nikolajewna!

Wie lasterhaft Sie auch durch Ihren Charakter und durch Ihr geflissentliches Zutun sind, so hätte ich doch gedacht, Sie würden Ihre Leidenschaften zügeln und wenigstens nicht Kinder zu verführen suchen. Aber, nicht einmal das zu tun schämen Sie sich. Ich teile Ihnen mit, daß das Ihnen bekannte Schriftstück bestimmt nicht an einer Kerze verbrannt ist und sich niemals in Kraffts Händen befunden hat, so daß Sie also in dieser Beziehung nichts gewonnen haben; Verderben Sie daher nicht zwecklos einen jungen Menschen. Schonen Sie ihn, er ist noch nicht volljährig, beinahe noch ein Knabe, geistig und körperlich noch unentwickelt; was können Sie an ihm haben? Ich nehme an ihm Anteil, und daher habe ich einen Versuch gemacht und an Sie geschrieben, obgleich ich nicht auf einen Erfolg hoffe. Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß ich eine Abschrift dieses Schreibens gleichzeitig an Baron Bjoring sende.

A. Wersilow«

Ich wurde blaß, als ich das las, aber dann bekam ich auf einmal einen dunkelroten Kopf, und die Lippen zitterten mir vor Empörung.

»So spricht er von mir! So verwendet er das, was ich ihm vorgestern entdeckt habe!« rief ich in hellem Zorn.

»Das ist es ja eben, daß du es ihm entdeckt hast!« rief Tatjana Pawlowna und riß mir den Brief aus der Hand.

»Aber ... ich habe ihm ja etwas anderes, etwas ganz anderes gesagt! O Gott, was muß sie jetzt von mir denken! Aber das ist ja Irrsinn! Er muß ja irrsinnig sein ... Ich bin gestern mit ihm zusammen gewesen. Wann ist denn der Brief abgeschickt?«

»Gestern am Tage ist er abgeschickt, am Abend ist er angekommen, und heute hat sie ihn mir persönlich übergeben.«

»Aber ich habe ihn gestern selbst gesehen, er ist irrsinnig! So kann Wersilow nicht schreiben; das hat ein Irrsinniger geschrieben! Wer kann an eine Frau so schreiben?«

»Solche Irrsinnigen schreiben in der Wut so, wenn Eifersucht und Ingrimme sie blind und taub machen und ihr Blut sich in scharfes Gift verwandelt ... Aber du kennst ihn noch nicht richtig, was er für ein Mensch ist! Dafür wird er jetzt auch wie eine Fliege niedergelatscht werden, so daß nur ein nasser Fleck von ihm übrigbleibt. Er legt seinen Kopf selbst unter das Beil! Da sollte er schon lieber in der Nacht nach der Nikolai-Bahn gehen und den Kopf auf die Schienen legen; dann würde er ihm abgefahren werden, wenn er schon so schwer daran zu tragen hat! Wie bist du denn auf den verrückten Gedanken gekommen, ihm das zu sagen? Wie bist du denn auf den verrückten Gedanken gekommen ihn aufzureizen? Du wolltest wohl großtun?«

»Aber was für ein Haß! Was für ein Haß!« rief ich und schlug mir mit der Hand vor den Kopf. »Und warum? warum? Gegen eine Frau! Was hat sie ihm denn Böses getan? Was mögen zwischen ihnen für Beziehungen bestanden haben, daß er einen solchen Brief hat schreiben können?«

»Haß, jawohl Haß!« wiederholte Tatjana Pawlowna meinen Ausdruck mit grimmigem Spott.

Das Blut schoß mir wieder ins Gesicht: ich glaubte auf einmal etwas ganz Neues zu verstehen; in größter Spannung sah ich sie fragend an.

»Scher dich von hier weg!« kreischte sie mit einer energischen Arm-bewegung und wandte sich schnell von mir ab. »Ich hab mich mit euch allen lange genug abgeplackt! Jetzt hab ich es satt! Soll euch alle die Erde verschlingen! ... Deine Mutter wäre noch die einzige, um die es mir leid täte ...«

Ich lief natürlich zu Wersilow. Nein, so eine Tücke! So eine Tücke!

IV

Wersilow war nicht allein. Ich schicke eine Bemerkung voraus: da er am vorhergehenden Tag einen solchen Brief an Katerina Nikolajewna abgeschickt und tatsächlich (Gott allein weiß, warum) dem Baron Bjoring eine Abschrift davon zugesandt hatte, mußte er natürlich heute im Laufe des Tages auch die bekannten »Folgen« seines Schrittes erwarten und hatte deshalb die entsprechenden Maßregeln getroffen: am Morgen hatte er Mama und Lisa (die, wie ich nachher erfuhr, schon am Morgen, weil sie sich krank fühlte, zurückgekehrt war und sich ins Bett gelegt hatte) nach oben, in den »Sarg«, umquartiert; die Zimmer aber, und namentlich unser »Salon«, waren mit besonderer Sorgfalt aufgeräumt und ausgefegt worden. Und tatsächlich erschien bei ihm um zwei Uhr nachmittags ein Baron R., Oberst, etwa vierzigjährig, von deutscher Abstammung, hochgewachsen, hager, anscheinend von bedeutender Körperkraft, ebenfalls mit rötlichem Haar wie Bjoring, nur ein wenig kahlköpfig. Er war einer jener Barone R., deren es im russischen Heer sehr viele gibt, lauter Leute, die auf ihren Stand als Barone sehr stolz sind, gar

kein Vermögen besitzen, nur von ihrem Gehalt leben, einen großen Dienstfeifer entwickeln und im Regiment ihren Mann stehen. Den Anfang ihrer Auseinandersetzungen hörte ich nicht mehr mit; beide waren sehr lebhaft – und wie hätten sie es auch nicht sein sollen! Wersilow saß am Tisch auf dem Sofa, der Baron zur Seite auf einem Lehnstuhl. Wersilow war blaß, aber er sprach mit Selbstbeherrschung, den Mund nur wenig öffnend; der Baron dagegen redete sehr laut; er neigte sichtlich zu heftigen Gesten, und hielt sich nur mit Anstrengung zurück, aber er machte ein strenges, hochmütiges, sogar verächtliches Gesicht, das jedoch auch eine gewisse Verwunderung erkennen ließ. Als er mich erblickte, zog er finster die Augenbrauen zusammen; Wersilow aber freute sich beinahe über mein Kommen.

»Guten Tag, mein Lieber! Baron, das ist eben jener sehr junge Mensch, von dem in dem Brief die Rede ist, und seien Sie überzeugt, er wird uns nicht stören; seine Anwesenheit kann uns sogar nützlich werden.« (Der Baron sah mich geringschätzig an.) »Mein Lieber«, fügte Wersilow, sich zu mir wendend, hinzu, »ich freue mich sogar darüber, daß du gekommen bist; setz dich bitte in eine Ecke, bis ich mit dem Baron fertig bin! Seien Sie unbesorgt, Baron, er wird nur still in der Ecke sitzen.«

Mir war das ganz gleichgültig, da ich meinen Entschluß bereits gefaßt hatte, und außerdem überraschte mich alles sehr; ich setzte mich schweigend in eine Ecke, möglichst tief in die Ecke hinein, und blieb so bis zum Ende des Gesprächs sitzen, ohne die Augen wegzuwenden und ohne mich zu rühren.

»Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Baron«, sagte Wersilow mit fester Stimme, jedes Wort in markanter Weise aussprechend, »daß ich Katerina Nikolajewna Achmakowa, an die ich diesen unwürdi-

gen, krankhaften Brief geschrieben habe, nicht nur für das edelste Wesen, sondern auch für den Gipfel aller Vollkommenheit halte!«

»Ein derartiger Widerruf Ihrer eigenen Worte klingt, wie ich Ihnen bereits bemerkt habe, sie eine neue Wiederholung derselben«, schrie der Baron. »Ihre Ausdrucksweise ist entschieden respektlos.«

»Und doch wird es das richtigste sein, wenn Sie meine Worte in ihrem buchstäblichen Sinne auffassen. Sehen Sie, ich leide an Anfällen und ... allerlei Störungen und mache sogar eine Kur dagegen; so ist es auch gekommen, daß ich in einem solchen Augenblick ...«

»Diese Erklärungen gehören absolut nicht hierher. Ich muß Ihnen immer wieder und wieder bemerken, daß Sie unentwegt bei Ihrer fehlerhaften Behandlung der Sache beharren; vielleicht tun Sie das sogar mit Absicht. Ich habe Sie schon gleich zu Anfang darauf aufmerksam gemacht, daß die ganze diese Dame betreffende Frage, das heißt die Frage Ihres Briefes speziell an die Generalin Achmakowa, bei unserem jetzigen Gespräch vollständig ausscheiden muß; Sie aber kommen immer wieder darauf zurück. Baron Bjoring hat mich gebeten und beauftragt, nur das, was ihn dabei persönlich betrifft, ins reine zu bringen, das heißt Ihre dreiste Zustellung dieser »Abschrift« und dann Ihr Postskriptum, daß Sie zu jeder gewünschten Genugtuung bereit seien.«

»Aber ich möchte meinen, dieses letztere ist schon ohne weitere Auseinandersetzungen klar.«

»Ich verstehe, ich höre. Sie bitten nicht einmal um Entschuldigung, sondern bleiben beharrlich bei Ihrer Erklärung, daß Sie zu jeder Genugtuung bereit seien. Aber das ist doch gar zu billig. Und darum halte ich in Anbetracht der Wendung, die Sie dem Gespräch hartnäckig geben wollen, mich schon jetzt für berechtigt, Ihnen

meinerseits alles ungeniert auszusprechen, das heißt, ich bin zu dem Schluß gelangt, daß Baron Bjoring mit Ihnen absolut nicht ... auf der Basis der Gleichberechtigung verkehren kann.«

»Eine solche Entscheidung der Frage ist natürlich für Ihren Freund, den Baron Bjoring, die vorteilhafteste, und ich muß gestehen, Sie haben mich dadurch ganz und gar nicht in Erstaunen versetzt: ich hatte das erwartet.«

Ich bemerke in Klammern: gleich bei den ersten Worten und beim ersten Blick hatte ich deutlich erkannt, daß Wersilow absichtlich einen heftigen Zusammenstoß herbeizuführen suchte, diesen nervösen Baron herausforderte und reizte und seine Geduld auf eine vielleicht gar zu harte Probe stellte. Der Baron krümmte sich ordentlich zusammen.

»Ich habe gehört, daß Sie witzig sein können, aber Witz ist noch nicht Verstand.«

»Eine sehr tief sinnige Bemerkung, Oberst.«

»Ich habe Sie nicht gebeten, mich zu loben«, schrie der Baron, »und bin nicht hergekommen, um leeres Stroh zu dreschen! Hören Sie einmal zu: Baron Bjoring war, als er Ihren Brief erhielt, sehr in Zweifel, was er tun sollte, da dieser Brief zeigte, daß der Schreiber für das Irrenhaus reif ist. Und natürlich hätten sich sogleich Mittel finden lassen, um Sie zu ... beruhigen. Aber auf Grund gewisser besonderer Erwägungen übte man gegen Sie Nachsicht, und es wurden Erkundigungen über Sie eingezogen: es ergab sich, daß Sie zwar einmal zur guten Gesellschaft gehört und bei der Garde gedient haben, daß Sie aber dann aus der Gesellschaft ausgeschlossen wurden und in einem mehr als zweifelhaften Rufe stehen. Indessen ging ich trotzdem hierher, um die Sache persönlich festzustellen,

und nun erlauben Sie sich noch zu allem ändern, ein Wortgeklingel zu machen, und erklären selbst, daß Sie gewissen Anfällen unterworfen seien ... Nun genug! Mit Rücksicht auf seinen Stand und auf seine Reputation kann Baron Bjoring sich in dieser Sache nicht so tief herablassen ... Kurz, mein Herr, ich bin bevollmächtigt, Ihnen zu eröffnen, daß, wenn in Zukunft eine Wiederholung Ihres jetzigen Benehmens oder auch nur etwas Ähnliches stattfinden sollte, man unverzüglich Mittel finden wird, um Sie zur Ruhe zu bringen, sehr schnell und zuverlässig wirkende Mittel, wie ich Ihnen versichern kann. Wir leben nicht wie die Tiere im Wald, sondern in einem wohlgeordneten Staat!«

»Sind Sie davon so fest überzeugt, mein guter Baron R.?«

»Hol's der Teufel!« rief der Baron, plötzlich aufstehend, »Sie führen mich sehr in Versuchung, Ihnen sofort zu beweisen, daß ich keineswegs Ihr »guter Baron R.« bin!«

»Ach, ich möchte Sie noch einmal darauf aufmerksam machen«, versetzte Wersilow, sich ebenfalls erhebend, »daß sich meine Frau und meine Tochter hier in der Nähe befinden ... ich möchte Sie daher bitten, nicht so laut zu sprechen, weil Ihr Geschrei zu ihnen dringen könnte.«

»Ihre Frau ... ach was! ... Wenn ich jetzt hier gesessen und mit Ihnen geredet habe, so habe ich das einzig und allein in der Absicht getan, diese widerwärtige Geschichte klarzustellen«, fuhr der Baron ebenso zornig wie vorher, und ohne seine Stimme nur im geringsten zu dämpfen, fort.

»Genug nun!« schrie er wütend. »Sie sind nicht nur aus dem Kreis der anständigen Menschen ausgeschlossen worden, sondern Sie sind auch ein Irrer, ein richtiger geistesgestörter Irrer, und haben sich

dieses Zeugnis selbst ausgestellt! Sie verdienen keine Nachsicht, und ich erkläre Ihnen, daß man noch heute in bezug auf Sie die erforderlichen Maßnahmen ergreifen und Sie an einen Ort schaffen wird, wo man schon verstehen wird, Sie wieder zur Vernunft zu bringen ... Sie werden aus der Stadt hinausgebracht werden!«

Mit schnellen, großen Schritten verließ er das Zimmer. Wersilow begleitete ihn nicht. Er stand da und sah mich zerstreut an, anscheinend ohne mich überhaupt zu bemerken; auf einmal lächelte er, schüttelte seine Haare zurück, ergriff seinen Hut und schritt ebenfalls zur Tür. Ich ergriff ihn bei der Hand.

»Ach ja, du bist auch da? Du hast es ... mit angehört?« Er blieb vor mir stehen.

»Wie konnten Sie das tun? Wie konnten Sie die Sache so verdrehen, mich so bloßstellen! ... In einer so heimtückischen Weise!«

Er sah mich unverwandt an, aber sein Lächeln wurde immer breiter und ging zuletzt geradezu in ein Lachen über.

»Ich bin beschimpft worden ... in ihrer Gegenwart! In ihrer Gegenwart! Vor ihren Augen bin ich ausgelacht worden, und er ... hat mir einen Stoß versetzt!« schrie ich ganz außer mir.

»Wirklich? Ach, du armer Junge, wie leid du mir tust ... Also du bist dort ... aus-ge-lacht worden!«

»Sie machen sich über mich lustig, Sie machen sich über mich lustig! Ihnen kommt das komisch vor!«

Er riß schnell seine Hand aus der meinigen, setzte den Hut auf und verließ lachend, jetzt bereits richtig lachend, die Wohnung. Wozu sollte ich ihm nachlaufen? Was hätte das für einen Zweck gehabt? Ich hatte alles begriffen und – alles in einem einzigen Augenblick verloren! Auf einmal erblickte ich Mama; sie war von oben heruntergekommen und sah ängstlich umher.

»Ist er weggegangen?«

Ich umarmte sie schweigend, und sie schmiegte sich fest, ganz fest an mich.

»Mama, liebe Mama, können Sie denn wirklich noch hierbleiben? Kommen Sie gleich mit fort, ich werde Sie beschützen, ich werde für Sie arbeiten wie ein Sträfling, für Sie und für Lisa ... Wir wollen uns von all diesen Menschen lossagen und weggehen. Wir wollen für uns allein leben. Mama, erinnern Sie sich noch, wie Sie mich bei Touchard besuchten und wie ich Sie nicht anerkennen wollte?«

»Ich erinnere mich, lieber Sohn; ich werde mich mein ganzes Leben lang dir gegenüber schuldig fühlen; ich hatte dich geboren und kannte dich gar nicht.«

»Er ist daran schuld, Mama; er ist an allem schuld; er hat Sie nie geliebt.«

»Doch, er hat mich geliebt.«

»Kommen Sie mit, Mama!«

»Wohin soll ich von ihm weggehen? Er ist ja doch unglücklich, nicht wahr?«

»Wo ist Lisa?«

»Sie liegt; als sie nach Hause kam, fühlte sie sich nicht wohl; ich habe Angst um sie. Sind sie denn dort aufgebracht über ihn? Was werden sie jetzt mit ihm machen? Wo ist er hingegangen? Womit hat ihm dieser Offizier hier gedroht?«

»Es wird ihm nichts passieren, Mama, ihm passiert nie etwas, ihm widerfährt nie etwas Schlimmes, das ist ganz unmöglich. Er ist nun einmal so ein Mensch! Da ist Tatjana Pawlowna, fragen Sie die, wenn Sie mir nicht glauben, da ist sie.« (Tatjana Pawlowna war plötzlich ins Zimmer getreten.) »Leben Sie wohl, Mama! Ich komme gleich wieder zu Ihnen, und wenn ich wiederkomme, werde ich Ihnen wieder dieselbe Frage vorlegen ...«

Ich lief hinaus. Ich konnte keinen Menschen sehen; das betraf nicht nur Tatjana Pawlowna. Mamas Anblick war mir geradezu eine Qual. Ich wollte allein sein, ganz allein.

V

Aber ich war noch nicht eine Straße entlanggegangen, als ich fühlte, daß ich nicht imstande war zu gehen, daß ich sinnlos gegen diese fremden, teilnahmslosen Menschen anrannte; aber wo sollte ich bleiben? Wer brauchte mich, und was brauchte ich jetzt? Mechanisch schleppte ich mich zum Fürsten Sergej Petrowitsch, ohne überhaupt an ihn zu denken. Er war nicht zu Hause. Ich sagte zu Pjotr (seinem Diener), ich wolle im Arbeitszimmer warten (wie ich es oftmals getan hatte). Das Arbeitszimmer war ein großer, sehr hoher Raum, der mit Möbeln sehr vollgestellt war. Ich ging in die

dunkelste Ecke, ließ mich dort auf ein Sofa nieder, setzte die Ellbogen auf den Tisch und stützte den Kopf in beide Hände. Ja, nun war die Frage: »Was muß ich jetzt tun?« Wenn ich damals diese Frage auch hätte formulieren können, so wäre ich doch schlechterdings nicht imstande gewesen, sie zu beantworten.

Aber ich konnte weder logisch denken noch mir klare Fragen vorlegen. Ich habe schon oben gesagt, daß ich am Ende dieser Tage von den Ereignissen fast erdrückt wurde; ich saß jetzt da, und alles drehte sich chaotisch in meinem Kopf herum. »Ja, ich habe sein ganzes Inneres gesehen und nichts davon verstanden« – dieser Gedanke schwebte mir ein paarmal vor. »Er hat mir eben ins Gesicht gelacht: aber er lachte nicht über mich; er dachte nur an Bjoring, nicht an mich. Vorgestern beim Mittagessen wußte er schon alles und war darum so finster. Er hörte meine dumme Beichte in der Kneipe an und entstellte alles auf Kosten der Wahrheit, aber was kümmerte ihn die Wahrheit? Er glaubt ja selbst kein Wort von dem, was er ihr geschrieben hat. Er wollte sie nur beleidigen, sinnlos beleidigen, ohne auch nur zu wissen, weswegen; er griff nach einem Vorwand, und den lieferte ich ihm ... Es war die Tat eines tollen Hundes! Will er etwa jetzt Bjoring töten? Warum? Sein Herz weiß warum! Ich aber weiß nichts davon, wie es in seinem Herzen aussieht ... Nein, nein, auch jetzt weiß ich es nicht. Liebt er sie wirklich so leidenschaftlich? Oder haßt er sie so leidenschaftlich? Ich weiß es nicht, aber weiß er es selbst? Was habe ich da zu Mama gesagt, daß ihm nichts Schlimmes widerfahren kann, was habe ich damit sagen wollen? Habe ich ihn verloren oder habe ich ihn nicht verloren?

... Sie hat gesehen, wie ich gestoßen wurde ... Sie hat ebenfalls gelacht; oder hat sie es nicht getan? Ich würde gelacht haben! Ein Spion bekam Schläge, ein Spion! ...

Was bedeutet das, ging es mir plötzlich durch den Kopf, was bedeutet das, daß er in diesem häßlichen Brief sagte, das Schriftstück sei überhaupt nicht verbrannt, sondern existiere noch? ...

Er wird Bjoring nicht totschießen; sicherlich sitzt er jetzt in dem Lokal und hört die Lucia! Aber vielleicht geht er danach hin und schießt Bjoring tot. Bjoring hat mir einen Stoß versetzt, er hat mich beinahe geschlagen; hat er mich geschlagen? Bjoring hält es sogar für unter seiner Würde, sich mit Wersilow zu duellieren; wird er es da etwa mit mir wollen? Vielleicht wird es notwendig sein, daß ich morgen auf der Straße auf ihn warte und ihn mit dem Revolver niederschieße ... Diesen Gedanken verfolgte ich in meinem Innern ganz mechanisch, ohne im geringsten über ihn stutzig zu werden.

Zeitweilig phantasierte ich davon, daß im nächsten Augenblick sich die Tür öffnen, Katerina Nikolajewna hereinkommen und mir die Hand reichen würde und daß wir dann beide in ein Gelächter ausbrechen würden ... »O Student, du mein lieber Student!« Das war so ein unklarer Gedanke oder vielmehr ein sehnsüchtiger Wunsch von mir, als es im Zimmer schon sehr dunkel geworden war. »Ich habe doch erst ganz vor kurzem vor ihr gestanden und ihr Lebewohl gesagt, und sie hat mir die Hand gereicht und gelacht. Wie ist es möglich gewesen, daß wir in einer so kurzen Spanne Zeit so erschreckend weit auseinandergekommen sind? Ich sollte ganz einfach zu ihr hingehen und mich unverzüglich mit ihr aussprechen, augenblicklich, ganz einfach, ganz einfach! Herrgott, wie ist es nur geschehen, daß da auf einmal eine ganz neue Welt begonnen hat! Ja, eine neue Welt, eine ganz, ganz neue Welt! ... Aber Lisa und der Fürst, die sind noch aus der alten Welt ... Da bin ich nun hier beim Fürsten. Und Mama – wie hat sie es nur fertiggebracht, mit ihm zu leben, wenn es so steht! Ich hätte es gekonnt, ich kann alles, aber sie? Was wird nun geschehen?« Und wie vom Wirbelwind getrieben, huschten die Gestalten Lisas, Anna Andrejewnas, Stebelkows, des

Fürsten, Afjerdows und vieler anderer in meinem kranken Gehirn vorbei, ohne eine Spur zu hinterlassen. Aber meine Gedanken wurden immer gestaltloser und huschten immer schneller davon; ich war froh, wenn ich einmal einen verstehen und festhalten konnte.

»Ich habe ja doch meine »Idee«!« dachte ich plötzlich, »Aber ist es auch wirklich so? Ist das auch nicht etwa nur eine auswendig gelernte Phrase? Meine Idee ist Dunkelheit und Einsamkeit, aber besteht jetzt für mich überhaupt noch eine Möglichkeit, wieder in die frühere Dunkelheit zurückzukriechen? Ach, mein Gott, ich habe ja das Schriftstück nicht verbrannt! Ich habe vorgestern ganz vergessen, es zu verbrennen. Ich will nach Hause gehen und es an einer Kerze verbrennen; es muß gerade eine Kerze sein; ich weiß nur nicht, ob ich jetzt wirklich richtig denke ...«

Es war schon längst dunkel geworden, und Pjotr brachte Kerzen herein. Er stand über mir und fragte, ob ich schon gegessen hätte. Ich machte nur eine ablehnende Handbewegung. Indessen brachte er mir eine Stunde darauf Tee, und ich trank gierig eine große Tasse voll aus. Dann erkundigte ich mich, was die Uhr sei. Es war halb neun, und ich wunderte mich nicht einmal darüber, daß ich schon fünf Stunden lang dagesessen hatte.

»Ich bin schon dreimal zu Ihnen hereingekommen«, sagte Pjotr, »aber Sie schliefen wohl.«

Ich hatte keine Erinnerung, daß er dagewesen war. Ich weiß nicht warum, aber ich bekam auf einmal einen gewaltigen Schreck darüber, daß ich geschlafen hatte, stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, um nicht wieder »einzuschlafen«, Zuletzt bekam ich heftige Kopfschmerzen. Punkt zehn Uhr trat der Fürst herein, und ich wunderte mich darüber, daß ich auf ihn gewartet hatte; ich hatte ihn vollständig vergessen, vollständig.

»Sie sind hier, und ich bin zu Ihnen hergefahren, um Sie abzuholen«, sagte er zu mir. Sein Gesicht war finster und streng und zeigte keine Spur von einem Lächeln, Seine Augen ließen einen unerschütterlichen Vorsatz erkennen, »Ich habe mich den ganzen Tag abgemüht und alle Mittel versucht«, fuhr er, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, fort, »alles ist zusammengestürzt, und die Zukunft birgt nur Schrecken ...« (NB. er war also nicht beim Fürsten Nikolai Iwanowitsch gewesen.) »Ich habe mit Shibelskij gesprochen; der Mensch ist unmöglich. Sehen Sie: zuerst muß man Geld haben, und dann werden wir sehen. Wenn aber die Beschaffung des Geldes nicht gelingt, dann ... Aber ich habe mir heute vorgenommen, an diesen Fall nicht zu denken. Heute wollen wir uns nur das Geld beschaffen; morgen werden wir dann das Weitere sehen, Ihr Spielgewinn von vorgestern ist noch unangerührt; auch nicht eine Kopeke habe ich davon genommen. Es fehlen nur drei Rubel an dreitausend. Nach Abzug Ihrer Schuld bekommen Sie dreihundertundvierzig Rubel zurück. Nehmen Sie sie und dazu noch siebenhundert, damit es tausend sind, und ich werde die übrigen zweitausend nehmen. Dann wollen wir uns bei Serschtschikow an die entgegengesetzten Enden des Tisches setzen und versuchen, zehntausend Rubel zu gewinnen, vielleicht erreichen wir etwas; und gewinnen wir nicht, dann ... Übrigens ist das das einzige, was mir noch übrigbleibt.«

Er sah mich mit einem düsteren Blick an.

»Ja, ja!« rief ich plötzlich, als wäre ich vom Tode auferstanden. »Wir wollen hinfahren. Ich habe nur auf Sie gewartet ...«

Ich bemerke, daß ich während dieser Stunden auch nicht einen Augenblick an das Roulett gedacht hatte.

»Aber das Gemeine, Unwürdige einer solchen Handlungsweise?« fragte der Fürst plötzlich.

»Was meinen Sie damit? Daß wir zum Roulett hinwollen? Das ist doch das beste Mittel!« rief ich. »Geld ist die Hauptsache! Nur wir beide, Sie und ich, sind Heilige; dagegen hat Bjoring sich verkauft, und Anna Andrejewna hat sich verkauft, und Wersilow – haben Sie gehört, daß Wersilow irrsinnig ist? Irrsinnig, irrsinnig!«

»Sind Sie nicht auch krank, Arkadij Makarowitsch? Sie haben so sonderbare Augen.«

»Sagen Sie das, um ohne mich hinzufahren? Aber ich werde mich heute nicht von Ihnen trennen. Nicht ohne Grund habe ich die ganze Nacht vom Spiel geträumt. Fahren wir, fahren wir!« rief ich, als hätte ich damit auf einmal die Rettung aus allen Schwierigkeiten gefunden.

»Nun gut, dann wollen wir hinfahren, obwohl Sie fiebern, aber dort ...«

Er sprach nicht zu Ende. Sein Gesicht hatte einen unheimlichen, schrecklichen Ausdruck. Wir waren schon beim Hinausgehen.

»Wissen Sie«, sagte er auf einmal und blieb in der Tür stehen, »daß es außer dem Spiel noch einen ändern Ausweg aus der Not gibt?«

»Was für einen?«

»Einen fürstlichen.«

»Was meinen Sie damit? Was meinen Sie damit?«

»Das werden Sie später erfahren. Nur dies zu Ihrer Kenntnis: ich bin dieses Ausweges nicht mehr würdig, es ist dazu zu spät. Wir wollen

hinfahren, aber denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe? Probieren wir es mit dem Ausweg für Lakaien ... Ich weiß ganz genau, daß ich ganz bewußt und vollständig aus freiem Willen hinfahre und wie ein Lakai handle!«

VI

Ich hatte es eilig, zum Roulett hinzukommen, als läge darin meine ganze Rettung, meine einzige Hilfe, und dabei hatte ich doch, wie schon gesagt, vor der Rückkehr des Fürsten an das Roulett gar nicht gedacht. Und ich fuhr ja nicht hin, um für mich, sondern um mit dem Geld des Fürsten für diesen zu spielen; ich kann nicht begreifen, was mich hinzog, aber es zog mich unwiderstehlich hin. Oh, niemals waren diese Menschen, diese Gesichter, diese Croupiers, diese Rufe beim Spiel, dieser ganze gemeine Saal bei Serschtschikow, niemals war mir all dies so ekelhaft, so abstoßend, so roh und trübselig erschienen wie diesmal! Ich entsinne mich sehr genau des schmerzlichen, traurigen Gefühls, das in diesen Stunden am Spiel-tisch ab und zu mein Herz ergriff. Aber warum ging ich nicht fort? Warum ertrug ich das, als hätte ich eine Aufgabe, ein Opfer, die Ausführung einer großen Tat auf mich genommen? Ich will nur soviel sagen: ich kann kaum von mir behaupten, daß ich damals bei gesundem Verstand gewesen wäre. Aber dabei hatte ich noch nie so umsichtig gespielt wie an diesem Abend. Ich war schweigsam, richtete alle meine Gedanken auf das Spiel, paßte genau auf und rechnete gewaltig; ich war geduldig und geizig und gleichzeitig schnell entschlossen in Augenblicken, die einen schnellen Entschluß verlangten. Ich hatte wieder bei Zero Platz genommen, das heißt wieder zwischen Serschtschikow und Afjerdow, der immer rechts von Serschtschikow zu sitzen pflegte; dieser Platz war mir widerwärtig, aber ich wollte unbedingt auf Zero setzen, und alle übrigen Plätze

bei Zero waren besetzt. Wir spielten schon über eine Stunde; schließlich sah ich von meinem Platz aus, daß der Fürst plötzlich aufstand und ganz blaß im Gesicht zu uns herüberkam und vor mir, an der gegenüberliegenden Seite des Tisches, stehenblieb: er hatte alles verloren und sah schweigend meinem Spiel zu, übrigens wahrscheinlich ohne etwas davon zu verstehen und sogar ohne überhaupt an das Spiel zu denken. Zu dieser Zeit fing ich gerade an zu gewinnen, und Serschtschikow zahlte mir Geld aus. Auf einmal nahm Afjerdow schweigend vor meinen Augen in der unverschämtesten Weise einen meiner Hundertrubelscheine weg und vereinigte ihn mit dem Geldpäckchen, das vor ihm lag. Ich schrie auf und ergriff ihn am Arm. Und da geschah mit mir etwas, was ich selbst in keiner Weise erwartet hatte: ich riß mich gleichsam von einer Kette los; es war, als ob alle Schrecken und Kränkungen dieses Tages sich plötzlich in diesem einen Augenblick, in diesem Verschwinden des Hundertrubelscheines konzentrierten. Es war, als hätte alles, was sich in meinem Innern angesammelt und dort unter starkem Druck gelegen hatte, nur auf diesen Augenblick gewartet, um hervorzubrechen.

»Er ist ein Dieb: er hat mir einen Hundertrubelschein gestohlen!« schrie ich auf und blickte ganz außer mir im Kreise um mich herum.

Ich kann den Aufruhr, der sich nun erhob, gar nicht beschreiben; ein solcher Skandal war hier etwas vollständig Neues. Bei Serschtschikow pflegten sich die Besucher anständig zu benehmen, und sein Spielzirkel hatte dadurch einen guten Ruf. Aber ich hatte mich nicht mehr in der Gewalt. Mitten durch den Lärm und das Geschrei hörte man auf einmal Serschtschikows Stimme:

»Uns fehlt auch Geld, hier hat es gelegen! Vierhundert Rubel!«

Es war gleichzeitig noch eine andere Geschichte passiert: gerade vor Serschtschikows Nase war Geld aus der Bank weggekommen, ein Päckchen mit vierhundert Rubeln. Serschtschikow wies auf die Stelle, wo sie gelegen hatten: »Diesen Augenblick haben sie noch hier gelegen«, und diese Stelle war gerade neben mir, neben der Stelle, wo mein Geld lag, das heißt weit näher bei mir als bei Afjerdow.

»Hier ist der Dieb! Das hat er ebenfalls gestohlen; visitieren Sie ihn!« schrie ich, auf Afjerdow zeigend.

»Das kommt alles daher«, ließ sich eine kräftige, energische Stimme inmitten des allgemeinen Tumults vernehmen, »daß hier Leute hereinkommen, die niemand kennt. Es werden Leute ohne Empfehlungen zugelassen! Wer hat ihn denn eingeführt? Was ist er für ein Mensch?«

»Ein gewisser Dolgorukij.«

»Ein Fürst Dolgorukij?«

»Fürst Sokolskij hat ihn eingeführt«, rief jemand.

»Hören Sie, Fürst«, brüllte ich ihm in meiner Wut über den Tisch hinüber zu, »man hält mich hier für einen Dieb, während ich doch selbst hier in diesem Augenblick bestohlen worden bin! Sagen Sie ihnen doch, sagen Sie ihnen doch, wer ich bin!«

Und nun ereignete sich das Schrecklichste von allem, was an diesem ganzen Tage geschehen war ... ja das Schrecklichste, was ich je erlebt habe: der Fürst verleugnete mich. Ich sah, wie er mit den Achseln zuckte, und hörte, wie er auf die Fragen, mit denen man ihn von allen Seiten bestürmte, mit scharfer, klarer Stimme antwortete:

»Ich stehe für niemand ein. Ich bitte, mich in Ruhe zu lassen.«

Unterdessen stand Afjerdow mitten in dem Schwärm und forderte laut, man solle ihn visitieren. Er wendete selbst seine Taschen um. Aber man rief ihm auf seine Forderung zu: »Nein, nein, wir wissen schon, wer der Dieb ist!«

Zwei herbeigerufene Diener ergriffen mich von hinten bei den Armen.

»Ich lasse mich nicht visitieren, das dulde ich nicht!« schrie ich und suchte mich loszureißen.

Aber ich wurde in ein Nebenzimmer geschleppt und dort mitten in dem Menschenhaufen vollständig bis auf die letzte Falte visitiert. Ich schrie und sträubte mich.

»Er hat es gewiß von sich geworfen, man muß auf dem Fußboden nachsuchen«, bemerkte einer.

»Wo soll man jetzt auf dem Fußboden suchen?«

»Er hat gewiß noch Zeit gefunden, es unter den Tisch zu werfen!«

»Jetzt ist da nichts mehr zu machen.«

Ich wurde hinausgeführt, aber es gelang mir noch, in der Tür stehenzubleiben, und in sinnloser Wut schrie ich, so daß es durch den ganzen Saal schallte:

»Das Roulett ist polizeilich verboten. Noch heute werde ich Sie alle anzeigen!«

Man führte mich nach unten, zog mir meinen Pelz an und ... machte mir die Haustür auf.

Neuntes Kapitel

I

Der Tag hatte mit einer Katastrophe geendet, aber es blieb noch die Nacht. Hier meine Erinnerungen an die Ereignisse dieser Nacht.

Ich glaube, es war eben Mitternacht vorbei, als ich auf die Straße trat. Die Nacht war hell, still und kalt. Ich lief beinahe und hatte es furchtbar eilig, aber – ich schlug nicht die Richtung nach Hause ein. »Warum soll ich nach Hause gehen? Kann es denn jetzt für mich ein Zuhause geben? Die Menschen in jenem Hause *leben*; ich würde morgen aufwachen, um ebenfalls weiterzuleben – aber ist das etwa jetzt für mich möglich? Mein Leben ist zu Ende; weiterzuleben ist für mich jetzt unmöglich.« So irrte ich in den Straßen umher, ohne im geringsten darauf zu achten, wohin ich ging, und ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt irgendwohin wollte. Es war mir sehr heiß, und ich schlug alle Augenblicke meinen schweren Schuppenpelz auseinander. »Jetzt gibt es für mich keine Tätigkeit mehr, die irgendeinen Zweck haben könnte«, das war damals meine Empfindung. Und sonderbar: es schien mir, als gehöre alles ringsumher, sogar die Luft, die ich atmete, gewissermaßen einem ändern Weltkörper an, als befände ich mich plötzlich auf dem Mond. Alles dies, die Stadt, die Passanten, der Gehsteig, auf dem ich lief, alles dies gehörte *nicht mehr mir*. »Das da ist der Schloßplatz, das da ist die Isaakskirche«, dachte ich undeutlich, »aber die gehen mich jetzt nichts mehr an«, alles war mir gewissermaßen fremd geworden, alles

gehörte auf einmal *nicht mehr mir*. »Ich habe Mama, ich habe Lisa, nun ja; aber was sind mir jetzt Lisa und meine Mutter? Es ist alles zu Ende, alles ist mit einem Schlag zu Ende; nur das eine bleibt bestehen: daß ich lebenslänglich ein Dieb bin.

Wodurch soll ich beweisen, daß ich kein Dieb bin? Ist das jetzt überhaupt möglich? Soll ich nach Amerika gehen? Was kann ich dadurch beweisen? Wersilow wird der erste sein, der glaubt, daß ich gestohlen habe! Und meine »Idee«? Was für eine »Idee«? Was hat die »Idee« jetzt noch zu bedeuten? Wenn ich nach fünfzig Jahren, nach hundert Jahren auf der Straße ginge, so würde sich immer jemand finden, der mit dem Finger auf mich wies und sagte: »Das ist ein Dieb. Er hat die Verwirklichung seiner Idee damit begonnen, daß er beim Roulett stahl ...«

War ich von Ingrim erfüllt? Ich weiß es nicht; Vielleicht ja. Sonderbar: ich habe immer, vielleicht schon von meiner frühesten Kindheit an, eine besondere Charaktereigentümlichkeit gehabt: wenn mir jemand etwas Böses antat, dabei alles Maß überschritt, mich auf das tiefste beleidigte, so wurde bei mir ein unbezwingliches Verlangen rege, mich der Beleidigung passiv zu fügen und sogar den Wünschen des Beleidigers entgegenzukommen: »Da! Sie haben mich gedemütigt, also will ich mich selbst noch tiefer demütigen; sehen Sie her, weiden Sie sich an dem Anblick!« Touchard schlug mich und wollte mir zeigen, daß ich ein Lakai und kein Senatorensohn sei, und siehe da, ich übernahm sofort von selbst die Rolle eines Lakaien. Ich reichte ihm nicht nur beim Ankleiden die Kleider zu, sondern ergriff auch aus freien Stücken die Bürste und bürstete ihm das letzte Stäubchen ab, ohne daß er mich darum gebeten oder es mir befohlen hätte; ich lief manchmal von selbst in lakaienhaftem Eifer mit der Bürste hinter ihm her, um ein letztes Fusselchen von seinem Frack zu entfernen, so daß er selbst manchmal Einhalt gebot: »Laß nur gut sein, Arkadij, laß nur gut sein!« Wenn

er manchmal nach Hause kam und seinen Rock auszog, säuberte ich diesen, legte ihn sorgsam zusammen und schlug ihn in ein kariertes Seidentuch. Ich wußte, daß meine Kameraden sich deshalb über mich lustig machten und mich verachteten, sehr genau wußte ich das, aber das war mir ganz recht: »Wenn man will, daß ich ein Lakai bin, nun, dann bin ich eben ein Lakai, und wenn man will, daß ich ein Knecht bin, dann bin ich eben ein Knecht.« Einen derartigen passiven Haß und heimlichen Ingrimme konnte ich jahrelang in mir bewahren. Und wie war es jetzt? Bei Serschtschikow hatte ich in heller Wut durch den ganzen Saal geschrien: »Ich werde alle anzeigen, das Roulett ist polizeilich verboten!« Und ich kann versichern, daß auch da etwas Ähnliches vorlag: man hatte mich erniedrigt, mich visitiert, mich für einen Dieb erklärt, mich moralisch getötet – »nun, so mögen Sie es denn alle wissen, daß Sie es erraten haben; ich bin nicht nur ein Dieb, sondern auch ein Denunziant!« Jetzt bei der Rückerinnerung lege ich mir die Sache so zurecht und erkläre sie mir in dieser Weise; damals aber war mir durchaus nicht nach einer Analyse zumute; ich schrie das damals ohne jede Absicht und hatte eine Sekunde vorher nicht einmal gewußt, daß ich es schreien würde; ich tat es ganz unwillkürlich, das war eben so ein *eigentümlicher* Zug in meiner Seele.

Während ich so lief, hatte das Fieber bei mir zweifellos schon begonnen, aber ich erinnere mich genau, daß ich mit Bewußtsein handelte. Dabei aber kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß eine richtige Kette von Gedanken und Schlußfolgerungen für mich schon damals ein Ding der Unmöglichkeit war; ich fühlte sogar in jenen Augenblicken im stillen selbst, daß ich manche Gedanken bilden konnte, andere aber absolut nicht. Ebenso trugen manche meiner damaligen Entschlüsse, obgleich ich sie bei klarem Bewußtsein gefaßt hatte, nicht die geringste Logik in sich. Ja noch mehr: ich erinnere mich recht wohl, daß ich in manchen Augenblicken mir der Unsinnigkeit dieses oder jenes Entschlusses völlig bewußt war und doch gleichzeitig mit vollem Bewußtsein zu seiner Ausfüh-

rung schreiten konnte. Ja, ich war in jener Nacht sehr nahe daran, ein Verbrechen zu begehen, und es war nur ein Zufall, daß ich es nicht tat.

Mir ging auf einmal eine Bemerkung durch den Kopf, die Tatjana Pawlowna über Wersilow gemacht hatte: er solle an die Nikolaibahn gehen und den Kopf auf die Schienen legen, da würde er ihm schon abgefahren werden. Dieser Gedanke bemächtigte sich einen Augenblick lang meiner ganzen Empfindungen, aber ich verscheuchte ihn sofort wieder mit einem Gefühl des Schmerzes: »Wenn ich den Kopf auf die Schienen legte und stürbe, dann würden die Leute morgen sagen: »Das hat er deswegen getan, weil er gestohlen hat, er hat es aus Schamgefühl getan« – nein, um keinen Preis!« Und siehe da, in diesem Augenblick empfand ich plötzlich einen furchtbaren Eingrimm. »Was nun?« ging es mir durch den Kopf. »Rechtfertigen kann ich mich auf keine Weise mehr, ein neues Leben anzufangen ist ebenfalls unmöglich; daher will ich mich darein fügen, ein Lakai zu werden, ein Hund, ein gemeines Insekt, ein Denunziant, ein richtiger Denunziant, und dann will ich mich ganz in der Stille vorbereiten und eines Tages alles plötzlich in die Luft sprengen, alles vernichten, alle, Schuldige und Unschuldige, und dann werden es alle auf einmal erfahren, daß das eben jener selbe Mensch gewesen ist, den sie einen Dieb genannt haben ... und dann will ich auch mir selbst das Leben nehmen.«

Ich erinnere mich nicht, wie ich beim Umherlaufen in eine Seitengasse irgendwo in der Nähe des Konnogwardejskij -Boulevards hineingeraten war. In dieser Seitengasse zogen sich an beiden Seiten, auf eine Strecke von fast hundert Schritten, steinerne Mauern hin, durch welche die Hinterhöfe abgeschlossen wurden. Hinter einer solchen Mauer linker Hand erblickte ich einen gewaltigen Stapel Holz; es war ein langer Stapel, wie man sie auf Holzhöfen sieht, und er überragte die Mauer um gut eine Sashen. Ich blieb auf einmal

stehen und begann nachzudenken. Ich hatte ein kleines silbernes Etui mit Wachszündhölzchen in der Tasche bei mir. Ich wiederhole, ich war mir damals ganz genau dessen bewußt, was ich überlegte und was ich tun wollte, und habe es auch jetzt im Gedächtnis, aber warum ich das tun wollte – das weiß ich nicht, weiß ich absolut nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich auf einmal ein sehr starkes Verlangen danach bekam. »Auf die Mauer hinaufzusteigen ist sehr wohl möglich«, sagte ich mir; es traf sich, daß nur zwei Schritte von mir entfernt in der Mauer sich ein Tor befand, das wahrscheinlich ganze Monate lang fest verschlossen zu bleiben pflegte. »Wenn man unten auf den Vorsprung tritt«, dachte ich weiter, »so kann man an den oberen Rand des Tors fassen und auf die Mauer selbst hinaufsteigen – und niemand wird es bemerken; es ist ja kein Mensch da, ringsum ist alles still! Und dann setze ich mich oben auf die Mauer und kann das Holz ganz vorzüglich anzünden; ich brauche nicht einmal innen hinunterzusteigen, da das Holz beinahe an die Mauer stößt. Infolge der Kälte wird es noch besser brennen; ich brauche mit der Hand nur ein Birkenscheit herauszuziehen ... und ein Scheit herauszuziehen wird gar nicht erforderlich sein: ich kann einfach, während ich auf der Mauer sitze, mit der Hand von einem Scheit Birkenholz die Rinde abreißen, sie mit einem Zündholz anstecken und in das Holz schieben, dann ist das Feuer fertig. Ich aber springe hinunter und gehe davon; ich brauche nicht einmal zu laufen, weil das Feuer lange Zeit nicht bemerkt werden wird ...« So überlegte ich das alles und – hatte plötzlich meinen Entschluß gefaßt. Ich empfand darüber ein ganz besonderes Vergnügen, einen hohen Genuß und stieg hinauf. Ich war ein vorzüglicher Kletterer: Turnen war schon auf dem Gymnasium meine Spezialität gewesen, aber ich hatte Überschule an; und das erschwerte die Sache. Indes gelang es mir doch, indem ich mich mit der einen Hand an einem kaum bemerkbaren Vorsprung oben festhielt, mich hochzuziehen, und ich streckte schon die andere Hand aus, um den oberen Rand der Mauer zu fassen, als ich auf einmal ausrutschte und rücklings herunterfiel. Ich nehme an, daß ich mit dem Hinterkopf auf die Erde schlug

und wohl ein oder zwei Minuten lang ohne Bewußtsein dalag. Als ich wieder zu mir kam, schlug ich mechanisch meinen Pelz vorn übereinander, da ich auf einmal ein unerträgliches Kältegefühl verspürte, und ohne noch recht zu wissen, was ich tat, kroch ich in einen Winkel des Tores und kauerte mich, ganz zusammengekrümmt, in die Nische zwischen dem Tor und der vorspringenden Mauer. Meine Gedanken verwirrten sich, und wahrscheinlich schlummerte ich sehr schnell ein. Jetzt habe ich eine traumhafte Erinnerung daran, daß auf einmal ein tiefer, schwerer Glockenschlag an mein Ohr drang und ich mit Genuß nach ihm hinzuhorchen begann.

II

Die Glocke tat alle zwei oder drei Sekunden einen festen, kräftigen Schlag, aber dies war kein Sturmläuten, sondern ein angenehmer, schwimmender Ton, und ich merkte auf einmal, daß das ein bekannter Ton war und daß da in der Nikolaikirche geläutet wurde, in der roten Kirche gegenüber von Touchard, einer altertümlichen, mir gut erinnerlichen Moskauer Kirche, die noch unter Alexej Michailowitsch gebaut und mit allerlei Ornamenten, vielen Kuppeln und Säulen geschmückt ist; auch wurde ich mir bewußt, daß jetzt eben die Osterwoche vorbei war und an den dürftigen Birken im Vorgarten des Touchardschen Hauses schon junge, grüne Blättchen zittern. Die helle Sonne des späten Nachmittags schickt ihre schrägen Strahlen in unser Klassenzimmer, und bei mir, in meinem kleinen, links gelegenen Zimmerchen, wohin mich Touchard schon vor einem Jahr von den »Grafen- und Senatorenöhnen« hinweg verbannt hatte, sitzt eine Besucherin. Ja, bei mir, dem elternlosen Knaben, war auf einmal eine Besucherin erschienen – zum erstenmal, seit ich bei Touchard war. Ich hatte diese Besucherin sofort bei

ihrem Eintritt erkannt: es war Mama. Und doch hatte ich sie seit der Zeit, wo sie mich in der Dorfkirche an der Feier des Abendmahls hatte teilnehmen lassen und die Taube durch die Kuppel geflogen war, kein einziges Mal mehr gesehen. Wir saßen beide allein in meinem Zimmerchen, und ich betrachtete sie mit seltsamen Blicken. Später, viele Jahre nachher, erfuhr ich, daß sie damals von Wersilow, der plötzlich ins Ausland gereist war, zurückgelassen und mit ihren eigenen, kümmerlichen Mitteln *auf eigene Faust* nach Moskau gekommen war, fast ohne Wissen der Familie, deren Obhut man sie damals anvertraut hatte, und das einzig und allein, um mich wiederzusehen. Sonderbar war auch, daß sie, nachdem sie ins Haus gekommen war und mit Touchard gesprochen hatte, mir selbst kein Wort darüber sagte, daß sie meine Mutter sei ... Sie saß neben mir, und wie ich mich erinnere, wunderte ich mich sogar darüber, daß sie so wenig sprach. Sie hatte ein Bündelchen bei sich und band es auf: es kamen sechs Apfelsinen, einige Pfefferkuchen und zwei gewöhnliche Franzbrote zum Vorschein. Ich fühlte mich durch die Franzbrote beleidigt und erklärte mit hochmütiger Miene, die »Beköstigung« sei hier bei uns sehr gut und wir bekämen täglich zum Tee jeder ein ganzes Franzbrot.

»Das tut ja nichts, lieber Junge, ich habe in meiner Einfalt gedacht: »Vielleicht bekommen sie da in der Schule schlecht zu essen«, nimm es nur, Kind!«

»Auch Antonina Wassiljewna« (Touchards Frau) »wird es übelnehmen. Meine Mitschüler werden sich ebenfalls über mich lustig machen ...«

»Du willst sie wohl gar nicht nehmen? Aber vielleicht ißt du sie doch?«

»Na, meinerwegen, lassen Sie sie hier!«

Aber ich rührte die mitgebrachten Eßsachen gar nicht an; die Apfelsinen und Pfefferkuchen lagen vor mir auf einem Tischchen, ich aber saß mit niedergeschlagenen Augen da, machte jedoch eine großartige, würdevolle Miene. Wer weiß, vielleicht wünschte ich auch, es sie merken zu lassen, daß ich mich ihres Besuches vor meinen Mitschülern schämte, ihr wenigstens ein klein bißchen zu verstehen zu geben: »Du blamierst mich und hast nicht einmal Verständnis dafür!« Oh, ich lief schon damals mit der Bürste hinter Touchard her, um ihm die Stäubchen abzubürsten! Ich malte mir auch aus, wieviel Spöttereien ich von den andern Knaben würde zu ertragen haben, sobald sie weggegangen wäre, und vielleicht von Touchard selbst – und nicht das geringste gute Gefühl regte sich in meinem Herzen. Nur mit Seitenblicken betrachtete ich ihr dunkles, recht altes Kleid, ihre ziemlich groben Hände, welche wie die einer Magd aussahen, ihre sehr plumpen Schuhe und das stark abgemagerte Gesicht; ihre Stirn war schon von kleinen Runzeln durchfurcht, und trotzdem sagte Antonina Wassiljewna nachher am Abend nach ihrem Weggehen zu mir: »Ihre Mama ist gewiß einmal sehr hübsch gewesen.«

So saßen wir da, und auf einmal kam Agafja mit einem Tablett herein, auf dem eine Tasse Kaffee stand. Es war die Zeit nach dem Mittagessen, und Herr und Frau Touchard tranken immer um diese Zeit bei sich in ihrem Wohnzimmer Kaffee. Aber Mama dankte und nahm die Tasse nicht: wie ich später erfuhr, trank sie damals überhaupt keinen Kaffee, weil er ihr Herzklopfen verursachte. Die Sache war die, daß die Touchards schon den Besuch meiner Mutter und die ihr erteilte Erlaubnis, mich zu sehen, im stillen offenbar für eine außerordentliche Herablassung von ihrer Seite hielten, so daß sie nun gar die meiner Mutter geschickte Tasse Kaffee sozusagen als eine edle Tat der Humanität betrachteten, eine Tat, die ihren zivilisierten Gefühlen und ihrer westeuropäischen Denkweise die größte Ehre machte. Und nun mußte es gerade passieren, daß Mama den Kaffee ablehnte.

Ich wurde zu Touchard gerufen, und er befahl mir, alle meine Hefte und Bücher zu nehmen und sie meiner Mama zu zeigen: »Damit sie sieht, wieviel Kenntnisse Sie in meinem Institut schon erworben haben.« Antonina Wassiljewna aber verzog den Mund und sagte übelnehmerisch und spöttisch zu mir:

»Ihrer maman scheint unser Kaffee nicht zuzusagen.«

Ich suchte meine Hefte zusammen und trug sie zu Mama hin, die auf mich wartete, vorbei an den »Grafen- und Senatorenöhnen«, die sich im Klassenzimmer zusammendrängten und mich und Mama betrachteten. Mir aber machte es sogar Freude, Touchards Weisung mit buchstäblicher Genauigkeit auszuführen. Ich begann geradezu methodisch meine Hefte aufzuschlagen und zu erklären: »Dies hier sind Aufgaben aus der französischen Grammatik, dies hier Diktate, dies hier ist die Konjugation der Hilfszeitwörter avoir und être; das ist aus der Geographie, eine Beschreibung der Hauptstädte Europas und der ändern Erdteile« und so weiter und so weiter. Ich setzte ihr das etwa eine Stunde lang oder länger mit meiner gleichmäßigen Knabenstimme auseinander, wobei ich die Augen sittsam niederschlug. Ich wußte, daß Mama von den Wissenschaften nichts verstand und vielleicht nicht einmal schreiben konnte, aber gerade deswegen gefiel mir meine Rolle so gut. Indes vermochte ich nicht, sie zu ermüden – sie hörte, ohne mich zu unterbrechen, alles mit der größten Aufmerksamkeit und sogar mit einer Art Andacht an, so daß mir selbst schließlich die Sache langweilig wurde und ich aufhörte; ihr Blick war übrigens traurig, und ihr Gesicht trug einen schmerzlichen Ausdruck.

Endlich erhob sie sich, um fortzugehen; auf einmal trat Touchard selbst herein und fragte sie mit dumm-wichtiger Miene, ob sie mit den Fortschritten ihres Sohnes zufrieden sei. Mama murmelte ein paar unzusammenhängende Worte und bedankte sich; auch Anto-

nina Wassiljewna trat herzu. Meine Mutter begann nun beide zu bitten: »Verlassen Sie die arme Waise nicht, er ist ja jetzt so gut wie eine Waise, erweisen Sie ihm Ihr Wohlwollen ...«, und mit Tränen in den Augen verneigte sie sich vor ihnen beiden, vor jedem einzeln, vor jedem mit einer tiefen Verbeugung, so wie sich eben »einfache Leute« verneigen, wenn sie mit irgendeiner Bitte zu vornehmen Herrschaften kommen. Herr und Frau Touchard hatten das nicht erwartet, und Antonina Wassiljewna wurde sichtlich milder gestimmt und änderte natürlich ihre Schlußfolgerung hinsichtlich der Tasse Kaffee. Touchard gab mit betonter Würde die humane Antwort, er mache zwischen den Kindern keinen Unterschied; sie seien hier sämtlich seine Kinder und er ihr Vater, und ich stünde bei ihm fast auf der gleichen Stufe mit den Senatoren- und Grafensöhnen, und man müsse das zu schätzen wissen und so weiter und so weiter. Mama verneigte sich nur, wurde aber verlegen; schließlich wandte sie sich zu mir und sagte, während Tränen in ihren Augen glänzten: »Leb wohl, lieber Junge!«

Sie küßte mich, das heißt, ich gestattete ihr, mich zu küssen. Offenbar hätte sie mich gern immer wieder und wieder geküßt, umarmt und an sich gedrückt, aber ob sie sich nun selbst vor den Leuten genierte oder aus irgendeinem andern Grund traurig war oder merkte, daß ich mich ihrer schämte, genug, sie verbeugte sich noch einmal vor Herrn und Frau Touchard und ging dann eilig zur Tür. Ich blieb auf meinem Platz stehen.

»Mais suivez donc votre mère!« sagte Antonina Wassiljewna. »Il n'a pas de coeur cet enfant!«

Touchard antwortete ihr mit einem Achselzucken, was natürlich bedeutete: »Es hat schon seinen guten Grund, daß ich ihn wie einen Lakaien behandle.«

Ich ging gehorsam hinter Mama her die Treppe hinab; wir traten auf die Außentreppe. Ich wußte, daß jetzt alle uns durch das Fenster beobachteten. Mama wandte sich nach der Kirche hin und bekreuzigte sich dreimal unter tiefen Verbeugungen, ihre Lippen zuckten; der tiefe Ton einer Glocke erscholl klangvoll und in gemessenen Abständen vom Glockenturm. Mama wandte sich zu mir, und nun konnte sie sich nicht mehr bezwingen: sie legte mir ihre beiden Hände auf den Kopf, beugte sich über mich und weinte.

»Mamachen, hören Sie auf ... ich muß mich ja schämen ... sie sehen ja jetzt alle aus dem Fenster nach uns her ...«

Sie fuhr zusammen und sagte eilig:

»Gott der Herr ... Gott der Herr sei mit dir ... die himmlischen Engel mögen dich behüten und die allerheiligste Mutter Gottes und der heilige Nikolai ... Herrgott, Herrgott!« sagte sie mehrmals schnell hintereinander und bekreuzigte mich dabei, bemüht, recht viele und recht große Kreuze über mich zu machen. »Mein Täubchen, mein liebes Kind! Ja, warte mal, Täubchen ...«

Sie steckte hastig die Hand in die Tasche und zog ein Tuch heraus, ein blaukariertes Tuch, in welches an einer Ecke ein Knoten gebunden war; sie machte sich daran, den Knoten zu öffnen, aber er wollte sich nicht öffnen lassen ...

»Nun, es schadet nichts, nimm das ganze Tuch; es ist sauber, du kannst es vielleicht gebrauchen; es sind vier Zwanziger darin, vielleicht hast du einmal Geld nötig. Verzeih mir, Täubchen, mehr habe ich gerade selbst nicht ... verzeih, mein Täubchen!«

Ich nahm das Tuch und wollte schon erwidern, daß von Herrn Touchard und Antonina Wassiljewna sehr gut für uns gesorgt werde

und wir nichts weiter brauchten, aber ich unterdrückte diese Antwort und nahm das Tuch an. Noch einmal bekreuzigte sie mich, noch einmal flüsterte sie ein Gebet, und auf einmal – und auf einmal verneigte sie sich auch vor mir, ganz ebenso wie oben in der Wohnung vor den Touchards, mit einer tiefen, langsamen, langen Verbeugung – ich werde das nie vergessen! Ich zuckte ordentlich zusammen und wußte selbst nicht, warum. Was wollte sie mit dieser Verbeugung sagen? Bekannte sie damit ihre Schuld mir gegenüber, wie ich mir das einmal lange nachher zurechtlegte – ich weiß es nicht. Aber damals war es mir um so peinlicher, als ich mir sagte: ›Von dort sehen sie alle zu, und Lambert wird mich am Ende dafür hauen.«

Endlich ging sie fort. Die Apfelsinen und Pfefferkuchen hatten, noch ehe ich wieder hereinkam, die Senatoren- und Grafensöhne aufgegessen, und die vier Zwanziger nahm mir Lambert sogleich weg; dafür kauften sie sich in einer Konditorei Kuchen und Schokolade und gaben mir nicht einmal etwas davon ab.

Ein halbes Jahr war vergangen, und der Oktober mit seinem Wind und Regen war schon gekommen. An Mama dachte ich gar nicht mehr. Oh, damals war schon der Haß, ein dumpfer Haß gegen alles, in mein Herz gedrungen und hatte es ganz durchtränkt; ich büstete zwar Touchard wie früher ab, aber ich haßte ihn bereits mit aller Kraft und täglich immer mehr und mehr. Und siehe da, eines Tages in der melancholischen Zeit der Abenddämmerung kramte ich aus irgendeinem Grund in meinem Kommodenkasten herum und erblickte auf einmal in einer Ecke Mamas blaues Batisttuch; es hatte dort, seit ich es hingeworfen, unbeachtet gelegen. Ich nahm es heraus und besah es mit einer gewissen Neugier; der eine Zipfel des Tüchleins bewahrte noch vollständig die Spuren des früher hineingebundenen Knotens und sogar den deutlich ausgeprägten Abdruck einer Geldmünze; übrigens legte ich das Tuch wieder an seinen

Platz und schob den Kasten hinein. Das war am Vorabend eines Sonntags, und die Glocke läutete zum Spätgottesdienst. Die Zöglinge waren schon nach dem Mittagessen nach Hause zu ihren Familien gefahren, aber Lambert blieb diesmal über Sonntag da, weil er – ich weiß nicht warum nicht abgeholt worden war. Er prügelte mich zwar auch damals noch von Zeit zu Zeit wie früher, teilte mir aber schon sehr vieles vertraulich mit und konnte den Umgang mit mir nicht entbehren. Wir redeten den ganzen Abend über von Lepage'schen Pistolen, die weder der eine noch der andere von uns jemals gesehen hatte, von Tscherkessensäbeln und den Hieben, die man damit führen könne, und wie schön es sei, eine Räuberbande zu gründen, und zuletzt ging Lambert zu seinem Lieblingsgespräch über, das heißt zu einem gewissen schmutzigen Thema, wobei ich gewöhnlich, obwohl ich mich im stillen wunderte, doch sehr gern zuhörte. Diesmal aber wurde es mir plötzlich unerträglich, und ich sagte ihm, ich hätte Kopfschmerzen. Um zehn Uhr legten wir uns schlafen; ich zog mir die Bettdecke über den Kopf und holte unter dem Kissen das blaue Tüchlein hervor: ich hatte es aus irgendeinem Grund eine Stunde vorher wieder aus dem Schubkasten geholt und es, sobald unsere Betten aufgedeckt waren, unter das Kissen geschoben. Ich drückte es sogleich an mein Gesicht und begann es plötzlich zu küssen: »Mama, Mama«, flüsterte ich, und bei dieser Erinnerung hatte ich ein Gefühl, als ob mir die Brust in einem Schraubstock zusammengepreßt würde. Ich machte die Augen zu und sah ihr Gesicht mit den zuckenden Lippen vor mir, als sie sich, nach der Kirche hingewandt, bekreuzigte und darin mich bekreuzigte und ich zu ihr sagte: »Ich muß mich ja schämen, sie sehen alle nach uns her.« »Mama, Mamachen, ein einziges Mal im Leben bist du bei mir gewesen ... Mamachen, wo bist du jetzt, nachdem du mich von so weit her besucht hast? Denkst du jetzt an deinen armen Jungen, zu dem du gekommen warst? ... Zeig dich mir wenigstens noch ein einziges kleines Mal, erscheine mir wenigstens im Traum, damit ich dir sagen kann, wie lieb ich dich habe, damit ich dich umarmen und deine blauen Augen küssen und dir sagen kann, daß ich mich

deiner jetzt ganz und gar nicht schäme und daß ich dich auch damals liebgehabt habe und daß mir das Herz damals weh tat und ich nur äußerlich wie ein Lakai dasaß. Du wirst es nie erfahren, Mama, wie lieb ich dich damals gehabt habe! Liebes Mamachen, wo bist du jetzt? Hörst du mich? Mama, Mama, denkst du auch wohl noch an die Taube in der Dorfkirche?»

»Hol's der Teufel ... Was hat er nur!« brummt Lambert von seinem Bett her. »Warte, ich zeig dir's! Läßt einen nicht schlafen ...« Er springt schließlich aus dem Bett, läuft zu mir hin und versucht, mir die Bettdecke wegzureißen, aber ich habe sie mir um den Kopf gewickelt und halte sie mit aller Anstrengung fest.

»Du flennst ja, was flennst du denn, du Schafskopf? Da hast du was?« Mit diesen Worten haut er auf mich los, schlägt mich schmerzhaft mit der Faust auf den Rücken, in die Seite, immer schmerzhafter und schmerzhafter, und ... ich mache auf einmal die Augen auf ...

Es ist schon recht hell geworden, die Eisnadeln blitzen in der Kälte auf dem Schnee und an der Mauer ... Ich sitze zusammengekrümmt, kaum noch lebendig, erstarrt in meinem Pelz da, und es steht jemand über mir und weckt mich, indem er laut schimpft und mich mit der Spitze des rechten Fußes schmerzhaft in die Seite stößt. Ich richte mich auf und sehe: es ist ein Mann in einem kostbaren Bärenpelz, mit einer Zobelmütze, mit schwarzen Augen, mit pechschwarzem, stutzerhaftem Backenbart, mit gebogener Nase, mit weißen, mich angrinsenden Zähnen, mit einem weißen und roten Gesicht, das wie eine Maske aussieht ... Er hat sich ganz nahe über mich gebeugt, und bei jedem Atemzug strömt in der Kälte Dampf aus seinem Mund.

»Ganz erstarrt ist er, du besoffenes Vieh, du Schafskopf! Du wirst hier erfrieren wie ein Hund; steh auf! Steh auf!«

»Lambert!« schreie ich.

»Wer bist du denn?«

»Dolgorukij.«

»Zum Teufel, was für ein Dolgorukij?«

»Einfach Dolgorukij! ... Touchard ... Ich bin der, dem du in dem Restaurant die Gabel in die Seite gestoßen hast ...«

»A-a-ah!« ruft er, sich erinnernd; und verzieht das Gesicht zu einem langen Lächeln (hatte er mich denn wirklich vergessen?). »Ah! Also du bist das, du!«

Er hilft mir auf und stellt mich auf die Beine; ich kann kaum stehen, mich kaum bewegen; er führt mich, indem er mich mit seinem Arm stützt. Er sieht mir in die Augen, als dächte er nach und besänne sich und als hörte er mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu; ich aber schwatze, soviel ich nur kann, ununterbrochen, ohne Pause, und ich bin so froh, so froh darüber, daß ich rede, so froh, daß das Lambert ist. Ob er mir nun als mein Retter vorkam oder ob ich nach ihm in, diesem Augenblick griff als nach einem Menschen aus einer ganz ändern Welt – ich weiß es nicht; ich stellte damals überhaupt keine Überlegungen an, aber ich griff nach ihm, ohne zu überlegen. Was ich damals sagte, habe ich vollständig vergessen, und ich werde auch wohl kaum etwas Vernünftiges, wohl kaum auch nur ein deutliches Wort hervorgebracht haben; aber er hörte aufmerksam zu. Er nahm die erste Droschke, die wir trafen, und

wenige Minuten darauf saß ich schon im Warmen, in seinem Zimmer.

III

Jeder Mensch, wer es auch sei, bewahrt gewiß die Erinnerung an irgendein Erlebnis, das er als etwas Phantastisches, Ungewöhnliches, Abnormes, beinahe Wunderbares ansieht oder anzusehen geneigt ist, sei es nun ein Traum oder eine Begegnung oder eine Prophezeiung oder eine Ahnung oder sonst etwas Derartiges. Ich bin bis auf den heutigen Tag geneigt, diese meine Begegnung mit Lambert als etwas geradezu Prophetisches anzusehen ... wenigstens nach den Umständen und Folgen dieser Begegnung zu urteilen. Übrigens ging das alles, wenigstens von der einen Seite, höchst natürlich zu: er befand sich einfach in halbtrunkenem Zustand auf dem Heimweg von einem seiner nächtlichen Geschäftsgänge (von welcher Art diese waren, wird später dargelegt werden), war in der Seitengasse an dem Tor einen Augenblick stehengeblieben und hatte mich erblickt. In Petersburg war er damals erst seit einigen Tagen.

Das Zimmer, in dem ich mich befand, war klein, sehr einfach möbliert und gehörte zu einer gewöhnlichen Petersburger Pension mittleren Ranges. Lambert selbst war übrigens höchst elegant und kostbar gekleidet. Auf dem Fußboden standen zwei Koffer, die erst zur Hälfte ausgepackt waren. Eine Ecke des Zimmers war durch einen Wandschirm abgeteilt, der das Bett verbarg.

»Alphonsine!« rief Lambert.

»Présente!« antwortete hinter dem Bettschirm eine brüchige Frauenstimme mit Pariser Akzent, und nach nicht mehr als zwei Minuten kam Mademoiselle Alphonsine hervorgehüpft; sie war eben erst aus dem Bett aufgestanden und hatte in der Geschwindigkeit einen baumwollenen Sarafan angezogen – ein sonderbares Geschöpf, lang und mager wie ein Span, brünett, mit langer Taille, länglichem Gesicht, beweglichen Augen und eingefallenen Wangen – ein furchtbar abgelebtes Frauenzimmer!

»Schnell!« (Ich übersetze, denn er sprach mit ihr französisch.) »Die Leute hier haben gewiß einen Samowar; schnell heißes Wasser, Rotwein, Zucker und ein Glas her! Aber schnell, er ist ganz erstarrt; es ist ein Freund von mir ... er hat die Nacht draußen im Schnee geschlafen ...«

»Malheureux!« setzte sie an und schlug mit theatralischer Gebärde die Hände zusammen.

»Willst du still sein!« herrschte Lambert sie an wie einen kleinen Hund und drohte ihr mit dem Finger; sie unterbrach sofort ihre Geste und lief hinaus, um den Auftrag auszuführen.

Er besichtigte und betastete mich; er fühlte mir den Puls und legte seine Hand an meine Stirn und an meine Schläfen.

»Sonderbar«, brummte er, »daß du nicht erfroren bist ... Allerdings stecktest du ganz und gar im Pelz, auch mit dem Kopf, du saßest in dem Pelz drin wie in einer Höhle ...«

Das Glas mit dem heißen Getränk wurde gebracht, ich schlürfte es gierig, und es belebte mich sofort. Ich begann wieder zu schwatzen; ich saß in halbbliegender Haltung in der Sofaecke und redete immerzu hastig und undeutlich, aber was ich eigentlich erzählte und wie

ich es erzählte, daran habe ich wieder fast gar keine Erinnerung. Ich wiederhole: ob er damals etwas von meinen Erzählungen verstanden hat, weiß ich nicht, aber eins ist mir später klargeworden, nämlich: er hatte mich gerade hinreichend verstanden, um daraus zu schließen, daß er die Begegnung mit mir in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen durfte... Später werde ich an passender Stelle auseinandersetzen, was für eine Spekulation er darauf gründen konnte.

Ich war nicht nur sehr lebendig geworden, sondern zeitweilig, wie ich glaube, sogar lustig. Ich erinnere mich an die Sonne, die auf einmal das Zimmer hell machte, als die Rouleaus in die Höhe gezogen wurden, und an den prasselnden Ofen, der von jemand geheizt worden war – von wem und wie, daran erinnere ich mich nicht. Erinnerlich ist mir auch noch das winzige Bologneserhündchen, das Mademoiselle Alphonsine auf dem Arm hielt und kokett an ihr Herz drückte: Dieses Bologneserhündchen hatte für mich eine besondere Anziehungskraft, so daß ich sogar ein paarmal meine Erzählung unterbrach und die Hand nach ihm ausstreckte, aber Lambert gab Alfonsina einen Wink, und sie verschwand sofort mit ihrem Hündchen hinter dem Bettschirm.

Er selbst war sehr schweigsam, saß mir gegenüber und hörte, sich stark zu mir vorbeugend, eifrig zu; mitunter lächelte er längere Zeit, wobei er die Zähne sichtbar werden ließ und die Augen zusammenkniff, als ob er angestrengt nachdächte und die Sache gründlich zu verstehen suchte. Ich habe nur daran eine kleine Erinnerung bewahrt, daß, als ich ihm von dem »Schriftstück« erzählte, ich mich absolut nicht verständlich ausdrücken und in vernünftigen Zusammenhang erzählen konnte und ihm am Gesicht ansah, daß er nicht imstande war, mich zu verstehen, mich aber sehr gern verstanden hätte, so daß er es sogar wagte, mich durch eine Frage zu unterbrechen, was deswegen gefährlich war, weil ich, wenn ich unterbrochen wurde, sogleich selbst von dem Thema abkam und ver-

gaß, wovon ich gesprochen hatte. Wie lange wir so dasaßen und sprachen, weiß ich nicht und kann ich nicht einmal schätzungsweise angeben. Auf einmal stand er auf und rief Alfonsina.

»Er braucht Ruhe; vielleicht wird auch ein Arzt nötig sein. Was er wünscht, mußt du alles tun, das heißt... vous comprenez, ma fille? Vous avez de l'argent, nein? Da ist welches!« Er reichte ihr einen Zehnrubelschein. Dann begann er mit ihr zu flüstern. »Vous comprenez! Vous comprenez!« sagte er mehrmals zu ihr, wobei er mit dem Finger drohte und die Augenbrauen zusammenzog. Ich sah, daß sie vor ihm eine schreckliche Angst hatte.

»Ich komme bald wieder; du aber würdest am besten tun, wenn du dich ordentlich ausschließest«, sagte er lächelnd zu mir und nahm seine Mütze.

»Mais vous n'avez pas dormi du tout, Maurice!« rief Alfonsina pathetisch.

»Taisez-vous, je dormirai après.« Er ging hinaus.

»Sauvée!« flüsterte sie mir pathetisch zu und zeigte mit der Hand hinter ihm her.

»Monsieur, monsieur«, begann sie dann sogleich in schauspielerischem Ton, nachdem sie mitten im Zimmer eine theatrale Stellung eingenommen hatte. »Jamais homme ne fut si cruel, si Bismarck, que cet être, qui regarde une femme comme une saleté de hasard. Une femme, qu'est-ce que ça dans notre époque? ›Tue la! voilà le dernier mot de l'Académie française!«

Ich sah sie mit weit geöffneten Augen an, Vor meinen Augen verdoppelte sich alles, ich sah deutlich schon zwei Alfonsinen vor mir...

Auf einmal bemerkte ich, daß sie weinte; ich zuckte zusammen und vermutete, daß sie schon sehr lange zu mir gesprochen, ich aber unterdessen geschlafen hatte oder ohne Bewußtsein gewesen war.

... Hélas! de quoi m'aurait servi de le découvrir plutôt«, rief sie, »et n'aurais-je pas autant gagné à tenir ma honte cachée toute ma vie? Peut-être, n'est-il pas honnête à une demoiselle de s'expliquer si librement devant monsieur, mais enfin je vous avoue que s'il m'était permis de vouloir quelque chose, oh, ce serait de lui plonger au coeur mon couteau, mais en détournant les yeux, de peur que son regard exécrationnel ne fit trembler mon bras et ne glaçât mon courage! Il a assassiné ce pope russe, monsieur, il lui arracha sa barbe rousse pour la vendre à un artiste en cheveux au pont des Maréchaux, tout près de la Maison de monsieur Andrieux. – hautes nouveautés, articles de Paris, linge, chemises, vous savez, n'est-ce pas? ... Oh, monsieur, quand l'amitié rassemble à table épouse, enfants, sœurs, amis, quand une vive allégresse enflamme mon cœur, je vous le demande, monsieur: est-il bonheur préférable à celui dont tout jouit? Mais il rit, monsieur, ce monstre exécrationnel et inconcevable, et si ce n'était pas par l'entremise de monsieur Andrieux, jamais, oh, jamais je ne serais... Mais quoi, monsieur, qu'avez-vous, monsieur?«

Sie stürzte auf mich zu: ich hatte, glaube ich, ein Fieberschauern oder vielleicht auch einen Ohnmachtsanfall bekommen. Ich kann es gar nicht schildern, was für einen bedrückenden, krankhaften Eindruck dieses halbverrückte Wesen auf mich machte. Vielleicht meinte sie, es sei ihr befohlen worden, mich zu unterhalten: wenigstens ließ sie mich keinen Augenblick in Ruhe. Vielleicht war sie einmal beim Theater gewesen; sie sprach mit einem schauerhaften Pathos, drehte sich hin und her und redete ohne Unterbrechung, ich aber schwieg schon lange. Alles, was ich aus ihren Erzählungen verstehen konnte, war, daß sie in irgendwelcher engen Verbindung mit der »Maison de monsieur Andrieux, hautes nouveautés, articles

de Paris, etc.« gestanden hatte und vielleicht sogar aus der Maison de monsieur Andrieux herstammte; dann aber hatte ce monstre furieux et inconcevable sie irgendwie auf ewig von monsieur Andrieux weggerissen, und darin bestand nun die Tragödie ... Sie schluchzte, aber es schien mir, daß sie das nur so anstandshalber tat und überhaupt nicht weinte; manchmal hatte ich die Vorstellung, sie würde auf einmal wie ein Skelett vollständig auseinanderfallen; sie sprach die Worte mit einer gequetschten, brüchigen Stimme aus; das Wort préférable zum Beispiel sprach sie préfér-a-able und blökte den Vokal a wie ein Schaf. Als ich einmal zum Bewußtsein kam, sah ich, daß sie mitten im Zimmer eine Pirouette ausführte, aber sie tanzte nicht, sondern, diese Pirouette stand ebenfalls in irgendeiner Beziehung zu der Erzählung, und Alfonsina mimte nur eine andere Person. Auf einmal stürzte sie auf ein kleines, altes, verstimmtes Klavier los, das im Zimmer stand, und begann darauf zu klimpern und dazu zu singen... Ich mag wohl etwa zehn Minuten lang oder länger alles um mich herum vergessen haben oder eingeschlafen sein, aber das Bologneserhündchen fing an zu kläffen, und ich kam wieder zu mir: das Bewußtsein kehrte mir plötzlich für einen Augenblick in vollem Umfang zurück und machte mich innerlich wieder vollständig wach; ich sprang erschrocken auf.

»Lambert, ich bin bei Lambert!« dachte ich, ergriff meine Mütze und stürzte zu meinem Pelz hin.

»Où allez-vous, monsieur?« rief die achtsame Alfonsina.

»Ich will weg, ich will hinausgehen! Lassen Sie mich, halten Sie mich nicht zurück!«

»Oui, monsieur!« stimmte mir Alfonsina durchaus bei und lief selbst hin, um mir die Tür nach dem Flur zu öffnen. »Mais ce n'est pas loin, monsieur, ce n'est pas loin du tout, ça ne vaut pas la peine de

mettre votre Pelz, c'est ici près, monsieur!« schrie sie, daß es über den ganzen Flur schallte.

Nachdem ich aus dem Zimmer hinausgelaufen war, wandte ich mich nach rechts.

»Par ici, monsieur, c'est par ici!« rief sie aus voller Kehle und krallte sich mit ihren langen, knöchigen Fingern in meinen Pelz, während sie mit der andern Hand irgendwohin auf dem Flur nach links zeigte, wohin ich gar nicht gehen wollte. Ich riß mich los und lief zu der nach der Treppe führenden Eingangstür.

»Il s'en va, il s'en va!« kreischte Alfonsina mit ihrer brüchigen Stimme hinter mir her. »Mais il me tuera, monsieur, il me tuera.« Aber ich war schon auf die Treppe hinausgerannt, und obwohl sie mir sogar auf der Treppe nachsetzte, gelang es mir doch, die Haustür zu öffnen, auf die Straße hinauszustürmen und mich in die erste beste Droschke zu werfen. Ich nannte dem Kutscher Mamas Adresse ...

IV

Aber das Bewußtsein, das für einen Augenblick aufgeflackert war, erlosch sehr bald wieder. Ich habe nur noch eine ganz schwache Erinnerung daran, wie ich nach Hause fuhr und zu Mama geführt wurde; dann aber verfiel ich fast augenblicklich in vollständige Bewußtlosigkeit. Am andern Tage wurde, wie man mir später erzählte (ich erinnerte mich auch selbst daran), mein Verstand wieder für kurze Zeit klar. Ich fand mich in Wersilows Zimmer auf seinem Sofa; ich erinnere mich an die Gesichter Wersilows, Mamas und Lisas um mich herum; ich erinnere mich deutlich, daß Wersilow

mir etwas von Serschtschikow und vom Fürsten sagte, mir einen Brief zeigte und mich zu beruhigen suchte. Sie erzählten mir später, ich hätte immer voller Angst nach einem Lambert gefragt und immer das Gebell eines Bologneserhündchens zu hören geglaubt. Jedoch das schwache Licht des Bewußtseins erlosch bald wieder: am Abend dieses zweiten Tages lag ich schon mit hohem Fieber. Aber ich will das, was ich erst später erfuhr, vorwegnehmen und gleich hier folgendes erzählen:

Als ich an jenem Abend aus Serschtschikows Spielsaal herausgelaufen war und dort sich alles wieder einigermaßen beruhigt hatte, da hatte Serschtschikow, im Begriff, das Spiel wieder in Gang zu bringen, auf einmal laut erklärt, es sei ein bedauerlicher Irrtum vorgefallen: das vermißte Geld, ein Betrag von vierhundert Rubeln, habe sich in einem Haufen anderen Geldes gefunden und der Kassenbestand der Bank erweise sich als vollkommen richtig. Da war der Fürst, der im Saal zurückgeblieben war, zu Serschtschikow herangetreten und hatte energisch verlangt, dieser solle mich öffentlich für schuldlos erklären und mich außerdem brieflich um Entschuldigung bitten. Serschtschikow seinerseits hatte dieses Verlangen gerechtfertigt gefunden und vor aller Ohren versprochen, gleich am folgenden Tag einen Brief an mich zu schreiben, in dem er die Sache aufkläre und mich um Entschuldigung bitten wolle. Der Fürst hatte ihm Wersilows Adresse mitgeteilt, und Wirklich hatte Wersilow gleich am nächsten Tage einen an mich adressierten Brief Serschtschikows und mehr als dreizehnhundert Rubel erhalten, die mir gehörten und von mir auf dem Roulettisch liegengelassen waren. Auf diese Weise war die Serschtschikowsche Angelegenheit erledigt: diese freudige Nachricht trug, als ich aus meiner Bewußtlosigkeit wieder zu mir gekommen war, sehr zu meiner Wiederherstellung bei.

Als der Fürst vom Spiel nach Hause zurückgekehrt war, hatte er noch in derselben Nacht zwei Briefe geschrieben: den einen an mich und den andern an sein ehemaliges Regiment, bei dem die häßliche Geschichte mit dem Kornett Stepanow vorgefallen war. Beide Briefe hatte er gleich am folgenden Morgen abgesandt. Darauf hatte er eine Eingabe an die Obrigkeit verfaßt, sich mit dieser Eingabe in der Hand frühmorgens persönlich zu seinem Regimentskommandeur begeben, ihm erklärt, er sei ein krimineller Verbrecher und an der Fälschung der ***er Aktien beteiligt; er übergebe sich in die Hände der Justiz und bitte, ein Gerichtsverfahren gegen ihn einzuleiten. Dabei hatte er ihm die Eingabe überreicht, in welcher das alles schriftlich dargelegt war. Man hatte ihn daraufhin verhaftet.

Hier ist sein Brief an mich, den er in jener Nacht geschrieben hat, Wort für Wort:

»Teuerster Arkadij Makarowitsch!

Dadurch, daß ich es mit dem Ausweg der Lakaien versucht habe, habe ich das Recht verloren, mir einen kleinen Trost durch den Gedanken zu bereiten, daß auch ich schließlich imstande gewesen sei, mich zu einer mutigen Tat der Gerechtigkeit zu entschließen. Ich habe mich gegen das Vaterland und gegen mein altes Geschlecht vergangen, und darum richte ich als der Letzte meines Geschlechts mich selbst. Ich verstehe nicht, wie ich mich an den unwürdigen Gedanken der Selbsterhaltung habe klammern und eine Zeitlang habe beabsichtigen können, mich von diesen Menschen mit Geld loszukaufen. Vor meinem eigenen Gewissen wäre ich ja doch für alle Zeit ein Verbrecher geblieben. Wenn mir diese Menschen auch die mich kompromittierenden Schriftstücke zurückgegeben hätten, so hätten sie mich doch sicherlich mein lebelang nicht in Ruhe gelassen! Es wäre mir nichts anderes übriggeblie-

ben, als mit ihnen zusammen zu leben, lebenslänglich an sie gefesselt zu sein – das war das Schicksal, das mich erwartete! Dieses Schicksal konnte ich nicht auf mich nehmen und habe endlich in mir soviel Festigkeit des Willens oder vielleicht auch nur soviel Kraft der Verzweiflung gefunden, um so zu handeln, wie ich jetzt handle.

Ich habe einen Brief an die Kameraden in meinem ehemaligen Regiment geschrieben und Stepanow für einen Ehrenmann erklärt. Diese Handlung ist in keiner Weise eine sühnende Tat und kann das auch nicht sein; sie ist nur das Testament eines, der morgen ein toter Mann sein wird. So muß man die Sache ansehen.

Verzeihen Sie mir, daß ich Sie gestern im Spielsaal im Stich ließ; ich tat es, weil ich in jenem Augenblick nicht von Ihrer Schuldlosigkeit überzeugt war. Jetzt, wo ich schon so gut wie tot bin, kann ich sogar solche Geständnisse machen... vom Jenseits her.

Arme Lisa! Sie hat von diesem Entschluß nichts gewußt; möge sie mich nicht verfluchen, sondern alles selbst beurteilen. Ich meinerseits habe nichts zu meiner Rechtfertigung vorzubringen und finde nicht einmal Worte, um ihr wenigstens einiges zu erklären. Ich teile Ihnen auch noch mit, Arkadij Makarowitsch, daß ich gestern vormittag, als sie zum letztenmal zu mir kam, ihr den von mir verübten Betrug bekannt und ihr gestanden habe, daß ich zu Anna Andrejewna mit der Absicht gefahren war, ihr einen Antrag zu machen. Im Hinblick auf meinen letzten, bereits gefaßten Entschluß und auf ihre Liebe konnte ich das nicht auf meinem Gewissen behalten und entdeckte es ihr. Sie sagte, daß sie es mir verzeihe, mir alles verzeihe; aber ich glaubte ihr nicht, das war keine wirkliche Verzeihung; ich an ihrer Stelle hätte es nicht verzeihen können.

Vergessen Sie mich nicht ganz!

Ihr unglücklicher letzter Fürst *Sokolskij*.«

Ich lag volle neun Tage lang bewußtlos.

Dritter Teil

Erstes Kapitel

I

Jetzt von etwas ganz anderem.

Ich kündige immer an: »von etwas anderem, von etwas anderem«, fahre aber dennoch fort, immer nur von mir selbst zu reden. Dabei habe ich schon tausendmal erklärt, daß ich durchaus nicht beabsichtige, mich selbst zu schildern, und ich hatte mir auch, als ich diese Aufzeichnungen begann, fest vorgenommen, das nicht zu tun: ich weiß recht wohl, daß der Leser sich für meine Person überhaupt nicht interessiert. Ich schildere – und das ist mein Wille und meine Absicht – andere Leute und nicht mich selbst, und wenn meine eigene Person doch immer wieder in den Vordergrund tritt, so ist das eben nur ein bedauerlicher Fehler, den ich trotz meines lebhaften Wunsches nicht vermeiden kann. Besonders ärgere ich mich darüber, daß ich durch den Eifer, mit dem ich meine eigenen Erlebnisse schildere, möglicherweise den Glauben erwecke, ich sei jetzt noch derselbe, der ich damals war. Der Leser erinnert sich übrigens, daß ich schon wiederholt ausgerufen habe: »Oh, könnte ich doch alles, was früher geschehen ist, rückgängig machen und alles ganz von neuem anfangen!« Einen solchen Wunsch vermöchte ich nicht

auszusprechen, wenn ich nicht eine gründliche Umwandlung durchgemacht hätte und ein ganz anderer Mensch geworden wäre. Das ist ganz klar; und wenn sich jemand nur vorstellen könnte, wie widerwärtig mir all diese Entschuldigungen und Vorreden sind, die ich mich genötigt sehe alle Augenblicke mitten in meine Aufzeichnungen einzuschalten!

Zur Sache!

Nach neuntägiger Bewußtlosigkeit erwachte ich damals wie neugeboren, aber gebessert hatte ich mich dadurch nicht; meine Wiedergeburt war übrigens nur recht mangelhaft, wenn man den Ausdruck im weiteren Sinne nimmt, und wenn sie jetzt stattfände, so würde sie vielleicht anders aussehen. Meine Idee, das heißt die in mir vorhandene Gefühlsrichtung, bestand (wie schon tausendmal vorher) nur darin, von ihnen ganz wegzugehen, aber nunmehr unbedingt und nicht so wie früher, wo ich mir diese Aufgabe tausendmal gestellt hatte und sie doch nie hatte lösen können. Rächen wollte ich mich an niemandem – darauf gebe ich mein Ehrenwort –, obgleich ich von allen beleidigt war. Ich beabsichtigte, ohne Groll und ohne Verwünschungen wegzugehen; wonach es mich verlangte, das war eigene Kraft, wirkliche Kraft, die mich von ihnen und von jedermann in der ganzen Welt unabhängig machte; ich meinerseits hatte mich bereits mit allem auf der Welt beinahe ausgesöhnt! Ich schreibe diese meine damalige Träumerei nicht als einen Gedanken nieder, den ich mir zurechtgelegt hätte, sondern als meine damalige Empfindung, der ich nicht widerstehen konnte. Ich wollte diese Empfindung noch nicht formulieren, solange ich noch das Bett hüten mußte. Wie ich da krank und kraftlos in Wersilows Zimmer lag, in das sie mich einquartiert hatten, wurde ich mir mit Schmerz bewußt, in was für einem Zustand von Schwäche ich mich befand: was da auf dem Bette lag, war ein Strohalm und kein Mensch, und nicht nur infolge der Krankheit – und wie mich das wurmte! Und

da, da erhob sich aus der tiefsten Tiefe meines Wesens ein starker Protest dagegen, und ich konnte kaum atmen vor diesem Gefühl grenzenlos gesteigerten Hochmuts und Trotzes. Ich erinnere mich an keine Zeit in meinem ganzen Leben, wo ich von hochmütigeren Gefühlen erfüllt gewesen wäre als in jenen ersten Tagen meiner Wiedergenesung, das heißt, als der Strohalm auf dem Bett lag.

Aber vorläufig schwieg ich noch und nahm mir sogar vor, überhaupt keine Überlegungen anzustellen! Ich blickte immer nur in ihre Gesichter und suchte aus ihnen alles zu erraten, was ich wissen mußte. Offenbar wollten auch sie mich nicht ausfragen und keine Neugier zeigen, und sie sprachen mit mir nur von ganz nebensächlichen Dingen. Mir gefiel das, aber gleichzeitig ärgerte es mich; ich mache keinen Versuch, diesen Widerspruch zu erklären. Lisa ließ sich bei mir seltener sehen als Mama, obwohl auch sie täglich zu mir kam, oft sogar zweimal. Aus Bruchstücken ihrer Gespräche und aus ihrem ganzen Benehmen schloß ich, daß Lisa sehr viel zu sorgen hatte und sogar oft in ihren eigenen Angelegenheiten von Hause abwesend war; schon dieser bloße Gedanke, daß sie »eigene Angelegenheiten« haben konnte, enthielt für mich etwas Kränkendes; indes waren das alles nur krankhafte, rein physiologische Empfindungen, die nicht wert sind, hier geschildert zu werden. Tatjana Pawlowna kam gleichfalls fast täglich zu mir, und obgleich sie ganz und gar nicht zärtlich zu mir war, schimpfte sie doch wenigstens nicht wie früher, was mich furchtbar ärgerte, so daß ich ihr geradezu sagte: »Wenn Sie nicht schimpfen, Tatjana Pawlowna, sind Sie gräßlich langweilig.« – »Na, dann werde ich nicht wieder zu dir kommen«, erwiderte sie kurz und ging hinaus. Ich aber war froh, daß ich wenigstens eine weggejagt hatte.

Am reizbarsten zeigte ich mich Mama gegenüber, und sie war es, die ich am meisten peinigte. Es hatte sich bei mir ein gewaltiger Appetit eingestellt, und ich murrte sehr, daß ich das Essen immer zu spät

bekäme (in Wirklichkeit bekam ich es nie zu spät). Mama wußte nicht, wie sie es mir recht machen sollte. Einmal brachte sie mir die Suppe und begann wie gewöhnlich mich selbst zu füttern; ich aber murrte fortwährend beim Essen. Und auf einmal ärgerte ich mich darüber, daß ich immer murrte: »Sie ist vielleicht die einzige, die ich liebhab«, dachte ich, »und gerade sie peinige ich immer.« Aber mein Ärger legte sich nicht, und plötzlich brach ich vor Ärger in Tränen aus; sie aber, die Arme, dachte, ich weinte vor Rührung, beugte sich zu mir nieder und küßte mich. Ich tat mir Gewalt an, so daß ich es einigermaßen ertrug, aber in diesem einen Augenblick haßte ich sie tatsächlich. Und doch liebte ich Mama immer, und auch damals liebte ich sie und haßte sie ganz und gar nicht, aber es war so, wie es immer zu sein pflegt: wen man am meisten liebt, den peinigt man am meisten.

Hassen tat ich in jenen ersten Tagen nur den Doktor. Dieser Arzt war ein noch junger Mensch, der mit hochmütiger Miene in scharfem, ja unhöflichem Ton sprach. Er tat so, als hätten sie, die Doktoren, alle in der Wissenschaft erst tags zuvor plötzlich etwas Besonderes entdeckt, während doch tags zuvor überhaupt nichts Besonderes passiert war; aber so benimmt sich die »Mittelmäßigkeit« und die »Straße« immer. Ich ertrug es lange, aber schließlich brach ich auf einmal los und sagte ihm in Gegenwart aller der Meinigen, seine Besuche hätten gar keinen Zweck, ich würde auch ganz ohne ihn gesund werden; er suche sich zwar den Anschein eines Realisten zu geben, stecke aber in Wirklichkeit ganz voll vorgefaßter Meinungen und begreife nicht, daß die Medizin noch nie jemanden gesund gemacht habe, und endlich sei er aller Wahrscheinlichkeit nach ein ganz ungebildeter Mensch, wie alle diese Techniker und Spezialisten, die bei uns jetzt in der letzten Zeit die Nase so hoch trügen. Der Doktor ärgerte sich furchtbar (schon allein dadurch zeigte er, wes Geistes Kind er war), setzte aber trotzdem seine Besuche fort. Ich erklärte schließlich Wersilow, wenn der Doktor seine Besuche nicht einstelle, so würde ich ihm etwas sagen, was noch zehnmal unange-

nehmer sein würde. Wersilow bemerkte nur, es dürfte kaum möglich sein, etwas zu sagen, was noch einmal so unangenehm wäre wie das, was ich schon gesagt hätte, geschweige denn etwas zehnmal so Unangenehmes. Ich freute mich über diese seine Bemerkung.

Nein, was ist das nur für ein Mensch! Ich rede von Wersilow. Er, er allein war an allem schuld, und sollte man es glauben: er war der einzige, auf den ich nicht böse war. Es war nicht nur sein Benehmen mir gegenüber, was mich bestach. Ich glaube, wir hatten damals beide die Empfindung, daß wir uns gegenseitig mancherlei Erklärungen schuldig seien ... und daß es gerade darum das beste sei, von solchen Erklärungen ein für allemal abzusehen. Es ist außerordentlich angenehm, wenn man in solchen Lebenslagen auf einen klugen Menschen stößt! Ich habe schon im zweiten Teil meiner Erzählung berichtet, daß er mir sehr kurz und deutlich von dem Brief des nunmehr verhafteten Fürsten an mich und von der Ehrenerklärung, die mir von Serschtschikow ausgestellt worden war, und so weiter und so weiter Mitteilung gemacht hatte. Da ich mir vorgenommen hatte zu schweigen, so richtete ich an ihn in sehr trockenem Ton nur zwei oder drei ganz kurze Fragen; er antwortete darauf klar und bestimmt, aber ohne alle überflüssigen Worte und, was das beste war, ohne überflüssige Gefühlsäußerungen. Vor solchen überflüssigen Gefühlsäußerungen hatte ich damals Angst.

Über Lambert schweige ich, aber der Leser hat gewiß schon erraten, daß ich sehr viel an ihn dachte. In meinen Fieberphantasien hatte ich mehrmals von Lambert gesprochen; aber als ich wieder zu mir gekommen war und mich zu orientieren suchte, gelangte ich bald zu dem Schluß, daß die Sache mit Lambert ein Geheimnis geblieben war und sie, Wersilow eingeschlossen, nichts davon wußten. Damals freute ich mich darüber, und meine Furcht verging, aber wie ich später zu meiner Verwunderung erfuhr, hatte ich mich geirrt: er war schon während meiner Krankheit gekommen, um sich nach mir zu

erkundigen, aber Wersilow hatte mir nichts davon gesagt, und ich hatte daraus geschlossen, daß ich für Lambert bereits in die Ewigkeit hinübergegangen sei. Nichtsdestoweniger dachte ich häufig an ihn; ja noch mehr: ich dachte an ihn nicht nur ohne Widerwillen, nicht nur mit einem gewissen Interesse, sondern sogar mit Sympathie, als ahnte ich da etwas Neues, einen Ausweg, etwas, was den neuen in mir keimenden Gefühlen und Plänen entsprach. Kurz, ich nahm mir vor, sobald ich wieder anfangen würde zu denken, vor allen Dingen über Lambert ernstliche Erwägungen anzustellen. Beiläufig erwähne ich etwas Sonderbares: ich hatte vollständig vergessen, wo er wohnte und in welcher Straße sich das alles damals zugetragen hatte. Das Zimmer, Alfonsina, das Hündchen, den Flur, das alles hatte ich in Erinnerung, so daß ich es gleich hätte zeichnen können, aber wo sich das alles zugetragen hatte, das heißt in welcher Straße und in welchem Hause, das hatte ich vollständig vergessen. Und was das allersonderbarste war, ich merkte das erst drei oder vier Tage, nachdem ich wieder zu vollem Bewußtsein gelangt war, als ich schon längst angefangen hatte, mich in Gedanken mit Lambert zu beschäftigen.

Das waren also meine ersten Empfindungen nach meinem Wiedererwachen. Ich habe hier nur das am meisten auf der Oberfläche Liegende notiert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich es nicht verstanden habe, das aufzuzeichnen, was das wichtigste war. In der Tat wird vielleicht alles Wichtige gerade damals in meinem Herzen eine bestimmte Gestalt und feste Form angenommen haben; ich habe doch nicht die ganze Zeit damit ausgefüllt, mich zu ärgern und zu bosen, daß man mir meine Bouillon nicht brachte. Oh, ich erinnere mich, wie traurig ich damals manchmal war und wie ich mich mitunter grämte, namentlich wenn ich längere Zeit allein blieb. Meine Angehörigen aber hatten wie absichtlich bald gemerkt, daß das Zusammensein mit ihnen mir peinlich war und die Äußerungen ihrer Teilnahme mich nervös machten, und ließen mich daher

immer öfter allein: eine gar zu weit gehende ahnungsvolle Rücksichtnahme.

II

Am vierten Tag, nachdem ich das Bewußtsein wiedererlangt hatte, lag ich zwischen zwei und drei Uhr nachmittags auf meinem Bett, und niemand war bei mir. Es war ein klarer Tag, und ich wußte, daß zwischen drei und vier, wenn die Sonne sich zum Untergang neigte, ein schräger, roter Strahl derselben gerade in den Winkel der Wand, an der ich lag, fallen und diese Stelle mit einem hellen Lichtfleck erleuchten würde. Ich wußte das von den vorhergehenden Tagen, und der Gedanke, daß das unfehlbar in einer Stunde geschehen würde, und vor allem der Umstand, daß ich es mit mathematischer Sicherheit voraus wußte, dies ärgerte mich so, daß ich geradezu wütend wurde. Ich drehte mich krampfhaft mit dem ganzen Leib herum, und auf einmal hörte ich mitten in der tiefen Stille deutlich die Worte: »Herr Jesus Christus, du unser Gott, erbarme dich unser!« Diese Worte wurden halblaut geflüstert, darauf folgte ein tiefer Seufzer aus voller Brust, und dann wurde alles wieder vollkommen still. Ich hob schnell den Kopf.

Ich hatte schon früher, das heißt am vorhergehenden und sogar schon am drittletzten Tag, wahrgenommen, daß in unseren unten gelegenen drei Zimmern etwas Besonderes vorging. In dem Zimmerchen auf der anderen Seite der Wohnstube, das früher Mamas und Lisas Schlafzimmer gewesen war, hauste jetzt offenbar jemand anders. Ich hatte schon mehrmals allerlei Geräusche gehört, sowohl bei Tage als auch bei Nacht, aber immer nur für einen ganz kurzen Augenblick, und dann war wieder für mehrere Stunden vollständige Stille eingetreten, so daß ich nicht weiter darauf geachtet hatte. Am

vorhergehenden Abend war mir schon beinahe der Gedanke gekommen, daß Wersilow dort sei, um so mehr, als er bald darauf zu mir hereinkam; indes wußte ich doch zuverlässig aus ihren Gesprächen selbst, daß Wersilow für die Dauer meiner Krankheit in eine andere Wohnung übergesiedelt war und dort auch nächtigte. Über Mama und Lisa aber war mir schon längst bekannt, daß sie beide (ich glaubte, damit ich mehr Ruhe hatte) nach oben in meinen früheren »Sarg« gezogen waren, und ich hatte sogar einmal im stillen gedacht: »Wie mögen sie nur da beide zusammen Platz finden?« Und nun stellte es sich auf einmal heraus, daß in ihrem früheren Zimmer ein Mann wohnte und daß dieser Mann keineswegs Wersilow war. Mit einer Leichtigkeit, die ich mir gar nicht zugetraut hätte (denn ich hatte bisher immer gemeint, ich sei völlig kraftlos), streckte ich die Beine aus dem Bett hinaus, schob die Füße in die Pantoffeln, zog den grauen, neben mir liegenden Schlafrock aus Lammfell an (Wersilow hatte zu meinen Gunsten auf ihn verzichtet) und begab mich durch unser Wohnzimmer hindurch nach Mamas früherem Schlafzimmer. Das, was ich dort erblickte, machte mich völlig fassungslos; ich hatte absolut nichts Derartiges erwartet und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen.

Dort saß ein alter Mann mit ganz grauem Kopfhaar und einem langen, schneeweißen Bart, und es war augenscheinlich, daß er schon lange dort saß. Er saß nicht auf dem Bett, sondern auf Mamas Fußbank und lehnte sich nur mit dem Rücken an das Bett. Übrigens hielt er sich dermaßen gerade, daß er überhaupt keine Stütze nötig zu haben schien, obgleich er offenbar krank war. Er trug über dem Hemd einen kurzen, mit Tuch überzogenen Schafpelz, über die Knie hatte er sich Mamas Reisedecke gelegt, seine Füße steckten in Pantoffeln. Er hatte, wie man erkennen konnte, eine hohe Statur und war breitschultrig; seine ganze Erscheinung machte trotz seiner Krankheit, seiner Blässe und Magerkeit doch einen munteren, kräftigen Eindruck; sein Gesicht war länglich, das Haar sehr dicht, aber nicht sehr lang; er schien über siebzig Jahre alt

zu sein. Neben ihm lagen auf einem Tischchen, mit der Hand zu erreichen, drei oder vier Bücher und eine silberne Brille. Obgleich ich vorher nicht im entferntesten daran gedacht hatte, ihn hier zu treffen, so erriet ich doch augenblicklich, wer es war; nur vermochte ich immer noch nicht zu begreifen, wie er hier alle diese Tage fast neben meinem Krankenzimmer hatte so leise sitzen können, daß ich bisher nichts von ihm gehört hatte.

Er rührte sich nicht, als er mich erblickte, sondern sah mich unverwandt und schweigend an, ebenso wie ich ihn, mit dem Unterschied, daß ich ihn mit maßlosem Erstaunen ansah und er mich ohne das geringste Erstaunen. Im Gegenteil, als er in diesen fünf oder zehn Sekunden des Schweigens mein Gesicht auf das genaueste gemustert hatte, lächelte er auf einmal und lachte sogar still und unhörbar, und obgleich das Lachen schnell vorüberging, blieb doch eine helle, heitere Spur davon auf seinem Gesicht und namentlich in seinen Augen zurück; diese waren sehr blau, leuchtend und groß, hatten aber infolge des hohen Alters herabgesunkene, geschwollene Lider und waren von unzähligen kleinen Runzeln umgeben. Dieses sein Lachen machte auf mich einen besonders starken Eindruck.

Nach meiner Ansicht wird, wenn ein Mensch lacht, sein Anblick in den meisten Fällen widerwärtig. Meistens äußert sich im Lachen der Menschen etwas Gemeines, etwas, was den Lachenden gewissermaßen erniedrigt, obgleich der Lachende selbst fast nie etwas von dem Eindruck weiß, den er hervorruft. Ebensowenig, wie er oder überhaupt ein Mensch weiß, was er für ein Gesicht hat, wenn er schläft. Bei manchen sieht das Gesicht auch im Schlaf klug aus; bei anderen dagegen, selbst bei klugen Menschen, wird das Gesicht im Schlaf sehr dumm und daher lächerlich. Ich weiß nicht, woher das kommt: ich will nur sagen, daß der Lachende, ebenso wie der Schlafende, meistens von seinem Gesicht nichts weiß. Weitaus die Mehrzahl der Menschen versteht überhaupt nicht zu lachen. Zu verstehen ist

übrigens dabei nichts: das ist ein Talent, das man sich nicht selbst verschaffen kann. Verschaffen kann man es sich vielleicht nur dadurch, daß man sich selbst umbildet, sich nach einer besseren Seite hin entwickelt und die schlechten Neigungen seines Charakters bekämpft: mit großer Wahrscheinlichkeit könnte dann auch das Lachen eines solchen Menschen sich nach der besseren Seite hin ändern. Durch sein Lachen verrät sich so manch einer vollständig, und man durchschaut auf einmal sein ganzes verborgenes Inneres. Sogar ein unzweifelhaft kluges Lachen wirkt mitunter abstoßend. Das Lachen erfordert vor allem Aufrichtigkeit, aber wo findet man die bei den Menschen? Ein zweites Erfordernis beim Lachen ist Gutherzigkeit, aber die Menschen lachen meist boshaft. Ein aufrichtiges, gutherziges Lachen, das ist Heiterkeit, aber wo findet man bei den Menschen in unserem Zeitalter Heiterkeit, und verstehen die Menschen überhaupt noch heiter zu sein? (Das über die Heiterkeit in unserm Zeitalter ist eine Bemerkung Wersilows, die ich in Erinnerung behalten habe.) Die Heiterkeit eines Menschen, das ist derjenige Charakterzug, der das ganze Wesen des Betreffenden am deutlichsten verrät. Aus manchem Charakter wird man lange Zeit nicht klug, aber da braucht der Mensch nur einmal ganz aufrichtig zu lachen, und sein ganzer Charakter liegt plötzlich offen da wie auf der flachen Hand. Nur ein Mensch von der höchsten, glücklichsten Entwicklung versteht es, seine Heiterkeit anderen mitzuteilen, das heißt mittels einer unwiderstehlichen Gutherzigkeit. Ich rede nicht von seiner Verstandesentwicklung, sondern von seinem Charakter, von dem gesamten Wesen des Menschen. Wenn man also einen Menschen durchschauen und seine Seele erkennen will, so muß man sein Augenmerk nicht darauf richten, wie er schweigt oder wie er redet oder wie er weint, selbst nicht darauf, wie er sich für die edelsten Ideen begeistert, sondern man beobachte ihn lieber, wenn er lacht. Hat jemand ein gutes Lachen, so ist er ein guter Mensch. Man achte dabei auch noch auf allerlei Nuancen: so zum Beispiel darf das Lachen eines Menschen in keinem Fall dumm erscheinen, mag es auch noch so heiter und gutherzig sein. Bemerkte man auch

nur die geringste Spur von Dummheit in jemandes Lachen, so ist der Betreffende unzweifelhaft ein Mensch von beschränktem Verstand, mag er sich auch noch so sehr den Anschein gehen, als sprudle er nur so von Ideen. Ja, auch wenn sein Lachen nicht dumm ist, er selbst aber einem beim Lachen auf einmal aus irgendeinem Grund lächerlich vorkommt, und wäre es auch nur ein klein wenig, so wisse man, daß dieser Mensch keine rechte eigene Würde besitzt oder wenigstens nicht in vollem Maße. Oder endlich, wenn dieses Lachen sich zwar anderen mitteilt, aber einem doch aus irgendeinem Grunde trivial erscheint, so wisse man, daß auch das Wesen dieses Menschen trivial und alles Edle und Hohe, das man an ihm vorher wahrgenommen hat, entweder absichtliche Fälschung oder unbewußte Entlehnung ist und daß sich dieser Mensch unfehlbar in der Folge nach der schlechten Seite hin verändern, sich mit dem »Nützlichen« beschäftigen, die edlen Ideen aber ohne Bedauern als jugendliche Verirrungen und Schwärmereien von sich werfen wird.

Diesen langen Erguß über das Lachen schalte ich mit Bedacht hier ein und unterbreche um seinetwillen sogar den Fluß der Erzählung, weil ich diese Erkenntnis für eine der wichtigsten halte, zu denen mich das Leben geführt hat. Und besonders empfehle ich sie den jungen Mädchen, die sich bereits anschicken, ihren Erwählten zu heiraten, ihn aber immer noch bedenklich und mißtrauisch betrachten und sich nicht endgültig entschließen können. Und mögen sie sich nicht über den armseligen, unreifen Jüngling lustig machen, weil er sich mit seinen Sittenpredigten auf das Gebiet der Ehe begibt, von der er nicht ein Jota versteht. Aber ich verstehe wenigstens so viel, daß das Lachen der zuverlässigste Prüfstein der Seele ist. Man sehe die Kinder an: nur die Kinder verstehen in idealer Vollkommenheit zu lachen, und darum sind sie auch so entzückende Wesen. Ein weinendes Kind ist mir widerwärtig, aber ein lachendes, fröhliches, das ist ein Strahl aus dem Paradies, das ist eine Offenbarung der Zukunft, in der der Mensch schließlich wieder so rein und

so einfältigen Herzens werden wird wie die Kinder. Und siehe da, ein solcher kindlicher, unsagbar anziehender Schimmer lag auch in dem kurzen Lachen dieses alten Mannes. Ich trat sogleich auf ihn zu.

III

»Setz dich, setz dich hin, deine Beine können sicher noch nicht recht stehen«, sagte er zu mir und wies mit freundlicher Einladung auf einen Platz neben sich; dabei fuhr er fort, mir mit demselben leuchtenden Blick ins Gesicht zu sehen. Ich setzte mich neben ihn und erwiderte:

»Ich kenne Sie, Sie sind Makar Iwanowitsch.«

»Jawohl, mein Lieber. Nun, das ist ja schön, daß du wieder aufgestanden bist. Du bist ein junger Mensch; da hast du es gut. Ein alter Mann muß ins Grab, aber ein junger Mensch soll leben.«

»Sind Sie denn krank?«

»Ja, ich bin krank, Freund, besonders an den Füßen; bis zur Schwelle haben sie mich noch getragen, aber sowie ich mich hier hingesetzt hatte, sind sie angeschwollen. Das habe ich seit dem vorigen Donnerstag, als solche Grade wurden« (er meinte: als die Kälte eintrat). »Ich habe sie mir bisher immer mit einer Salbe eingerieben, siehst du, die hat mir vor zwei Jahren Lichten, ein Doktor, Edmund Karlytsch, in Moskau verschrieben, und die Salbe hat mir auch geholfen, sehr gut hat sie mir geholfen; na, aber jetzt hilft sie nicht mehr. Ja, und die Brust ist mir auch dick geworden. Und seit gestern tut

mir auch der Rücken weh, als ob mich die Hunde beißen ... nachts kann ich auch nicht schlafen.«

»Wie kommt es denn, daß Sie hier so gar nicht zu hören sind?« unterbrach ich ihn. Er sah mich an, als ob er über etwas nachdächte.

»Weck nur deine Mutter nicht auf!« fügte er hinzu, wie wenn ihm plötzlich etwas einfiele. »Sie ist hier nebenan die ganze Nacht über tätig gewesen, ganz leise und unhörbar wie eine Fliege; jetzt aber hat sie sich, soviel ich weiß, hingelegt. Ach, so ein kranker, alter Mann hat es recht schlecht«, fuhr er mit einem Seufzer fort. »Woran sich nur die Seele immer noch so klammert und hält, und immer freut sie sich noch am Licht; und ich glaube, wenn sie das ganze Leben noch einmal von vorn anfangen könnte, so würde sich die Seele vielleicht auch davor nicht fürchten; obwohl ein solcher Gedanke möglicherweise sündhaft ist.«

»Wieso sündhaft?«

»Dieser Gedanke ist ein Luftschloß, ein alter Mann aber muß gern und willig davongehen. Wenn man aber dem Tod mit Murren und Unzufriedenheit entgegenseht, so ist das eine große Sünde. Na, aber wenn jemand in seelischer Heiterkeit das Leben liebgewonnen hat, dann, denke ich mir, wird Gott ihm das verzeihen, selbst einem alten Mann. Es ist schwer für einen Menschen, von jeder Sünde zu wissen, was sündig ist und was nicht: es ist da ein Geheimnis, das über den Menschenverstand hinausgeht. Ein alter Mann aber muß zu jeder Zeit zufrieden sein und muß in der vollen Blüte seines Verstandes sterben, selig und willig, von seinen Lebenstagen gesättigt, seinem letzten Stündlein entgegenseufzend und sich freuend, dahingehend wie eine Ähre zur Garbe, nachdem er sein Geheimnis erfüllt hat.«

»Sie reden immer von einem Geheimnis; was heißt denn das: »sein Geheimnis erfüllen«?« fragte ich und sah mich dabei nach der Tür um. Ich freute mich darüber, daß wir beide allein waren und ringsum tiefe Stille herrschte. Die Sonne schien vor ihrem Untergang hell ins Fenster herein. Er sprach etwas schwülstig und unklar, aber im Ton innerer Überzeugung und mit großer Lebhaftigkeit, als freue er sich wirklich über mein Kommen. Aber ich bemerkte, daß er sich zweifellos in einem fieberhaften Zustand befand, und zwar sogar in einem recht schlimmen. Ich war ebenfalls krank, ich fieberte ebenfalls von dem Augenblick an, wo ich zu ihm hereingekommen war.

»Worin das Geheimnis besteht? Alles ist ein Geheimnis, mein Freund, in allem liegt ein göttliches Geheimnis. In jedem Baum, in jedem Gräschen ist dieses selbe Geheimnis eingeschlossen. Ob nun ein kleines Vögelchen singt oder die Sterne in ihren ganzen Scharen bei Nacht am Himmel glänzen, alles ist dieses eine, gleiche Geheimnis. Das allergrößte Geheimnis aber besteht in dem, was der Seele des Menschen in jener Welt harret. Ja, so ist das, Freund!«

»Ich weiß nicht, in welchem Sinne Sie ... Ich sage das natürlich nicht, um mich über Sie lustig zu machen, und Sie können überzeugt sein, daß ich an Gott glaube; aber alle diese Geheimnisse sind doch durch den Verstand schon längst aufgedeckt worden, und was nicht aufgedeckt worden ist, das wird alles aufgedeckt werden, ganz bestimmt und vielleicht in ganz kurzer Zeit. Die Botanik weiß genau, wie der Baum wächst; der Physiologe und der Anatom wissen sogar, warum der Vogel singt, oder sie werden es bald in Erfahrung bringen, und was die Sterne anlangt, so sind sie nicht nur alle gezählt, sondern auch jede ihrer Bewegungen ist auf die Minute genau ausgerechnet, so daß man die Erscheinung eines Kometen vorhersagen kann, sogar tausend Jahre vorher, auf die Minute ... und jetzt ist sogar die Zusammensetzung der fernsten Sterne bekannt geworden.

Nehmen Sie ein Mikroskop – das ist so ein Vergrößerungsglas, das die Gegenstände millionenfach vergrößert –, und betrachten Sie unter ihm einen Wassertropfen, und Sie werden dort eine ganze neue Welt erblicken, ein vollständiges Gewimmel lebender Wesen, und dabei war auch das ein Geheimnis, aber es ist aufgedeckt worden.«

»Ich habe davon gehört, mein Teuerster; die Leute haben mir wiederholt davon erzählt. Es ist nicht zu leugnen: das ist eine große, herrliche Sache; alles ist dem Menschen nach Gottes Willen verliehen, nicht umsonst hat ihm Gott den Lebensatem eingehaucht: »Lebe und erkenne!«

»Nun, das sind Gemeinplätze. Aber Sie sind kein Feind der Wissenschaft, kein Klerikaler? Das heißt, ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen ...«

»Nein, mein Teuerster, ich habe die Wissenschaft von klein auf geachtet, und obwohl ich selbst unwissend bin, so murre ich doch nicht darüber; ist es mir selbst nicht zuteil geworden, so doch einem andern. Es ist vielleicht insofern auch besser so, weil ein jeder das Seine haben muß. Denn, lieber Freund, nicht einem jeden ist die Wissenschaft von Nutzen. Alle sind maßlos, jeder möchte die ganze Welt in Erstaunen versetzen, und ich würde vielleicht einer der Schlimmsten sein, wenn ich ein Gelehrter wäre. So aber, da ich ganz und gar kein Gelehrter bin, wie kann ich mich da überheben, wenn ich doch selbst nichts weiß? Du aber bist jung und scharfsinnig, und das ist dir als dein Anteil zugefallen, du studiere nur! Erkenne alles, damit, wenn du auf einen Gottlosen oder Frechling stößt, du ihm antworten kannst und er dich mit seinem törichtem Gerede nicht mundtot macht und deine unreifen Gedanken in Verwirrung bringt. So ein Glas aber habe ich noch vor nicht allzu langer Zeit gesehen.«

Er holte tief Atem und seufzte. Ich hatte ihm durch mein Kommen entschieden das größte Vergnügen bereitet. Sein Mitteilungsdrang hatte etwas Krankhaftes. Außerdem irre ich mich sicherlich nicht, wenn ich behaupte, daß er mich manchmal ganz besonders liebevoll ansah: er legte seine Hand freundlich auf die meinige, klopfte mir auf die Schulter ... na, aber manchmal, muß ich gestehen, schien er mich auch wieder vollständig zu vergessen, als ob er allein im Zimmer säße, und redete zwar eifrig weiter, aber sozusagen in die leere Luft.

»Mein Freund«, fuhr er fort, »da lebt in dem kleinen Gennadij-Kloster ein Mann von großem Verstand. Er ist von vornehmer Herkunft und seinem Rang nach Oberstleutnant und besitzt großen Reichtum. Als er noch in der Welt lebte, wollte er sich nicht durch die Ehe binden; jetzt ist es schon das zehnte Jahr, daß er sich von der Welt zurückgezogen hat; er hat den stillen, schweigsamen Zufluchtsort lieb gewonnen, sein Denken von der weltlichen Eitelkeit abgewandt und Ruhe der Seele gewonnen. Er hält die Mönchsregeln vollständig inne, will aber nicht Mönch werden. Und Bücher, mein Freund, besitzt er so viele, wie ich noch bei keinem ändern Menschen gesehen habe; er hat mir selbst gesagt, es seien für achttausend Rubel. Pjotr Walerjanytsch heißt er. Er hat mich zu verschiedenen Zeiten vieles gelehrt, und ich hörte ihm immer außerordentlich gern zu. Da sagte ich einmal zu ihm: »Wie kommt es, Herr, daß Sie bei Ihrem großen Verstand, und da Sie doch schon zehn Jahre lang in mönchischem Gehorsam und in vollständiger Abtötung Ihres Willens leben, wie kommt es, daß Sie da nicht das Mönchsgelübde ablegen, um auf diese Art zu noch größerer Vollkommenheit zu gelangen?« Er aber erwiderte mir darauf: »Was redest du da von meinem Verstand, Alter; vielleicht hat mein Verstand mich in Fesseln geschlagen, und nicht ich habe ihn zur Besonnenheit gebracht. Und was sprichst du von meinem Gehorsam; vielleicht habe ich schon längst verlernt, mich im Zaum zu halten. Und was schwatzt du von der Abtötung meines Willens? Auf

mein Geld würde ich sofort verzichten und meinem Rang entsagen und die ganze Kavallerie sogleich da auf den Tisch legen, aber von meiner Pfeife Tabak kann ich nicht lassen, obwohl ich schon zehn Jahre lang mit mir selbst im Kampf liege. Was würde ich also für ein Mönch sein, und wie kannst du mich wegen der Abtötung meines Willens rühmen?« Ich war damals erstaunt über diese Demut. Na, nun also im vorigen Sommer, zu den Petrifasten, kehrte ich wieder in jenem Kloster ein – Gott hatte mich hingeführt –, und da sah ich in seiner Zelle eben so ein Ding stehen, ein Mikroskop; das hatte er sich fürein großes Stück Geld aus dem Ausland kommen lassen. »Warte mal, Alter«, sagte er, »ich werde dir etwas Erstaunliches zeigen, weil du so etwas noch nie gesehen hast. Du siehst hier einen Wassertropfen, der ist so rein wie eine Träne; na, nun paß mal auf, was in ihm drin ist, und du wirst sehen, daß die Mechaniker bald alle Geheimnisse Gottes werden herausgebracht haben, für uns beide, für mich und dich, werden sie kein einziges mehr übriglassen; genau mit diesen Worten sagte er das, ich habe es mir gemerkt. Aber ich hatte in so ein Mikroskop schon fünfunddreißig Jahre vorher hineingesehen, bei Alexander Wladimirowitsch Malgassow, unserm Herrn, der mütterlicherseits ein Onkel Andrej Petrowitschs war und von dem das Gut auch dann nach seinem Tode auf Andrej Petrowitsch überging. Das war ein großmächtiger Herr, ein hoher General, und er hielt sich eine große Meute Jagdhunde, und ich war damals viele Jahre lang bei ihm Pikör. Na also; der stellte damals auch so ein Mikroskop auf, das er sich ebenfalls mitgebracht hatte, und befahl dem ganzen Gutsesinde, Männern und Weibern, es sollte einer nach dem ändern herantreten und hineinschauen, und es wurde ebenfalls ein Floh gezeigt und eine Laus und die Spitze einer Nadel und ein Haar und ein Wassertropfen. Und nun war es ein Hauptspaß: sie fürchteten sich heranzutreten, und sie fürchteten sich auch vor dem Herrn, denn der war sehr jähzornig. Manche verstanden es gar nicht, hineinzusehen; sie kniffen die Augen zu und sahen nichts; andere hatten Angst und schrien, und der Schulze Sawin Makarow hielt sich beide Hände vor die Augen und schrie:

»Macht mit mir, was ihr wollt – ich gehe nicht hin!« Da gab es viel Gelächter. Aber zu Pjotr Walerjantsch sagte ich nichts davon, daß ich schon früher, vor mehr als fünfunddreißig Jahren, dieses selbe Wunder gesehen hatte, denn ich sah, daß es ihm großes Vergnügen machte, es mir zu zeigen, und so tat ich denn im Gegenteil sehr verwundert und erschrocken. Er ließ mir ein Weilchen Zeit und fragte dann: »Nun, Alter, was sagst du jetzt?« Aber ich verneigte mich und sagte zu ihm: »Gott sprach: »Es werde Licht!« und es ward Licht.« Er aber erwiderte darauf: »Ward nicht vielmehr Finsternis?« Und das sagte er in so sonderbarem Ton und lächelte nicht einmal dabei. Ich wunderte mich damals über ihn; er aber war ordentlich böse geworden und sagte weiter nichts.«

»Die Sache ist ganz einfach: Ihr Pjotr Walerjantsch ißt im Kloster die Mönchskost und macht die vorgeschriebenen Verneigungen, aber er glaubt nicht an Gott, und Sie sind gerade in einem solchen Augenblick zu ihm gekommen das ist das Ganze«, sagte ich, »und außerdem ist er ein recht komischer Mensch: er hatte doch gewiß vorher schon zehnmal ein Mikroskop gesehen; warum benimmt er sich denn beim elftenmal, als ob er den Verstand verliert? Sicher so eine nervöse Reizbarkeit ... die er sich im Kloster zugezogen hat.«

»Er ist ein Mensch von reinen Sitten und von hohem Verstand«, sagte der Alte nachdrücklich, »und er ist auch nicht gottlos. Er hat eine große Menge Verstand, aber ein unruhiges Herz. Solche Menschen gehen jetzt sehr viel aus dem herrschaftlichen und aus dem gelehrten Stand hervor. Und da will ich dir noch etwas sagen; ein solcher Mensch straft sich selbst. Du aber geh ihnen aus dem Weg und ärgere sie nicht, aber ehe du abends einschläfst, gedenke ihrer in deinem Gebet, denn solche Menschen suchen Gott. Betest du vor dem Einschlafen?«

»Nein, ich halte das für eine leere Förmlichkeit. Ich muß Ihnen übrigens gestehen, daß mir Pjotr Walerjanytsch gefällt: er ist wenigstens kein leeres Stroh, sondern immerhin ein Mensch und hat einige Ähnlichkeit mit jemandem, der uns beiden nahesteht und den wir beide kennen.«

Der Alte beachtete nur den ersten Satz meiner Antwort.

»Du tust unrecht, Freund, daß du nicht betest; das Beten ist etwas Gutes, es macht das Herz heiter, sowohl vor dem Einschlafen als auch, wenn man sich vom Schlaf erhebt, als auch, wenn man in der Nacht aufwacht. Das kann ich dir sagen. Im vorigen Sommer, im Juli, zogen wir nach dem Kloster von Bogorodsk zum Kirchenfest. Je näher wir dem Ort kamen, um so mehr Volk fand sich zusammen, und zuletzt waren wir unser beinahe zweihundert, die wir alle hinzogen, um die heiligen Gebeine der beiden großen Wundertäter Anikij und Grigorij zu küssen. Wir übernachteten auf freiem Feld, und ich erwachte am Morgen ganz früh; alle schliefen noch, und selbst die liebe Sonne schaute noch nicht hinter dem Wald hervor. Ich hob den Kopf in die Höhe, mein Lieber, ließ meinen Blick rings umherwandern und seufzte: überall eine unsägliche Schönheit! Alles so still, die Luft so leicht; die Gräschen wachsen – wachset, ihr Gräschen Gottes; ein Vögelchen singt – singe, du Vögelchen Gottes; ein Kindlein quäkt auf dem Arm der Mutter – Gott schütze dich, du kleines Menschlein, wachse auf und werde glücklich, du Kindlein! Und es war mir, als empfände ich zum erstenmal in meinem Leben das alles in meinem Herzen ... Ich legte mich wieder hin und schlief so angenehm wieder ein. Es ist schön auf der Welt, mein Lieber! Wenn's mit meiner Gesundheit besser wird, möchte ich im Frühling wieder auf die Wanderung gehen. Und daß alles ein Geheimnis ist, das macht die Sache noch schöner; das Herz bangt und staunt, und diese Bangigkeit macht das Herz heiter: »Alles ist in dir, o Gott, und ich selbst bin in dir, und nimm du mich auf!« Murre

nicht, junger Mann: dadurch, daß es ein Geheimnis ist, wird es nur um so schöner«, fügte er gerührt hinzu.

»Dadurch, daß es ein Geheimnis ist, wird es nur um so schöner ... Das werde ich behalten; diese Worte werde ich mir einprägen. Sie drücken sich sehr ungenau aus, aber ich verstehe Sie ... Es überrascht mich, daß Sie weit mehr wissen und verstehen, als Sie ausdrücken können; nur reden Sie wie im Fieber ...«, entfuhr es mir unwillkürlich beim Anblick seiner fieberhaft glänzenden Augen und seines blaß gewordenen Gesichts. Aber er hatte, wie es schien, meine Worte gar nicht gehört.

»Weißt du auch wohl, lieber junger Mensch«, begann er wieder, als setzte er seine frühere Rede fort, »weißt du auch wohl, daß es für die Erinnerung an einen Menschen auf dieser Erde eine Grenze gibt? Die Grenze für die Erinnerung an einen Menschen ist auf nur hundert Jahre angesetzt. Hundert Jahre nach seinem Tode können sich seiner noch seine Kinder oder Enkel erinnern, die noch sein Gesicht gesehen haben, aber dann kann zwar das Gedächtnis an ihn noch fortleben, aber nur durch Reden und Gedanken, da alle, die sein lebendes Antlitz gesehen haben, schon dahingegangen sind. Und sein Grabhügel auf dem Friedhof wächst mit Gras und Kraut zu, und der weiße Stein darauf zerbröckelt, und alle Leute und sogar seine eigenen Nachkommen vergessen ihn, und später wird selbst sein Name vergessen, denn nur wenige Namen erhalten sich im Gedächtnis der Menschen – nun, mag es so sein! Aber mag ich auch vergessen werden, ihr meine Lieben, ich werde euch doch auch noch im Grab liebhaben. Ich werde eure fröhlichen Stimmen hören, ihr Kinderchen, ich werde eure Schritte bei den Gräbern eurer Väter am Allerseelentag hören; lebt nur einstweilen noch im Sonnenschein und freut euch; ich aber werde zu Gott für euch beten, und in euren Träumen werde ich zu euch kommen ... wenn ich auch tot bin – die Liebe überdauert den Tod! ...«

Die Hauptsache war, daß ich mich in demselben fieberhaften Zustand befand wie er; statt wegzugehen oder ihm beruhigend zuzureden, vielleicht auch ihn ins Bett zu bringen, da er schon vollständig wie im Fieberwahn redete, ergriff ich plötzlich seine Hand, beugte mich zu ihm hinab, drückte sie und sagte in aufgeregtem Flüsterton und mit mühsam verhaltenen Tränen:

»Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Ich habe vielleicht schon lange auf Sie gewartet. Von den andern hier liebe ich niemanden: sie besitzen keine edle Schönheit ... Ich werde nicht mit ihnen denselben Weg gehen, ich weiß nicht, wohin ich gehen werde, ich werde mit Ihnen gehen ...«

Aber zum Glück kam in diesem Augenblick Mama herein; sonst weiß ich nicht, was ich schließlich noch getan hätte. Es war ihr am Gesicht anzusehen, daß sie eben erst aufgewacht war und sich in großer Aufregung befand; in der Hand hatte sie ein Fläschchen und einen Eßlöffel; als sie uns erblickte, rief sie: »Hab ich es doch gewußt! Ich habe ihm das Chinin nicht rechtzeitig eingegeben, und nun hat er gleich wieder starkes Fieber! Ich habe die Zeit verschlafen, Makar Iwanowitsch, mein Täubchen!«

Ich stand auf und ging hinaus. Sie gab ihm die Medizin und brachte ihn zu Bett. Ich legte mich ebenfalls wieder in mein Bett, befand mich aber in starker Aufregung. Eine große Neugier war in mir rege geworden, und ich dachte angestrengt über diese Begegnung nach. Was ich damals von ihr erwartete, weiß ich nicht. Allerdings entbehrten meine Überlegungen jeglichen Zusammenhanges, und was in meinem Kopf auftauchte, waren nicht Gedanken, sondern nur Bruchstücke von Gedanken. Ich lag mit dem Gesicht nach der Wand zu, und auf einmal erblickte ich im Winkel jenen scharfen, hellen Fleck Sonnenlicht, dessen Erscheinen ich vorher mit solchem Ingrimme erwartet hatte; und nun erinnere ich mich, daß meine

ganze Seele frohlockte und gleichsam ein neues Licht in mein Herz drang. Ich erinnere mich an diesen wonnevollen Augenblick und will ihn nie vergessen. Es war nur ein Schimmer neuer Hoffnung und neuer Kraft ... Ich war damals in der Genesung begriffen, und somit mochten solche starken Affekte eine unvermeidliche Folge des Zustandes meiner Nerven sein, aber an diese selbe lichte Hoffnung glaube ich auch jetzt noch – das ist's, was ich jetzt niederschreiben und mir ins Gedächtnis rufen wollte. Allerdings wußte ich auch damals mit aller Bestimmtheit, daß ich nicht mit Makar Iwanowitsch als Pilger umherziehen würde und daß ich mir über das Wesen dieses neuen Dranges, der mich ergriffen hatte, selbst nicht klar war, aber ein Wort hatte ich schon ausgesprochen, wenn auch im Fieberdelirium: »Die andern besitzen keine edle Schönheit!« »Gewiß«, dachte ich in meinem exaltierten Zustand, »von diesem Augenblick an werde ich die »edle Schönheit« suchen, aber die hier besitzen sie nicht, und darum werde ich sie verlassen.«

Es raschelte etwas hinter mir, ich drehte mich um: Mama stand, sich über mich beugend, da und sah mir mit schüchterner Neugier in die Augen. Ich ergriff sie plötzlich bei der Hand.

»Warum haben Sie mir denn von unserm teuren Gast nichts gesagt, Mama?« fragte ich auf einmal; die Frage kam mir ganz unwillkürlich über die Lippen. Alle Unruhe verschwand mit einem Schlag von ihrem Gesicht, und eine Art Freude leuchtete darin auf, aber sie gab mir keine Antwort auf meine Frage, sondern sagte nur:

»Vergiß auch Lisa nicht, du hast Lisa vergessen.«

Sie sagte das hastig und unter Erröten und wollte schnell fortgehen, da sie es ebenfalls nicht liebte, Gefühle herauszukehren, und in dieser Hinsicht mir ähnlich, das heißt schamhaft und keusch war; außerdem wollte sie selbstverständlich mit mir kein Gespräch über

Makar Iwanowitsch anfangen; es genügte schon das, was wir uns durch unsere Blicke sagen konnten. Aber ich, der ich doch jedes Herauskehren von Gefühlen haßte, ich hielt sie mit Gewalt an der Hand zurück: ich sah ihr entzückt in die Augen, lachte leise und zärtlich und streichelte mit der andern Hand ihr liebes Gesicht und ihre eingefallenen Wangen. Sie beugte sich zu mir herab und drückte ihre Stirn gegen die meinige.

»Nun, Christus beschütze dich!« sagte sie dann, indem sie sich wieder aufrichtete; ihr ganzes Gesicht strahlte. »Werde nur wieder gesund. Ich werde dir das nicht vergessen. Er ist krank, sehr krank ... Sein Leben steht in Gottes Hand ... Ach, was habe ich da gesagt; das kann ja gar nicht sein! ...«

Sie ging hinaus. Ihr ganzes Leben lang hat sie ihren legitimen Gatten, den Pilger Makar Iwanowitsch, mit Furcht und Zittern und scheuer Andacht verehrt, ihren Gatten, der ihr so großmütig ein für allemal verziehen hatte.

Zweites Kapitel

I

Lisa hatte ich nicht »vergessen«, darin hatte Mama sich geirrt. Die feinfühligste Mutter hatte gemerkt, daß zwischen Bruder und Schwester eine Abkühlung eingetreten war, aber das hatte nichts mit Abneigung zu tun, sondern eher mit Eifersucht. Ich will das im Hinblick auf die weitere Entwicklung mit ein paar Worten erklären.

Bei der armen Lisa war gleich von der Verhaftung des Fürsten an eine Art von hochmütigem Stolz, eine Art von unnahbarem, fast unerträglichem Dünkel wahrnehmbar geworden; aber jeder im Hause verstand die Wahrheit, und wie schwer sie litt, und wenn ich in der ersten Zeit über ihre Art, mit uns zu verkehren, maulte und grollte, so war das lediglich eine Folge meiner kleinlichen Empfindlichkeit, die durch die Krankheit auf das Zehnfache gesteigert war so denke ich jetzt darüber. Lisa zu lieben hatte ich aber durchaus nicht aufgehört, ich liebte sie im Gegenteil noch mehr als früher, nur wollte ich nicht den ersten Schritt zur Annäherung machen, obgleich ich übrigens wußte, daß Sie selbst es um keinen Preis tun würde.

Die Sache war die, daß Lisa, sobald die ganze Angelegenheit des Fürsten öffentlich bekanntgeworden war, also gleich nach seiner Verhaftung, unverzüglich uns und ausnahmslos allen gegenüber eine Haltung einnahm, als lehne sie jeden Versuch, sie zu bedauern oder sie zu trösten oder den Fürsten zu entschuldigen, auf das unterschiedenste ab. Vielmehr bekundete sie unter Vermeidung jeglicher Aussprache und Diskussion gewissermaßen einen unwandelbaren Stolz auf die Handlung ihres unglücklichen Bräutigams, als wäre diese die höchste Heldentat. Sie sagte gleichsam zu uns allen in jedem Augenblick (ich wiederhole: ohne ein Wort zu sprechen): ›Von euch wird niemand so handeln; ihr zeigt euch nicht selbst an, weil Ehre und Pflicht es fordern; von euch hat niemand ein so feinfühliges, reines Gewissen. Und was seine Vergehen anlangt, wer hätte keine schlechten Handlungen auf dem Gewissen? Der Unterschied ist nur der, daß alle andern sie verbergen, dieser aber sich lieber hat zugrunde richten als in seinen eigenen Augen ein Unwürdiger bleiben wollen.‹ Das war es, was offensichtlich jede ihrer Gebärden zum Ausdruck brachte. Ich weiß nicht, aber ich hätte an ihrer Stelle genau ebenso gehandelt. Ebensowenig weiß ich, ob wirklich diese Gedanken ihre Seele erfüllten, das heißt ganz im Innern; ich vermute, daß es nicht der Fall war. Mit der anderen,

klaren Hälfte ihres Verstandes mußte sie jedenfalls die ganze Wertlosigkeit ihres »Helden« durchschauen; denn wer könnte heute bestreiten, daß dieser unglückliche und in seiner Art hochherzige Mensch gleichzeitig im höchsten Grade wertlos war? Ja gerade aus diesem ihrem Hochmut und aus dieser ihrer Bissigkeit uns allen gegenüber, aus diesem ihrem fortwährenden Argwohn, wir könnten über ihn anders urteilen als sie, gerade daraus konnte man mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich in den geheimsten Winkeln ihres Herzens doch auch noch ein anderes Urteil über ihren unglücklichen Freund gebildet haben mochte. Und ich beeile mich, von mir aus hinzuzufügen, daß sie meiner Ansicht nach bis zu einem gewissen Grade im Recht war; es war ihr eher zu verzeihen als uns allen, wenn sie bei der Fällung des endgültigen Urteils schwankte. Ich selbst gestehe aus ganzer Seele, daß ich heute noch, wo alles weit hinter uns liegt, absolut nicht weiß, wie und als was ich diesen Unglücklichen endgültig einschätzen soll, der uns allen ein solches Rätsel aufgegeben hat.

Nichtsdestoweniger wurde unser Haus durch sie beinahe eine kleine Hölle. Lisa, die so stark liebte, mußte mit Notwendigkeit sehr schwer leiden. Ihrem Charakter gemäß zog sie es vor, schweigend zu leiden. Ihr Charakter war dem meinigen ähnlich, das heißt herrschsüchtig und stolz, und ich habe immer gedacht, sowohl damals als auch jetzt, daß sie den Fürsten aus Herrschsucht liebgewonnen hat, gerade weil er keine Charakterfestigkeit besaß und weil er sich vom ersten Wort und der ersten Stunde an vollständig ihr unterordnete. Das ist ein Vorgang, der sich im Herzen ganz von selbst vollzieht, ohne jede vorherige Überlegung; aber eine solche Liebe eines Starken zu einem Schwachen ist mitunter unvergleichlich stärker und qualvoller als die Liebe gleichartiger Charaktere, weil der Stärkere unwillkürlich die Verantwortung für seinen schwächeren Freund mit auf sich nimmt. Wenigstens denke ich mir das so. Alle die Unsrigen umgaben Lisa gleich von Anfang an mit der zärtlichsten Sorge, besonders Mama; aber sie wurde dadurch nicht milder, reagierte

nicht auf die Äußerungen der Teilnahme und schien jede Hilfe zurückzuweisen. Mit Mama hatte sie am Anfang noch gesprochen, aber mit jedem Tag wurde sie wortkarger, schroffer und sogar verletzender. Anfangs war es Wersilow, den sie um Rat fragte, aber bald wählte sie zu ihrem Ratgeber und Helfer Wassin, wie ich später zu meiner Verwunderung erfuhr ... Sie ging täglich zu Wassin, ging auch zu den Gerichten, zu den Vorgesetzten des Fürsten, zu den Advokaten und zum Staatsanwalt; schließlich war sie manchmal beinahe ganze Tage lang nicht zu Hause. Selbstverständlich besuchte sie täglich ein- oder zweimal den Fürsten, der sich im Gefängnis in der Adelsabteilung befand, aber ich habe später die volle Überzeugung gewonnen, daß Lisa sich bei diesen Besuchen sehr bedrückt fühlte. Natürlich, welcher Dritte kann das gegenseitige Verhältnis zweier Liebenden vollständig richtig beurteilen? Aber es ist mir bekannt, daß der Fürst sie fortwährend tief kränkte, und zwar wodurch? Sonderbarerweise durch unablässige Eifersucht. Übrigens komme ich darauf später noch zurück; aber einen Gedanken möchte ich hier noch hinzufügen: es ist schwer zu entscheiden, wer von ihnen beiden den andern mehr peinigte. Obwohl Lisa bei uns auf ihren Helden so stolz war, benahm sie sich vielleicht ihm gegenüber unter vier Augen ganz anders, wie ich mit Bestimmtheit aus gewissen Tatsachen schließe, von denen ich ebenfalls noch in der Folge zu sprechen habe. Was also meine Gefühle gegenüber Lisa und meine Beziehungen zu ihr anlangt, so war alles äußerlich Sichtbare von beiden Seiten nur eine künstliche, eifersüchtige Unwahrheit, in Wirklichkeit aber haben wir einander niemals stärker geliebt als zu jener Zeit. Ich füge noch hinzu, daß Lisa sich gegenüber Makar Iwanowitsch gleich von seiner Ankunft an, nachdem die erste Verwunderung und Neugier bei ihr vorbei war, aus einem mir unverständlichen Grund fast geringschätzig, ja sogar hochmütig benahm. Es schien, daß sie ihm absichtlich nicht die geringste Beachtung schenkte.

Als ich mir vornahm zu schweigen, wie ich das im vorhergehenden Kapitel dargelegt habe, da beabsichtigte ich natürlich in der Theorie, das heißt in meinen Träumereien, mein Wort zu halten. Oh, mit Wersilow zum Beispiel hätte ich eher von der Zoologie oder von den römischen Kaisern zu sprechen angefangen als von *ihr* oder von jener besonders wichtigen Zeile in seinem Brief an sie, wo er ihr mitteilte, daß das »Schriftstück« nicht verbrannt sei, sondern existiere und zum Vorschein kommen werde – eine Zeile, über die ich sofort im stillen wieder nachzudenken anfang, sobald ich nach dem Fieber wieder zur Besinnung gekommen war und den Gebrauch meines Verstandes wiedererlangt hatte. Aber leider mußte ich gleich bei den ersten Schritten in der Praxis und beinahe noch vor diesen Schritten merken, wie schwer, ja unmöglich es ist, bei solchen Vorsätzen zu beharren: gleich am nächsten Tag nach meiner ersten Bekanntschaft mit Makar Iwanowitsch geriet ich durch eine unerwartete Neuigkeit in große Aufregung.

II

Was mich in solche Aufregung versetzte, war eine unerwartete Mitteilung, die mir Darja Onissimowna, die Mutter der verstorbenen Olga, machte. Von Mama hatte ich bereits gehört, daß sie während meiner Krankheit zweimal dagewesen sei und sich sehr für mein Befinden interessiert habe. Ob diese »gute Frau«, wie Mama sie immer nannte, speziell um meinetwillen gekommen war oder einfach nach schon hergebrachter Gewohnheit Mama besucht hatte, danach erkundigte ich mich nicht. Mama pflegte mir immer von allen häuslichen Angelegenheiten zu erzählen, gewöhnlich wenn sie mit der Suppe kam und mich fütterte (als ich noch nicht selbst essen konnte) – sie wollte mich damit zerstreuen; ich aber bemühte mich dabei jedesmal hartnäckig, zu zeigen, daß mein Interesse für

alle diese Nachrichten sehr gering sei, und daher fragte ich auch nach Darja Onissimowna nicht eingehender, sondern bewahrte vollständiges Stillschweigen.

Es war gegen elf Uhr; ich hatte gerade vom Bett aufstehen und zu dem Lehnstuhl am Tisch hinübergehen wollen, als sie ins Zimmer trat. Ich blieb nun absichtlich im Bett. Mama war oben mit etwas sehr beschäftigt und konnte bei Darja Onissimownas Ankunft nicht herunterkommen, so daß ich mit dieser auf einmal allein war. Sie setzte sich mir gegenüber am Fußende des Bettes auf einen Stuhl und lächelte mich an, ohne ein Wort zu sagen. Ich hatte die Empfindung, als würden wir nun das Gesellschaftsspiel »Schweigen« spielen, und überhaupt hatte ihr Besuch die Wirkung, meine Nerven zu reizen. Ich nickte ihr nicht einmal mit dem Kopf zu, sondern blickte ihr gerade ins Gesicht; und sie sah mich ebenfalls gerade an.

»Ihnen ist es wohl jetzt, wo der Fürst weg ist, so allein in der Wohnung recht langweilig?« fragte ich auf einmal, da ich die Geduld verlor.

»Nein, ich bin jetzt nicht mehr in jener Wohnung. Ich habe jetzt durch Anna Andrejewnas Vermittlung die Aufsicht über sein Kindchen.«

»Über wessen Kindchen?«

»Über Andrej Petrowitschs Kindchen«, erwiderte sie in vertraulichem Flüsterton und sah sich dabei nach der Tür um.

»Aber da ist ja doch schon Tatjana Pawlowna ...«

»Jawohl, Tatjana Pawlowna und Anna Andrejewna, alle beide, und Lisaweta Makarowna ebenfalls und Ihr Mamachen ... alle. Alle betei-

ligen sie sich dabei. Tatjana Pawlowna und Anna Andrejewna sind jetzt miteinander sehr befreundet.«

Das war eine Neuigkeit. Sie war, während sie so sprach, ordentlich lebhaft geworden. Ich sah sie voller Haß an.

»Sie sind ja seit dem letztenmal, wo Sie bei mir waren, viel munterer geworden.«

»Ach ja.«

»Sie sind auch voller geworden, wie mir scheint?«

Sie blickte mich mit einem seltsamen Ausdruck an:

»Ich habe sie sehr liebgewonnen, sehr lieb.«

»Wen meinen Sie?«

»Nun, Anna Andrejewna. Sehr lieb habe ich sie gewonnen. Ein so vornehm denkendes Mädchen und so verständig...«

»Gewiß. Was macht sie denn? Wie geht es ihr jetzt?«

»Sie ist sehr ruhig, sehr ruhig.«

»Ruhig war sie immer schon.«

»Jawohl, immer schon.«

»Wenn Sie hergekommen sind, um mir Klatschgeschichten zu erzählen«, rief ich plötzlich, da ich mich nicht mehr beherrschen konnte,

»so muß ich Ihnen sagen, daß ich mich in nichts einmenge; ich habe mich entschlossen, alles und alle im Stich zu lassen, mir ist alles gleich, ich gehe fort! ...«

Ich verstummte, da ich zur Besinnung kam. Es schien mir unwürdig, daß ich ihr gewissermaßen meine neuen Pläne enthüllte. Sie ihrerseits hatte mich ohne Erstaunen und ohne Erregung angehört, aber nun folgte wieder ein längeres Stillschweigen. Auf einmal stand sie auf, ging zur Tür und warf einen Blick ins Nebenzimmer. Nachdem sie sich davon überzeugt hatte, daß sich dort niemand befand und wir ganz allein waren, kehrte sie mit der größten Ruhe zurück und setzte sich wieder auf ihren früheren Platz.

»Das haben Sie gut gemacht!« sagte ich lachend.

»Werden Sie Ihre Wohnung bei der Beamtenfamilie behalten?« fragte sie auf einmal, indem sie sich ein wenig zu mir vorbeugte und die Stimme senkte, als ob das die wichtigste Frage wäre, diejenige Frage, um derentwillen sie gekommen sei.

»Die Wohnung? Das weiß ich noch nicht. Vielleicht ziehe ich auch aus ... Wie soll ich das jetzt schon wissen?«

»Ihre Wirtsleute erwarten Sie sehr; jener Beamte ist schon ganz ungeduldig und seine Frau ebenfalls. Andrej Petrowitsch hat ihnen versichert, Sie würden bestimmt wiederkommen.«

»Inwiefern interessiert Sie denn das?«

»Anna Andrejewna wollte es auch gern wissen; sie war sehr zufrieden, als sie hörte, daß Sie wohnen bleiben.«

»Aber woher weiß sie denn so bestimmt, daß ich in jener Wohnung wohnen bleiben werde?«

Ich wollte schon hinzufügen: »Und inwiefern interessiert sie das?«, aber ich unterdrückte diese Frage aus Stolz.

»Auch Herr Lambert hat ihr das ebenfalls versichert.«

»Wa-a-as?«

»Herr Lambert. Er hat Andrej Petrowitsch ganz entschieden versichert, Sie würden wohnen bleiben, und auch Anna Andrejewna gegenüber hat er diese Versicherung abgegeben.«

Es ging mir geradezu ein Schütteln durch den ganzen Körper. Was waren das für wundersame Dinge! Also Lambert war schon mit Wersilow bekannt geworden, schon mit ihm in Beziehung getreten – Lambert und Anna Andrejewna – er war auch zu ihr schon vorgegangen! Eine fliegende Hitze überkam mich, aber ich schwieg. Ein gewaltiges Gefühl des Stolzes durchflutete meine ganze Seele – des Stolzes oder was es sein mochte. Aber ich sagte mir in jenem Augenblick: »Wenn ich auch nur ein Wort der Erklärung verlange, so knüpfe ich wieder mit dieser Welt an und werde mich nie von ihr losmachen können.« Ein heftiger Haß loderte in meinem Herzen auf. Ich nahm mir vor, mich mit Gewalt zum Schweigen zu zwingen, und lag da, ohne mich zu rühren; sie schwieg ebenfalls eine ganze Minute lang.

»Was macht Fürst Nikolai Iwanowitsch?« fragte ich plötzlich, als hätte ich den Verstand verloren. Die Sache war die, daß ich nur gefragt hatte, um das Thema zu wechseln, aber von neuem unversehens eine höchst bedeutungsvolle Frage gestellt hatte und dadurch wie ein Irrsinniger von selbst wieder in jene Welt zurückgekehrt

war, aus der zu entfliehen ich soeben mit krampfhafter Anstrengung beschlossen hatte.

»Er ist in Zarskoje Selo. Er fühlte sich ein wenig unwohl, und in der Stadt herrscht doch jetzt das Fieber; da haben ihm alle geraten, nach Zarskoje Selo überzusiedeln, in das eigene Haus, das er dort besitzt; da ist die Luft doch besser.«

Ich antwortete nicht.

»Anna Andrejewna und die Generalin besuchen ihn alle drei Tage, sie fahren immer zusammen hin.«

Anna Andrejewna und die Generalin (das heißt sie) – waren Freundinnen! Sie fahren zusammen hin! Ich schwieg.

»Sie haben sich jetzt so miteinander befreundet, und Anna Andrejewna spricht immer so gut von Katerina Nikolajewna ...«

Ich schwieg immer noch.

»Und Katerina Nikolajewna hat sich wieder in das gesellschaftliche Leben gestürzt und macht ein Fest nach dem anderen mit; sie ist eine glänzende Erscheinung; es heißt, daß sogar alle Herren am Hof in sie verliebt sind ... aber mit Herrn Bjoring ist alles zu Ende, und aus der Hochzeit wird nichts; das wird allgemein gesagt ... gleich von jenem Vorfall an.«

Das bedeutete: seit dem Brief Wersilows. Ein Zittern lief mir über den ganzen Leib, aber ich sagte kein Wort.

»Anna Andrejewna bedauert den Fürsten Sergej Petrowitsch so sehr, und Katerina Nikolajewna ebenfalls, und alle sagen von ihm, er würde freigesprochen, und der andere, dieser Stebelkow, würde verurteilt...«

Ich sah sie voll Haß an. Sie stand auf und beugte sich plötzlich über mich:

»Anna Andrejewna hat mir ausdrücklich aufgetragen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen«, sagte sie, ganz leise flüsternd, »und sie läßt Sie dringend bitten, sobald Sie wieder ausgehen können, doch gleich zu ihr zu kommen. Leben Sie wohl: werden Sie nur recht bald gesund, ich werde ihr alles berichten...«

Sie ging. Ich setzte mich im Bett aufrecht, kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, aber ich empfand keinen Schreck; die mir unbegreifliche, ungeheuerliche Nachricht über Lambert und seine Umtriebe zum Beispiel hatte mir keinerlei Schreck eingejagt, wie man nach der vielleicht ungerechtfertigten Angst hätte glauben können, mit der ich sowohl während meiner Krankheit als auch in den ersten Tagen meiner Genesung an meine Begegnung mit ihm damals in der Nacht zurückgedacht hatte. Vielmehr hielt ich mich in jenem ersten Augenblick der Unklarheit, als ich gleich nach Darja Onissimownas Weggehen auf dem Bett saß, bei dem Gedanken an Lambert gar nicht auf, aber... mich hatte am meisten die Mitteilung über sie ergriffen, über ihren Bruch mit Bjoring, über ihr Glück in der vornehmen Gesellschaft, über ihre glänzenden Erfolge. »Sie ist eine glänzende Erscheinung« – diese Worte Darja Onissimownas klangen mir immer noch in den Ohren. Und ich fühlte auf einmal, daß ich auch unter Aufbietung aller Kraft mich nicht aus diesem Strudel herausarbeiten konnte, obgleich ich soeben verstanden hatte, mich zusammenzunehmen und zu schweigen und an Darja Onissimowna nach ihren erstaunlichen Mitteilungen keine weiteren Fragen zu

richten! Ein maßloser Durst nach diesem Leben, nach dem Leben, das diese Menschen führten, benahm mir den Atem, und ... und noch ein anderer wonniger Durst, den ich bis zur Glückseligkeit und bis zu qualvollem Schmerz empfand. Meine Gedanken drehten sich im Wirbel herum, aber ich ließ sie sich drehen... ›Was ist da noch zu überlegen!‹ das war meine Empfindung. ›Aber sogar Mama hat mir verschwiegen, daß Lambert hergekommen ist, dachte ich zusammenhanglos, ›gewiß hat Wersilow ihr befohlen, davon zu schweigen... Ich will lieber sterben, als Wersilow nach Lambert fragen! – Wersilow, ging es mir wieder schnell durch den Kopf, ›Wersilow und Lambert, oh, was ist das für eine Neuigkeit! Wersilow ist ein Prachtkerl! Er hat diesem Deutschen, dem Bjoring, mit jenem Brief einen tüchtigen Schreck eingejagt; er hat sie verleumdet; la calomnie... il en reste toujours quelque chose, und der deutsche Höfling hat Angst vor einem Skandal bekommen – haha... und für sie ist es auch eine Lehre! – Lambert ... ist er nicht etwa gar auch schon bis zu ihr vorgedrungen, dieser Lambert? Das fehlte noch! Aber warum sollte sie nicht auch mit ihm in Beziehung treten?‹

Hier brach ich all diese unsinnigen Gedanken auf einmal ab und ließ voll Verzweiflung meinen Kopf auf das Kissen zurücksinken. »Nein, das soll nicht geschehen!« rief ich mit plötzlicher Entschlossenheit, sprang vom Bett auf, zog die Pantoffeln und den Schlafrock an und ging geradeswegs nach Makar Iwanowitschs Zimmer, als wäre dort eine Schutzwehr gegen alle Versuchungen und ein Rettungsanker, an dem ich mich halten könnte.

Es ist in der Tat möglich, daß ich diesen Gedanken damals mit aller Kraft meiner Seele empfand; warum wäre ich denn sonst so unaufhaltsam und plötzlich vom Bett aufgesprungen und in solcher Gemütsverfassung zu Makar Iwanowitsch hingestürzt?

III

Aber bei Makar Iwanowitsch traf ich ganz wider Erwarten noch andere Personen an: Mama und den Doktor. Da ich wunderlicherweise während des Hingehens die bestimmte Vorstellung gehabt hatte, daß ich den alten Mann allein treffen würde wie gestern, so blieb ich auf der Schwelle in stumpfer Verwunderung stehen. Aber ich hatte noch keine Zeit gehabt, ein finsternes Gesicht zu machen, als sogleich auch Wersilow hinzukam und nach ihm auf einmal auch Lisa... Sie hatten sich also zufällig alle bei Makar Iwanowitsch versammelt, und zwar gerade zu einer Zeit, wo es mir unerwünscht war!

»Ich wollte mich nach Ihrem Befinden erkundigen«, sagte ich, indem ich gerade auf Makar Iwanowitsch zuing.

»Danke, Lieber, ich hatte dich erwartet: ich wußte, daß du kommen würdest! Ich habe in der Nacht an dich gedacht.«

Er blickte mir freundlich ins Gesicht, und ich konnte sehen, daß ich wohl derjenige war, den er von allen Anwesenden am liebsten hatte, aber ich bemerkte auch sofort unwillkürlich, daß, wenn auch sein Gesicht heiter aussah, doch die Krankheit in der Nacht Fortschritte gemacht hatte. Der Doktor hatte ihn kurz vorher sehr gründlich untersucht. Ich erfuhr später, daß dieser Doktor (derselbe junge Mensch, mit dem ich mich überworfen hatte und der Makar Iwanowitsch gleich von dessen Ankunft an behandelte) dem Patienten große Aufmerksamkeit zuwandte und bei ihm einen ganzen Komplex verschiedener Krankheiten – ich verstehe nur nicht, sie in der medizinischen Sprache zu bezeichnen – annahm. Makar Iwanowitsch stand, wie ich auf den ersten Blick bemerkte, mit ihm schon auf dem besten freundschaftlichen Fuß; mir mißfiel das sofort –

übrigens befand ich mich natürlich in diesem Augenblick auch in recht unangenehmer Stimmung.

»Das wollte ich auch fragen, Alexander Semjonowitsch: wie geht es unserm lieben Kranken heute?« erkundigte sich Wersilow. Wäre ich nicht so verstört gewesen, so wäre es mir vor allen Dingen höchst interessant gewesen, das Benehmen Wersilow's diesem alten Mann gegenüber zu beobachten; daran hatte ich schon gestern gedacht. Ganz besonders fiel mir jetzt Wersilow's außerordentlich sanfter, angenehmer Gesichtsausdruck auf, der den Eindruck völliger Aufrichtigkeit machte. Ich habe, glaube ich, schon früher einmal bemerkt, daß Wersilow's Gesicht immer wunderbar schön wurde, sobald er es mit jemand auch nur einigermaßen gut und freundlich meinte.

»Ach, wir zanken uns immer«, antwortete der Arzt.

»Sie zanken sich mit Makar Iwanowitsch? Das kann ich nicht glauben; mit dem kann man sich nicht zanken.«

»Aber er gehorcht gar nicht; er schläft nachts nicht...«

»Na, nun hör aber auf, Alexander Semjonowitsch, du hast mich ja schon genug gescholten«, sagte Makar Iwanowitsch lachend, »Nun, wie steht's, Väterchen Andrej Petrowitsch, wie ist man denn beim Gericht mit unserm Fräulein verfahren? Die hier ist schon den ganzen Morgen in Angst und Unruhe«, fügte er, auf Mama zeigend, hinzu.

»Ach, Andrej Petrowitsch«, rief Mama, die tatsächlich sehr beunruhigt war, »erzähl es uns doch recht schnell und quäl uns nicht: wie ist denn über die Ärmste entschieden worden?«

»Unser Fräulein ist verurteilt!«

»Ach!« rief Mama.

«Aber nicht zur Verschickung nach Sibirien, beruhige dich, sondern nur zu fünfzehn Rubeln Strafe; es war die reine Komödie!«

Er setzte sich hin und der Doktor ebenfalls. Dieses Gespräch bezog sich auf Tatjana Pawlowna, und ich hatte von dieser Geschichte noch gar nichts erfahren. Ich saß links von Makar Iwanowitsch, und Lisa setzte sich mir gegenüber an seine rechte Seite; sie hatte offenbar einen eigenen, besonderen, erst von heute herrührenden Kummer, mit dem sie eben zu Mama gekommen war; der Ausdruck ihres Gesichts war unruhig und aufgeregt. In diesem Augenblick trafen sich zufällig unsere Blicke, und ich dachte auf einmal im stillen: »Wir haben beide Schmach erlitten, und ich muß den ersten Schritt zur Annäherung tun.« Ein mildes Gefühl ihr gegenüber erfüllte plötzlich mein Herz. Unterdessen begann Wersilow zu erzählen, was sich an diesem Morgen zugetragen hatte.

Die Sache war die, daß Tatjana Pawlowna an diesem Morgen beim Friedensgericht einen Prozeß mit ihrer Köchin gehabt hatte. Es war eine höchst unbedeutende Geschichte; ich habe schon erwähnt, daß die boshafte Finnin manchmal, wenn sie sich ärgerte, wochenlang schwieg und auf die Fragen ihrer Herrin kein Wort erwiderte; ich habe ebenfalls erwähnt, wie schwach sich ihr gegenüber Tatjana Pawlowna zeigte, die sich von ihr alles gefallen ließ und sich um keinen Preis dazu entschließen konnte, sie ein für allemal wegzujagen. Alle solchen psychologischen Kapricen alter Jungfern und alter Weiber sind in meinen Augen im höchsten Grade verächtlich und verdienen keinerlei Aufmerksamkeit, und wenn ich mich trotzdem entschlossen habe, diese Geschichte hier vorzutragen, so tue ich es einzig und allein deswegen, weil es dieser Köchin beschieden ist,

später, im weiteren Verlauf meiner Erzählung, eine nicht unbedeutende und verhängnisvolle Rolle zu spielen. Also endlich hatte Tatjana Pawlowna denn doch die Geduld verloren, und sie hatte der eigensinnigen Finnin, die ihr schon ein paar Tage lang nicht geantwortet hatte, eine Ohrfeige gegeben, was früher noch nie vorgekommen war. Die Finnin hatte auch da nicht den geringsten Laut hören lassen, war aber gleich an demselben Tage mit einem ehemaligen Schiffsfähnrich namens Osjotrow in Verbindung getreten, der an derselben Hintertreppe unten in einer Schlafstelle wohnte, sich mit allerlei Vertretungen vor Gericht abgab und natürlich im Kampf ums Dasein die Leute zum Prozessieren antrieb. Schließlich war Tatjana Pawlowna vor den Friedensrichter zitiert worden, und auch Wersilow hatte aus irgendeinem Grund bei der Untersuchung der Sache als Zeuge erscheinen müssen.

Das alles erzählte Wersilow außerordentlich munter und scherzhaft, so daß sogar Mama lachte; er stellte sowohl Tatjana Pawlowna als auch den Schiffsfähnrich und die Köchin mit schauspielerischer Kunst dar. Die Köchin hatte dem Gericht gleich von vornherein erklärt, sie beantrage eine Geldstrafe, »denn wenn das gnädige Fräulein sitzen muß, für wen soll ich dann kochen?« Auf die Fragen des Richters hatte Tatjana Pawlowna überaus hochmütig geantwortet und es sogar verschmäht, sich zu verteidigen; vielmehr hatte sie ihre Aussage mit den Worten geschlossen: »Ich habe sie geschlagen und werde sie auch wieder schlagen«, wofür ihr sofort wegen ungebührlicher Antwort vor Gericht eine Geldstrafe von drei Rubeln auferlegt worden war. Der Schiffsfähnrich, ein langaufgeschossener, magerer junger Mensch, hatte angefangen, zur Verteidigung seiner Klientin eine lange Rede zu halten, war aber schmähhlich aus dem Konzept gekommen und hatte den ganzen Saal zum Lachen gebracht. Die Verhandlung war bald zu Ende, und Tatjana Pawlowna war verurteilt worden, der beleidigten Marja fünfzehn Rubel zu zahlen. Sie hatte unverzüglich ihr Portemonnaie herausgeholt und das Geld hingeben wollen, wobei der Schiffsfähnrich sofort herantreten

war und die Hand ausgestreckt hatte, um es in Empfang zu nehmen, aber Tatjana Pawlowna hatte seine Hand beinahe mit einem Stoß weggeschoben und sich an Marja gewandt. »Lassen Sie doch, gnädiges Fräulein, bemühen Sie sich deswegen nicht, schreiben Sie es auf die Rechnung; mit dem hier werde ich schon selbst abrechnen.« – »Nun sieh mal bloß, Marja, was hast du dir da für einen langen Laban genommen!« hatte Tatjana Pawlowna, auf den Schiffsführer zeigend, gesagt; sie hatte sich furchtbar darüber gefreut, daß Marja endlich wieder mit ihr redete. – »Ja, ein langer Laban ist er schon, gnädiges Fräulein«, hatte Marja mit schlauer Miene geantwortet, »haben Sie die Kotelette heute mit Erbsen befohlen? Ich habe vorhin nicht ordentlich hingehört, ich mußte schnell hierher.« – »Ach nein, mit Kohl, Marja, aber bitte, laß sie nicht wieder anbrennen wie gestern.« – »Nein, ich werde mir heute besondere Mühe geben, gnädiges Fräulein; bitte, gestatten Sie mir Ihre Hand!« und sie hatte zum Zeichen der Versöhnung ihrem gnädigen Fräulein die Hand geküßt. Kurz, sie hatte den ganzen Saal erheitert.

»Nein, was ist sie nur für eine!« sagte Mama kopfschüttelnd, sehr zufrieden sowohl mit der Nachricht als auch mit Andrej Petrowitschs Art zu erzählen, aber sie blickte verstohlen und voller Unruhe nach Lisa hin.

»Sie hat schon von klein auf einen starken Charakter gehabt«, sagte Makar Iwanowitsch lächelnd.

»Galle und Müßiggang«, bemerkte der Doktor.

»Bin ich das, die mit dem starken Charakter und mit der Galle und dem Müßiggang?« sagte Tatjana Pawlowna, welche plötzlich zu uns ins Zimmer trat; sie war anscheinend sehr guter Laune. »Aber du, Alexander Semjonowitsch, solltest nicht solchen Unsinn reden; du kennst mich doch schon von der Zeit an, als du erst zehn Jahre alt

warst; da wirst du ja gesehen haben, was ich für eine Müßiggängerin bin, und an der Galle behandelst du selbst mich schon ein ganzes Jahr lang und kannst mich nicht gesund machen; du also bist es, der sich da zu schämen hat. Na, nun habt ihr euch wohl genug über mich lustig gemacht; ich danke dir, Andrej Petrowitsch, daß du dich meinetwegen auf das Gericht bemüht hast. Na, und was machst du, Makaruschka; ich bin nur hergekommen, um mich nach dir zu erkundigen, nicht nach dem da« (sie zeigte auf mich, schlug mir aber sofort freundschaftlich mit der Hand auf die Schulter; ich hatte sie noch nie in so heiterer Stimmung gesehen). »Nun, wie steht es mit ihm?« schloß sie, indem sie sich plötzlich mit besorgtem, ernstem Gesicht an den Doktor wandte.

»Er will sich ja nicht ins Bett legen, und wenn er so aufsitzt, schwächt er nur seine Kräfte.«

»Aber ich sitze ja nur ein klein bißchen da, wenn Leute hier sind«, murmelte Makar Iwanowitsch mit kindlich bittendem Gesicht.

»Ja, das haben wir gern, das haben wir gern; wir haben es gar zu gern, wenn die Leute um uns herumsitzen und wir ein bißchen schwatzen können; ich kenne doch meinen Makaruschka«, sagte Tatjana Pawlowna.

»Na aber, was bist du kribblig«, sagte wieder, zum Doktor gewandt, lächelnd der Alte, »du läßt ja gar nicht mit dir reden; warte einen Augenblick und erlaube, daß ich etwas sage: ich werde mich schon hinlegen, mein Teuerster, ich gehorche schon, aber bei uns pflegt man zu sagen: ›Wenn sich einer hinlegt, steht er am Ende nicht wieder auf‹ – das ist es, mein Freund, was für mich im Hintergrund steht.«

»Na ja, wußte ich es doch, daß ein Volksaberglaube dahintersteckt: ›Wenn ich mich hinlege, stehe ich am Ende nicht wieder auf – das ist es, was die Leute aus dem Volk sehr oft fürchten, und da wollen sie dann während der Krankheit lieber auf den Beinen bleiben, als sich im Krankenhaus ins Bett legen. Sie aber, Makar Iwanowitsch, haben einfach Sehnsucht, Sehnsucht nach der Freiheit, nach der Landstraße, das ist Ihre ganze Krankheit; Sie haben sich des längeren Wohnens an einem Ort entwöhnt. Sie sind ja ein sogenannter Pilger! Na, und das Vagabundieren wird ja bei unserem Volk beinahe zur Leidenschaft. Das habe ich nicht selten bei Leuten aus dem Volk beobachtet. Unser Volk ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Vagabund.«

»Also ist Makar deiner Ansicht nach ein Vagabund?« fiel ihm Tatjana Pawlowna ins Wort.

»Oh, so meine ich es nicht; ich habe den Ausdruck in allgemeinem Sinne gebraucht. Na, er ist ja ein religiöser Vagabund, ein gottesfürchtiger Vagabund, aber doch immerhin ein Vagabund... Ich sage das vom medizinischen Standpunkt aus...«

»Ich kann Ihnen versichern«, wandte ich mich auf einmal an den Doktor, »daß Vagabunden eher Sie und ich und alle hier Anwesenden genannt zu werden verdienen, aber nicht dieser alte Mann, von dem Sie und ich noch viel lernen können, denn er hat einen festen Halt im Leben, wir aber, so viele wir hier sind, haben keinen festen Halt... Übrigens, wie könnten Sie das verstehen!«

Ich hatte das offenbar in scharfem Ton gesagt, aber das hatte ich auch gewollt. Ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich immer noch dasaß, ich war wie von Sinnen.

»Was hast du bloß?« fragte Tatjana Pawlowna und sah mich mißtrauisch an. »Na, wie findest du ihn, Makar Iwanowitsch?« fragte sie, indem sie mit dem Finger auf mich zeigte.

»Gott segne ihn, er ist ein heller Kopf«, erwiderte der Alte mit ernster Miene; aber bei den Worten »ein heller Kopf« fingen fast alle an zu lachen. Ich bezwang mich mit Anstrengung; am lautesten von allen lachte der Doktor. Recht übel war es, daß ich damals nichts von der Verabredung wußte, die sie vorher getroffen hatten. Wersilow, der Doktor und Tatjana Pawlowna hatten sich schon vor drei Tagen verabredet, Mama mit aller Macht von den schlimmen Ahnungen und Befürchtungen hinsichtlich Makar Iwanowitschs abzubringen, dessen Zustand viel schlimmer und hoffnungsloser war, als ich damals vermutete. Dies war der Grund, weshalb alle Scherze machten und sich Mühe gaben zu lachen. Nur war der Doktor dumm und verstand es natürlich nicht, Scherze zu machen: daher kam denn danach auch die ganze Geschichte. Wenn ich ebenfalls von ihrer Verabredung Kenntnis gehabt hätte, so hätte ich den Skandal, der sich zutrug, nicht hervorgerufen. Lisa wußte auch nichts davon.

Ich saß da und hörte nur mit halbem Ohr zu; sie redeten und lachten, ich aber hatte Darja Onissimowna mit ihren Nachrichten im Kopf und konnte die Vorstellung von dieser Person nicht loswerden; es war mir immer, als säße sie noch vor mir und sähe mich an und stünde vorsichtig auf und wüfere einen Blick in das andere Zimmer. Schließlich lachten sie auf einmal alle laut auf. Tatjana Pawlowna hatte, ich weiß absolut nicht aus welchem Anlaß, den Doktor einen gottlosen Menschen genannt. »Na, ihr Herren Doktoren, ihr seid doch sämtlich gottlose Menschen!...«

»Makar Iwanowitsch!« rief der Doktor, indem er auf sehr dumme Art so tat, als sei er beleidigt worden und suche nun einen Schiedsrichter, »bin ich ein gottloser Mensch oder nicht?«

»Du ein gottloser Mensch? Nein, du bist kein gottloser Mensch«, antwortete der Alte ruhig und ernst und blickte ihn unverwandt an. »Nein, Gott sei Dank!« fügte er kopfschüttelnd hinzu, »du bist ein heiterer Mensch.«

»Und wer heiter ist, der ist auch nicht gottlos!« bemerkte der Doktor ironisch.

»Darin steckt etwas Wahres«, sagte Wersilow ohne eine Spur von Lachen.

»Das ist ein vorzüglicher Gedanke!« rief ich unwillkürlich, von dieser Idee frappiert. Der Doktor blickte uns fragend an.

»Vor diesen Gelehrten, vor eben diesen Professoren« (wahrscheinlich hatten sie vorher etwas von den Professoren gesagt), begann Makar Iwanowitsch, die Augen ein wenig niederschlagend, »vor denen hatte ich zuerst große Furcht; ich war ihnen gegenüber ängstlich, denn mehr als alles andere fürchtete ich die Gottlosen. Ich dachte: ›Ich habe nur eine einzige Seele in mir; wenn ich die zugrunde richte, kann ich mir keine andere suchen.‹ Na, aber dann faßte ich Mut: ›Ach was, dachte ich, ›sie sind ja keine Götter, sondern ebensolche Menschen mit ihren Leidenschaften wie wir.‹ Und ich war auch sehr neugierig: ›Ich werde da erfahren, dachte ich, ›was es mit der Gottlosigkeit für eine Bewandnis hat.‹ Nur ist mir nachher selbst diese Neugier vergangen, mein Freund.«

Er verstummte, hatte aber offenbar die Absicht, immer mit demselben stillen, ruhigen Lächeln weiterzureden. Es gibt eine Treuherzig-

keit, die allen und jedem Vertrauen schenkt und nicht argwöhnt, daß jemand über sie spotten könne. Solche Menschen sind immer beschränkt, denn sie tragen kein Bedenken, das Wertvollste, was ihr Herz enthält, dem ersten besten zu zeigen. Aber mit Makar Iwanowitsch stand es meines Erachtens doch anders, und es war etwas anderes, was ihn zum Reden trieb, nicht nur harmlose Treuherzigkeit: man merkte, daß er für seine Ansichten Propaganda machen wollte. Ich bemerkte mit Vergnügen auf seinem Gesicht ein leises, anscheinend sogar schlaues Lächeln, wenn er sich an den Doktor, und vielleicht auch, wenn er sich an Wersilow wandte. Das Gespräch war offenbar eine Fortsetzung der Diskussionen, die sie vorher in dieser Woche geführt hatten; aber in diesem Gespräch kam unglücklicherweise wieder derselbe verhängnisvolle Ausdruck vor, der mich am vorhergehenden Tage so elektrisiert hatte; nun veranlaßte er mich zu einem Streich, den ich bis auf den heutigen Tag bedauere.

»Vor einem gottlosen Menschen«, fuhr der Alte mit ernster, gesamelter Miene fort, »würde ich mich vielleicht auch jetzt fürchten; die Sache ist nur die, Freund Alexander Semjonowitsch: einem wirklich Gottlosen bin ich überhaupt noch nie begegnet, wohl aber statt dessen manchem Ruhelosen, denn so muß man sie richtiger nennen. Dazu gehören allerlei Leute; man kann sich gar nicht vorstellen, eine wie bunte Gesellschaft das ist: da sind große und kleine, dumme und gelehrte; sogar Leute aus dem niedrigsten Stand finden sich darunter, und alle sind sie ruhelos. Denn ihr ganzes Leben lang lesen sie und legen das Gelesene aus, sich an der Süßigkeit der Bücher sättigend; sie selbst aber verbleiben immer in Verständnislosigkeit und Zweifel und können keine Lösung finden. Der eine hat sich ganz und gar entblößt, nimmt das aber selbst nicht mehr wahr. Ein anderer hat sich härter gemacht als Stein, aber in seinem Herzen gären allerlei Phantasien. Wieder ein anderer ist gefühllos und leichtsinnig und will weiter nichts als spotten und lachen. Mancher hat sich aus den Büchern nur die Blümchen her-

ausgesucht, und zwar nach seinem eigenen Geschmack; er selbst aber ist ruhelos und kann zu keinem Urteil kommen. Und ich sage noch einmal: es gibt da viel Mißbehagen. Ein geringer Mensch leidet Not; er hat kein Brot, weiß nicht, wie er seine Kinderchen ernähren soll, schläft auf hartem Stroh, aber das Herz in der Brust ist ihm heiter und leicht; und auch wenn er sündigt und sich grob benimmt, ist ihm doch das Herz leicht. Aber ein großer Herr hat sein gutes Essen und Trinken und sitzt auf einem Haufen Gold, aber in seinem Herzen steckt doch immer dieselbe Unruhe. Manch einer hat alle Wissenschaften durchstudiert, aber aus der Unruhe kommt er doch nicht heraus. Und ich denke mir, je mehr der Verstand zunimmt, um so mehr nimmt auch das Mißbehagen zu. Und wenn man noch bedenkt: sie lehren nun schon, solange die Welt steht, aber was haben sie denn Gutes gelehrt, wodurch die Welt ein recht schöner, heiterer, freudenreicher Wohnsitz würde? Und ich will noch eins sagen: sie haben keine edle Schönheit und wollen sie auch nicht haben; alle sind sie ins Verderben geraten, aber ein jeder lobt die Art des Verderbens, und sich der einigen Wahrheit zuzuwenden, daran denkt er nicht; das Leben ohne Gott aber ist nur eine einzige Qual. Und so kommt es darauf hinaus, daß wir eben das verfluchen, wodurch wir erleuchtet werden, und das selbst nicht wissen. Und was liegt auch für ein Sinn darin: der Mensch kann überhaupt nicht existieren, ohne sich vor etwas zu beugen; ein solcher Mensch erträgt sich selbst nicht, kein Mensch kann das. Und wenn der Mensch Gott absetzt, so beugt er sich vor einem Götzen – einem hölzernen oder einem goldenen oder einem bloß gedachten. Götzendiener sind das alles, nicht Gottlose, so muß man sie nennen. – Na, aber wie sollte es keine Gottlosen geben? Es gibt Menschen, die wirklich gottlos sind, aber die sind viel furchtbarer als jene, weil sie mit dem Namen Gottes auf den Lippen einhergehen. Ich habe wiederholt von ihnen gehört, aber zusammengetroffen bin ich mit ihnen überhaupt noch nicht. Es gibt aber solche, mein Freund, und ich meine, es ist sogar notwendig, daß es welche gibt.«

»Es gibt solche, Makar Iwanowitsch«, bekräftigte Wersilow dies plötzlich, »und es ist notwendig, daß es welche gibt.«

»Sicherlich gibt es welche, und es ist notwendig, daß es welche gibt!« rief ich unwillkürlich, unhemmbar und leidenschaftlich; ich weiß nicht, warum, aber Wersilows Ton bezauberte mich, und in dem Satz: »Es ist notwendig, daß es welche gibt«, lag für mich ein Gedanke, der mich fesselte. Dieses Gespräch war mir ganz unerwartet gekommen. Aber in diesem Augenblick geschah etwas ebenfalls ganz Unerwartetes.

IV

Es war ein außerordentlich heller Tag. Das Rouleau in Makar Iwanowitschs Zimmer war früher auf Anordnung des Doktors gewöhnlich den ganzen Tag über heruntergelassen gewesen; aber jetzt befand sich am Fenster nicht ein Rouleau, sondern ein Vorhang, so daß der obere Teil des Fensters nicht verdeckt war; dies war gemacht worden, weil es dem Alten bei dem früheren Rouleau unbehaglich gewesen war, da er die Sonne so gar nicht sah. Und da hatten wir nun gerade bis zu dem Augenblick dagesessen, wo auf einmal die Sonnenstrahlen dem alten Makar Iwanowitsch gerade ins Gesicht schienen. Im Eifer des Gesprächs hatte er das anfänglich nicht beachtet, sondern mechanisch, während er redete, mehrmals den Kopf seitwärts gebeugt, weil das grelle Licht seine kranken Augen sehr belästigte und reizte. Mama, die neben ihm stand, hatte schon einige Male unruhig nach dem Fenster geblickt; das Richtige wäre gewesen, das Fenster einfach mit irgend etwas vollständig zu verhängen, aber um das Gespräch nicht zu unterbrechen, kam sie auf den Gedanken, zu versuchen, ob sie nicht die Fußbank, auf der Makar Iwanowitsch saß, nach rechts zur Seite rücken könnte: es war

nur nötig, sie um drei oder höchstens vier Werschok zu bewegen. Mama hatte sich schon mehrmals niedergebeugt und die Fußbank angefaßt, sie aber nicht wegziehen können; die Fußbank mit dem darauf sitzenden Makar Iwanowitsch hatte sich nicht geführt.

Makar Iwanowitsch, der ihre Anstrengungen im Eifer des Gesprächs nur ganz unbewußt fühlte, hatte mehrmals versucht, sich ein wenig zu erheben, aber die Beine hatten ihm den Dienst versagt. Mama fuhr jedoch trotzdem fort, sich anzustrengen und zu ziehen, und all das machte Lisa schließlich furchtbar zornig. Es waren mir schon ein paar funkelnde, erregte Blicke von ihr aufgefallen, aber ich hatte im ersten Augenblick nicht gewußt, worauf ich sie zurückführen sollte, und überdies nahm mich das Gespräch vollständig in Anspruch. Da hörten wir auf einmal, wie sie mit scharfer Stimme den alten Makar Iwanowitsch beinahe anschrie:

»So heben Sie sich doch wenigstens ein bißchen in die Höhe, Sie sehen doch, wie Mama sich abquält!«

Der Alte sah sie schnell an, verstand sofort und versuchte eilig, sich ein wenig zu erheben, aber das gelang ihm nicht; er hob sich eine Handbreit in die Höhe und sank dann wieder auf die Fußbank zurück.

»Ich kann nicht, Täubchen«, antwortete er in klagendem Ton und sah Lisa irgendwie völlig gehorsam an.

»Reden können Sie so viel, daß man ein ganzes Buch damit anfüllen könnte, aber sich zu rühren, dazu sind Sie nicht imstande!«

»Lisa!« rief Tatjana Pawlowna. Makar Iwanowitsch machte wieder eine außerordentliche Anstrengung.

»So nehmen Sie doch den Krückstock, er liegt ja neben Ihnen, und richten Sie sich mit dem Krückstock auf!« sagte Lisa noch einmal scharf.

»Da hast du auch recht!« versetzte der Alte und griff sofort eilig nach dem Stock.

»Wir müssen ihn einfach aufheben!« sagte Wersilow aufstehend; der Doktor setzte sich ebenfalls in Bewegung, auch Tatjana Pawlowna sprang auf, aber sie hatten noch nicht Zeit gehabt heranzutreten, als Makar Iwanowitsch, mit aller Kraft sich auf seinen Krückstock stützend, sich plötzlich erhob, mit frohem Triumphgefühl auf seinem Platz dastand und rings um sich blickte.

»Da bin ich doch in die Höhe gekommen!« sagte er ordentlich stolz und lächelte fröhlich. »Ich danke dir auch, liebes Kind, du hast mich belehrt, und ich hatte schon gedacht, daß die lieben Beinchen mir gar nicht mehr gehorchten...«

Aber er stand nicht lange so da; er hatte das kaum gesagt, als auf einmal der Stock, auf den er sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers stützte, auf dem Teppich ausrutschte und er, da »die lieben Beinchen« ihm fast gar keinen Halt gaben, der Länge nach polternd auf den Fußboden stürzte. Das war, wie ich mich erinnere, ein geradezu furchtbarer Anblick. Alle schrien auf und stürzten hin, um ihm aufzuhelfen, aber er hatte sich Gott sei Dank bei dem Fall nichts getan; er war nur schwer und geräuschvoll mit beiden Knien auf den Fußboden geschlagen, hatte aber noch Zeit gehabt, die rechte Hand vor sich hin zu halten und sich auf sie zu stemmen. Er wurde aufgehoben und auf das Bett gesetzt. Er war sehr blaß geworden, nicht vor Schreck, sondern von der Erschütterung. (Der Doktor hatte bei ihm neben allem andern auch eine Herzkrankheit gefunden.) Mama war ganz außer sich vor Schreck. Und auf einmal

wandte sich Makar Iwanowitsch, obwohl er noch ganz blaß aussah, am ganzen Leibe zitterte und anscheinend noch nicht recht wieder zur Besinnung gekommen war, an Lisa und sagte mit beinahe zärtlich klingender, leiser Stimme zu ihr:

»Nein, liebes Kind, die lieben Beinchen stehen wirklich nicht mehr!«

Ich kann gar nicht sagen, was für einen Eindruck diese Worte damals auf mich machten. Die Sache war die, daß in den Worten des armen alten Mannes nicht der geringste Klang einer Klage oder eines Vorwurfs lag; vielmehr war ohne weiteres deutlich, daß er gleich von Anfang an in Lisas Worten absolut nichts Böses gefunden und ihr Anschreien für berechtigt gehalten hatte, das heißt daß sie ganz recht getan hatte, ihn für seine Verfehlung auszuschelten. Alles dies übte auf Lisa eine außerordentlich starke Wirkung aus. In dem Augenblick des Falls war sie wie alle übrigen aufgesprungen und hatte ganz leichenblaß und natürlich von tiefem Schmerz ergriffen dagestanden, da sie an allem schuld war, aber als sie diese Worte hörte, wurde sie plötzlich in demselben Augenblick über das ganze Gesicht dunkelrot vor Scham und Reue.

»Nun ist's aber genug!« kommandierte Tatjana Pawlowna auf einmal. »Das kommt alles von diesem Gerede! Es ist Zeit, daß wir auseinandergehen; das führt zu nichts Gutem, wenn der Doktor selbst so ein Geschwätz veranstaltet.«

»Sie haben ganz recht«, stimmte ihr Alexander Semjonowitsch bei, der mit dem Kranken beschäftigt war. »Ich habe einen Fehler begangen, Tatjana Pawlowna, er braucht Ruhe!«

Aber Tatjana Pawlowna hörte nicht auf ihn: sie blickte etwa eine halbe Minute lang schweigend und unverwandt Lisa ins Gesicht.

»Komm her, Lisa, und küsse mich alte Närrin, wenn du magst«, sagte sie dann zu meiner Überraschung.

Und sie küßte sie, ich weiß nicht wofür, aber gerade das war es, was man jetzt tun mußte; beinahe wäre ich selbst auf Tatjana Pawlowna zugestürzt, um sie zu küssen. Denn jetzt mußte man Lisa nicht durch Vorwürfe ganz zu Boden drücken, sondern das neue, schöne Gefühl, das sich jetzt zweifellos in ihr regte, mit freudiger Anerkennung begrüßen. Aber statt auch meinerseits solche Empfindungen zu äußern, stand ich plötzlich auf und begann mit fester Stimme und in scharfem Ton:

»Makar Iwanowitsch, Sie haben wieder den Ausdruck »edle Schönheit« gebraucht, und ich habe mich gerade gestern und alle diese Tage mit diesem Ausdruck gequält ... und überhaupt habe ich mich mein ganzes Leben lang gequält, nur habe ich früher nicht gewußt, weswegen. Dieses Zusammentreffen der Ausdrücke halte ich für eine Fügung des Schicksals, beinahe für ein Wunder. Ich spreche das in Ihrer Gegenwart aus ...«

Aber ich wurde sofort unterbrochen. Ich bemerke noch einmal: ich wußte nichts von ihrer Verabredung hinsichtlich Mamas und Makar Iwanowitschs; und von mir glaubten sie natürlich auf Grund früherer Erfahrungen, daß ich zu jedem derartigen Skandal fähig sei.

»Bringt ihn zum Schweigen, bringt ihn zum Schweigen!« schrie Tatjana Pawlowna voller Wut. Mama zitterte. Makar Iwanowitsch bekam, als er das allgemeine Erschrecken sah, selbst einen Schreck.

»Arkadij, hör auf!« rief Wersilow ernst.

»Für mich, meine Herrschaften«, fuhr ich noch lauter fort, »für mich ist es geradezu ein häßlicher Anblick, Sie alle neben diesem kleinen

Kind« (ich wies auf Makar hin) »zu sehen. Hier ist nur eine Heilige - das ist Mama, aber auch die ...«

»Sie erschrecken ihn!« sagte der Doktor nachdrücklich.

»Ich weiß, daß ich der ganzen Welt feindlich gegenüberstehe«, stammelte ich (oder etwas in dieser Art); aber nachdem ich noch einmal rings um mich geschaut hatte, richtete ich einen herausfordernden Blick auf Wersilow.

»Arkadij!« rief er wieder, »eine ganz ebensolche Szene hat hier schon einmal zwischen uns stattgefunden. Ich bitte dich inständig, beherrsche dich jetzt!«

Ich kann nicht beschreiben, mit was für einer tiefen Empfindung er das sagte. Eine große, aufrichtige, schmerzliche Traurigkeit prägte sich auf seinem Gesicht aus. Das erstaunliche war aber dabei, daß er wie schuldbewußt aussah: ich war der Richter und er der Verbrecher. Alles das brachte mich um den Rest meiner Vernunft.

»Ja!« schrie ich ihm zur Antwort zu, »eine ganz ebensolche Szene fand statt, als ich Wersilow begrub und aus meinem Herzen riß ... Aber damals folgte eine Auferstehung von den Toten, jetzt jedoch ... jetzt wird es keinen neuen Morgen, mehr geben! Aber ... aber ihr alle hier werdet sehen, wozu ich fähig bin: ihr ahnt nicht einmal, was ich euch beweisen kann!«

Nach diesen Worten stürzte ich davon, auf mein Zimmer. Wersilow, lief mir nach ...

V

Ich bekam einen Rückfall; es trat ein überaus heftiger Fieberanfall ein, und in der Nacht redete ich irre. Aber das tat ich nicht die ganze Nacht hindurch: dazwischen hatte ich auch zahllose Träume, eine lange Kette, die gar nicht aufhören wollte. Von diesen Träumen hat sich einer oder wenigstens das Bruchstück eines Traumes meinem Gedächtnis für das ganze Leben eingepägt. Ich teile ihn hier ohne jeden Kommentar mit; er war prophetisch, und ich kann ihn nicht weglassen.

Ich befand mich plötzlich mit irgendeiner großen, stolzen Absicht im Herzen in einem geräumigen, hohen Zimmer, aber nicht bei Tatjana Pawlowna; ich erinnere mich an das Zimmer sehr genau, was ich hier im voraus bemerke. Aber obgleich ich allein war, hatte ich trotzdem ununterbrochen das beunruhigende, qualvolle Gefühl, daß ich doch nicht allein sei, daß ich erwartet würde, und daß man von mir etwas erwartete. Irgendwo hinter der Tür saßen Leute und warteten, was ich tun würde. Es war ein unerträgliches Gefühl: »O wäre ich doch allein!« Und auf einmal trat sie herein. Sie sah schüchtern aus, sie fürchtete sich gewaltig, sie blickte mir in die Augen. *In meiner Hand hatte ich jenes Schriftstück.* Sie lächelte, um mich in ihre Bande zu schlagen, sie schmeichelte mir; ich bemitleidete sie, aber ich begann einen starken Widerwillen zu empfinden. Plötzlich bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen. Ich warf das Schriftstück auf den Tisch und sagte mit unbeschreiblicher Verachtung: »Bitten Sie mich nicht erst darum, da ist es, ich wünsche von Ihnen nichts! Ich räche mich für allen mir angetanen Schimpf durch Verachtung!« Ich verließ das Zimmer, fast erstickend an meinem maßlosen Stolz. Aber an der Tür, im Dunkeln, bekam mich Lambert zu fassen! »Schafskopf, Schafskopf!« flüsterte er mir nachdrücklich zu, indem er mich an der Hand festhielt, »sie wird auf der Wassilij-Insel ein Pensionat für adlige junge Mädchen einrichten müssen« (NB - das

heißt: um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wenn ihr Vater durch mich von dem Schriftstück Kenntnis erhalten, sie enterbt und aus dem Hause gejagt haben würde. Ich schreibe Lamberts Worte buchstäblich her, so wie ich sie geträumt habe).

»Arkadij Makarowitsch sucht die »edle Schönheit«, hörte ich Anna Andrejewnas Stimme irgendwo nahebei, ebendort auf der Treppe, aber ihre Worte klangen nicht wie ein Lob, sondern wie unerträglicher Spott. Ich kehrte mit Lambert in das Zimmer zurück. Aber als sie Lambert erblickte, fing sie plötzlich an zu lachen. Meine erste Empfindung war ein furchtbarer Schreck, ein solcher Schreck, daß ich stehenblieb und nicht näher treten wollte. Ich sah sie an und traute meinen Augen nicht; es war, als hätte sie plötzlich eine Maske von ihrem Gesicht genommen: es waren dieselben Züge, aber jeder Zug war gewissermaßen zu maßloser Frechheit entstellt. »Den Kaufpreis, gnädige Frau, den Kaufpreis!« schrie Lambert, und nun lachten sie beide noch ärger; mir aber wollte das Herz aufhören zu schlagen: »Oh, ist diese schamlose Person wirklich dieselbe Frau, von der ein Blick ausreichte, um mein Herz von tugendhaften Empfindungen erglühen zu lassen?«

»Da sieht man es, wozu sie um des Geldes willen fähig sind, diese stolzen Leute aus den höchsten Kreisen!« rief Lambert. Aber das schamlose Weib ließ sich nicht einmal durch diese Worte in Verlegenheit bringen; sie lachte nämlich darüber, daß ich so erschrocken war. Oh, sie war bereit, den Kaufpreis zu zahlen, das sah ich, und ... und was ging mit mir vor? Ich fühlte weder Mitleid noch Ekel mehr; ich zitterte wie noch nie in meinem Leben ... Ein neues, unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich meiner, ein Gefühl, wie ich es überhaupt noch nie gekannt hatte, ein Gefühl, stark wie die ganze Welt ... Oh, jetzt war ich nicht mehr imstande, fortzugehen, um keinen Preis! Oh, wie es mir gefiel, daß sie so schamlos war! Ich ergriff ihre beiden Hände, die Berührung ihrer Hände erschütterte

mich qualvoll, und ich näherte meinen Mund ihren frechen, roten, vor Lachen zitternden Lippen, die mich riefen.

Oh, hinweg mit dieser unwürdigen Erinnerung! Verfluchter Traum! Ich schwöre, daß vor diesem abscheulichen Traum in meinem Geist kein Gedanke vorhanden gewesen ist, der diesem schändlichen Gedanken auch nur im entferntesten ähnlich gewesen wäre. Nicht einmal unwillkürlich war eine solche Vorstellung in meiner Einbildungskraft entstanden (obgleich ich das Schriftstück in der Tasche eingenäht trug und manchmal mit einem seltsamen Lächeln nach der Tasche fühlte). Woher kam es denn nun, daß dies alles auf einmal in völlig fertiger Gestalt vor mein geistiges Auge trat? Das kam daher, daß in mir die Seele einer Spinne steckte! Das bedeutet, daß dies alles schon längst in meinem unsittlichen Herzen geboren war und dort lag, daß es in meinen *Wünschen* lag, daß aber das Herz sich im wachen Zustand noch schämte und der Verstand es noch nicht wagte, sich etwas Ähnliches mit Bewußtsein vorzustellen. Aber im Traum stellte meine Seele selbst alles, was in meinem Herzen war, vor mich hin und breitete es vor mir aus, in vollkommener Deutlichkeit, in einem ganz klaren Bild und - in prophetischer Form. Und war es wirklich *das* gewesen, was ich ihnen hatte *beweisen* wollen, als ich am Vormittag aus Makar Iwanowitschs Zimmer hinausgelaufen war? Aber genug jetzt, vorläufig nichts weiter davon! Dieser Traum, den ich hatte, ist eines der merkwürdigsten Ereignisse meines Lebens.

Drittes Kapitel

I

Nach drei Tagen stand ich am Morgen vom Bett auf und hatte, als ich mich auf die Füße stellte, auf einmal die Empfindung, daß ich nun nicht mehr liegen müsse. Ich fühlte ganz deutlich, daß meine Genesung nahe war. Alle diese kleinen Einzelheiten würden es vielleicht nicht verdienen, aufgezeichnet zu werden, aber es kamen damals für mich ein paar Tage, die, wenn auch an ihnen nichts Besonderes vorging, mir doch alle als besonders erquickend und ruhig im Gedächtnis geblieben sind, und das ist in meinen Erinnerungen eine Seltenheit. Meinen Gemütszustand genauer darzulegen, beabsichtige ich vorläufig nicht; wenn der Leser erführe, wie es sich damit verhielt, würde er es gewiß nicht glauben. Das alles wird sich nachher besser aus den Tatsachen erklären. Einstweilen aber sage ich nur das eine: möge der Leser an die *Spinnenseele* denken! Und eine solche Seele hatte ein Mensch, der von den Seinen und von der ganzen Welt um der »edlen Schönheit« willen weggehen wollte! Der Durst nach »edler Schönheit« war im höchsten Maße in mir vorhanden, das war ganz sicher, aber wie es möglich war, daß er sich in mir mit Gott weiß was für anderen Arten von Durst vertrug, das ist für mich ein Geheimnis. Und das ist mir auch immer ein Geheimnis gewesen, und ich habe mich schon tausendmal über die Fähigkeit des Menschen (und insonderheit, wie ich glaube, des russischen Menschen) gewundert, in seiner Seele das höchste Ideal zu hegen neben der tiefsten Gemeinheit, und alles mit völliger Aufrichtigkeit. Ist das nun eine besondere Großzügigkeit beim russischen Menschen, die ihn weit voranbringen wird, oder ist es einfach Gemeinheit - das ist die Frage!

Aber lassen wir das! Wie es sich damit auch verhalten mochte, jedenfalls trat eine Windstille ein. Ich sah einfach ein, daß ich um jeden Preis so schnell wie möglich gesund werden mußte, damit ich so schnell wie möglich anfangen konnte zu handeln, und darum

entschloß ich mich, hygienisch zu leben und die, Vorschriften des Doktors (mochte dieser persönlich sein, wie er wollte) zu beobachten; meine stürmischen Absichten aber verschob ich höchst verständig (eine Frucht der Großzügigkeit) auf den Tag, an dem ich zum erstenmal wieder ausgehen würde, also bis zu meiner Genesung. Auf welche Weise alle meine friedlichen Empfindungen und die genußreiche Freude über die Windstille sich mit dem qualvoll süßen, aufgeregten Pochen meines Herzens beim Vorgefühl der nahen stürmischen Entschlüsse vertragen konnten, das weiß ich nicht; ich führe aber alles wieder auf die Großzügigkeit zurück. Die frühere Unruhe jedoch, die mich noch unlängst gequält hatte, war in mir nicht mehr vorhanden; ich hatte alles bis auf einen bestimmten Termin verschoben; ich zitterte nicht mehr wie noch unlängst vor dem, was die Zukunft bringen würde, sondern hatte das Gefühl eines reichen Mannes, der in seine Mittel und in seine Kräfte volles Vertrauen setzt. Mein Hochmut und meine Dreistigkeit gegenüber dem mich erwartenden Schicksal wurden immer größer, was, wie ich annehme, zum Teil von der tatsächlichen Genesung und der schnell wiederkehrenden Lebenskraft herkam. Diese paar Tage der endgültigen, tatsächlichen Genesung sind es, an die ich auch jetzt noch mit vollem Genuß zurückdenke.

Oh, sie hatten mir alles verziehen, das heißt mein heftiges Benehmen, und das hatten dieselben Menschen getan, die ich – ihnen gerade ins Gesicht – häßlich genannt hatte! Das liebe ich an den Menschen, das nenne ich den Verstand des Herzens; jedenfalls zog mich dies damals sogleich wieder zu ihnen hin, selbstverständlich nur bis zu einem gewissen Grade. Wersilow und ich zum Beispiel unterhielten uns nach wie vor wie die besten Bekannten, aber nur bis zu einem gewissen Grade: sobald die Mittheilbarkeit zu groß zu werden begann (und das war manchmal der Fall), hielten wir uns beide sofort zurück, als ob wir uns über etwas ein bißchen schämten. Es gibt Fälle, in denen der Sieger nicht umhin kann, sich vor dem Besiegten zu schämen, sich gerade darüber zu schämen, daß er

die Oberhand behalten hat. Der Sieger war augenscheinlich ich; und ich schämte mich denn auch.

An jenem Morgen, das heißt, als ich nach dem Rückfall vom Bett aufstand, kam er zu mir, und da erfuhr ich von ihm zum erstenmal etwas über ihre gemeinsame damalige Verabredung hinsichtlich Mamas und Makar Iwanowitschs; er fügte hinzu, der alte Mann fühle sich zwar besser, aber der Doktor lehne es durchaus ab, für irgend etwas einzustehen. Ich gab ihm auch meinerseits von ganzem Herzen das Versprechen, mich künftig vorsichtiger zu benehmen. Als Wersilow mir damals alles dies mitteilte, bemerkte ich plötzlich zum erstenmal, daß er auch persönlich an dem alten Mann lebhaft Anteil nahm, weit mehr, als ich es von einem Menschen wie ihm hätte erwarten können, und daß dieser ihm auch wegen seiner persönlichen Eigenschaften sehr teuer war, und nicht nur um Mamas willen. Das erregte sogleich mein Interesse, ja beinahe meine Verwunderung, und ich muß gestehen, ohne Wersilows Hinweise hätte ich an diesem alten Mann vieles unbeachtet gelassen und nicht gebührend gewürdigt, an diesem alten Mann, der eine der nachhaltigsten, originellsten Erinnerungen in meinem Herzen geworden ist.

Wersilow schien hinsichtlich meiner Beziehungen zu Makar Iwanowitsch nicht frei von Besorgnis zu sein, das heißt, er hatte weder zu meinem Verstand noch zu meinem Taktgefühl rechtes Zutrauen und war deshalb nachher sehr zufrieden, als er sah, daß auch ich manchmal Verständnis dafür zeigte, wie man mit einem Mann von ganz anderen Begriffen und Anschauungen, verkehren muß, kurz, daß auch ich es verstand, nötigenfalls nachgiebig und großzügig zu sein. Ich gestehe auch (und ich glaube mich dadurch nicht herabzuwürdigen), daß ich bei diesem Mann aus dem Volk in bezug auf manche Gefühle und Anschauungen etwas mir ganz Neues und Unbekanntes gefunden habe, etwas, was viel klarer und tröstlicher

war als meine eigenen früheren Vorstellungen von diesen Dingen. Nichtsdestoweniger war es manchmal geradezu, um aus der Haut zu fahren, wenn man gewisse schwerwiegende Vorurteile mit anhörte, an denen er mit der empörendsten Ruhe und Unerschütterlichkeit festhielt. Aber daran war gewiß nur sein Mangel an Bildung schuld, denn seine Seele war recht gut organisiert, sogar so, daß ich unter den Menschen noch nichts Besseres in dieser Art getroffen habe.

II

Besonders anziehend war an ihm, wie ich schon oben bemerkt habe, seine außerordentliche Offenherzigkeit und das Fehlen jeder Spur von Eigenliebe; man ahnte, daß sein Herz beinahe sündenfrei war. Er besaß eine »Heiterkeit« des Herzens und daher »edle Schönheit«. Das Wort »Heiterkeit« liebte er sehr und gebrauchte es häufig. Allerdings überkam ihn manchmal eine Art krankhafter Verzückung, eine Art krankhafter Rührung, was ich zum Teil darauf zurückführe, daß ihn das Fieber, genaugenommen, diese ganze Zeit über nicht losließ; aber der »edlen Schönheit« tat das keinen Abbruch. Es gab bei ihm auch Kontraste: neben einer erstaunlichen Treuherzigkeit, die ihn die ironische Färbung von Entgegnungen manchmal gar nicht bemerken ließ (oft zu meinem Ärger), trat bei ihm auch eine Art von feiner Schlauheit zutage, am häufigsten bei polemischen Geplänkeln. Polemik aber liebte er sehr, obwohl er manchmal nur so auf seine besondere Art polemisierte. Man merkte, daß er viel in Rußland herumgekommen war und vielerlei gehört hatte, aber ich wiederhole es: am meisten liebte er die Rührung und daher auch alles, was zu ihr führte, wie er denn auch selbst gern rührende Geschichten erzählte. Überhaupt erzählte er sehr gern. Ich habe ihn vieles erzählen hören, sowohl von seinen eigenen Pilgerfahrten als auch allerlei Legenden aus dem Leben der frühesten »Glaubensstrei-

ter«. Ich bin auf diesem Gebiet nicht bewandert, glaube aber, daß er bei diesen Legenden, die er größtenteils aus mündlichen Erzählungen einfacher Leute kannte, vieles aus eigener Phantasie umgemodelt hat. Manches konnte man einfach nicht ohne Widerspruch anhören. Aber trotz aller augenscheinlichen Umdichtungen oder auch direkten Aufschneidereien kam immer eine bewundernswert geschlossene Erzählung zutage, voll volkstümlichen Empfindens und immer von rührendem Charakter ... Ich habe zum Beispiel von diesen Erzählungen eine lange Legende von der Maria von Ägypten im Gedächtnis. Von dieser Legende wie fast von allen ähnlichen hatte ich bis dahin keine Ahnung gehabt. Ich sage geradeheraus: es war fast unmöglich, das ohne Tränen mit anzuhören, und zwar nicht so sehr aus Rührung, sondern aus einem eigenartigen Entzücken: man spürte etwas Ungewöhnliches und Glutvolles, vergleichbar jener von Löwen bevölkerten glühenden Sandwüste, in der die Heilige umherirrte. Indes will ich davon nicht weiter reden; ich bin da auch kein kompetenter Beurteiler.

Außer der Rührung gefielen mir an ihm auch gewisse manchmal sehr originelle Ansichten über einige sehr strittige Fragen aus dem Leben der Gegenwart. So zum Beispiel erzählte er einmal eine unlängst passierte Geschichte von einem entlassenen Soldaten; er selbst wäre beinahe Zeuge dieses Vorfalles gewesen. Ein Soldat kehrte nach Beendigung seiner Dienstzeit wieder in seine Heimat zu den Bauern zurück, aber es gefiel ihm nun nicht mehr, mit den Bauern zusammenzuleben, und auch er selbst gefiel den Bauern nicht. Der Mensch geriet auf Abwege, wurde Trinker und machte sich eines Raubes schuldig; beweiskräftige Indizien waren allerdings nicht vorhanden, aber er wurde doch verhaftet und vor Gericht gestellt. Bei der Gerichtsverhandlung hatte sein Verteidiger seine Unschuld schon so gut wie bewiesen (es waren eben keine Indizien da), als plötzlich der Angeklagte, der bis dahin immer nur stumm zugehört hatte, aufstand, den Verteidiger mit den Worten: »Nein, rede nur nicht weiter!« unterbrach und nun alles bis auf die geringste Einzel-

heit erzählte; er bekannte sich unter Tränen und voll Reue in ganzem Umfang schuldig. Die Geschworenen gingen hinaus und schlossen sich ein, um das Urteil zu finden; dann kamen sie alle wieder herein und verkündeten: »Nein, nicht schuldig.« Alle Zuhörer schrien auf und freuten sich; der Soldat aber blieb, ohne sich zu rühren, an seinem Platz stehen, als wäre er in einen Pfahl verwandelt, und verstand nichts; er verstand auch nichts von dem, was der Vorsitzende ihm bei der Freilassung zur Ermahnung sagte. So ging er nun wieder in die Freiheit hinaus und wollte es immer noch nicht glauben. Er wurde schwermütig, überließ sich seinen Gedanken, aß nicht und trank nicht, redete nicht mit anderen Menschen, und nach fünf Tagen erhängte er sich, ohne ein Wort zu sagen. »So geht es, wenn man mit einer Sünde auf dem Gewissen leben soll!« schloß Makar Iwanowitsch. Diese Geschichte war natürlich wertlos, und man findet jetzt eine Unmenge dieser Art in den Zeitungen; aber mir gefiel dabei der Ton des Erzählers und ganz besonders einige Ausdrücke, die einen ganz neuen Gedanken enthielten. Als er zum Beispiel davon sprach, daß der Soldat nach der Heimkehr in sein Dorf den Bauern nicht gefallen hatte, drückte sich Makar Iwanowitsch so aus: »Man weiß doch, was ein Soldat ist: ein Soldat ist *ein verpfuschter Bauer.*« Und als er dann von dem Advokaten sprach, der den Angeklagten beinahe losbekommen hätte, da sagte er ebenfalls: »Man weiß doch, was ein Advokat ist: ein Advokat ist ein *gemietetes Gewissen.*« Diese beiden Ausdrücke brachte er heraus, ohne auf sie besondere Mühe verwandt zu haben und ohne sie überhaupt zu beachten, und dabei steckt doch in diesen beiden Ausdrücken eine vollständige, besondere Anschauung der beiden Gegenstände, und wenn diese Anschauung auch nicht die des ganzen einfachen Volkes ist, so ist sie doch Makar Iwanowitschs eigene, die er nirgendwo entlehnt hat! Diese Urteile des Volkes über manche Themen sind mitunter wirklich wundervoll in ihrer Originalität.

»Wie denken Sie aber über die Sünde des Selbstmordes, Makar Iwanowitsch?« fragte ich ihn bei demselben Anlaß.

»Der Selbstmord, ist die größte menschliche Sünde«, antwortete er mit einem Seufzer, »aber Richter darüber ist allein Gott der Herr, denn nur ihm allein ist alles bekannt, jede Grenze und jedes Maß. Wir aber müssen jedenfalls für einen solchen Sünder beten. Jedesmal, wenn du von einer solchen Sünde hörst, bete vor dem Schlafengehen inbrünstig für diesen Sünder, und wenn du auch nur einen Seufzer für ihn zu Gott emporsendest, ja sogar, wenn du ihn gar nicht gekannt hast – um so wirksamer wird dein Gebet für ihn sein.«

»Aber wird ihm mein Gebet helfen, wenn er schon gerichtet ist?«

»Aber warum bezweifelst du das? Viele, ach, viele glauben nicht und veranlassen unwissende Menschen dazu, Fürbitten zu unterlassen; aber höre du nicht auf sie, denn sie wissen selbst nicht, was sie für Torheit reden. Das Gebet eines noch Lebenden für einen Gerichteten ist wahrlich wirksam. Was meinst du, wie es um den steht, für den überhaupt niemand betet? Darum füge, wenn du vor dem Schlafengehen betest, am Schluß hinzu: »Erbarme dich, Herr Jesus, auch all derer, für die niemand betet!« Dieses Gebet ist gar wirksam und vor Gott angenehm. Und ebenso in bezug auf alle Sünder, die noch leben: »O Herr, wäge du selbst ihnen ihr Schicksal zu und errette alle Unbußfertigen!« – das ist auch ein gutes Gebet.«

Ich versprach ihm, so zu beten, da ich merkte, daß ich ihm durch dieses Versprechen ein außerordentliches Vergnügen machte. Und wirklich strahlte eine helle Freude auf seinem Gesicht auf, aber ich beeile mich hinzuzufügen, daß er mich in solchen Fällen niemals von oben herab behandelte, nicht in der Art, wie wohl ein alter Mann einen unreifen jungen Mann behandelt; vielmehr hörte er

sehr häufig, wenn ich über allerlei Gegenstände sprach, auch mir gern zu, sogar mit sehr, lebhaftem Interesse, denn er sagte sich zwar, daß er es nur mit einem »Jüngling«, wie er sich im gehobenen Stil ausdrückte, zu tun habe, hatte aber gleichzeitig Verständnis dafür, daß dieser »Jüngling« an Bildung hoch über ihm stand. Er sprach zum Beispiel sehr oft und sehr gern vom Einsiedlerleben und stellte es unvergleichlich höher als das Pilgerleben. Ich widersprach ihm lebhaft, indem ich mit allem Nachdruck auf den Egoismus der Einsiedler hinwies, die der Welt Ade sagen, ohne sich darum zu kümmern, welchen Nutzen sie der Menschheit hätten bringen können, und sich lediglich durch den egoistischen Gedanken, sich selbst zu retten, leiten lassen. Er verstand mich anfänglich nicht, und ich vermute sogar, daß er mich überhaupt nicht verstanden hat; aber er verteidigte das Einsiedlerleben eifrig: »Zu Anfang fühlt man sich allerdings nicht glücklich« (nämlich wenn man Einsiedler wird), »na, aber dann freut man sich von Tag zu Tag mehr, und dann schaut man auch bald Gott.« Darauf entwarf ich ihm ein ausführliches Bild der nützlichen Tätigkeit eines Gelehrten, eines Arztes oder überhaupt eines Menschenfreundes in der Welt und versetzte ihn dadurch in ein wahres Entzücken, weil auch ich mit Wärme sprach; er stimmte mir in einem fort zu: »So ist es, mein Lieber, so ist es; Gott segne dich, da denkst du ganz richtig; aber als ich geendet hatte, war er doch mit mir nicht ganz einverstanden, und sagte mit einem tiefen Seufzer: »So ist es, so ist es, aber wie wenige gibt es, die standhalten und sich nicht verlocken lassen! Das Geld ist zwar kein Gott, aber doch ein halber Gott – eine große Versuchung; und dann ist da noch das weibliche Geschlecht und der Zweifel und der Neid. Da vergessen dann die Menschen das Große und geben sich mit dem Kleinen ab. Anders in der Einsiedelei: da wird der Mensch stark zu jeder guten Tat. Und was gibt es denn in der Welt, mein Freund?« rief er mit tiefer Empfindung, »Ist nicht das Leben dort nur ein Spiel der Hoffnungen? Nimm eine Handvoll Sand und säe sie auf einen Stein; wenn dein gelber Sand auf dem Stein aufgeht, dann wird auch dein Spiel der Hoffnungen in der Welt Wirklichkeit

werden – so redet man bei uns. Und so sagt auch Christus: »Geh hin und verteile deinen Reichtum und werde ein Knecht aller!« Und dadurch wirst du unermeßlich viel reicher werden, als du vorher warst; denn nicht durch Speise allein, nicht durch prächtige Kleider, nicht durch Stolz und Neid wirst du glücklich sein, sondern durch die unermeßlich vermehrte Liebe. Nicht kleinlichen Reichtum erwirbst du dir, nicht hunderttausend Rubel, nicht eine Million, sondern die ganze Welt! Heutzutage sammeln wir unersättlich und verschwenden sinnlos, aber dann wird es keine Waisen und keine Bettler mehr geben, denn alle sind sie mein, alle mir verwandt, alle habe ich sie erworben, alle bis auf den letzten mir erkaufte! Heutzutage ist es keine Seltenheit, daß auch der Reichste und Vornehmste gegen die Zahl seiner Tage gleichgültig ist und selbst nicht mehr weiß, was für Vergnügen er sich ersinnen soll; dann aber werden sich deine Tage und Stunden vertausendfachen, da du auch nicht eine einzige kleine Minute wirst verlieren wollen, sondern eine jede in Heiterkeit des Herzens auskosten wirst. Dann wirst du auch die Weisheit nicht nur aus Büchern erwerben, sondern wirst Gott selbst von Angesicht zu Angesicht schauen, und die Erde wird heller strahlen als die Sonne, und es wird keine Trauer sein und kein Seufzen, sondern nur ein einziges, herrliches Paradies ...«

Gerade diese Ausbrüche der Begeisterung waren es, glaube ich, die Wersilow ganz besonders liebte. Dieses Mal befand er sich selbst mit im Zimmer.

»Makar Iwanowitsch!« unterbrach ich ihn plötzlich, ich war selbst maßlos begeistert (ich habe jenen Abend genau in der Erinnerung), »aber wenn Sie so reden, dann predigen Sie ja den Kommunismus, den entschiedenen Kommunismus!«

Und da er noch nicht das geringste von der kommunistischen Lehre wußte, ja sogar dieses Wort zum erstenmal in seinem Leben hörte,

so machte ich mich sogleich daran, ihm alles, was ich über dieses Thema wußte, auseinanderzusetzen. Ich muß gestehen, meine Kenntnisse waren nur gering und unklar, und ich bin auch heute darin nicht sehr beschlagen, aber was ich wußte, das trug ich trotz alledem mit dem größten Eifer vor. Noch heute erinnere ich mich mit Vergnügen an den gewaltigen Eindruck, den ich damit bei dem alten Mann hervorrief. Eigentlich war es nicht so sehr ein Eindruck als vielmehr beinahe eine Erschütterung. Dabei interessierte er sich lebhaft für die historischen Einzelheiten: »Wo? Wie? Wer hat dieses System aufgestellt? Wer hat das gesagt?« Beiläufig gesagt, ich habe die Beobachtung gemacht, daß dies überhaupt eine Eigenheit des einfachen Mannes aus dem Volk ist: er begnügt sich nicht mit der allgemeinen Idee, wenn er sich interessiert, sondern verlangt unbedingt ganz bestimmte, genaue Einzelheiten. Ich aber wußte mit den Einzelheiten nicht recht Bescheid, und da Wersilow zugegen war, so schämte ich mich ein bißchen und wurde infolgedessen noch hitziger. Die Sache endete damit, daß Makar Iwanowitsch, der sehr gerührt war, schließlich nur bei jedem meiner Worte sagte: »Richtig, richtig!« aber offenbar nichts mehr verstand und den Faden verloren hatte. Darüber ärgerte ich mich, aber Wersilow brach auf einmal das Gespräch ab, stand auf und erklärte, es sei Zeit zum Schlafengehen. Wir waren damals alle beisammen, und es war schon spät. Als er ein paar Minuten darauf in mein Zimmer hereinblickte, fragte ich ihn sogleich, für was für einen Menschen er Makar Iwanowitsch halte und wie er über ihn denke. Wersilow lächelte heiter (aber durchaus nicht über meine Irrtümer hinsichtlich des Kommunismus – die erwähnte er gar nicht). Ich wiederhole es noch einmal: er hatte Makar Iwanowitsch entschieden liebgewonnen, und ich erhaschte auf seinem Gesicht oft ein sehr angenehmes Lächeln, wenn er dem alten Mann zuhörte. Übrigens hinderte ihn dieses Lächeln durchaus nicht, Kritik zu üben.

»Makar Iwanowitsch ist vor allen Dingen nicht ein Bauer, sondern ein Gutsknecht«, antwortete er mit großer Bereitwilligkeit, »ein

ehemaliger Gutsknecht und ehemaliger Diener, von einem Diener abstammend und als Diener geboren. Die Gutsleute und Diener haben in früherer Zeit an den Interessen des privaten, religiösen und geistigen Lebens ihrer Herrschaft in außerordentlichem Maße teilgenommen. Beachte nur, daß Makar Iwanowitsch sich bis auf den heutigen Tag am allermeisten für Ereignisse aus dem Leben der Gutsherrschaften und der höheren Kreise interessiert. Du weißt noch nicht, welche Teilnahme er manchen Dingen entgegenbringt, die sich in der letzten Zeit in Rußland zugetragen haben. Weißt du, daß er ein großer Politiker ist? Wenn du ihm erzählst, wo jemand Krieg führt und ob wir Krieg führen werden, so macht ihm das mehr Freude, als wenn du ihm Honig zu essen gibst. In früheren Zeiten habe ich ihn mit solchen Gesprächen glücklich gemacht. Vor der Wissenschaft hat er eine große Hochachtung, und von allen Wissenschaften liebt er am meisten die Astronomie. Bei alledem hat er sich zu einer selbständigen Anschauung durchgearbeitet, die du durch nichts erschüttern kannst. Er hat seine Überzeugungen, die sowohl fest als auch hinreichend klar und ... aufrichtig sind. Bei vollständigem Mangel an Bildung bringt er es doch fertig, einen plötzlich durch eine unerwartete Bekanntschaft mit allerlei Begriffen in Erstaunen zu versetzen, deren Kenntnis man bei ihm nicht vermutet hätte. Er preist mit Begeisterung das Einsiedlerleben, würde aber um keinen Preis Einsiedler oder Mönch werden, weil er im höchsten Grade ein »Vagabund« ist, wie ihn Alexander Semjonowitsch so hübsch genannt hat, auf den du, beiläufig gesagt, ganz ohne Grund böse bist. Na, was soll ich denn zu guter Letzt noch von ihm sagen: es steckt in ihm ein Stück von einem Künstler; er hat viele eigene Ausdrücke, aber auch entlehnte. Seine logischen Darlegungen haben leicht etwas Hinkendes, manchmal spricht er gar zu abstrakt; er hat Anfälle von Sentimentalität, aber diese Sentimentalität ist durchaus die beim Volk übliche, oder, richtiger gesagt, es sind Anfälle eben jener beim Volk allgemein vorhandenen Rührseligkeit, mit der das religiöse Gefühl des Volkes bei uns in Rußland so stark durchtränkt ist. Von seinem reinen Herzen und

von dem Fehlen aller Bosheit will ich weiter nicht reden: über dies Thema brauchen wir, beide nicht erst zu sprechen ...«

III

Um Makar Iwanowitschs Charakteristik zum Abschluß zu bringen, will ich eine seiner Erzählungen hier wiedergeben, und zwar gerade eine aus dem Privatleben. Der Charakter diese Erzählungen war sonderbar: richtiger würde man sagen, daß sie überhaupt keinen gemeinsamen Charakter hatten; eine moralische Lehre oder eine allgemeine Tendenz war nicht herauszuholen, abgesehen davon, daß sie alle mehr oder weniger rührselig waren. Aber es gab darunter auch solche, die nicht rührselig waren, sogar ganz heitere, sogar Spöttereien über liederliche Mönche, so daß er durch solche Erzählungen seiner Idee geradezu schadete; ich machte darüber auch eine Bemerkung, aber er verstand nicht, was ich sagen wollte. Manchmal war es schwer zu begreifen, was ihn eigentlich so zum Erzählen trieb, so daß ich mich mitunter sogar über seine Redseligkeit wunderte und sie zum Teil auf Rechnung seines hohen Alters und seines krankhaften Zustandes setzte.

»Er ist nicht mehr das, was er früher war«, flüsterte mir Wersilow einmal zu, »er war früher doch nicht ganz so. Er wird bald sterben, weit schneller, als wir es denken, und man muß sich darauf gefaßt machen.«

Ich habe vergessen zu sagen, daß sich bei uns eine Art von Abendgesellschaften herausgebildet hatte. Außer Mama, die nicht von Makar Iwanowitschs Seite wich, kam auch Wersilow abends immer in dessen Stübchen; auch ich kam stets, und ich wußte auch nicht, wo ich sonst hätte bleiben sollen. In den letzten Tagen stellte sich auch

Lisa fast immer ein, obwohl sie später erschien als die andern und immer fast stumm dasaß. Ferner war auch Tatjana Pawlowna regelmäßig zugegen und gelegentlich auch der Doktor. Mit dem Doktor war ich (das hatte sich auf einmal so ergeben) zu einem besseren Verhältnis gelangt; allerdings nicht zu einem sehr guten, aber wenigstens gab es nicht mehr die früheren heftigen Angriffe. Mir gefiel das einfache Wesen, das ich schließlich an ihm zu würdigen gelernt hatte, und eine gewisse Anhänglichkeit, die er unserer Familie bewies, so daß ich endlich beschloß, ihm seinen ärztlichen Hochmut zu verzeihen; und außerdem lehrte ich ihn, sich wenigstens die Hände zu waschen und die Nägel zu reinigen, wenn er schon nicht dazu zu bewegen war, reine Wäsche zu tragen. Ich setzte ihm auseinander, daß das mit Geckenhaftigkeit und Eleganz nichts zu tun habe, wohl aber Reinlichkeit naturgemäß zum Handwerk des Arztes gehöre, und bewies ihm das. Schließlich kam auch Lukerja häufig aus ihrer Küche an die Tür und hörte, hinter der Tür stehend, zu, wie Makar Iwanowitsch erzählte. Wersilow rief sie einmal hinter der Tür hervor und forderte sie auf, sich zu uns zu setzen. Mir gefiel das; aber sie kam seitdem nicht mehr an die Tür. Sie hatte eben ihre eigenen Sitten!

Ich setze eine seiner Erzählungen, die ich wahllos herausgreife, hierher, einzig deswegen, weil ich sie am besten im Gedächtnis behalten habe. Es ist dies eine Geschichte von einem Kaufmann, und ich glaube; daß solche Geschichten sich in unseren Städten und Städtchen zu Tausenden ereignen; man muß nur verstehen, sie zu sehen. Wer es wünscht, kann diese Geschichte überschlagen, um so mehr, als ich sie in seinem Stil erzählen werde.

IV

Bei uns in der Stadt Afimjewsk, da hat sich eine wunderbare Geschichte zugetragen, die ich jetzt erzählen werde. Es lebte da ein Kaufmann, er hieß Skotoboinikow, Maxim Iwanowitsch, und es war niemand in der ganzen Gegend reicher als er. Er hatte eine Kattunfabrik angelegt und beschäftigte einige Hundert Arbeiter, und er dünkte sich wer weiß was. Und man muß sagen, daß alles nach seinem Kopf ging, und selbst die Obrigkeit war ihm in keiner Sache hinderlich, und der Archimandrit bedankte sich bei ihm für seinen Eifer: denn er spendete dem Kloster sehr viel, und wenn es ihm einmal einfiel, so seufzte er sehr um seine Seele und machte sich nicht wenig Sorge um das zukünftige Leben. Er war Witwer und kinderlos; von seiner Frau erzählte man, er habe sie schon im ersten Jahre der Ehe geprügelt, wie er denn überhaupt von klein auf immer gern dreingeschlagen habe; aber das war schon lange her; sich aber von neuem durch eine Heirat zu binden, dazu hatte er keine Lust. Auch für das Trinken hatte er eine Schwäche, und wenn er so seine Trinkperiode hatte, lief er in seiner Betrunkenheit nackt durch die Stadt und vollführte ein großes Geschrei: es ist ja keine feine Stadt, aber ein solches Benehmen war doch anstößig. Wenn das aber wieder vorbei war, dann wurde er zornig, und alles, was er sagte, war gut, und alles, was er befahl, war schön. Seinen Leuten aber zahlte er den Lohn ganz nach seinem Belieben; er nahm das Rechenbrett vor und setzte die Brille auf: »Nun, Foma, wieviel bekommst du?« - »Seit Weihnachten habe ich nichts bekommen, Maxim Iwanowitsch; neununddreißig Rubel habe ich gut.« - »Ach was, soviel Geld! Das ist zuviel für dich; du bist vom Kopf bis zu den Füßen nicht so viel wert, das paßt gar nicht zu dir; zehn Rubel zieh ich dir ab, neunundzwanzig sollst du haben.« Und der Mann schwieg dazu, denn niemand wagte zu mucksen, alle schwiegen sie.

»Ich weiß schon«, sagte er, »wieviel ich einem jeden zu geben habe. Mit dem hiesigen Volk kann man nicht anders verfahren. Das hiesige Volk ist liederlich: ohne mich würden sie hier alle vor Hunger krepieren, so viel ihrer sind. Und ferner, das hiesige Volk ist diebisch; was es sieht, das schleppt es weg; es besitzt keine Festigkeit. Und ferner, es ist trunksüchtig; wenn man einem seinen Lohn auszahlt, so trägt er ihn in die Schenke, und dann sitzt er nackt in der Schenke, ohne einen Faden auf dem Leib, und in diesem Zustand geht er hinaus. Und ferner benimmt er sich unwürdig: er setzt sich der Schenke gegenüber auf einen Stein und fängt an zu lamentieren: ›Ach, meine liebe Mutter, warum hast du mich unglücklichen Säufer geboren? Hättest du doch mich unglücklichen Säufer gleich bei der Geburt erwürgt! Kann man denn so einen überhaupt noch einen Menschen nennen? Ein Vieh ist er und kein Mensch; so einem muß man zu allererst Bildung beibringen, dann erst kann man ihm Geld in die Hände geben. Ich weiß schon, wann man ihm etwas geben darf.«

So redete Maxim Iwanowitsch von den Leuten in Afimjewsk, und wenn es auch schlecht von ihm war, so zu reden. so war es doch auch wahr: die Leute waren wirklich willensschwach und konnten sich nicht beherrschen.

Es lebte in dieser selben Stadt auch ein anderer Kaufmann, und der starb; er war ein junger, leichtsinniger Mensch gewesen, hatte Bankrott gemacht und sein ganzes Vermögen verloren. Im letzten Jahr hatte er noch gezappelt wie ein Fisch auf dem Sand, aber dann war sein Lebensende herangekommen. Mit Maxim Iwanowitsch hatte er sich die ganze Zeit schlecht gestanden und war ihm bedeutende Summen schuldig geblieben. Noch in seiner letzten Stunde hatte er Maxim Iwanowitsch verflucht. Er hinterließ eine noch junge Witwe und mit ihr auch fünf Kinder. Wenn eine Witwe nach dem Tod ihres Mannes allein zurückbleibt, das ist an sich schon wie eine

Schwalbe ohne Nest, eine schwere Prüfung, und nun gar mit fünf kleinen Kindern, die sie nicht ernähren kann: ihr letztes Besitztum, ein hölzernes Häuschen, hat ihr Maxim Iwanowitsch für die Schulden weggenommen. Und sie stellte sie alle in einer Reihe in der Vorhalle der Kirche auf: das älteste, ein Knabe, war acht Jahre alt, und die übrigen, lauter Mädchen, folgten aufeinander in Abständen von einem Jahr; die älteste war vierjährig, und die jüngste trank noch an der Mutterbrust. Die Messe war zu Ende, Maxim Iwanowitsch kam heraus, und alle Kinderchen, die ganze Reihe, fielen vor ihm auf die Knie – das hatte die Mutter sie vorher gelehrt – und legten alle gleichmäßig die Händchen vor der Brust mit den Innenseiten zusammen; sie selbst aber hinter ihnen, mit dem fünften Kindchen auf dem Arm, verbeugte sich vor ihm in Gegenwart aller Leute bis zur Erde: »Väterchen, Maxim Iwanowitsch«, sagten die älteren Kinder, »habe Mitleid mit uns armen Waisen, nimm uns nicht den letzten Bissen Brot, vertreib uns nicht aus dem Hause, in dem wir geboren sind!« Und alle, die zugegen waren, fingen an zu weinen, so gut hatte die Mutter die Kleinen unterwiesen. Sie dachte: »So vor allen Leuten wird er sich schämen, unbarmherzig zu sein, und wird den Waisen das Haus zurückgeben.« Aber es kam anders. Maxim Iwanowitsch blieb stehen: »Du junge Witwe«, sagte er, »willst bloß wieder einen Mann haben und weinst nicht um die Waisen. Dein verstorbener Mann hat mich noch auf dem Totenbett verflucht« Und damit ging er vorbei und gab ihnen das Haus nicht wieder. »Warum soll man sich durch die dummen Redensarten solcher Leute herumkriegen lassen?« sagte er. »Wenn man ihnen eine Wohltat erweist, schimpfen sie bloß noch ärger auf einen; das hat alles keinen Zweck, und das Gerede wird nur noch schlimmer.« Und es ging auch wirklich ein Gerede, er habe vor zehn Jahren heimlich nach dieser Witwe geschickt, als sie noch unverheiratet war, und ein großes Stück Geld geboten (denn sie war sehr schön), ohne daran zu denken, daß dies eine ebenso große Sünde ist, wie wenn jemand ein Gotteshaus zerstört; aber er hatte damals nichts erreicht. Und gerade derartige Schändlichkeiten beging er sowohl in

der Stadt als auch im ganzen Gouvernement nicht wenige und kannte bei solchen Dingen gar kein Maß mehr.

Die Mutter weinte laut mit ihren Kleinen; er trieb die Waisen aus dem Haus, und zwar nicht bloß aus Herzensbosheit, sondern der Mensch weiß manchmal selbst nicht, was ihn veranlaßt, auf seinem Willen zu bestehen. Na, anfangs halfen ihr mitleidige Leute, und dann ging sie auf Arbeit. Aber bei uns gibt es ja, außer in der Fabrik, wenig Gelegenheit, durch Arbeit etwas zu verdienen; hier scheuerte sie die Stuben, da jätete sie im Gemüsegarten Unkraut, dort heizte sie die Badestube, und immer mit dem kleinen Kind auf dem Arm und unter Tränen, und die vier andern liefen in der Nähe auf der Straße in ihren Hemdchen herum. Damals, als sie sie in der Vorhalle der Kirche hatte niederknien lassen, da hatten sie noch so leidliche Schuhchen und noch so leidliche Röckchen angehabt und hatten wie Kaufmannskinder ausgesehen; aber nun liefen sie schon barfuß umher: bei einem kleinen Kind halten die Sachen nicht lange, das weiß man ja. Na, aber was machen sich die Kinderchen daraus? Wenn nur die liebe Sonne scheint, so freuen sie sich und empfinden das Elend nicht; sie sind wie die Vögelchen, und ihre Stimmchen klingen so hell wie Glöckchen. Die Witwe aber dachte: ›Wenn es Winter wird, wo soll ich euch dann unterbringen? Wenn euch nur Gott dann zu sich nähme!‹ Aber es dauerte nicht einmal bis zum Winter. Es gibt da in unserer Gegend bei den Kindern einen Husten, den man Stickhusten nennt und der sich von einem Kind auf das andere überträgt. Zu allererst starb der Säugling, und darauf erkrankten auch die übrigen kleinen Mädchen, und die Mutter begrub die sämtlichen vier kleinen Mädchen, eines nach dem andern, in demselben Herbst. Eines von ihnen war allerdings auf der Straße von einem Wagen überfahren worden. Ja, und was meint ihr wohl? Sie schluchzte nur so bei den Beerdigungen: erst hatte sie ihnen den Tod gewünscht, und nun Gott sie zu sich genommen hatte, war sie traurig. So ist das Mutterherz!

Nur das älteste Kind, der Knabe, war ihr am Leben geblieben, und um den war sie in ständiger Angst und Sorge. Er war zart und schwächlich und hatte ein so liebliches Gesichtchen wie ein Mädchen. Sie brachte ihn nach der Fabrik zu seinem Paten, der dort Verwalter war, und vermietete sich selbst bei einem Beamten als Kinderfrau. Aber eines Tages lief der Knabe auf dem Hof umher, und da kam auf einmal Maxim Iwanowitsch in seinem Zweispänner angefahren und war gerade wieder einmal angetrunken; der Knabe aber rannte von der Treppe herunter unversehens auf ihn los (er war nämlich gestolpert) und stieß ihn, wie er aus dem Wagen stieg, mit beiden Händen gerade gegen den Bauch. Der packte ihn bei den Haaren und schrie: »Wem gehört der Junge? Ruten her! Haut ihn hier gleich vor meinen Augen durch!« Der Knabe wurde leichenblaß. Sie schlugen ihn, und er schrie. »Du willst auch noch schreien? Haut ihn, bis er aufhört zu schreien!« Aber sie mochten ihn nun viel oder wenig schlagen, er hörte nicht auf zu schreien, bis er wie tot dalag. Da erschranken sie und hielten mit dem Schlagen inne, denn der Knabe atmete nicht und lag bewußtlos da. Später wurde gesagt, sie hätten ihn überhaupt nicht sehr geschlagen, er sei nur sehr schreckhaft gewesen. Auch Maxim Iwanowitsch hatte einen Schreck bekommen. »Wem gehört der Junge!« fragte er; es wurde ihm Auskunft gegeben. »Na so was! Bringt ihn zu seiner Mutter; was hat er sich hier in der Fabrik herumzutreiben!« Darauf schwieg er zwei Tage lang und fragte dann wieder: »Wie geht es dem Jungen!« Aber dem Jungen ging es schlecht: er war krank geworden, lag bei der Mutter in deren elendem Kämmerchen, denn sie hatte aus diesem Anlaß ihre Stelle bei dem Beamten aufgegeben, und es hatte sich bei ihm eine Lungenentzündung entwickelt. »Na so was!« sagte Maxim Iwanowitsch, »und wovon? Sag mal einer! Ja, wenn er stark geschlagen worden wäre; aber es ist ihm ja nur ein ganz kleiner Denkartel verabreicht worden. Ich habe ja viele andere in ganz gleicher Weise durchhauen lassen, und es ist ohne alle solche Torheiten abgegangen.« Er wartete darauf, daß die Mutter ihn verklagen würde, und schwieg aus Stolz. Aber wie wäre das möglich gewesen?

Das wagte die Mutter gar nicht. So schickte er ihr denn aus eigenem Antrieb fünfzehn Rubel und einen Arzt; und zwar tat er das nicht, als ob er irgendwelche Furcht gehabt hätte, sondern einfach, weil er sich die Sache hatte durch den Kopf gehen lassen. Darauf aber kam bald wieder seine Trinkperiode, und er trank drei Wochen lang.

Der Winter ging vorüber, und gerade an dem höchsten Festtag, dem Ostersonntag, fragte Maxim Iwanowitsch wieder: »Wie geht es denn jenem Jungen?« Den ganzen Winter über hatte er geschwiegen und nicht gefragt. Und es wurde ihm geantwortet: »Er ist wieder gesund geworden und lebt bei seiner Mutter, und die geht immer auf Tagelohn.« Da fuhr Maxim Iwanowitsch gleich an demselben Tag zu der Witwe hin, er ging nicht in das Haus hinein, sondern ließ sie ans Tor rufen; er selbst blieb in seinem Wagen sitzen: »Hör mal, du ehrsame Witwe«, sagte er, »ich will deinem Sohn ein wirklicher Wohltäter sein und ihm eine grenzenlose Gnade erweisen: ich werde ihn von hier wegnehmen, zu mir, in mein Haus. Und wenn er mir nur ein wenig gefällt, so werde ich ihm ein ausreichendes Kapital verschreiben; wenn ich aber ganz mit ihm zufrieden bin, so kann ich ihn auch zum Erben meines ganzen Vermögens nach meinem Tode einsetzen wie einen leiblichen Sohn, aber unter der Bedingung, daß Euer Gnaden mein Haus außer an hohen Festtagen nicht betreten. Wenn du damit einverstanden bist, so bringe den Jungen morgen früh zu mir; er kann doch nicht immer nur mit Knöcheln spielen.« Nach diesen Worten fuhr er davon und ließ die Mutter in völliger Fassungslosigkeit zurück. Die Leute, die von diesem Anerbieten hörten, sagten zu ihr: »Wenn der Knabe heranwächst, wird er selbst es dir zum Vorwurf machen, daß du ihn eines solchen Glückes nicht hast teilhaftig werden lassen.« Die ganze Nacht hindurch weinte die Mutter am Bett des Knaben, aber am Morgen brachte sie ihn hin. Der Knabe war mehr tot als lebendig.

Maxim Iwanowitsch kleidete ihn wie einen Herrensohn, nahm einen Lehrer für ihn an und ließ ihn sich sofort an die Bücher setzen, und es kam so weit, daß er ihn gar nicht mehr aus den Augen ließ, sondern immer um ihn war. Sowie der Knabe ein wenig ausspannte, schrie er ihn auch schon an: »Setz dich ans Buch! Lern etwas: ich will dich zu einem tüchtigen Menschen machen!« Der Knabe aber war kränklich; gleich von der Zeit an, wo er geschlagen worden war, hatte er zu husten angefangen. »Hat er bei mir nicht ein gutes Leben?« fragte Maxim Iwanowitsch verwundert. »Bei seiner Mutter ist er barfuß gelaufen und hat Brotrinden gekaut; woher kommt es, daß er jetzt noch kränklicher ist als früher?« Der Lehrer aber erwiderte ihm: »Jeder Knabe muß auch umhertollen und nicht immer nur lernen; er braucht notwendig Bewegung«, und er bewies ihm das alles mit Gründen. Maxim Iwanowitsch dachte nach und sagte dann: »Da hast du recht.« Es war aber dieser Lehrer, namens Pjotr Stepanowitsch – Gott habe ihn selig –, eigentlich ein Halbverrückter; er trank sehr viel, man kann sogar sagen zuviel, und deswegen wurde er schon seit längerer Zeit aus jeder Stelle, die er bekam, bald wieder entlassen und lebte in der Stadt fast nur von milden Gaben, aber er besaß einen guten Verstand und war in den Wissenschaften wohlbewandert. »Ich müßte nicht hier sein«, sagte er selbst von sich, »sondern Professor an einer Universität; hier bin ich im Schmutz versunken, und selbst meine Kleider ekeln sich vor mir.« Maxim Iwanowitsch setzte sich zu dem Knaben hin und schrie ihn an: »Tolle umher!« Der aber wagte in seiner Gegenwart kaum zu atmen. Und es kam so weit, daß das Kind nicht einmal seine Stimme ertragen konnte – gleich fing es am ganzen Leib an zu zittern. Maxim Iwanowitsch aber wunderte sich immer mehr: »Es ist nicht aus ihm klug zu werden; ich habe ihn aus dem Schmutz herausgezogen, ihn in drap de dames gekleidet; er trägt seidene Halbstiefelchen und ein Hemd mit Stickerei; wie einen Generalsson halte ich ihn: warum ist er zu mir nicht zutraulich? Warum schweigt er immer wie ein kleiner Wolf?« Und obgleich alle Leute schon längst aufgehört hatten, sich über Maxim Iwanowitsch zu wundern, so wunderten sie

sich jetzt doch wieder über ihn: der Mensch hatte seine Natur vollständig geändert; er hing an diesem kleinen Knaben und konnte gar nicht von ihm lassen. »Ich will nicht am Leben bleiben«, sagte er, »wenn ich diesen Zug nicht aus seinem Charakter ausrotte. Sein Vater hat mich auf seinem Totenbett, nachdem er schon das Abendmahl genommen hatte, noch verflucht; diesen Charakterzug hat der Knabe von seinem Vater geerbt.« Er bestrafte ihn niemals mit Schlägen (seit jenem Mal hatte er davor Furcht); aber er schüch-terte ihn ein, das war's. Er schüch-terte ihn ein ohne Schläge.

Und da trug sich nun folgendes zu. Eines Tages war Maxim Iwanowitsch gerade aus dem Zimmer hinausgegangen, da sprang der Knabe von seinem Buch auf und stieg auf einen Stuhl, es war ihm vorher sein Ball auf den Schrank geflogen, und den wollte er sich nun wieder holen, und da blieb er mit dem Ärmel an einer auf dem Schrank stehenden Porzellanlampe hängen; die Lampe fiel krachend auf den Fußboden und zerbrach in tausend Stücke; es schallte durch das ganze Haus, und es war ein kostbarer Gegenstand, sächsisches Porzellan. Maxim Iwanowitsch hörte es vom dritten Zimmer aus und brüllte vor Zorn. In größter Angst rannte der Knabe davon, ohne zu überlegen, wohin; er lief auf die Veranda hinaus und durch den Garten und durch das Hinterpförtchen geradeswegs an das Flußufer. Aber am Flußufer zieht sich dort ein Boulevard entlang, es stehen dort alte Weidenbäume, und es ist eine hübsche Gegend. Er lief zum Wasser hinunter – die Leute sahen es – gerade bei der Stelle, wo die Fähre anlegt, und da schlug er die Hände zusammen – er erschrak wohl vor dem Wasser – und stand wie angewurzelt. Der Fluß aber ist dort breit und hat eine schnelle Strömung, und es fahren dort Frachtschiffe vorüber; auf dem gegenüberliegenden Ufer sind Läden und ein freier Platz, und es steht da eine Kirche mit goldglänzenden Kuppeln. Und da kam gerade die Frau Oberst Fersing mit ihrem Töchterchen eilig zum Anlegeplatz der Fähre, um überzufahren; es lag nämlich dort ein Infanterieregiment in Garnison. Das Töchterchen, ebenfalls ein Kind von unge-

fähr acht Jahren, hatte ein weißes Kleidchen an; sie sah den Knaben an und lachte, in der Hand aber trug sie so ein kleines Spankörbchen, wie sie die Bauern haben, und in dem Körbchen einen kleinen Igel. »Sehen Sie nur, Mamachen«, sagte sie, »wie der Junge mein Igelchen ansieht.« – »Nein«, antwortete die Frau Oberst, »er ist über etwas erschrocken. Wortüber bist du denn so erschrocken, du netter Junge?« (So haben sie das alles nachher erzählt.) »Und was für ein netter Junge es ist«, sagte sie, »und wie gut gekleidet; wem gehörst du denn, Jungchen?« fragte sie. Er aber hatte noch keinen Igel gesehen, trat näher heran, besah ihn und hatte schon alles vergessen – wie das bei Kindern so ist! »Was ist denn das, was Sie da haben?« fragte er. – »Das ist ein Igel«, sagte die Dame, »wir haben ihn soeben von einem Bauern gekauft; er hat ihn im Wald gefunden.« – »Was ist das für ein Ding, ein Igel?« fragte er und lachte sehen und tippte ihn mit dem Finger an; der Igel aber sträubte seine Stacheln, und das Mädchen freute sich über den Jungen. »Wir wollen ihn mit nach Hause nehmen und zahm machen«, sagte sie. – »Ach«, sagte er, »schenken Sie mir doch Ihren Igel!« Und er bat darum in so rührender Weise, aber kaum hatte er diese Bitte ausgesprochen, als auf einmal Maxim Iwanowitsch von oben, vom Abhang her, schrie: »Ah, da bist du ja! Haltet ihn fest!« (Er war so wütend, daß er ihm ohne Mütze vom Hause her nachgerannt war.) Da fiel dem Knaben alles wieder ein; er schrie auf, stürzte zum Wasser hin, drückte seine beiden kleinen Fäuste gegen die Brust, blickte gen Himmel (das haben die Leute gesehen, ja, das haben sie gesehen!) – und platsch! warf er sich ins Wasser. Na, die Leute schrien auf; einige stürzten sich an der Fähre ins Wasser und versuchten ihn zu fassen, aber das Wasser hatte ihn schon fortgeführt; die Strömung war stark, und als man ihn endlich herauszog, hatte er schon zuviel Wasser geschluckt – er war tot. Er war ja nur schwach auf der Brust gewesen und hatte das Wasser nicht vertragen, und wieviel braucht denn auch ein solches Bürschchen? Und seit Menschengedenken war es in jenen Gegenden nicht vorgekommen, daß ein so kleines Kind sich das

Leben genommen hatte! So eine Sünde! Und was kann dieses kleine Seelchen in jener Welt Gott dem Herrn antworten?

Über diesen Vorfall machte sich nun Maxim Iwanowitsch seitdem viele Gedanken. Und der Mensch veränderte sich dermaßen, daß er gar nicht wiederzuerkennen war. Er war ganz tiefsinnig geworden. Er wollte es mit dem Trinken versuchen, er trank viel, ließ es dann aber wieder, weil es doch nicht half. Er fuhr auch nicht mehr nach der Fabrik; wenn ihm jemand etwas sagte, hörte er nicht darauf hin; er schwieg dann nur oder winkte mit der Hand ab. So verbrachte er ungefähr zwei Monate, dann begann er mit sich selbst zu sprechen; Ging umher und sprach mit sich selbst. Das in der Nähe der Stadt gelegene Dörfchen Waskowa war abgebrannt, neun Häuser waren niedergebrannt; Maxim Iwanowitsch fuhr hin, um es sich anzusehen. Die Abgebrannten umringten ihn jammernd – er versprach, ihnen zu helfen, und gab Befehl dazu, aber dann rief er seinen Verwalter und nahm alles wieder zurück. »Es soll ihnen nichts gegeben werden«, sagte er, ohne einen Grund dafür zu nennen. »Gott hat mich«, sagte er, »wie eine Art Ungeheuer gesandt, um die Menschen niederzutreten; so mag es denn so sein! Wie der Wind«, sagte er, »hat sich mein Ruf überallhin verbreitet.«

Der Archimandrit kam selbst zu ihm; er war ein ernster alter Mann und hatte im Kloster das Konvikt eingeführt. »Was ist denn mit dir?« fragte er ihn in strengem Ton. –

»Hier steht es, was mit mir ist«, antwortete Maxim Iwanowitsch, schlug das Buch auf und zeigte dem Archimandriten die Stelle:

»Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist« (Matth. 18, 6).

»Ja«, sagte der Archimandrit, »wenn dieses auch nicht geradezu von deinem Fall gesagt ist, so steht es doch damit in Berührung. Es ist ein Unglück, wenn ein Mensch das rechte Maß verliert; ein solcher Mensch geht zugrunde. Du aber hast dich zuviel gedünkt.«

Aber Maxim Iwanowitsch saß da wie erstarrt. Der Archimandrit blickte ihn lange an.

»Hör zu«, sagte er, »und präge es dir wohl ein! Es stehet geschrieben: ›Die Worte eines Verzweifelten fliegen im Winde dahin.‹ Und bedenke noch dies, daß auch die Engel Gottes nicht vollkommen sind; vollkommen aber und sündlos ist nur unser Herr Jesus Christus, und ihm dienen die Engel. Du hast ja aber den Tod dieses Knaben nicht gewollt, sondern bist nur unbedachtsam gewesen. Siehst du«, sagte er, »eines verwundert mich: du hast doch so viele noch schlimmere Übeltaten begangen, hast so viele Menschen an den Bettelstab gebracht, so viele ins Verderben gestürzt und zugrunde gerichtet, ebenso als hättest du sie totgeschlagen. Und sind nicht gerade die Schwestern dieses Knaben noch vor ihm alle dahingestorben, all die vier kleinen Kinderchen, und fast vor deinen Augen? Woher kommt es nun, daß dich gerade der Tod dieses einen so ergriffen hat? Alle früheren hast du ja, wie ich glaube, nicht bemitleidet; ja, du hast wohl nicht einmal an sie gedacht. Warum hat dich denn der Tod dieses Knaben so verstört, obwohl du doch daran nicht so besondere Schuld trägst?«

»Ich träume von dem Knaben«, antwortete Maxim Iwanowitsch.

»Nun, und?«

Aber der teilte ihm weiter nichts mit, sondern saß da und schwieg. Der Archimandrit wunderte sich, mußte aber wegfahren, ohne mehr gehört zu haben: es war da weiter nichts zu machen.

Und Maxim Iwanowitsch ließ den Lehrer, jenen Pjotr Stepanowitsch, zu sich rufen; seit dem Unglückstag hatten sie einander noch nicht wiedergesehen.

»Denkst du daran?« sagte er.

»Ja, ich denke daran«, antwortete der andere.

»Du hast«, sagte er, »hier für ein Wirtshaus Bilder mit Ölfarbe gemalt, und auch von dem Porträt des Bischofs hast du eine Kopie gemacht. Kannst du mir ein Bild mit Ölfarbe malen?«

»Ich kann alles«, sagte der, »ich besitze jedes Talent«, sagte er, »und kann alles.«

»Nun, dann male mir ein ganz großes Bild, so groß wie die ganze Wand, und male darauf vor allen Dingen den Fluß und den Abhang und die Fähre, und es müssen auch alle Leute, die damals mit dabei waren, die müssen auch mit darauf sein. Auch die Frau Oberst und das Mädchen müssen mit darauf sein, und auch der kleine Igel. Und auch das andere Ufer male mir hin, daß man es sehen kann, wie es wirklich ist: die Kirche und der freie Platz und die Läden und wo die Droschken stehen – alles male mir so, wie es ist. Und da, bei der Überfahrt, den Jungen, dicht am Fluß, an eben jener Stelle, und er soll unbedingt die beiden Fäustchen so gegen die Brust drücken, gegen die beiden Brustwarzen. So soll es unbedingt sein. Und auf dem anderen Ufer mußt du vor ihm über der Kirche den Himmel auftun, und alle Engel im Himmelreich müssen ihm entgegenfliegen. Kannst du das darstellen oder nicht?«

»Ich kann alles.«

»Nicht als ob ich so einen Stiesel wie dich nötig hätte; ich könnte mir auch den ersten Maler aus Moskau kommen lassen oder meinetwegen sogar aus London, aber du hast sein Gesicht im Gedächtnis. Wenn er unähnlich wird oder nur wenig ähnlich, dann gebe ich dir nur fünfzig Rubel, aber wenn er ganz ähnlich wird, dann gebe ich dir zweihundert Rubel. Denk daran: die Augen waren blau ... Und es soll ein ganz, ganz großes Bild werden.«

Es wurden alle Vorbereitungen getroffen, und Pjotr Stepanowitsch fing an zu malen, aber auf einmal kam er wieder an:

»Nein«, sagte er; »in der Weise kann man das nicht malen.«

»Warum denn nicht?«

»Weil diese Sünde, der Selbstmord, die größte von allen Sünden ist. Wie können ihn denn nach einer solchen Sünde die Engel empfangen?«

»Aber er war doch noch ein kleines Kind, ihm wird es nicht angerechnet.«

»Nein, ein kleines Kind war er nicht mehr, er war doch schon herangewachsen; acht Jahre war er alt, als er das tat. Ein bißchen Rechenschaft wird er doch auch ablegen müssen.«

Da erschrak Maxim Iwanowitsch noch mehr.

»Aber«, sagte Pjotr Stepanowitsch, »ich habe mir das so ausgedacht: den Himmel wollen wir nicht auf tun, und auch Engel zu malen ist hierbei nicht passend; aber ich werde aus dem Himmel, wie zu seiner Begrüßung, einen Strahl herabkommen lassen, nur so einen

einzig hellen Strahl: es ist ja ganz gleich, wenn nur etwas vom Himmel kommt.«

So ließen sie denn den Strahl herabkommen. Ich habe selbst später das Bild gesehen und diesen selben Strahl und den Fluß; über die ganze Fläche hatte der Maler ihn hingezogen, ganz blau; und auch der kleine Knabe war da, beide Händchen preßte er gegen die Brust; und auch das kleine Fräulein und das Igelchen, alles hatte er dargestellt. Aber Maxim Iwanowitsch ließ damals keinen Menschen das Bild sehen, sondern hielt es in seinem Zimmer vor jedem Auge verschlossen. Die Leute in der Stadt brannten vor Begierde, das Bild zu sehen; er ließ jeden, der kam, davonjagen. Das gab ein großes Gerede. Pjotr Stepanowitsch aber war vor Stolz wie verrückt: »Ich kann jetzt geradezu alles«, sagte er, »mein Platz ist jetzt nur am Hof in Petersburg.« Er war ein sehr liebenswürdiger Mensch, aber er neigte zu maßloser Überheblichkeit. Und so ereilte ihn sein Schicksal: sobald er die ganzen zweihundert Rubel bekommen hatte, fing er gleich an zu trinken, allen Leuten sein Geld zu zeigen und zu prahlen; und als er in der Nacht betrunken war, erschlug ihn ein Kleinbürger aus unserer Stadt, mit dem er zusammen getrunken hatte, und raubte das Geld; das alles kam gleich am nächsten Morgen zutage.

Die ganze Sache aber nahm ein so merkwürdiges Ende, daß die Leute dort auch jetzt noch viel davon reden. Auf einmal kam Maxim Iwanowitsch wieder bei jener selben Witwe angefahren: sie hatte sich am Rande der Stadt bei einer Kleinbürgerin in einem elenden Häuschen eingemietet. Diesmal ging er ins Haus hinein, trat vor sie hin und verbeugte sich bis zur Erde. Sie aber war seit jenen Schicksalsschlägen krank und konnte sich kaum bewegen. »Mütterchen«, bat er flehentlich, »ehrsame Witwe, heirate mich Unmenschen, mach es mir möglich, auf der Welt weiterzuleben!« Die sah ihn an und war mehr tot als lebendig. »Ich möchte«, sagte

er, »daß uns noch ein Knabe geboren wird, und wenn uns einer geboren wird, dann bedeutet das, daß uns jener Knabe verziehen hat, dir und mir. Das hat mir der Knabe befohlen.« Sie sah, daß der Mensch nicht seinen rechten Verstand hatte, sondern wie von Sinnen war, aber sie konnte sich doch nicht beherrschen, sondern antwortete ihm:

»Das ist lauter Torheit und nur Kleinmütigkeit. Durch diese selbe Kleinmütigkeit habe ich alle meine Kinderchen verloren. Ich kann nicht einmal Ihren Anblick ertragen, geschweige denn, daß ich eine solche lebenslängliche Qual auf mich nehmen würde.«

Maxim Iwanowitsch fuhr wieder weg, gab aber sein Vorhaben nicht auf. Die ganze Stadt sprach laut von diesem wunderbaren Ereignis. Maxim Iwanowitsch aber schickte Brautwerberinnen zu ihr. Er ließ aus der Hauptstadt des Gouvernements zwei Tanten von sich kommen, die dort als Kleinbürgerinnen lebten. Ob es nun richtige Tanten waren oder nicht, jedenfalls waren es Verwandte von ihm, also für die Witwe eine Ehre; die fingen nun an, ihr zuzureden, suchten sie durch Schmeicheleien herumzubekommen und wichen gar nicht aus dem Hause. Er schickte auch Frauen aus der Stadt zu ihr, Kaufmannsfrauen und die Frau des ersten Geistlichen und Beamtenfrauen; die ganze Stadt drang auf sie ein; sie aber antwortete mit heftigem Widerwillen: »Ja, wenn meine Waisen noch davon lebendig würden, aber was hat es jetzt für einen Zweck? Und wie sehr würde ich mich dadurch gegen meine Waisen versündigen!« Auch den Archimandriten brachte Maxim Iwanowitsch auf seine Seite, und der gab ihr zu verstehen: »Du kannst ihn zu einem neuen Menschen machen!« Und sie entsetzte sich. Die Leute aber wunderten sich über sie: »Wie ist das nur möglich, ein solches Glück von sich zu stoßen?« Und nun hört, wodurch er schließlich ihren Widerstand doch besiegte! »Er ist doch immer ein Selbstmörder«, sagte er, »und war kein kleines Kind mehr, sondern schon herangewachsen,

und bei seinem Alter hätte man ihn direkt vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen, und daher hat er für seine Tat doch bis zu einem bestimmten Grade Gott dem Herrn Rechenschaft abzulegen. Wenn du aber meine Ehefrau wirst, so tue ich ein großes Gelübde: ich werde ein neues Gotteshaus erbauen, einzig und allein zum ewigen Gedächtnis seiner Seele.« Dem konnte sie nicht widerstehen, und sie willigte ein. So wurden sie denn getraut.

Und es kam so, daß sich alle wunderten. Sie lebten gleich vom ersten Tage an in großer, ungeheuchelter Eintracht, beobachteten gewissenhaft ihre Pflichten als Eheleute und waren wie eine Seele in zwei Leibern. Sie wurde schon in demselben Winter schwanger, und sie besuchten nun viele Gotteshäuser und zitterten vor Gottes Zorn. Sie waren auch in drei Klöstern und merkten auf die Prophezeiungen, die sie da erhielten. Er erbaute seinem Gelübde gemäß eine Kirche und errichtete in der Stadt ein Krankenhaus und ein Armenhaus. Er setzte ein Kapital aus für Witwen und Waisen. Und er gedachte an alle, die er geschädigt hatte, und suchte es wiedergutzumachen; er gab in maßloser Weise Geld hin, so daß schon seine Frau und der Archimandrit ihm Einhalt taten und sagten: »Das ist bereits völlig ausreichend.« Maxim Iwanowitsch gehorchte ihnen, nur sagte er: »Ich habe damals Foma zuwenig Lohn gegeben.« Nun, Foma bekam das Seinige. Foma aber fing geradezu an zu weinen und sagte: »Ich war ja auch so schon ... ich war auch ohne das ganz zufrieden und werde lebenslänglich für Sie beten.« Alle waren durch dieses Verhalten ganz gerührt, und es bestätigte sich die Wahrheit des Sprichworts, daß das gute Beispiel den Menschen am Leben erhält. Und die Leute dort sind gutherzig.

Die Leitung der Fabrik übernahm nun die Frau selbst, und sie machte das so gut, daß noch jetzt davon gesprochen wird. Zu trinken hatte er nicht aufgehört, aber sie fing an, ihn gerade in den betreffenden Tagen zu beaufsichtigen und ihn dann zu kurieren.

Seine Art zu sprechen wurde ruhig und gemessen, und sogar seine Stimme veränderte sich. Er wurde außerordentlich mitleidig, sogar gegen die Tiere: wenn er vom Fenster aus sah, wie ein Bauer sein Pferd unbarmherzig mit der Peitsche gegen den Kopf schlug, so schickte er sogleich hin und kaufte ihm das Pferd für das Doppelte des Wertes ab. Auch hatte er die Gabe der Tränen erhalten: er brach immer in Tränen aus, wenn jemand mit ihm von etwas Rührendem zu reden anfang. Als aber für die Frau die Zeit gekommen war, da erhörte Gott endlich die Gebete der beiden und schenkte ihnen einen Sohn, und Maxim Iwanowitsch wurde zum erstenmal seit jenem Ereignis wieder heiter; er verteilte viele Almosen, erließ viele Schulden und lud die ganze Stadt zur Taufe ein. Er hatte die ganze Stadt eingeladen; aber als er am andern Tag aus seinem Zimmer kam, war er finster wie die Nacht. Die Frau sah, daß mit ihm etwas vorgegangen war, und brachte ihm den Neugeborenen: »Der Knabe«, sagte sie, »hat uns verziehen; unsere Tränen und unsere Gebete haben ihn gerührt.« Es muß aber gesagt werden, daß sie darüber während des ganzen Jahres niemals auch nur ein Wort miteinander gesprochen hatten; sie hatten beide diesen Gedanken nur in ihrem Herzen bewahrt. Und Maxim Iwanowitsch sah sie an mit einem Gesicht finster wie die Nacht und sagte: »Freue dich nicht zu früh; er ist das ganze Jahr über nicht gekommen, aber in dieser Nacht ist er mir wieder erschienen.« - »Da drang bei diesen schrecklichen Worten zum ersten Male die Angst auch in mein Herz ein«, äußerte sie später.

Und nicht umsonst hatte Maxim Iwanowitsch von dem Knaben geträumt. Kaum hatte er das ausgesprochen, als beinahe sozusagen in demselben Augenblick etwas mit dem Neugeborenen vorging: er erkrankte plötzlich. Und das Kind war acht Tage lang krank, und sie beteten unermüdlich und riefen Doktoren herbei und ließen den allerersten Doktor aus Moskau mit der Eisenbahn kommen. Der Doktor kam und wurde sehr ärgerlich: »Ich bin der allererste Doktor«, sagte er, »ganz Moskau wartet auf mich.« Er verschrieb dem

Kinde Tropfen und reiste eilig wieder ab. Achthundert Rubel nahm er mit. Aber das Kindchen starb am Abend.

Und was geschah danach? Maxim Iwanowitsch überschrieb sein ganzes Besitztum seiner lieben Frau, übergab ihr alle seine Kapitalien und Dokumente und erledigte alles regelrecht und in gesetzlicher Ordnung; dann aber trat er vor sie hin und verbeugte sich vor ihr bis zur Erde: »Laß mich ziehen, teure Gattin«, sagte er, »damit ich meine Seele rette, solange es noch möglich ist. Wenn es mir nicht gelingt, für meine Seele einen Erfolg zu erzielen, so werde ich nicht mehr zurückkehren. Ich bin hart und grausam gewesen und habe anderen das Leben schwer gemacht, aber ich meine, daß der Herr das Leid und die Pilgerfahrten, die mir bevorstehen, nicht unbelohnt lassen wird, denn all dies zu verlassen ist kein kleines Kreuz und kein kleines Leid.« Und seine Frau redete ihm unter vielen Tränen gütlich zu, er möchte doch dableiben: »Du bist jetzt der einzige, den ich auf Erden habe; auf wen soll ich mich stützen, wenn du mich verläßt? Ich habe dich in diesem Jahr von Herzen liebgewonnen«, sagte sie. Und die ganze Stadt suchte ihn einen ganzen Monat lang von seinem Vorhaben abzubringen, und sie baten ihn und wollten ihn mit Gewalt zurückhalten. Aber er hörte nicht auf sie und ging heimlich in einer Nacht fort und kehrte nicht mehr zurück. Und wie man hört, zieht er noch bis auf den heutigen Tag mühselig in Geduld als Pilger umher und schickt seiner lieben Frau jährlich einmal Nachricht von sich.

Viertes Kapitel

I

Ich komme jetzt zu der endgültigen Katastrophe, die den Schluß meiner Aufzeichnungen bilden soll. Aber um fortfahren zu können, muß ich vorher vorgreifen und etwas darlegen, was ich zur Zeit jener Handlungen noch nicht wußte, sondern erst viel später erfuhr und mir daher auch erst viel später völlig erklären konnte, das heißt damals, als bereits alles zu Ende war. Auf andere Weise weiß ich mich nicht verständlich zu machen, da ich alles würde in Rätseln schreiben müssen. Und daher setze ich eine schlichte, einfache Darlegung hierher, unter Verzicht auf das sogenannte Kunstprinzip, und tue so, als ob nicht ich es wäre, der dies schreibt, sondern ich schreibe ohne Anteilnahme meines Herzens, in der Art eines kleinen Zeitungsartikels.

Die Sache ist die, daß mein Schulfreund Lambert mit vollem Recht zu jenen schändlichen kleinen Halunken gezählt werden mußte, die sich in Banden zusammentun, um Erpressungen zu verüben – ein Vergehen, für das man jetzt im Strafgesetzbuch eine Definition gesucht und eine Strafe festgesetzt hat. Die Bande, bei welcher Lambert mit tätig gewesen war, hatte sich in Moskau gebildet und dort eine ziemliche Anzahl übler Streiche ausgeführt (in der Folge ist ihr Treiben zum Teil aufgedeckt worden). Ich habe später gehört, daß sie in Moskau eine Zeitlang einen höchst erfahrenen, klugen Anführer gehabt hätten, einen schon älteren Mann. Die Unternehmungen wurden von der ganzen Bande oder auch nur von Teilen derselben ins Werk gesetzt. Sie führten außer den schmutzigsten Streichen, deren Wiedergabe die Zensur nicht gestatten würde (über die aber doch schon Mitteilungen in den Zeitungen erschienen sind), unter der Leitung ihres Chefs auch ziemlich komplizierte und sogar schlaue Unternehmungen aus. Von einigen derselben habe ich später Kenntnis erhalten, will aber nicht näher darauf eingehen. Ich erwähne nur, daß ihr Verfahren im wesentlichen darin bestand,

irgendwelche Geheimnisse aus dem Leben von Leuten auszukundschaften, die manchmal höchst ehrenwert waren und recht hohe Stellungen einnahmen; dann erschienen sie bei diesen Personen und drohten mit der Veröffentlichung von Schriftstücken (die sie manchmal gar nicht besaßen) und forderten für ihr Schweigen Geld. Es gibt Dinge, die nicht sündhaft und ganz und gar nicht kriminell strafbar sind, deren Veröffentlichung aber sogar ein ordentlicher, charakterfester Mensch fürchtet. Vorzugsweise hatten sie es auf Familiengeheimnisse abgesehen. Um zu zeigen, wie geschickt ihr Chef manchmal operierte, will ich ohne alle Einzelheiten in wenigen Zeilen eines ihrer Stückchen berichten. In einer sehr ehrenhaften Familie ereignete sich tatsächlich etwas Sündhaftes, Strafbares: nämlich die Frau eines allgemein bekannten und geachteten Mannes ließ sich in eine geheime Verbindung mit einem jungen, reichen Offizier ein. Sie schnüffelten das aus und verfuhrten nun folgendermaßen: sie teilten dem jungen Mann geradeswegs mit, daß sie den Ehemann benachrichtigen würden. Beweise hatten sie nicht die geringsten in Händen, und der junge Mann wußte das ganz genau, ja, sie selbst machten keinen Hehl daraus; aber die ganze Geschicklichkeit des Manövers und die ganze Schlaueit der Spekulation bestand in diesem Fall nur in der Überlegung, daß der benachrichtigte Ehemann auch ohne alle Beweise ganz ebenso vorgehen und ganz dieselben Schritte unternehmen würde, wie wenn er die zwingendsten mathematischen Beweise erhalten hätte. Sie verließen sich dabei auf ihre Kenntnis des Charakters dieses Mannes und auf ihre Kenntnis seiner Familienverhältnisse. Die Hauptsache war, daß zu dieser Bande auch ein junger Mensch aus den besten Kreisen gehörte, dem es gelungen war, vorher die erforderlichen Nachrichten zu beschaffen. Von dem Liebhaber erpreßten sie eine sehr beträchtliche Summe, und zwar ohne jede Gefahr für sich, weil dem Opfer selbst an der Geheimhaltung der Sache sehr viel gelegen war.

Lambert hatte bei diesen Streichen zwar mitgeholfen, hatte jedoch nicht als ordentliches Mitglied zu jener Moskauer Bande gehört; nachdem er aber erst einmal auf den Geschmack gekommen war, hatte er so nach und nach versuchsweise angefangen, auf eigene Faust zu operieren. Ich will gleich im voraus sagen: er war zu dieser Tätigkeit nicht sonderlich befähigt. Er war durchaus nicht dumm, auch ein spekulativer Kopf, aber zu hitzig und überdies von beschränktem Gesichtskreis oder, richtiger gesagt, von ziemlicher Naivität, das heißt, er kannte weder die Menschen noch die gesellschaftlichen Umstände. Er hatte zum Beispiel, wie es schien, überhaupt keinen rechten Begriff von der Bedeutung jenes Moskauer Chefs und dachte es sich sehr leicht, solche Unternehmungen einzuleiten und zu organisieren. Und ferner hielt er fast alle Menschen für ebensolche Schufte, wie er selbst einer war. Oder wenn er zum Beispiel einmal sich die Vorstellung zurechtgelegt hatte, der und der fürchte sich aus dem und dem Grund vor etwas oder müsse sich davor fürchten, dann zweifelte er auch nicht mehr daran, daß der Betreffende sich tatsächlich fürchtete, sondern betrachtete das als ein Axiom. Ich verstehe das nicht recht auszudrücken; in der Folge werde ich es durch die Erzählung der Ereignisse deutlicher machen, aber meiner Ansicht nach war er nur mangelhaft gebildet, und an manche guten, edlen Empfindungen glaubte er nicht, oder, richtiger gesagt, er hatte von ihnen überhaupt keine Vorstellung.

Nach Petersburg war er gekommen, weil er diese Stadt schon seit langer Zeit ins Auge gefaßt hatte, in der Meinung, hier ein weiteres Feld für seine Tätigkeit zu finden als in Moskau, und dann auch, weil er in Moskau irgendwo und irgendwie in Ungelegenheiten geraten war und ihm jemand mit sehr schlechten Absichten nachspürte. Nach seiner Ankunft in Petersburg trat er sogleich wieder in Beziehung mit einem seiner früheren Kumpane, aber er fand nur ein mageres Arbeitsfeld und kümmerliche Affären. Sein Bekann tenkreis vergrößerte sich dann, aber es kam doch nichts Ordentliches zustande. »Es ist hier ein jämmerliches Volk, lauter dumme

Jungen«, hat er später selbst einmal zu mir gesagt. Aber siehe da, eines schönen Morgens, beim Tagesgrauen, fand er mich auf einmal halberfroren an einer Hofmauer und kam damit direkt auf die Spur einer nach seiner Meinung »sehr fetten Sache«.

Die ganze Sache kam durch mein Geschwätz heraus, als ich damals in seiner Wohnung auftauchte. Oh, ich befand mich damals in einer Art von Fieberdelirium! Aber aus meinen Worten ging doch soviel klar hervor, daß von all den Kränkungen, die mir jener verhängnisvolle Tag gebracht hatte, keine mir so zu Herzen gegangen war und so in meinem Gedächtnis haftete wie die mir von Bjoring und *ihr* angetane: sonst wäre das doch nicht das einzige gewesen, von dem ich bei Lambert phantasierte; ich hätte zum Beispiel auch von Serschtschikow phantasiert; indessen kam nur das erste zutage, wie ich in der Folge von Lambert selbst erfuhr. Und überdies war ich ganz entzückt und sah in Lambert und Alfonsina an jenem schrecklichen Morgen gewissermaßen meine Befreier und Retter. Wenn ich dann später während meiner Genesung, noch im Bett liegend, darüber nachdachte, was wohl Lambert aus meinem Geschwätz entnommen haben mochte und bis zu welchem Grad ich mich ihm gegenüber wohl verplappert hatte, da kam mir kein einziges Mal auch nur der Verdacht, daß er damals so viel erfahren haben könnte! O gewiß, nach meinen Gewissensbissen zu urteilen, ahnte ich schon damals, daß ich wahrscheinlich viel Überflüssiges geredet hatte, aber ich wiederhole: ich konnte in keiner Weise annehmen, daß ich darin so weit gegangen war! Ich gründete meine Hoffnung auch auf die Erwägung, daß ich damals bei ihm nicht einmal imstande gewesen war, die Worte deutlich herauszubringen, was ich mit Bestimmtheit in Erinnerung behalten hatte; indessen stellte sich tatsächlich heraus, daß ich damals weit deutlicher geredet hatte, als ich nachher annahm und hoffte. Aber die Hauptsache war, daß das alles erst später herauskam, erst lange nachher, und gerade das war für mich das Verhängnisvolle.

Aus meinem irren Geschwätz, meinem Phantasieren, meinem Gerede, meinem entzückten Gestammel und so weiter hatte er erstens beinahe alle Familiennamen in genauer Form und sogar einige Adressen entnommen. Zweitens hatte er sich eine ziemlich zutreffende Vorstellung davon bilden können, was für eine Stellung diese Personen einnahmen (der alte Fürst, sie, Bjoring, Anna Andrejewna und sogar Wersilow); drittens hatte er erfahren, daß ich mich beleidigt fühlte und Rache zu nehmen drohte, und endlich viertens die Hauptsache: er hatte erfahren, daß ein geheimes, verborgenes Schriftstück existierte, ein Brief, den man dem halbverrückten alten Fürsten nur zu zeigen brauche, und wenn dieser ihn dann durchgelesen und daraus ersehen habe, daß seine eigene Tochter ihn für verrückt halte und schon deswegen »Juristen konsultiert« habe, wie man ihn einsperren könne, dann werde er entweder vollständig den Verstand verlieren oder sie aus dem Hause jagen und enterben oder eine gewisse Mademoiselle Wersilowa heiraten, die er jetzt schon heiraten wolle, was man ihm aber nicht erlaube. Kurz, Lambert hatte sehr vieles verstanden; ohne Zweifel war ihm auch furchtbar vieles dunkel geblieben, aber der berufsmäßige Erpresser war doch auf eine zuverlässige Spur geraten. Als ich dann von Alfonsina wegelaufen war, hatte er sich unverzüglich meine Adresse verschafft (auf die einfachste Weise: im Adreßbüro) und dann schleunigst die erforderlichen Nachforschungen angestellt, aus denen er erfahren hatte, daß alle diese Personen, von denen ich in meinem fieberhaften Zustand geredet hatte, wirklich existierten. Dann hatte er sofort den ersten Schritt unternommen.

Die Hauptsache war, daß ein *Schriftstück* existierte und daß ich sein Besitzer war; daß dieses Schriftstück einen hohen Wert hatte, daran zweifelte Lambert nicht. Ich lasse hier einen Umstand weg, von dem besser erst später und am geeigneten Ort zu reden sein wird, und erwähne hier nur, daß es ganz besonders dieser Umstand war, durch den Lambert in seiner Überzeugung von der tatsächlichen Existenz und hauptsächlich von dem hohen Wert dieses Schriftstücks be-

stärkt wurde. (Es war dies, wie ich hier vorausschicke, ein verhängnisvoller Umstand, den ich mir in keiner Weise vorstellen konnte, weder damals noch bis zum Ende all dieser Ereignisse, als alles auf einmal zusammenstürzte und von selbst seine Aufklärung fand.) Da er also auf diese Weise über den Hauptpunkt zu einer bestimmten Überzeugung gelangt war, so bestand sein erster Schritt darin, daß er zu Anna Andrejewna hinfuhr.

Dabei aber ist es für mich bis auf den heutigen Tag ein Rätsel, wie er, Lambert, es fertiggebracht hat, zu einer so unzugänglichen, vornehmen Dame wie Anna Andrejewna vorzudringen und mit ihr Beziehungen anzuknüpfen. Allerdings hatte er Erkundigungen eingezogen, aber was wollte das besagen? Allerdings war er elegant gekleidet, sprach französisch wie ein Pariser und trug einen französischen Namen, aber Anna Andrejewna mußte doch unbedingt in ihm sogleich den Schurken erkennen. Oder man müßte annehmen, daß sie gerade einen Schurken damals gut gebrauchen konnte. Doch sollte es sich wirklich so verhalten haben?

Ich habe Einzelheiten über die erste Begegnung der beiden niemals in Erfahrung bringen können, aber ich habe nachher oft versucht, mir diese Szene mittels der Einbildungskraft vorzustellen. Das wahrscheinlichste ist, daß Lambert vom ersten Wort und der ersten Gebärde an vor ihr den um seinen lieben, teuren Kameraden ängstlich besorgten Jugendfreund gespielt hat. Aber natürlich wird er es schon bei dieser ersten Begegnung verstanden haben, auch sehr deutlich darauf hinzuweisen, daß ich ein Schriftstück besäße, zu verstehen zu geben, daß dies ein Geheimnis sei, daß er, Lambert, der einzige Mensch sei, der um dieses Geheimnis, wisse, und daß ich vorhätte, mich mittels dieses Schriftstücks an der Generalin Achmakowa zu rächen und so weiter und so weiter. Und vor allen Dingen wird er imstande gewesen sein, ihr mit möglichster Genauigkeit die Bedeutung und den Wert dieses Schriftstücks auseinan-

derzusetzen. Was Anna Andrejewna anlangt, so befand sie sich gerade in einer solchen Lage, daß sie nach einer derartigen Nachricht begierig greifen, sie mit größter Aufmerksamkeit anhören und ... »im Kampf ums Dasein« an die Angel gehen mußte. Gerade um diese Zeit hatte man ihr ihren Bräutigam weggenommen, ihn nach Zarskoje Selo gebracht und dort unter Vormundschaft gestellt; ja auch sie selbst war unter Vormundschaft gestellt worden. Und nun plötzlich ein solcher Fund: hier handelte es sich nicht um Ohrenbläsereien von Weibern, nicht um weinerliche Klagen, nicht um Verleumdungen und Klatschereien, sondern hier war ein Brief, ein Schriftstück, das heißt ein zwingender Beweis für die tückischen Absichten seiner Tochter und all derer, die ihn von ihr getrennt hatten, ein zwingender Beweis für die Notwendigkeit, sich zu retten, sei es auch durch die Flucht, durch die Flucht zu ihr, zu Anna Andrejewna, und sich mit ihr trauen zu lassen, und sei es innerhalb eines Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden. Denn sonst würde er ins Irrenhaus gesteckt werden.

Aber auch etwas anderes ist möglich: daß Lambert diesem jungen Mädchen gegenüber nicht einmal für einen Augenblick listige Künste zur Anwendung gebracht, sondern gleich von vornherein mit der Tür ins Haus gefallen ist: »Mademoiselle, entweder werden Sie eine alte Jungfer, oder Sie werden eine Fürstin und Millionärin: da ist ein Schriftstück, das werde ich dem jungen Mann stehlen und Ihnen übergeben ... für einen von Ihnen auszustellenden Wechsel über dreißigtausend Rubel.« Ich glaube, sogar, daß es wirklich so zugegangen ist. Oh, er hielt alle Menschen für ebensolche Schufte, wie er selbst einer war; ich wiederhole, er hatte als Schuft einen beschränkten Gesichtskreis und besaß eine gewisse Naivität ... Das mag sein, wie es will. Sehr möglich, daß Anna Andrejewna sogar bei einem solchen Sturmangriff keinen Augenblick in Verwirrung geriet, sondern es vorzüglich verstand, sich zu beherrschen und den Erpresser, der in dem ihm eigenen Stil sprach, zu Ende anzuhören – und das alles aus »Großzügigkeit«. Nun, selbstverständlich wird sie

zuerst ein wenig rot geworden sein, aber dann wird sie sich zusammengenommen und ihn bis zu Ende angehört haben. Und wenn ich mir dieses unnahbare, stolze, wirklich vornehm-würdevolle, mit solchem Verstand begabte Mädchen Hand in Hand mit Lambert vorstelle, so ... Aber das ist es ja eben: mit solchem Verstand begabt! Wenn der russische Verstand solche Dimensionen annimmt, so neigt er zur Großzügigkeit, und besonders der weibliche Verstand, und besonders unter solchen Umständen!

Jetzt fasse ich das Gesagte zusammen: an dem Tag und zu der Stunde, da ich zum erstenmal nach meiner Krankheit wieder ausging, hatte Lambert (das weiß ich jetzt völlig sicher) sich die folgenden beiden Projekte zurechtgelegt: erstens, sich von Anna Andrejewna für das Schriftstück einen Wechsel über nicht weniger als dreißigtausend Rubel geben zu lassen, ihr dann bei der Einschüchterung des Fürsten zu helfen, ihn zu entführen und sie schnell mit ihm trauen zu lassen – kurz, etwas in dieser Art. Der Plan war schon vollständig ausgearbeitet; sie warteten nur auf meine Hilfe, das heißt auf das Schriftstück.

Das zweite Projekt: Anna Andrejewna zu verraten, im Stich zu lassen und das Schriftstück an die Generalin Achmakowa zu verkaufen, wenn das vorteilhafter sein sollte. Dabei spekulierte er auch auf Bjoring. Aber bei der Generalin hatte sich Lambert noch nicht gezeigt; er hatte erst um sie herumspioniert. Auch bei diesem Projekt rechnete er auf mich.

Oh, er bedurfte meiner, das heißt, nicht meiner, sondern des Schriftstücks! In bezug auf mich hatte er ebenfalls zwei Pläne entworfen. Der erste bestand darin, wenn es denn schon nicht anders ging, mit mir zusammen zu operieren und mit mir halbpakt zu machen, nachdem er sich meiner vorher sowohl in moralischer als auch in physischer Hinsicht bemächtigt hatte. Aber der zweite Plan

gefiel ihm weit besser; er bestand darin, mich wie einen dummen Jungen hinters Licht zu führen und mir das Schriftstück zu stehlen oder es mir sogar einfach mit Gewalt wegzunehmen. Mit diesem Plan liebäugelte er besonders gern in seinen stillen Träumereien. Ich wiederhole: es war da ein gewisser Umstand, der ihn an dem Gelingen des zweiten Plans beinahe nicht zweifeln ließ; aber, wie gesagt, ich werde das erst später erklären. Jedenfalls wartete er auf mich mit krampfhafter Ungeduld; alles hing von mir ab: welche Schritte er tun und wozu er sich entschließen sollte.

Aber ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: vorläufig hatte er sich beherrscht, trotz seines hitzigen Temperaments. Er war während meiner Krankheit nicht bei mir im Hause erschienen; nur einmal war er gekommen und hatte mit Wersilow gesprochen; er hatte mich nicht beunruhigt, mich nicht erschreckt, er hatte mir gegenüber bis zu dem Tag und der Stunde meines ersten Ausgangs den Schein gewahrt, als interessiere er sich für die Sache gar nicht. Was die Möglichkeit anlangte, ich könnte das Schriftstück jemandem übergeben oder jemandem davon Mitteilung machen oder es vernichten, so war er darüber beruhigt. Aus dem, was ich damals bei ihm gesagt hatte; konnte er schließen, welchen Wert ich selbst auf die Geheimhaltung legte und wie sehr ich fürchtete, daß jemand etwas von dem Schriftstück erfahren könnte. Und daß ich gleich am ersten Tag nach meiner Genesung zuerst zu ihm und keinem ändern gehen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick: Darja Onissimowna war teilweise in seinem Auftrag zu mir gekommen, und er wußte, daß bei mir bereits Neugier und Furcht erregt waren und ich nicht würde warten können ... Und außerdem hatte er, alle Maßregeln getroffen und konnte sogar den Tag meines ersten Ausgangs erfahren, so daß ich ihm gar nicht zu entgehen vermochte, selbst wenn ich es gewollt hätte.

Aber wenn Lambert auf mich wartete, so wartete Anna Andrejewna auf mich vielleicht mit noch größerer Ungeduld. Ich sage geradezu: Lambert war vielleicht zum Teil im Recht, wenn er vorhatte, sie zu verraten, und die Schuld war auf ihrer Seite. Denn obwohl sie zweifellos miteinander einig geworden wären (in welcher Form, das weiß ich nicht, aber sonst habe ich daran keinen Zweifel), so war doch Anna Andrejewna bis zum letzten Augenblick nicht völlig offen zu ihm. Sie ließ ihn nicht auf den Grund ihrer Seele blicken. Sie hatte ihm angedeutet, daß sie ihrerseits mit allem einverstanden sei und ihm die Erfüllung aller seiner Forderungen verspreche, aber sie hatte das eben auch nur angedeutet; sie hatte seinen ganzen Plan vielleicht mit allen Einzelheiten angehört, ihn aber nur durch Schweigen gebilligt. Ich habe bestimmte Anhaltspunkte, aus denen ich das schließe; der Grund aber für dieses ganze Verhalten war, daß sie *auf mich wartete*. Sie wollte lieber mit mir zu tun haben als mit dem Gauner Lambert; das ist für mich eine unbezweifelbare Tatsache! Dafür habe ich Verständnis; aber ihr Fehler bestand darin, daß dies schließlich auch Lambert durchschaute. Für ihn aber wäre es doch gar zu unvorteilhaft gewesen, wenn sie mit Übergehung seiner Person mir das Schriftstück entlockt und sich mit mir geeinigt hätte. Überdies war er damals bereits von der Solidität der »Sache« überzeugt. Ein anderer wäre an seiner Stelle ängstlich gewesen und hätte immer noch gezweifelt; aber Lambert war jung, dreist, voll der ungeduldigsten Gewinnsucht; er kannte die Menschen wenig und hielt sie unzweifelhaft alle für Schurken; ein solcher Mensch konnte nicht wankend werden, um so weniger, als er aus Anna Andrejewna schon die wichtigsten Bestätigungen seiner Annahmen herausgelockt hatte.

Nun noch ein letzter, besonders wichtiger Punkt: wußte Wersilow schon an jenem Tage etwas, und hatte er schon damals Anteil an irgendwelchen, wenn auch noch fernliegenden Plänen Lamberts? Nein, nein, nein, *damals* noch nicht, wenn auch vielleicht schon ein

verhängnisvolles Wort gefallen war ... Aber genug davon, genug davon, ich greife zu sehr vor.

Nun, und wie stand es mit mir? Wußte ich schon etwas am Tage meines ersten Ausgangs, und was wußte ich? Als ich diesen kleinen Zeitungsartikel begann, habe ich erklärt, ich hätte am Tage meines ersten Ausgangs noch nichts gewußt; ich hätte alles erst viel später erfahren, sogar erst, als schon alles zu Ende war. Das ist die Wahrheit, aber ist es auch die volle Wahrheit? Nein, die volle Wahrheit ist es nicht; ich wußte ohne Zweifel dies und jenes; ich wußte sogar recht viel, aber wie wußte ich es? Der Leser erinnere sich an jenen *Traum*! Wenn ich schon so etwas träumen konnte, wenn schon ein solcher Traum aus meinem Herzen hervordringen und Gestalt annehmen konnte, so wußte ich zwar offenbar noch nicht, aber ich *ahnte* doch schon sehr vieles von dem, was ich soeben dargelegt habe und was ich in Wirklichkeit erst dann erfuhr, als »schon alles zu Ende war«. Wissen tat ich nichts; aber mein Herz pochte heftig von bangen Ahnungen, und böse Geister beherrschten meine Träume. Und nun zog es mich zu diesem Menschen hin, obwohl mir genau bekannt war, was das für ein Mensch war, und obwohl ich sogar die Einzelheiten seiner Pläne ahnte! Und warum zog es mich zu ihm hin? Man stelle sich vor: jetzt, gerade in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, scheint es mir, als hätte ich schon damals bis in alle Einzelheiten gewußt, warum es mich zu ihm hinzog, während ich doch zu jener Zeit noch nichts wußte. Vielleicht versteht das der Leser. Jetzt aber will ich zur Sache kommen und lauter Tatsachen berichten.

II

Es begann damit, daß schon zwei Tage vor meinem ersten Ausgang Lisa am Abend in großer Aufregung nach Hause kam. Sie fühlte sich beleidigt, und in der Tat war das, was ihr widerfahren war, nicht zu ertragen.

Ich habe schon ihre Beziehungen zu Wassin erwähnt. Sie ging zu ihm hin, nicht nur, um uns zu zeigen, daß sie uns nicht brauchte, sondern auch, weil sie Wassin wirklich sehr hoch achtete. Die Bekanntschaft hatte schon in Luga begonnen, und ich hatte immer die Empfindung gehabt, daß Wassin sich für sie interessierte. In dem Unglück, das sie betroffen hatte, konnte sie natürlich den Wunsch hegen, einen charakterfesten, ruhigen, immer edel denkenden Mann, für den sie Wassin hielt, um Rat zu fragen. Zudem verstehen es die Frauen nicht besonders, den Verstand eines Mannes zu beurteilen, wenn ihnen der Mann selbst gefällt, und nehmen dann Paradoxien gern für streng logische Schlüsse, wenn sie mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmen. An Wassin gefiel meiner Schwester seine Teilnahme für ihre Situation und, wie es ihr bei den ersten Besuchen vorkam, seine Teilnahme auch für den Fürsten. Da sie zudem seine Neigung zu ihr ahnte, mußte sie ihm die Teilnahme für seinen Rivalen besonders hoch anrechnen. Der Fürst aber, dem sie selbst gesagt hatte; daß sie manchmal zu Wassin gehe, um sich bei ihm Rat zu holen, hatte diese Mitteilung gleich vom erstenmal an mit großer Beunruhigung aufgenommen; er war eifersüchtig geworden. Lisa fühlte sich dadurch gekränkt und setzte nun aus Trotz ihre Besuche bei Wassin erst recht fort. Der Fürst sagte nichts mehr darüber, machte aber ein finsternes Gesicht. Lisa selbst hat mir später (sehr lange nachher) gestanden, daß Wassin ihr damals sehr bald nicht mehr gefallen habe; er war ruhig, und gerade diese stete, gleichmäßige Ruhe, die ihr am Anfang so zugesagt hatte, machte auf sie später einen ziemlich unangenehmen Eindruck. Er schien in

Dingen des praktischen Lebens Erfahrung zu besitzen und gab ihr tatsächlich einige anscheinend gute Ratschläge, aber es traf sich sonderbar, daß sich diese Ratschläge sämtlich als unausführbar erwiesen. Er urteilte sehr von oben herab und legte sich ihr gegenüber keinerlei Zwang auf; diese Zwanglosigkeit wurde mit der Zeit immer größer, was Lisa seiner wachsenden, ungewollten Verachtung für ihre Lage zuschrieb. Einmal hatte sie ihm dafür gedankt, daß er sich mir gegenüber beständig so freundlich benehme und, obwohl er an Verstand hoch über mir stehe, dennoch mit mir wie mit seinesgleichen rede (das, heißt, sie hatte ihm meine eigenen Worte wiederholt). Er antwortete ihr:

»So ist das nicht; das ist nicht der Grund. Der Grund ist der, daß ich zwischen ihm und anderen Menschen keinen Unterschied sehe. Ich halte ihn weder für dümmer als die Klugen noch für schlechter als die Guten. Ich benehme mich gegen alle Menschen in gleicher Weise, weil sie in meinen Augen alle gleich sind.«

»Wie? Sehen Sie wirklich keine Unterschiede?«

»O gewiß, alle unterscheiden sich in diesem oder jenem Punkt voneinander, aber in meinen Augen existieren keine Unterschiede, weil die Unterschiede der Menschen mich nicht berühren: für mich sind alle gleich und ist alles gleich; und daher bin ich gegen alle gleichmäßig freundlich.«

»Und wird Ihnen das nicht langweilig?«

»Nein, ich bin immer mit mir zufrieden.«

»Und Sie haben keine Wünsche?«

»Wie sollte ich keine Wünsche haben? Aber keine aufregenden. Ich brauche fast nichts, nicht einen Rubel mehr, als ich habe. Ob ich ein goldenes Kleid trage oder ein solches, wie ich es jetzt an habe, das ist ganz gleich. Das goldene Kleid würde Wassins Wert nicht erhöhen. Leckere Speisen verlocken mich nicht; könnten etwa äußere Ehren und Würden den Wert des Platzes haben, auf dem ich stehe?«

Lisa beteuerte mir, daß er sich buchstäblich so ausgedrückt habe. Übrigens kann man über solche Aussprüche nicht so ohne weiteres urteilen; man muß die Umstände kennen, unter denen sie getan sind.

Allmählich kam Lisa zu der Schlußfolgerung, daß er auch über den Fürsten vielleicht nur deshalb nachsichtig urteilte, weil für ihn alle Menschen gleich waren und »keine Unterschiede existierten«, und keineswegs aus Teilnahme für ihn; schließlich aber begann er offensichtlich seinen Gleichmut zu verlieren und den Fürsten nicht nur zu tadeln, sondern sich auch über ihn mit geringschätziger Ironie zu äußern. Darüber war Lisa aufgebracht, aber Wassin verblieb bei diesem Benehmen. Eigenartig war dabei, daß er sich immer sehr milde ausdrückte und sogar seinen Tadel nicht im Ton des Unwillens aussprach, sondern ihr einfach durch logische Schlüsse die Nichtswürdigkeit ihres Helden bewies; aber gerade in dieser logischen Beweisführung lag die Ironie. Schließlich bewies er ihr fast unverblümt die ganze »Unverständigkeit« ihrer Liebe, die ganze eigensinnige Gewaltsamkeit dieser Liebe. »Sie haben sich in Ihren Gefühlen verirrt, und Gefühlsverirrungen muß man, sobald man sich ihrer bewußt geworden ist, unter allen Umständen korrigieren.«

Das hatte er gerade an jenem Tage gesagt; Lisa war empört aufgestanden, um wegzugehen; aber was tat dieser verständige Mensch nun zum Schluß: mit der edelsten Miene und sogar in gefühlvoller

Weise trug er ihr seine Hand an. Lisa sagte ihm gleich ins Gesicht, er sei ein Dummkopf, und ging hinaus.

Einer Frau vorzuschlagen, sie solle einem Unglücklichen deshalb untreu werden, weil dieser Unglückliche ihrer nicht wert sei, und besonders dies einer Frau vorzuschlagen, die von diesem Unglücklichen schwanger ist – da sieht man den Verstand dieser Leute! Ich nenne das eine arge theoretische Verstiegenheit und eine vollständige Unkenntnis des Lebens, die aus maßloser Eigenliebe hervorgeht. Und überdies erkannte Lisa mit größter Klarheit, daß er sogar auf seine Handlungsweise stolz war, vielleicht deswegen, weil er schon von ihrer Schwangerschaft wußte. Mit Tränen der Entrüstung eilte sie zum Fürsten, und was tat der? Er überbot Wassin noch: man sollte meinen, nach dieser Erzählung hätte er davon überzeugt sein können, daß zur Eifersucht kein Anlaß bestand; aber gerade nun benahm er sich wie ein Verrückter. Übrigens machen es ja alle Eifersüchtigen so! Er machte ihr eine furchtbare Szene und kränkte sie dermaßen, daß sie nahe daran war, alle Beziehungen zu ihm sofort abzubrechen.

Dennoch beherrschte sie sich noch, als sie nach Hause gekommen war; nur konnte sie sich nicht enthalten, Mama alles zu bekennen. Oh, an jenem Abend schlossen sie sich wieder ganz so eng aneinander an wie früher: das Eis war gebrochen. Beide weinten sich selbstverständlich, wie das ihre Gewohnheit war, einander umschlungen haltend, aus, und es schien auch, daß Lisa sich beruhigte, obwohl sie sehr ernst und trüb blieb. Den Abend über saß sie bei Makar Iwanowitsch, ohne ein Wort zu reden, aber auch ohne das Zimmer zu verlassen. Sie hörte aufmerksam mit an, was er sagte. Seit jener Geschichte mit der Fußbank erwies sie ihm eine große, sozusagen schüchterne Ehrerbietung, obgleich sie immer schweigsam blieb.

Aber diesmal gab Makar Iwanowitsch dem Gespräch eine unerwartete Wendung, die alle in Erstaunen versetzte; ich bemerke, daß Wersilow und der Doktor am Vormittag mit sehr ernsten Gesichtern über sein Befinden gesprochen hatten. Ich bemerke ferner, daß in unserer Familie schon seit mehreren Tagen Vorbereitungen zur Feier von Mamas Geburtstag getroffen wurden, der in fünf Tagen bevorstand, und daß häufig davon gesprochen wurde. Anlässlich dieser Gespräche geriet Makar Iwanowitsch auf einmal in alte Erinnerungen hinein und erzählte von Mamas Kindheit und von der Zeit, wo sie noch nicht habe »auf den Beinchen stehen« können. »Sie ging mir nicht vom Arm«, erzählte der Alte, »manchmal lehrte ich sie auch gehen: ich stellte sie drei Schritte von mir entfernt in eine Ecke und rief sie dann, und sie wackelte durchs Zimmer auf mich los und fürchtete sich nicht und lachte, und wenn sie dann zu mir hingelaufen war, stürzte sie auf mich zu und schlang die Arme um meinen Hals. Und Märchen habe ich dir nachher erzählt, Sofja Andrejewna; du hörtest meine Märchen sehr gern; du konntest ein paar Stunden auf meinen Knien sitzen und zuhören. Alle im Hause wunderten sich: »Nun seht mal an, wie sie an Makar hängt! Manchmal nahm ich dich auch mit in den Wald, suchte einen Himbeerstrauch, setzte dich zu den Himbeeren und schnitzte dir unterdes eine Pfeife aus Holz. Und wenn wir dann genug spazierengegangen waren, trug ich dich auf dem Arm nach Hause – und das Kindchen schlief. Und einmal hast du solche Angst vor einem Wolf bekommen und kamst, am ganzen Leib zitternd, zu mir gestürzt, aber es war gar kein Wolf da.«

»Daran erinnere ich mich noch«, sagte Mama.

»Erinnerst du dich wirklich?«

»Ich erinnere mich noch an vieles andere. Seit ich von mir selbst im Leben weiß, habe ich mich von Ihrer Liebe und Freundlichkeit umgeben gesehen«, sagte sie gerührt und wurde auf einmal ganz rot.

Makar Iwanowitsch wartete ein Weilchen und fuhr dann fort:

»Lebt wohl, Kinderchen, ich gehe jetzt von euch. Das Ende meines Lebens ist nun herangekommen. Ich habe in meinen alten Tagen Trost für alle Leiden gefunden; ich danke euch, meine Lieben.«

»Reden Sie doch nicht so, liebster Makar Iwanowitsch!« rief Wersilow, einigermaßen beunruhigt. »Der Doktor hat mir erst vorhin noch gesagt, daß es Ihnen sehr viel besser geht ...«

Mama horchte ängstlich auf.

»Na, was weiß denn der, dein Alexander Semjonowitsch«, erwiderte Makar Iwanowitsch lächelnd. »Er ist ein sehr lieber Mensch, weiter aber auch nichts. Laßt das nur gut sein, liebe Freunde, oder glaubt ihr, daß ich mich vor dem Tod fürchte? Ich hatte heute nach dem Morgengebet so ein Gefühl im Herzen, daß ich aus diesem Zimmer nicht mehr hinausgehen werde; eine innere Stimme sagte mir das. »Nun gut also, der Name des Herrn sei gelobt! Nur an euch allen möchte ich mich noch einmal satt sehen. Auch der Dulder Hiob fand Trost beim Anblick seiner neuen Kinderchen, aber vergaß er seine früheren, und konnte er sie überhaupt vergessen? Das ist unmöglich! Nur daß sich im Lauf der Jahre die Trauer gleichsam mit der Freude vermischt, sich zu einem freudigen Seufzen verklärt. So ist es nun einmal auf Erden: eine jede Seele wird geprüft und getröstet. Ich habe mir vorgenommen, Kinderchen, euch ein Wörtchen zu sagen, ein kleines Wörtchen«, fuhr er mit einem stillen, schönen Lächeln fort, das ich nie vergessen werde, und wandte sich auf einmal an mich. »Du, mein Lieber, hänge du immer eifrig der heiligen

Kirche an, und wenn die Zeit ruft, so stirb auch für sie, aber warte, erschrick nicht, es braucht nicht gleich zu sein«, fügte er lächelnd hinzu. »Jetzt denkst du vielleicht an dergleichen nicht, aber später wirst du vielleicht daran denken. Und was ich noch sagen wollte: wenn du etwas Gutes zu tun gedenkst, so tue es um Gottes willen, und nicht, um beneidet zu werden. An deinem Werk aber halte fest und laß dich nicht durch Anwandlungen von Kleinmut davon abbringen; tue es mit Ruhe, ohne Überhastung und ohne Unterbrechung! Nun, das ist ja wohl alles, was ich dir zu sagen hatte. Nur noch dies: gewöhne dich, täglich und unablässig zu beten! Ich wollte dir das nur sagen, vielleicht erinnerst du dich einmal daran. Auch Ihnen, gnädiger Herr Andrej Petrowitsch, möchte ich gern etwas sagen, aber Gott wird auch ohne mich Ihr Herz zu finden wissen. Wir beide, Sie und ich, haben schon lange nicht mehr davon gesprochen, seit der Zeit, wo dieser Pfeil mein Herz durchbohrte. Jetzt aber, wo ich hinweggehe, will ich Sie nur an das erinnern ... was Sie mir damals versprochen haben ...«

Die letzten Worte flüsterte er beinahe und hielt die Augen gesenkt.

»Makar Iwanowitsch!« sagte Wersilow verlegen und stand vom Stuhl auf.

»Nun, nun, beunruhigen Sie sich nicht, gnädiger Herr, ich wollte nur daran erinnern ... Die Schuld Gott gegenüber trage in dieser Sache vor allem ich; denn obgleich Sie mein Herr waren, so hätte ich doch diese Schwäche nicht zulassen sollen. Darum quäle auch du, Sofja, deine Seele nicht allzusehr, denn deine ganze Sünde ist meine Sünde, und ich glaube, du hast damals kaum ein hinreichendes Verständnis dafür besessen, und vielleicht Sie auch nicht, gnädiger Herr, ebensowenig wie sie«, fügte er lächelnd mit schmerzlich zuckenden Lippen hinzu. »Und wiewohl ich dich damals hätte belehren können als meine Gattin, sogar mit dem Stock, und es auch

hätte tun müssen, so tatest du mir doch leid, als du weinend vor mir niederfielst und nichts verschwiegst ... und mir die Füße küßtest. Nicht um dir einen Vorwurf zu machen, erwähne ich das, liebste Sofja, sondern nur um Andrej Petrowitsch zu erinnern ... denn Sie werden sich ja auch selbst an Ihr Versprechen als Edelmann erinnern, gnädiger Herr, die Brautkrone aber bedeckt alles ... Ich sage das in Gegenwart der Kinder, gnädiger Herr ...«

Er befand sich in großer Aufregung und blickte Wersilow an, wie wenn er von ihm eine zustimmende Antwort erwartete. Ich wiederhole: das alles war so unerwartet, daß ich dasaß, ohne mich zu rühren. Wersilow war nicht weniger aufgeregt als er: er trat schweigend zu Mama heran und umarmte sie innig; dann ging Mama, ebenfalls schweigend, zu Makar Iwanowitsch hin und verbeugte sich ganz tief vor ihm.

Kurz, es war eine ergreifende Szene; im Zimmer waren diesmal nur die Familienmitglieder anwesend. Nicht einmal Tatjana Pawlowna war da. Lisa saß gerade aufgerichtet auf ihrem Stuhl und hörte schweigend zu; auf einmal stand sie auf und sagte in festem Ton zu Makar Iwanowitsch:

»Segnen Sie auch mich, Makar Iwanowitsch, zu einer großen Qual, die mir bevorsteht. Morgen wird sich mein ganzes Schicksal entscheiden ... beten Sie heute für mich!«

Nach diesen Worten ging sie aus dem Zimmer. Ich weiß, daß Makar Iwanowitsch schon von Mama alles, was ihr begegnet war, erfahren hatte. Aber ich sah an diesem Abend zum erstenmal Wersilow und Mama als ein Paar zusammen; bis dahin war mir Mama neben ihm immer wie seine Dienerin erschienen. Sehr, sehr vieles hatte ich noch nicht bemerkt, nicht gekannt an diesem Menschen, über den ich doch schon den Stab gebrochen hatte, und daher kehrte ich in

großer Verwirrung in mein Zimmer zurück. Und ich muß sagen, daß sich gerade zu dieser Zeit alle meine Zweifel über ihn verdichtet hatten; noch nie vorher war er mir so geheimnisvoll und rätselhaft erschienen wie gerade zu dieser Zeit, aber davon handelt ja die ganze Geschichte, die ich hier niederschreibe; alles zu seiner Zeit.

»Aber«, dachte ich damals im stillen, als ich bereits im Begriff war, mich schlafen zu legen, »da hat sich doch herausgestellt, daß er Makar Iwanowitsch sein Wort als Edelmann gegeben hat, Mama zu heiraten, falls sie Witwe werden sollte. Das hat er verschwiegen, als er mir früher so vieles von Makar Iwanowitsch erzählte.«

Am folgenden Tag war Lisa von Morgen bis Abend nicht zu Hause, und als sie ziemlich spät zurückkehrte, ging sie geradeswegs zu Makar Iwanowitsch hinein. Ich wollte eigentlich nicht hineingehen, um die beiden nicht zu stören, aber bald merkte ich, daß auch Mama und Wersilow schon dort waren, und ging ebenfalls hin. Lisa saß neben dem alten Mann und weinte an seiner Schulter; der aber streichelte ihr mit traurigem Gesicht schweigend den Kopf.

Wersilow teilte mir, als wir uns nachher in meinem Zimmer befanden, mit, daß der Fürst auf seiner Absicht bestehe und sich mit Lisa so bald wie möglich, noch vor dem Urteilspruch des Gerichts, trauen lassen wolle. Lisa konnte sich nur schwer dazu entschließen, obgleich sie kaum noch ein Recht hatte, sich zu weigern. Und auch Makar Iwanowitsch hatte ihr »befohlen«, sich trauen zu lassen. Natürlich hätte sich dies später alles ganz von selbst ergeben, und sie hätte sich zweifellos aus eigenem Entschluß trauen lassen, ohne Befehle und ohne Schwanken, aber im gegenwärtigen Augenblick fühlte sie sich so tief gekränkt von demjenigen, den sie liebte, und durch diese Liebe sogar in ihren eigenen Augen so erniedrigt, daß ihr der Entschluß schwerfiel. Aber auch abgesehen von der Krän-

kung war da noch ein neuer hindernder Umstand vorhanden, von dem ich noch gar keine Ahnung haben konnte.

»Hast du gehört, daß alle diese jungen Leute von der Petersburger Seite gestern verhaftet worden sind?« fügte Wersilow auf einmal hinzu.

»Was? Dergatschew?« rief ich.

»Ja, und Wassin ebenfalls.«

Ich war wie vor den Kopf geschlagen, besonders als ich von Wassins Verhaftung hörte.

»Aber ist er denn in irgend etwas verwickelt? Mein Gott, wie wird es ihnen jetzt ergehen? Und gerade in dem Augenblick, wo Lisa über Wassin so empört gewesen ist! ... Was meinen Sie, was ihnen geschehen kann? Da steckt Stebelkow dahinter! Ich versichere Ihnen, das ist Stebelkows Werk!«

»Lassen wir das«, erwiderte Wersilow und sah mich mit einem seltsamen Blick an (gerade so, wie man einen Menschen ansieht, der nichts begreift und nichts errät), »wer weiß denn, was sie da eigentlich haben, und wer kann wissen, wie es ihnen ergehen wird? Darüber wollte ich auch nicht mit dir reden; ich habe gehört, du hättest vor, morgen auszugehen: möchtest du nicht bei dem Fürsten Sergej Petrowitsch mit vorsprechen?«

»Das soll mein erstes sein; ich muß allerdings gestehen, daß mir das sehr peinlich ist ... Aber soll ich ihm etwas von Ihnen bestellen?«

»Nein, nichts. Ich werde ihn selbst besuchen. Mir tut Lisa leid. Und was kann Makar Iwanowitsch ihr für Ratschläge erteilen? Er weiß ja selbst nichts von den Menschen und vom Leben. Ja, was ich noch sagen wollte, mein Lieber« (er hatte mich schon lange nicht mehr »mein Lieber« genannt), »da sind auch noch ... so ein paar junge Leute ... von denen einer dein früherer Schulkamerad Lambert ist ... Mir scheint, das sind sämtlich schlimme Schurken ... Ich sage es nur, um dich zu warnen ... Übrigens ist das ja natürlich vollständig deine Sache, und ich weiß sehr wohl, daß ich kein Recht habe ...«

»Andrej Petrowitsch«, versetzte ich, und ergriff seine Hand, ohne Überlegung und beinahe in einer Art von Begeisterung, was bei mir oft vorkommt (unser Gespräch fand fast im Dunkeln statt) »Andrej Petrowitsch, ich habe geschwiegen – Sie haben das ja gesehen, ich habe immer geschwiegen, bis jetzt, wissen Sie warum? Um Ihren Geheimnissen aus dem Wege zu gehen. Ich habe den direkten Entschluß gefaßt, sie nie kennenzulernen. Ich bin feige, ich fürchte, daß Ihre Geheimnisse Sie ganz aus meinem Herzen reißen werden, und das möchte ich nicht. Und wenn das so ist, wozu brauchen dann andererseits Sie meine Geheimnisse zu wissen? Mag es doch bitte auch Ihnen gleichgültig sein, wohin ich gehe! Nicht wahr?«

»Du hast recht; aber nun kein Wort mehr, ich bitte dich!« sagte er und ging aus dem Zimmer. So war es unerwarteterweise doch zu einer, wenn auch nur kurzen Aussprache zwischen uns gekommen. Aber er hatte nur die Erregung gesteigert, die ich vor dem neuen, für den folgenden Tag beabsichtigten Schritt ins Leben empfand, so daß ich die ganze Nacht über fortwährend aus dem Schlaf aufwachte; aber mir war wohl zumute.

III

Als ich am nächsten Tag das Haus verließ, gab ich mir, obgleich es schon zehn Uhr war, doch die größte Mühe, ganz leise hinauszukommen: ohne Lebewohl zu sagen und ohne mich zu melden, machte ich mich sozusagen heimlich davon. Warum ich das tat, weiß ich nicht, aber selbst wenn Mama gesehen hätte, daß ich wegging, und mich angeredet hätte, so würde ich sogar ihr eine Bosheit geantwortet haben. Als ich auf die Straße hinaustrat und die kalte Straßenluft einatmete, ließ mich eine überaus starke Empfindung, ordentlich zusammenfahren, eine beinahe tierische, ich möchte sagen *raubtierhafte* Empfindung. Warum ich ging und wohin ich ging? Das war völlig unbestimmt und zugleich *raubtierhaft*. Meine Stimmung war grimmig und freudig, beides zugleich.

»Werde ich mich heute beschmutzen, oder werde ich mich nicht beschmutzen?« dachte ich frisch und mutig bei mir, obgleich ich recht wohl wußte, daß der heutige Schritt, wenn ich ihn einmal getan haben würde, ein entscheidender und im ganzen Leben nicht wieder korrigierbarer sein würde. Aber es ist zwecklos, in Rätseln zu sprechen.

Ich ging geradeswegs nach dem Gefängnis, in dem der Fürst saß. Ich hatte schon drei Tage vorher von Tatjana Pawlowna ein Briefchen an den Aufseher erhalten, und dieser empfing mich sehr freundlich. Ich weiß nicht, ob er ein guter Mensch war, und das ist, denke ich, auch belanglos; aber er gestattete mir eine Zusammenkunft mit dem Fürsten, und zwar in seinem eigenen Zimmer, das er so liebenswürdig war uns zu überlassen. Das Zimmer war von der Art, wie die Zimmer in den Dienstwohnungen von Beamten dieser Rangstufe gewöhnlich sind - auch dies zu beschreiben, halte ich für überflüssig. Auf diese Weise blieb ich mit dem Fürsten allein.

Er kam zu mir herein in einem halb-militärischen Hausanzug, aber in sehr reiner Wäsche, mit einer stutzerhaften Krawatte, gewaschen und gekämmt, aber er war gleichzeitig schrecklich mager und gelb geworden. Diese gelbe Färbung bemerkte ich sogar in seinen Augen. Kurz, sein Äußeres hatte sich dermaßen verändert, daß ich in das größte Erstaunen geriet.

»Wie Sie sich verändert haben!« rief ich.

»Das macht nichts! Setzen Sie sich« lieber Freund!« sagte er, wies mit einer etwas geckenhaften Bewegung auf einen Lehnstuhl und setzte sich selbst mir gegenüber hin. »Lassen Sie uns zur Hauptsache kommen: sehen Sie, mein lieber Alexej Makarowitsch ...«

»Arkadij«, verbesserte ich.

»Was? Ach ja; nun, das ist ja ganz gleich. Ach ja!« sagte er mit plötzlicher Überlegung. »Entschuldigen Sie, mein Teuerster, lassen Sie uns zur Hauptsache kommen...«

Kurz, er hatte es höchst eilig, zu irgendeinem Thema überzugehen. Er war ganz und gar, vom Kopf bis zu den Füßen, von einem ihm sehr wichtig erscheinenden Gedanken erfüllt, den er zu formulieren und mir auseinandersetzen wünschte. Er sprach furchtbar viel und schnell, indem er mir mit qualvoller Anstrengung und lebhaften Gestikulationen etwas zu erklären suchte, aber in den ersten Minuten verstand ich absolut nichts.

»Kurz gesagt« (er hatte schon zehnmal vorher den Ausdruck »kurz gesagt« gebraucht), »kurz gesagt«, schloß er, »wenn ich Ihnen, Arkadij Makarowitsch, so viele Umstände gemacht habe und Sie so dringlich gestern durch Lisa ersucht habe, herzukommen, so sieht das zwar wie Feuerlärm aus, aber da dieser Entschluß seinem inners-

ten Wesen nach ein überaus wichtiger, endgültiger sein soll, so müssen wir ...«

»Erlauben Sie, Fürst«, unterbrach ich ihn, »Sie haben mir gestern sagen lassen, daß ich herkommen möchte? Mir hat Lisa kein Wort davon bestellt.«

»Wie?« rief er, plötzlich in das größte Erstaunen, ja beinahe in Schrecken geratend.

»Sie hat mir kein Wort davon bestellt. Als sie gestern abend nach Hause kam, war sie so zerstreut, daß sie überhaupt nicht dazu gekommen ist, mit mir auch nur ein Wort zu reden.«

Der Fürst sprang von seinem Stuhl auf.

»Ist das wirklich wahr, Arkadij Makarowitsch? Dann ist das ... dann ist das ...«

»Aber was ist denn eigentlich dabei? Warum regen Sie sich so auf? Sie wird es einfach vergessen haben, oder es ist irgend etwas ...«

Er setzte sich wieder hin, aber es hatte ihn eine Art Starrkrampf überkommen. Die Nachricht, daß Lisa mir nichts bestellt hatte, schien ihn geradezu niedergeschmettert zu haben.

Er begann auf einmal wieder schnell zu reden und zu gestikulieren, aber es war wieder furchtbar schwer, ihn zu verstehen.

»Halt!« sagte er plötzlich, indem er mit dem Reden innehielt und einen Finger in die Höhe hob. »Halt! Das ist ... das ist ... wenn ich

mich nicht irre ... das ist ein hinterlistiger Streich!« murmelte er mit dem Lächeln eines Irrsinnigen. »Und das bedeutet, daß ...«

»Das bedeutet gar nichts!« unterbrach ich ihn. »Und ich begreife überhaupt nicht, warum Sie sich über einen so nichtssagenden Umstand so aufregen ... Ach, Fürst, seit damals, seit jener Nacht - Sie erinnern sich wohl ...«

»Seit welcher Nacht? Und woran soll ich mich erinnern?« rief er verstimmt; er ärgerte sich offenbar darüber, daß ich ihn unterbrochen hatte.

»Bei Serschtschikow, wo wir zum letztenmal zusammen waren, na, wissen Sie nicht? Bevor Sie mir den Brief schrieben. Sie waren damals ebenfalls in furchtbarer Aufregung, aber damals und jetzt - das ist ein solcher Unterschied, daß ich mich geradezu um Sie ängstige ... Oder erinnern Sie sich nicht daran?«

»Ach ja«, versetzte er im Ton eines Weltmannes, als ob es ihm plötzlich wieder einfiele, »ach ja! Jener Abend... Ich habe davon gehört... Nun, wie ist denn Ihr Befinden, und wie geht es Ihnen selbst jetzt nach alledem, Arkadij Makarowitsch? ... Aber lassen Sie uns zur Hauptsache kommen! Sehen Sie, ich verfolge eigentlich drei Ziele; ich habe drei Aufgaben vor mir, und ich ...«

Er fing wieder hastig von seiner »Hauptsache« zu sprechen an. Ich begriff endlich, daß ich einen Menschen vor mir hatte, dem man zumindest sofort ein in Essig getauchtes Handtuch um den Kopf legen, wenn nicht zur Ader lassen mußte. Sein unzusammenhängendes Gerede drehte sich selbstverständlich um seinen Prozeß und um dessen möglichen Ausgang; dann sprach er davon, daß ihn sein Regimentskommandeur selbst besucht und ihm lange von etwas abgeraten, er aber nicht darauf gehört habe; dann von einer Eingä-

be, die er soeben irgendwo eingereicht habe; vom Staatsanwalt; davon, daß er wahrscheinlich mit Verlust der Standesrechte irgendwohin nach dem Norden Rußlands werde verschickt werden; von der Möglichkeit, in Taschkent Kolonist zu werden und sich wieder von unten heraufzudienen; von den guten Lehren und Lebensregeln, mit denen er seinen Sohn (den ihm Lisa gebären werde) »in der Einöde, in Archangelsk, in Cholmogory« ausstatten wolle. »Wenn ich den Wunsch hatte, Ihre Meinung zu hören, Arkadij Makarowitsch, so mögen Sie überzeugt sein, daß ich auf Ihr Urteil großen Wert lege ... Wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten, Arkadij Makarowitsch, mein Teuerster, mein Bruder, was Lisa für mich bedeutet, was sie für mich hier, jetzt, diese ganze Zeit über bedeutet hat!« rief er auf einmal und griff sich dabei mit beiden Händen an den Kopf.

»Sergej Petrowitsch, wollen Sie sie denn wirklich zugrunde richten und mit sich nehmen? Nach Cholmogory!« Diese Frage entfuhr mir unwillkürlich, und ich konnte sie nicht zurückhalten. Lisas Schicksal, lebenslänglich an der Seite dieses Irrsinnigen, kam mir plötzlich klar und gleichsam zum erstenmal zum Bewußtsein. Er sah mich an, stand von neuem auf, machte ein paar Schritte im Zimmer, drehte dann um und setzte sich wieder hin; dabei hielt er sich immer den Kopf mit den Händen.

»Ich träume immer von Spinnen!« sagte er plötzlich.

»Sie befinden sich in einer schrecklichen Aufregung; ich würde Ihnen raten, Fürst, sich hinzulegen und einen Doktor holen zu lassen.«

»Nein, erlauben Sie, das kommt erst später. Ich habe Sie hauptsächlich zu mir bitten lassen, um Ihnen das Erforderliche über die Trauung mitzuteilen. Wissen Sie, die Trauung wird hier, hier in der

Kirche, stattfinden; ich habe bereits alles besprochen. Die Erlaubnis zu allem ist schon erteilt, und man redet mir sogar zu ... Was Lisa anlangt, so ...«

»Fürst, lieber Fürst«, rief ich, »haben Sie doch Mitleid mit Lisa, quälen Sie sie wenigstens jetzt nicht, seien Sie nicht eifersüchtig!«

»Wie!« schrie er, indem er mich mit weitaufgerissenen Augen starr ansah und das ganze Gesicht zu einem breiten, sinnlos fragenden Lächeln verzerrte. Offenbar hatte der Ausdruck: »Seien Sie nicht eifersüchtig!« aus irgendeinem Grund auf ihn einen furchtbaren Eindruck gemacht.

»Verzeihen Sie, Fürst, ich habe das nur so unüberlegt gesagt. O Fürst, in der letzten Zeit habe ich einen alten Mann kennengelernt, meinen nominellen Vater ... Oh, wenn Sie ihn sähen, dann würden Sie ruhiger sein ... Auch Lisa schätzt ihn sehr hoch.«

»Ach ja, Lisa ... ach ja, das ist Ihr Vater? Oder ... pardon, mon cher, so etwas Ähnliches ... Ich erinnere mich ... sie hat mir davon erzählt ... ein altes Männchen ... Ich bin davon überzeugt, ich bin davon überzeugt. Ich habe auch so ein altes Männchen gekannt ... Mais passons, vor allen Dingen müssen wir, um die ganze Wichtigkeit des Augenblicks zu erkennen ...«

Ich stand auf, um wegzugehen; es war mir schmerzlich, ihn anzusehen.

»Ich verstehe nicht!« sagte er in strengem, würdevollem Ton, als er sah, daß ich weggehen wollte.

»Es ist mir schmerzlich, Sie anzusehen«, sagte ich.

»Arkadij Makarowitsch, ein Wort, nur noch ein Wort!« sagte er mit ganz anderer Miene und Haltung, indem er mich bei den Schultern faßte und mich nötigte, mich auf einen Lehnstuhl zu setzen. »Haben Sie schon das von diesen jungen Leuten gehört, Sie verstehen?« fragte er, sich zu mir herabbeugend.

»Ach ja, Dergatschew! Da steckt gewiß Stebelkow dahinter!« rief ich, unfähig, mich zu beherrschen.

»Ja, Stebelkow und ... Sie wissen nichts?«

Er brach ab und starrte mich wieder mit denselben weitaufgerissenen Augen und mit demselben breiten, krampfhaften, sinnlos fragenden Lächeln an, bei dem sich seine Mundwinkel immer weiter auseinanderzogen. Sein Gesicht wurde allmählich blasser. Auf einmal lief mir ein Schütteln durch den Leib: ich dachte an den Blick, mit dem mich Wersilow tags zuvor angesehen hatte, als er mir von Wassins Verhaftung Mitteilung machte.

»Oh, wirklich?« rief ich erschrocken.

»Sehen Sie, Arkadij Makarowitsch, ich habe Sie eben deshalb bitten lassen, um Ihnen das zu erklären ... ich wollte ...«, begann er hastig zu flüstern.

»Also Sie, Sie haben Wassin denunziert?« rief ich.

»Nein, sehen Sie, es war da ein Manuskript. Wassin hatte es kurz vor dem letzten Tag Lisa übergeben ... zur Aufbewahrung. Die aber ließ es mir hier zum Durchsehen, und dann geschah es am folgenden Tag, daß sie sich miteinander überwarfen ...«

»Sie haben das Manuskript der Behörde zugestellt!«

»Arkadij Makarowitsch, Arkadij Makarowitsch!«

»Und also haben Sie«, rief ich aufspringend und jedes Wort scharf betonend, »also haben Sie ohne jeden anderen Beweggrund, ohne jeden anderen Zweck, einzig und allein weil der unglückliche Wasin *Ihr Nebenbuhler* war, nur aus Eifersucht *das Manuskript, das Lisa anvertraut war*, ausgeliefert ... und wem ausgeliefert? Wem? Dem Staatsanwalt?«

Aber er antwortete nicht und hätte auch kaum antworten können, denn er stand vor mir wie ein Götzenbild, immer mit demselben krankhaften Lächeln und demselben starren Blick; aber auf einmal öffnete sich die Tür, und Lisa trat herein. Sie wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als sie uns beide zusammen sah.

»Du bist hier? Also du bist hier?« rief sie, während ihr Gesicht sich plötzlich verzerrte, und sie ergriff mich bei den Armen. »Also ... *du weißt es?*«

Aber sie las es schon auf meinem Gesicht, daß ich »es wußte«. In unwiderstehlicher innerer Bewegung umarmte ich sie schnell und drückte sie fest und innig an meine Brust! Und in diesem Augenblick begriff ich zum erstenmal in vollem Ausmaß, was für ein unabwendbares, endloses Leid ohne einen lichten Morgen für alle Zeit auf dem Schicksal dieser freiwilligen Märtyrerin lastete.

»Ist es denn möglich, jetzt mit ihm zu reden?« rief sie, sich plötzlich von mir losreißend. »Ist es denn möglich, mit ihm zusammen zu sein? Warum bist du hier? So sieh ihn doch an, sieh ihn an! Ist es denn möglich, ihn zu verdammen?«

Ein unendliches Leid und ein unendliches Mitleid prägten sich auf ihrem Gesicht aus, als sie bei diesen herausgeschrienen Worten auf den Unglücklichen zeigte. Er saß im Lehnstuhl, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Und sie hatte recht: das war ein Mensch im Fieberdelirium, der für nichts zur Verantwortung gezogen werden konnte. Er wurde noch an demselben Vormittag ins Lazarett gebracht, und am Abend war bei ihm schon eine Gehirnentzündung zum Ausbruch gekommen.

IV

Von dem Fürsten, den ich verließ, während Lisa bei ihm zurückblieb, fuhr ich gegen ein Uhr mittags nach meiner früheren Wohnung. Ich habe vergessen zu sagen, daß es ein feuchter, trüber Tag war, mit beginnendem Tauwetter und mit einem warmen Wind, der sogar die Nerven eines Elefanten hätte in Unordnung bringen können. Mein Wirt begrüßte mich mit lebhafter Freude und mit großer Betulichkeit und Geschäftigkeit, was mir gerade bei solchen Gelegenheiten im höchsten Grade zuwider ist. Ich benahm mich ihm gegenüber kühl und ging geradeswegs in mein Zimmer; aber er folgte mir dorthin, und obwohl er nicht wagte, mir Fragen vorzulegen, so funkelten ihm doch die Augen nur so von Neugier, und er sah außerdem so aus, als hätte er sogar schon ein Recht darauf, neugierig zu sein. Ich mußte um meines eigenen Vorteils willen höflich zu ihm sein; aber obgleich ich von ihm unbedingt etwas in Erfahrung bringen mußte (und ich wußte schon, was ich erfahren würde), so widerstrebte es mir doch, mit dem Fragen den Anfang zu machen. Ich erkundigte mich nach dem Befinden seiner Frau, und wir gingen zu ihr. Diese empfing mich zwar sehr zuvorkommend, aber mit außerordentlich geschäftsmäßigem, schweigsamem Gesicht; das versöhnte mich wieder ein wenig.

Um es kurz zu machen, ich erfuhr diesmal sehr wunderbare Dinge.

Selbstverständlich war Lambert dagewesen, aber dann war er noch zweimal gekommen und »hatte sich alle Zimmer angesehen«, angeblich, weil er vielleicht eines mieten werde. Auch Darja Onissimowna war mehrere Male dagewesen, Gott weiß warum; »sie war ebenfalls sehr neugierig«, fügte mein Wirt hinzu. Aber ich machte ihm nicht die Freude, ihn zu fragen, worauf sie neugierig gewesen sei. Überhaupt fragte ich ihn nicht aus, sondern er führte das Gespräch ganz allein, und ich tat, als kramte ich in meinem Koffer herum (in dem in Wirklichkeit fast nichts mehr drin war). Aber am meisten ärgerte ich mich darüber, daß auch er auf den Einfall kam, den Geheimnisvollen zu spielen, und, als er merkte, daß ich mich aller Fragen enthielt, es gleichfalls für seine Pflicht hielt, wortkarger zu werden und beinahe in Rätseln zu sprechen.

»Das Fräulein ist auch dagewesen«, fügte er hinzu, indem er mich mit einem seltsamen Blick ansah.

»Was für ein Fräulein?«

»Anna Andrejewna; zweimal ist sie dagewesen; sie hat sich auch mit meiner Frau bekannt gemacht. Eine liebenswürdige Person von sehr angenehmem Wesen. Auf eine solche Bekanntschaft kann man geradezu stolz sein, Arkadij Makarowitsch ...« Nach diesen Worten tat er sogar einen Schritt auf mich zu: es lag ihm offenbar sehr daran, daß ich etwas begriff.

»Ist sie wirklich zweimal hier gewesen?« fragte ich erstaunt.

»Das zweitemal kam sie mit ihrem Bruder zusammen.«

»Das heißt mit Lambert«, dachte ich unwillkürlich.

»Nein, nicht mit Herrn Lambert«, sagte er, meinen Gedanken mit solcher Sicherheit erratend, als ob er mit seinen Augen in meine Seele hineinschaute, »sondern mit ihrem wirklichen Bruder, dem jungen Herrn Wersilow. Er ist ja wohl Kammerjunker?«

Ich war höchst befremdet; er sah mich mit einem schrecklich einschmeichelnden Lächeln an.

»Ach ja, und dann war noch jemand da und fragte nach Ihnen - diese Mamsell, die Französin, Mamsell Alfonsina de Verdaigne. Ach, wie schön die singt, und auch Verse deklamiert sie ganz prächtig! Sie fuhr damals heimlich zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch nach Zarskoje Selo; sie sagte, sie wolle ihm ein Hündchen verkaufen, ein seltenes Tierchen, ganz schwarz, nur so groß wie eine Faust ...«

Ich bat ihn, mich allein zu lassen, und gab vor, daß ich Kopfschmerzen hätte. Er tat sofort, was ich wünschte, sogar ohne den angefangenen Satz zu Ende zu sprechen, und zwar nicht nur ohne die geringste Empfindlichkeit, sondern beinahe mit Vergnügen, und machte dabei eine geheimnisvolle Geste mit der Hand, als wollte er sagen: »Ich verstehe, ich verstehe«, und obwohl er das nicht sagte, so ging er doch auf den Zehenspitzen aus dem Zimmer; dieses Vergnügen gönnte er sich. Es gibt doch auf der Welt Leute, über die man sich gar zu sehr ärgern muß.

Ich saß allein in meinem Zimmer und dachte anderthalb Stunden lang nach; übrigens dachte ich nicht nach, sondern war nur in Gedanken versunken. Ich befand mich zwar in starker Erregung, war aber in keiner Weise verwundert. Ich hatte sogar noch Seltsameres erwartet, noch größere Wunder. »Vielleicht haben sie die auch schon zuwege gebracht, dachte ich. Ich war schon längst, schon als ich noch zu Hause war, fest davon überzeugt gewesen, daß sie ihre Maschine angelassen hatten und diese in vollem Gang war. »Nun

fehlt ihnen weiter nichts mehr als ich«, dachte ich wieder mit einer Art von nervöser, angenehmer Selbstzufriedenheit. Daß sie auf mich mit der größten Begierde warteten und in meiner Wohnung irgend etwas anzustellen beabsichtigten, das war sonnenklar. ›Vielleicht die Hochzeit des alten Fürsten? Auf ihn zielt ja doch die ganze Treibjagd ab. Aber ob ich es erlauben werde, meine Herrschaften, das ist noch die Frage!« schloß ich wieder mit hochmütiger Freude.

›Wenn ich anfangs, werde ich auch sogleich wieder in den Strudel hineingezogen wie ein Spänchen. Bin ich denn jetzt, in diesem Augenblick, frei, oder bin ich nicht mehr frei? Kann ich, wenn ich heute abend zu Mama heimkehre, mir noch wie alle diese Tage sagen: Ich bin mein eigener Herr?«

Das war die Quintessenz der Fragen, die ich mir vorlegte, oder, richtiger gesagt, meines unruhigen Herzklopfens während der anderthalb Stunden, die ich damals in der Ecke auf meinem Bett saß, mit den Ellbogen auf den Knien, den Kopf in die Hände gestützt. Aber ich wußte ja, ich wußte auch damals schon, daß alle diese Fragen der reine Unsinn waren und daß das, was mich zog, *nur sie* war, sie, einzig und allein sie! Endlich habe ich das gerade herausgesagt und mit der Feder auf dem Papier niedergeschrieben, denn selbst jetzt, wo ich dies schreibe, ein Jahr später, weiß ich noch nicht, mit welchem Namen ich mein damaliges Gefühl bezeichnen soll!

O gewiß, Lisa tat mir leid, und mein Herz war von aufrichtigem Schmerz erfüllt! Und nur dieses Gefühl des Schmerzes um sie hätte, wie ich glaube, den *Raubtiertrieb* (ich bediene mich wieder dieses Ausdrucks) in mir wenigstens für einige Zeit besänftigen oder auslöschen können. Aber mich riß eine maßlose Neugier fort und eine Art von Furcht und noch ein Gefühl – ich weiß nicht, was es für eines war, aber ich weiß und wußte schon damals, daß es kein gutes

Gefühl war. Vielleicht verlangte es mich danach, *ihr* zu Füßen zu fallen; vielleicht aber wollte ich sie auch allen Qualen aussetzen und ihr »so schnell wie möglich, so schnell wie möglich« etwas beweisen. Kein Schmerz um Lisa und kein Mitleid mit Lisa konnte mich mehr aufhalten. Nun, konnte ich etwa unter solchen Umständen aufstehen und nach Hause gehen ... zu Makar Iwanowitsch?

»Aber ist es denn nicht möglich, daß ich nur zu ihnen hingehge, von ihnen alles in Erfahrung bringe und dann auf einmal von ihnen für immer weggehe, allen Wundern und Ungeheuern unbeschädigt ausweichend?«

Um drei Uhr sammelte ich meine Gedanken, stellte fest, daß ich mich beinahe schon verspätet hatte, ging schnell hinaus, nahm mir eine Droschke und fuhr eilig zu Anna Andrejewna.

Fünftes Kapitel

I

Anna Andrejewna warf, sowie ich ihr gemeldet wurde, sogleich ihre Näharbeit hin und kam mir schnell bis ins erste Zimmer entgegen, um mich zu begrüßen, was sie früher nie getan hatte. Sie streckte mir beide Hände hin und errötete im selben Augenblick. Schweigend führte sie mich in ihr Zimmer, setzte sich wieder an ihre Handarbeit und wies mir einen Platz neben sich an; aber sie machte sich nicht wieder an ihre Näherei, sondern fuhr fort, mich mit derselben warmen Teilnahme anzusehen, ohne ein Wort zu sprechen.

»Sie haben Darja Onissimowna zu mir geschickt«, begann ich unvermittelt; ich fühlte mich durch diese allzu stark herausgekehrte Teilnahme peinlich berührt, obwohl sie mich angenehm kitzelte.

Sie fing auf einmal an zu sprechen, ohne auf meine Frage zu antworten.

»Ich habe alles gehört, ich weiß alles. Das muß eine furchtbare Nacht gewesen sein ... Oh, wieviel haben Sie leiden müssen! Ist es wahr, ist es wahr, daß Sie schon bewußtlos waren, als man Sie in der Kälte fand?«

»Das hat Ihnen ... gewiß Lambert ...«, murmelte ich errötend.

»Ich habe gleich damals von ihm alles erfahren; aber ich wartete auf Sie. Oh, wie erschrocken er war, als er zu mir kam! In Ihrer Wohnung ... dort, wo Sie krank lagen, wollte man ihn nicht zu Ihnen lassen ... man empfing ihn ganz sonderbar ... Ich weiß allerdings nicht, wie das im einzelnen zugegangen ist, aber er hat mir allerlei von jener Nacht erzählt: er sagte, Sie hätten, gleich nachdem Sie die Besinnung wiedererlangt hätten, von mir und ... von Ihrer Anhänglichkeit mir gegenüber gesprochen. Ich war bis zu Tränen gerührt, Arkadij Makarowitsch, und weiß gar nicht, wodurch ich ein so warmes Interesse von Ihrer Seite verdient habe, und noch dazu in einer solchen Lage, wie damals die Ihrige war! Sagen Sie, Herr Lambert ist ein Jugendfreund von Ihnen?«

»Ja. Aber dieser Fall ... ich muß gestehen, ich bin unvorsichtig gewesen und habe ihm vielleicht damals zuviel gesagt.«

»Oh, von dieser schmutzigen, schrecklichen Intrige hätte ich auch ohne ihn erfahren. Ich habe das immer, immer gehaut, daß man Sie

so weit bringen würde. Sagen Sie einmal, ist es wahr, daß Bjoring gewagt hat, die Hand gegen Sie zu erheben?»

Sie redete so, als ob nur Bjoring und *sie* die Schuld an meiner kritischen Situation an der Mauer trügen. »Da hat sie ja auch recht«, dachte ich im stillen; aber ich fuhr auf:

»Wenn er die Hand gegen mich erhoben hätte, so wäre er nicht ungestraft davongekommen, und ich säße jetzt nicht vor Ihnen, ohne mich gerächt zu haben«, antwortete ich hitzig. Vor allen Dingen hatte ich die Empfindung, daß sie mich zu irgendeinem Zweck reizen, mich gegen jemand aufhetzen wollte (übrigens war es ja klar, gegen wen); aber dennoch ging ich darauf ein.

»Wenn Sie sagen, Sie hätten es vorhergesehen, daß man mich *so weit* bringen würde, so lag von Seiten Katerina Nikolajewnas selbstverständlich nur ein Mißverständnis vor ... freilich hat sie gar zu schnell ihre guten Gefühle gegen mich mit diesem Mißverständnis vertauscht ...«

»Das ist es eben, daß sie das gar zu schnell getan hat!« fiel Anna Andrejewna mit geradezu enthusiastischem Mitgefühl ein. »Oh, wenn Sie wüßten, was da jetzt für eine Intrige gesponnen wird! Sie werden es sich natürlich nur schwer vorstellen können, Arkadij Makarowitsch, wie peinlich meine Lage ist«, fuhr sie, errötend und mit niedergeschlagenen Augen, fort. »Seit damals, gleich an dem Vormittag, als ich Sie zum letztenmal sah, habe ich einen Schritt getan, den nicht jeder so zu verstehen und zu begreifen fähig ist, wie ihn ein Mensch mit Ihrer ungetrübten Urteilskraft, mit Ihrem liebenden, unverdorbenen, frischen Herzen verstehen würde. Seien Sie überzeugt, mein Freund, daß ich Ihre Anhänglichkeit zu würdigen weiß und sie Ihnen durch ewige Dankbarkeit lohnen werde. In der höheren Gesellschaft wird natürlich gar mancher einen Stein

gegen mich aufheben, und gar mancher hat es schon getan. Aber selbst wenn diese Leute von ihrem abscheulichen Standpunkt aus recht hätten, wer von ihnen könnte, wer dürfte es wagen, den Stab über mich zu brechen? Mein Vater hat mich verlassen, als ich noch ein kleines Kind war; wir Wersilows sind eine alte, vornehme russische Familie, aber wir haben keine Bleibe, und ich esse bei fremden Leuten das Brot, das sie mir aus Barmherzigkeit geben. War es da nicht ganz natürlich, daß ich mich an den Mann wandte, der schon seit meiner Kindheit Vaterstelle an mir vertreten hat, dessen Güte ich so viele Jahre selbst erfahren habe? Meine Gefühle für ihn kennt nur Gott, nur er kann über sie Richter sein; der Welt gestehe ich nicht das Recht zu, über den von mir getanen Schritt zu richten! Und wenn nun da die hinterlistigste, schmutzigste Intrige eingefädelt wird und die eigene Tochter eine Verschwörung anstiftet, um den vertrauensvollen, großmütigen Vater zugrunde zu richten, darf man das etwa hinnehmen? Nein, und wenn ich selbst meinen guten Ruf dadurch zerstören sollte, ich will den edlen Mann retten! Ich bin bereit, bei ihm einfach als seine Wärterin zu leben, seine Hüterin und Pflegerin zu sein, aber ich werde nicht zulassen, daß die kalte, weltliche, garstige Berechnung triumphiert!«

Sie hatte außerordentlich lebhaft gesprochen, und diese Lebhaftigkeit war höchstwahrscheinlich zur Hälfte gekünstelt, dabei aber doch echt, da es klar war, wie sehr ihr die Sache am Herzen lag. Oh, ich fühlte es, daß sie log (wenn auch ehrlich, denn man kann auch ehrlich lügen) und daß sie jetzt schlecht war; aber es ist erstaunlich, wie es einem mit den Frauen geht: dieser äußere Anstand, diese höheren Umgangsformen, diese unnahbare Höhe der Vornehmheit und diese stolze Keuschheit, all das hatte die Wirkung, mich in Verwirrung zu setzen, und ich begann ihr in jeder Hinsicht zuzustimmen, das heißt, solange ich bei ihr saß; wenigstens brachte ich es nicht fertig, ihr zu widersprechen. Oh, der Mann befindet sich einer Frau gegenüber geradezu im Zustand geistiger Sklaverei, namentlich wenn er ein hochherziger Mann ist! So eine Frau kann ihn

überreden, wozu sie will. »Sie und Lambert mein Gott!« dachte ich und blickte sie verständnislos an. Übrigens will ich alles offen sagen: ich bin selbst heute noch nicht imstande, sie zu verurteilen; ihre Gefühle konnte in der Tat nur Gott sehen, und zudem ist der Mensch eine so komplizierte Maschine, daß man in manchen Fällen nicht daraus klug wird, und besonders, wenn dieser Mensch auch noch eine Frau ist.

»Was erwarten Sie eigentlich von mir, Anna Andrejewna?« fragte ich aber doch in ziemlich energischem Ton.

»Wie? Was bedeutet diese Frage, Arkadij Makarowitsch?«

»Es scheint mir nach allem ... und auf Grund einiger anderer Erwägungen ...«, erwiderte ich stockend und verlegen, »daß Sie mich haben rufen lassen, weil Sie etwas von mir erwarten; also was denn nun eigentlich?«

Ohne auf meine Frage zu antworten, fing sie sogleich wieder ebenso schnell und lebhaft wie vorher an zu reden:

»Aber es ist mir nicht möglich, ich bin zu stolz, um mich mit unbekanntenen Personen wie diesem Herrn Lambert in Erörterungen und Abmachungen einzulassen. Ich habe auf Sie gewartet und nicht auf Herrn Lambert. Meine Lage ist schrecklich, sie ist ganz verzweifelt, Arkadij Makarowitsch! Von den Ränken dieser Frau rings umgeben, sehe ich mich gezwungen, mit List zu verfahren - und das ist mir unerträglich. Ich erniedrige mich fast dazu zu intrigieren und habe auf Sie wie auf einen Erlöser gewartet. Man kann mich nicht dafür schelten, daß ich sehnsüchtig Umschau halte, um wenigstens *einen* Freund zu finden, und daher konnte ich nicht anders als mich darüber freuen, daß ich einen Freund hatte: der Mann, der sogar in jener Nacht, beinahe erfroren, meiner gedachte und immer nur

meinen Namen wiederholte, der ist mir gewiß treu ergeben. So habe ich diese ganze Zeit über gedacht, und darum habe ich auf Sie gehofft.«

Sie sah mir in die Augen, als warte sie ungeduldig auf meine Antwort. Und siehe da, es mangelte mir wieder an Mut, sie zu enttäuschen und ihr geradeheraus zu sagen, daß Lambert sie belogen habe und daß ich ihm damals ganz und gar nicht gesagt hätte, ich sei ihr so besonders ergeben, und ganz und gar nicht immer nur ihren Namen genannt hätte. So bekräftigte ich gewissermaßen durch mein Stillschweigen Lamberts Lüge. Oh, sie selber (davon bin ich überzeugt) wußte ja recht gut, daß Lambert übertrieben und sie sogar einfach belogen hatte, nur um einen anständig aussehenden Vorwand zu haben, unter dem er zu ihr kommen und Beziehungen zu ihr anknüpfen konnte, und wenn sie mir mit solcher Innigkeit in die Augen sah, als sei sie von der Wahrheit jener meiner angeblichen Äußerungen und meiner Ergebenheit überzeugt, so wußte sie dabei natürlich, daß ich sozusagen aus Zartgefühl und wegen meiner Jugendlichkeit nicht wagen würde, es in Abrede zu stellen. Ob ich übrigens mit dieser Vermutung das Rechte treffe, weiß ich nicht. Vielleicht bin ich nur schrecklich verdorben.

»Mein Bruder wird mich beschützen«, sagte sie auf einmal in einer gewissen Erregung, als sie sah, daß ich nicht antworten wollte.

»Es ist mir gesagt worden, Sie seien mit ihm in meiner Wohnung gewesen«, murmelte ich verwirrt.

»Ja, der unglückliche Fürst Nikolai Iwanowitsch kann sich ja jetzt vor dieser ganzen Intrige oder, richtiger gesagt, vor seiner leiblichen Tochter fast nirgendhin retten als in Ihre Wohnung, das heißt in die Wohnung eines Freundes; wenigstens ist er ja doch berechtigt, Sie für seinen Freund zu halten! ... Und wenn Sie wirklich etwas für

ihn tun wollen, so tun Sie dies - wenn Sie Hochherzigkeit und Kühnheit genug besitzen ... und endlich, wenn Sie überhaupt *etwas tun können*. Oh, es handelt sich da nicht darum, mir zu helfen, sondern dem unglücklichen alten Mann, dem einzigen Menschen, der Sie aufrichtig liebt, der Sie wie einen Sohn in sein Herz geschlossen hat und sich bis jetzt immer noch nach Ihnen sehnt! Für mich erhoffe ich nichts, nicht einmal von Ihnen - wenn sogar mein leiblicher Vater mir einen so hinterlistigen, boshaften Streich gespielt hat!«

»Ich möchte meinen, daß Andrej Petrowitsch ...«, begann ich.

»Andrej Petrowitsch«, unterbrach sie mich mit einem bitteren Lächeln, »Andrej Petrowitsch hat mir damals auf meine direkte Frage sein Ehrenwort gegeben, er habe nie auch nur die entferntesten Absichten auf Katerina Nikolajewna gehabt; ich habe dieser Angabe völlig Glauben geschenkt, als ich meinen Schritt tat; aber dabei stellte sich heraus, daß er nur so lange ruhig blieb, bis er die erste Nachricht über einen Herrn Bjoring erhielt.«

»Das verhält sich anders«, rief ich, »es hat einen Augenblick gegeben, wo auch ich nahe daran war, an seine Liebe zu dieser Frau zu glauben, aber dem ist nicht so ... Und selbst wenn es so wäre, so könnte er, möchte ich meinen, jetzt vollständig beruhigt sein ... nachdem die Beziehungen zu diesem Herrn abgebrochen worden sind.«

»Zu welchem Herrn?«

»Zu Bjoring.«

»Wer hat Ihnen etwas von dem Abbruch der Beziehungen gesagt? Vielleicht hat dieser Herr noch nie so viel zu bedeuten gehabt wie

jetzt«, sagte sie mit einem giftigen Lächeln; es schien mir sogar, als ob sie auch mich spöttisch anblickte.

»Mir hat es Darja Onissimowna gesagt«, murmelte ich in einer Verwirrung, die ich nicht imstande war zu verbergen und die sie sehr wohl bemerkte.

»Darja Onissimowna ist eine sehr liebe Person, und ich kann ihr natürlich nicht verbieten, mich gern zu haben, aber sie hat absolut nicht die Möglichkeit, Dinge in Erfahrung zu bringen, die sie nichts angehen.«

Mein Herz zog sich schmerzlich zusammen, und wenn sie es tatsächlich darauf angelegt hatte, mich in Empörung zu versetzen, so hatte sie ihren Zweck erreicht, denn es loderte allerdings in mir eine starke Empörung auf, aber nicht gegen *jene* Frau, sondern einstweilen nur gegen Anna Andrejewna selbst. Ich erhob mich von meinem Platz.

»Als ehrenhafter Mensch muß ich Sie im voraus darauf aufmerksam machen, Anna Andrejewna, daß Ihre Erwartungen ... in bezug auf mich ... sich vielleicht als durchaus falsch erweisen werden ...«

»Ich erwarte, daß Sie mich beschützen«, sagte sie, mich fest ansehend, »mich, die ich von allen verlassen bin, mich, Ihre Schwester, wenn Sie so wollen, Arkadij Makarowitsch.«

Noch einen Augenblick, und sie hätte angefangen zu weinen.

»Nun, erwarten Sie lieber nichts, weil »vielleicht« nichts geschehen wird«, stammelte ich; ich hatte eine unaussprechlich peinliche Empfindung.

»Wie soll ich ihre Worte verstehen?« fragte sie jetzt schon sehr furchtsam.

»In dem Sinne, daß ich von Ihnen allen fortgehen werde, und damit basta!« rief ich plötzlich beinahe wütend. »Und das *Schriftstück* werde ich zerreißen. Leben Sie wohl!«

Ich machte ihr eine Verbeugung und ging schweigend hinaus, wagte aber dabei kaum, sie anzusehen; jedoch ich war noch nicht die Treppe hinunter, «als mich Darja Onissimowna mit einem zusammengefalteten halben Briefbogen einholte. Woher Darja Onissimowna auf einmal auftauchte und wo sie während meines Gesprächs mit Anna Andrejewna gesteckt haben mochte, das ist mir unerfindlich. Sie sagte kein Wort, sondern übergab mir nur das Blatt Papier und lief wieder zurück. Ich schlug das Blatt auseinander: es enthielt in sorgsamer, deutlicher Schrift Lamberts Adresse und war offenbar schon einige Tage vorher zurechtgemacht worden. Ich erinnerte mich auf einmal, daß ich, als Darja Onissimowna damals bei mir war, ihr gesagt hatte, ich wüßte nicht, wo Lambert wohne, aber ich hatte es so gemeint: »Ich weiß es nicht und will es nicht wissen.« In diesem Augenblick aber wußte ich Lamberts Adresse bereits durch Lisa, die ich eigens gebeten hatte, sich auf dem Adreßbüro danach zu erkundigen. Dieses Vorgehen Anna Andrejewnas erschien mir nun doch allzu energisch, ja zynisch: obwohl ich mich geweigert hatte, ihr behilflich zu sein, schickte sie mich, als ob sie meinen Worten nicht den geringsten Glauben schenkte, geradezu zu Lambert. Es war mir ganz klar, daß sie über das Schriftstück bereits vollständig orientiert war, und von wem anders konnte sie es erfahren haben als von Lambert, zu dem sie mich deshalb auch hinschickte, damit ich mit ihm alles verabreden möchte.

„Sie halten mich entschieden alle ohne Ausnahme für einen grünen Jungen ohne eigenen Willen und ohne festen Charakter und meinen, mit mir alles machen zu können“, dachte ich empört.

II

Nichtsdestoweniger ging ich zu Lambert. Wo hätte ich auch sonst die Neugierde, die ich empfand, stillen können? Lambert wohnte, wie sich herausgestellt hatte, sehr weit entfernt, in der Kossoi-Gasse beim Sommergarten, immer noch in denselben möblierten Zimmern; aber damals, als ich von ihm weglief, hatte ich so wenig auf den Weg und die Entfernung geachtet, daß, als Lisa mir vier Tage zuvor seine Adresse mitteilte, ich ganz erstaunt war und es beinahe nicht glauben wollte, daß er dort wohnte. An der Tür zu den möblierten Zimmern, in der dritten Etage, bemerkte ich, während ich noch die Treppe hinaufstieg, zwei junge Männer und dachte, sie hätten wohl vor mir geklingelt und warteten darauf, daß geöffnet würde. Während ich hinaufstieg, standen sie beide mit dem Rücken zur Tür da und betrachteten mich angelegentlich. »Da gibt es möblierte Zimmer, die beiden werden gewiß zu einem andern Mieter wollen«, dachte ich bei mir, als ich mich ihnen mit finsterem Gesicht näherte. Es wäre mir sehr unangenehm gewesen, bei Lambert jemand zu treffen. Indem ich es vermied, sie anzusehen, streckte ich die Hand nach dem Klingelgriff aus.

»Attendez!« rief mir der eine zu.

»Bitte warten Sie noch mit dem Klingeln!« sagte der andere junge Mensch mit wohlklingender, angenehmer Stimme; er zog beim Reden die Worte ein wenig in die Länge. »Wir sind hier gleich fertig und klingeln dann alle zusammen, ist es Ihnen recht?«

Ich hielt inne. Beide waren noch sehr junge Leute, etwa zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt; sie beschäftigten sich dort an der Tür mit etwas sehr Sonderbarem, und ich suchte erstaunt daraus klug zu werden. Derjenige, welcher »Attendez!« gerufen hatte, war ein sehr hochaufgeschossener Bursche, mindestens zehn Werschok, hager und ausgemergelt, aber sehr muskulös, mit einem für seine Statur sehr kleinen Kopf und einem komisch-düsteren Ausdruck auf dem etwas pockennarbigen, aber ziemlich klugen und sogar angenehmen Gesieht. Seine Augen hatten einen Blick von auffallender Starrheit und ganz unnötiger, überflüssiger Energie. Seine Kleidung war sehr schäbig: er trug einen alten wattierten Mantel mit einem kleinen, ausgehaarten Kragen von Schuppenpelz (der Mantel war für seine Gestalt zu kurz und offenbar für eine andere Person angefertigt), häßliche, beinahe bäuerische Stiefel und einen schrecklich verbeul-ten, fuchsig gewordenen Zylinderhut. Der ganze Mensch machte den Eindruck eines Schmutzfinken: die handschuhlosen Hände waren unsauber, und die langen Nägel wiesen Trauerränder auf. Im Gegensatz zu ihm war sein Kamerad stutzerhaft gekleidet; das sah man an seinem leichten Iltispelz, an seinem eleganten Hut und an den neuen, hellen Handschuhen, in denen seine schlanken Finger steckten; an Körpergröße kam er mir ungefähr gleich, aber sein frisches, jugendliches Gesicht trug einen außerordentlich liebens-würdigen Ausdruck.

Der lange Bursche war dabei, sich die Krawatte abzubinden, ein ganz zerlumptes, schmieriges Band oder schon mehr eine Art Stri-
pe; der nette junge Mensch aber zog eine andere, neue, eben gekauf-
te, schwarze Krawatte aus der Tasche und bemühte sich, sie dem
langen Burschen umzubinden, der ihm gehorsam und mit ernstem
Gesicht seinen sehr langen Hals hinreckte und dabei den Mantel
von den Schultern zurückschlug.

»Nein, bei einem so schmutzigen Hemd geht das nicht«, sagte der mit dem Umbinden Beschäftigte, »es macht nicht nur keinen schönen Effekt, sondern das Ganze sieht noch schmutziger aus. Ich hatte dir doch gesagt, du solltest dir einen reinen Kragen umbinden ... Ich bekomme es nicht zurecht ... Verstehen Sie es vielleicht?« wandte er sich plötzlich an mich.

»Was denn?« fragte ich.

»Sehen Sie hier, ihm die Krawatte umzubinden. Wissen Sie, man muß es irgendwie so einrichten, daß sein schmutziges Hemd nicht zu sehen ist; sonst geht unfehlbar der ganze Effekt verloren. Ich habe ihm eben eigens eine Krawatte beim Friseur Philippe gekauft, für einen Rubel.«

»Für jenen Rubel?« murmelte der Lange.

»Ja, für jenen Rubel; jetzt habe ich keine Kopeke mehr. Also Sie verstehen es auch nicht? Dann werden wir Alfonsinka bitten müssen.«

»Zu Lambert?« fragte mich der Lange auf einmal in scharfem Ton.

»Ja, ich will zu Lambert«, antwortete ich ihm nicht minder energisch und sah ihm gerade ins Gesicht.

»Dolgorowky?« fragte er in demselben Ton und ebenso laut weiter.

»Nein, ich heiße nicht Korowkin«, antwortete ich ebenso scharf; ich hatte falsch gehört.

»Dolgorowky!« wiederholte der Lange beinahe schreiend und trat fast drohend auf mich zu. Sein Kamerad fing an zu lachen.

»Er sagt Dolgorowky, nicht Korowkin«, bemerkte er erklärend.
»Wissen Sie, die Franzosen im Journal des Débats verdrehen oft die russischen Namen ...«

»In der Indépendance«, brummte der Lange.

»... Na meinetwegen auch in der Indépendance. Für Dolgorukij zum Beispiel schreiben sie Dolgorowky, das habe ich selbst gelesen, und den Grafen W. nennen sie immer comte Wallonieff.«

»Doboyny!« schrie der Lange.

»Ja, da ist auch noch ein gewisser Doboyny; ich habe es selbst gelesen, und wir haben beide darüber gelacht: eine russische madame Doboyny im Ausland ... aber sag mal, wozu reden wir von denen allen?« wandte er sich plötzlich an den Längen.

»Entschuldigen Sie, sind Sie Herr Dolgorukij?«

»Ja, mein Name ist Dolgorukij; aber woher wissen Sie das?«

Der Lange flüsterte dem netten jungen Mann etwas ins Ohr; dieser runzelte die Stirn und machte eine verneinende Gebärde; aber der Lange wandte sich auf einmal an mich:

»Monsieur le prince, vous n'avez pas de rouble d'argent pour nous, pas deux, mais un seul, voulez-vous?«

»Ach, was bist du für ein gräßlicher Mensch!« rief der Jüngere.

»Nous vous rendons«, schloß der Lange; er sprach die französischen Worte in plumper, ungeschickter Manier aus.

»Wissen Sie, er ist ein Satiriker«, sagte der Jüngere lachend zu mir. »Sie meinen wohl, er könne kein Französisch? Er spricht wie ein Pariser; er öffnet nur die Russen nach, die in Gesellschaft leidenschaftlich gern miteinander französisch sprechen, ohne es zu können ...«

»Dans les wagons«, fügte der Lange zur Erklärung hinzu.

»Na ja, auch in den Bahnwagen: ach, was bist du für ein langweiliger Geselle! Wozu diese Erklärung. Eine wunderliche Passion, sich dumm zu stellen!«

Ich hatte unterdes einen Rubel hervorgeholt und reichte ihn dem Langen hin.

»Nous vous rendons«, sagte er, indem er den Rubel einsteckte; dann wandte er sich plötzlich zur Tür und machte sich mit völlig unbewegtem, ernstem Gesicht und vor allen Dingen ohne die geringste Spur von Erregung daran, mit der Spitze seines riesigen, derben Stiefels dagegen zu hämmern.

»Ach, du wirst wieder mit Lambert Zank bekommen«, bemerkte der Jüngere beunruhigt. »Bitte klingeln Sie lieber!«

Ich klingelte, aber der Lange fuhr dennoch fort, mit dem Stiefel zu hämmern.

»Ah, sacré ...«, ließ sich plötzlich Lamberts Stimme hinter der Tür vernehmen, die er schnell öffnete.

»Dites donc, voulez-vous que je vous casse la tête, mon ami?« schrie er den Langen an.

»Mon ami, voilà Dolgorowky, l'autre mon ami«, erwiderte der Lange in würdevollem, ernstem Ton und sah dabei Lambert unverwandt an, der vor Zorn ganz rot geworden war. Sowie dieser mich erblickte, änderte sich sein ganzes Wesen wie mit einem Schlag.

»Du bist da, Arkadij! Endlich! Na, also bist du wieder gesund, endlich wieder gesund?«

Er ergriff meine beiden Hände und drückte sie mir kräftig; kurz, er bekündete ein so aufrichtiges Entzücken, daß ich mich sogleich davon sehr angenehm berührt fühlte und sogar ein Gefühl der Zuneigung zu ihm verspürte.

»Du bist der erste, zu dem ich komme!«

»Alphonsine!« rief Lambert.

Diese kam sofort hinter dem Bettschirm hervorgesprungen.

»Le voilà!«

»C'est lui!« rief Alfonsina, schlug die Hände zusammen und wollte, nachdem sie die Arme wieder auseinandergebreitet hatte, auf mich zustürzen, um mich zu umarmen, aber Lambert beschützte mich.

»Nein, nein, nein, tout beau!« rief er ihr wie einem Hund zu. »Siehst du, Arkadij, wir, das heißt ein paar junge Leute, haben uns heute verabredet, bei den Tataren zu dinieren. Ich lasse dich nicht mehr los, du mußt mit uns fahren. Wir wollen dinieren; nach Tisch werfe

ich die hier sofort hinaus, und dann wollen wir beide miteinander plaudern. Komm nur herein, komm nur herein! Wir machen uns gleich auf, nur noch einen Augenblick!«

Ich trat ein, stellte mich mitten im Zimmer hin, sah mich rings um und überließ mich meinen Erinnerungen. Lambert kleidete sich hinter dem Bettschirm schnell um. Der Lange und sein Kamerad waren ebenfalls hinter uns eingetreten, ohne sich durch Lamberts Worte zurückschrecken zu lassen.

»Mademoiselle Alphonsine, voulez-vous me baiser?« brummte der Lange.

»Mademoiselle Alphonsine«, begann der Jüngere, indem er an sie herantrat und ihr die Krawatte zeigte, aber sie stürzte grimmig auf die beiden los:

»Ah, le petit vilain!« rief sie dem Jüngeren zu. »Ne m'approchez pas, ne me salissez pas, et vous, le grand dadais, je vous flanque à la porte tous les deux, savez-vous cela.«

Der Jüngere kümmerte sich nicht darum, daß sie ihn so geringschätzig und verächtlich abgewehrt hatte, als fürchte sie wirklich, sich an ihm zu beschmutzen (was ich absolut nicht begriff, da er ein so nettes Gesicht hatte und, nachdem er den Pelz abgelegt, sich so gut gekleidet zeigte), sondern begann sie beharrlich zu bitten, sie möchte doch seinem langen Freund die Krawatte umbinden und ihm vorher einen reinen Kragen von Lambert umknöpfen. Sie hätte, empört über eine solche Zumutung, beinahe auf die beiden losgeprügelt, aber Lambert, der es mit angehört hatte, rief ihr von der andern Seite des Bettschirms her zu, sie solle nicht alle aufhalten, sondern tun, was von ihr verlangt würde; »sonst werden wir sie gar nicht los«, fügte er hinzu, und Alfonsina holte sofort einen Kragen

und band, ohne jetzt auch nur eine Spur von Widerwillen zu zeigen, dem Langen die Krawatte um. Dieser reckte gerade wie vorher auf der Treppe ihr während des Umbindens seinen Hals hin.

»Mademoiselle Alphonsine, avez-vous vendu votre bologne?« fragte er.

»Qu'est-ce que ça, ma bologne?«

Der Jüngere erklärte es ihr, daß »la bologne« das Bologneserhündchen bedeute.

»Tiens, quel est ce baragouin?«

»Je parle comme une dame russe sur les eaux minérales«, bemerkte le grand dadais, der immer noch mit vorgestrecktem Hals dastand.

»Qu'est-ce que ça qu'une dame russe sur les eaux minérales et ... où est donc votre jolie montre, que Lambert vous a donnée?« wandte sie sich plötzlich an den Jüngeren.

»Was? Hat er wieder keine Uhr mehr?« rief Lambert in gereiztem Ton hinter dem Bettschirm.

»Wir haben sie aufgegessen!« brummte le grand dadais.

»Ich habe sie für acht Rubel verkauft; sie war ja nur aus vergoldetem Silber, und Sie hatten gesagt, es wäre eine goldene. Solche Uhren kosten jetzt auch im Laden nur sechzehn Rubel«, sagte der Jüngere, der sich nur ungern rechtfertigte, zu Lambert.

»Dem muß ein Ende gemacht werden!« fuhr Lambert noch ärgerlicher fort. »Ich kaufe Ihnen, mein junger Freund, nicht darum Kleider und andere schöne Sachen, damit Sie sie für Ihren langen Freund vergeuden ... Was haben Sie denn da wieder für eine Krawatte gekauft?«

»Die kostet nur einen Rubel; die ist nicht von Ihrem Geld. Er hatte überhaupt keine Krawatte, und einen Hut muß ich ihm auch noch kaufen.«

»Unsinn!« rief Lambert, der jetzt wirklich böse geworden war. »Ich hatte ihm auch zu einem Hut genug Geld gegeben, aber er hat es sogleich für Austern und Champagner ausgegeben. Er stinkt geradezu, ein solcher Schmutzfink ist er; man kann sich nirgends mit ihm sehen lassen. Wie soll ich ihn zum Essen mitnehmen?«

»In einer Droschke«, brummte der dadais. »Nous avons un rouble d'argent que nous avons prêté chez notre nouvel ami.«

»Gib ihnen nichts, Arkadij, gar nichts!« schrie Lambert wieder.

»Erlauben Sie, Lambert, ich fordere geradezu von Ihnen auf der Stelle zehn Rubel«, sagte der Jüngere auf einmal; er war so zornig geworden, daß ihm das Blut ins Gesicht schoß und er davon fast noch einmal so schön aussah. »Und wagen Sie es nie wieder, solche Dummheiten zu reden wie jetzt eben zu Dolgorukij. Ich verlange zehn Rubel, um Dolgorukij sogleich seinen Rubel wiedergeben zu können, und für das übrige Geld werde ich Andrejew sofort einen Hut kaufen – Sie werden es selbst sehen.«

Lambert trat hinter dem Bettschirm hervor.

»Da sind drei Gelbe, drei Rubel, und mehr gibt es nicht bis Dienstag, und daß Sie sich nicht unterstehen ... sonst ...«

Le grand dadais riß ihm das Geld nur so aus der Hand.

»Dolgorowky, da ist der Rubel, nous vous rendons avec beaucoup de grâce. Petja, wir wollen fahren!« schrie er seinem Kameraden zu, und indem er dann auf einmal die beiden Scheine in die Höhe hob und umherschwenkte und Lambert dreist ins Gesicht blickte, brüllte er aus voller Kehle: »Ohé, Lambert! Où est Lambert? As-tu vu Lambert?«

»Daß Sie sich nicht unterstehen, daß Sie sich nicht unterstehen!« brüllte auch Lambert in fürchterlichem Zorn. Ich sah, daß alledem etwas früher Geschehenes zugrunde lag, das mir nicht bekannt war, und betrachtete die Szene mit Verwunderung. Aber der Lange ließ sich durch Lamberts Zorn in keiner Weise einschüchtern; er brüllte vielmehr noch lauter: »Ohé, Lambert!« und so weiter. Unter solchem Geschrei gingen sie auf die Treppe hinaus. Lambert wollte ihnen zuerst nachlaufen, kehrte aber sogleich wieder zurück.

»Na warte, die werde ich bald wegjagen! Sie kosten mehr, als man von ihnen hat ... Wir wollen gehen, Arkadij! Ich habe mich schon verspätet. Es erwartet mich dort jemand, den ich ebenfalls ... brauche ... Auch so ein Vieh ... Alle sind sie Viehzeug! Gesindel, Gesindel!« schrie er wieder und knirschte beinahe mit den Zähnen; aber auf einmal gewann er seine Selbstbeherrschung zurück. »Ich freue mich, daß du endlich gekommen bist. Alphonsine, daß du keinen Schritt aus dem Hause gehst! Komm!«

Vor der Haustür erwartete ihn eine elegante, mit einem Traber bespannte Droschke. Wir stiegen ein; aber noch während der ganzen Fahrt konnte er seine Wut auf diese jungen Leute nicht loswer-

den und sich nicht beruhigen. Ich wunderte mich, daß er die Sache so ernst nahm, und auch darüber, daß sie sich gegenüber Lambert so respektlos benahmen und er sogar beinahe vor ihnen Furcht hatte. Infolge des alten Eindrucks, der bei mir noch von der Kinderzeit haften geblieben war, hatte ich immer die Vorstellung, alle Leute müßten sich vor Lambert fürchten, so daß ich trotz all meiner Unabhängigkeit in jenem Augenblick sicherlich auch selbst vor Lambert Angst hatte.

»Ich kann dir sagen, das ist alles ein schauderhaftes Gesindel«, redete Lambert weiter, der sich noch immer nicht beruhigen konnte. »Ob du es glaubst oder nicht: dieser lange, gräßliche Kerl hat mich vorgestern in guter Gesellschaft geradezu gepeinigt. Stellt sich vor mich hin und schreit: ›Ohé, Lambert!‹ In guter Gesellschaft! Alle lachten und wußten, daß er das tat, damit ich ihm Geld gab – du kannst dir meine Lage vorstellen. Ich gab ihm welches. Oh, das sind Schurken! Ob du es glaubst oder nicht: er war Fähnrich in einem Regiment und wurde weggejagt, und kannst du dir das vorstellen: er ist gebildet; er ist in einem guten Haus erzogen worden, kannst du dir das vorstellen? Er hat eigene Gedanken, er könnte ... Ach, hol's der Teufel! Und er ist stark wie ein Herkules. Er ist nützlich, aber nur wenig. Und er wäscht sich nicht die Hände, das hast du wohl selbst gesehen. Ich habe ihn einer Dame, einer alten vornehmen Dame, empfohlen und ihr gesagt, er bereue und wolle sich aus Gewissensbissen das Leben nehmen, aber als er zu ihr kam, setzte er sich hin und fing an zu pfeifen. Und der andere, der Hübsche, ist der Sohn eines Generals; die Familie schämt sich seiner; ich habe ihn vor der gerichtlichen Verurteilung bewahrt, ihn gerettet; und nun siehst du, wie er es mir dankt! Hier gibt es keine ordentlichen Leute! Ich werde diese Bande zum Teufel jagen!«

»Sie kennen meinen Namen; du hast mit ihnen von mir gesprochen?«

»Ich war dumm genug. Wenn man so nach Tisch ein Weilchen mit den Menschen zusammensitzt, da ist es schwer, sich Zwang aufzulegen ... Es kommt da heute noch so eine schreckliche Kanaille hin. Ich sage dir: das ist eine schreckliche Kanaille und ein furchtbar schlaues Subjekt! Hier sind alle Menschen Schufte, hier gibt es keinen einzigen ehrlichen Menschen! Na, aber wenn ich erst mit ihnen Schluß gemacht habe, dann ... Was ißt du gern? Na, ganz egal, man speist dort gut. Ich werde bezahlen, mach dir keine Sorgen! Das ist gut, daß du anständig angezogen bist. Ich kann dir Geld geben. Komm nur immer zu mir! Stell dir vor, ich habe ihnen hier zu essen und zu trinken geben lassen, jeden Tag Fischpastete; diese Uhr, die er verkauft hat – das war schon die zweite! Dieser Kleine, Trischatow heißt er – du hast wohl gesehen, Alfonsina eckelt sich davor, ihn auch nur anzusehen, und verbietet ihm, in ihre Nähe zu kommen – und auf einmal erklärt er im Restaurant, in Gegenwart von Offizieren: ›Ich will Schnepfen.‹ Ich habe ihm Schnepfen bringen lassen. Aber ich werde mich schon noch rächen!«

»Erinnerst du dich noch, Lambert, wie wir beide in Moskau nach einem Restaurant fahren und du mich in dem Restaurant mit einer Gabel stachst und wie du damals fünfhundert Rubel hattest?«

»Ja, ich erinnere mich daran. Zum Teufel ja, gewiß! Ich kann dich gut leiden ... Das kannst du mir glauben. Niemand kann dich leiden, aber ich kann dich gut leiden; nur ich, vergiß das nicht ... Der, der da heute hinkommt, ein pockennarbiger Kerl, das ist eine ganz schlaue Kanaille; antworte ihm nichts, wenn er mit dir zu reden anfängt, und wenn er dich fragt, so antworte Unsinn oder schweige! ...«

Wenigstens fragte er infolge seiner Aufregung mich unterwegs über nichts aus. Ich fühlte mich sogar ordentlich beleidigt, daß er ein solches Vertrauen in mich setzte und nicht einmal auf die Vermu-

tung kam, ich könnte ihm vielleicht meinerseits mißtrauen. Es schien mir, als hätte er die dumme Anschauung, er könne mich noch so kommandieren wie früher. »Und außerdem ist er schrecklich ungebildet, dachte ich, als ich in das Restaurant trat.

III

In diesem Restaurant in der Morskaja-Straße hatte ich auch früher, in der Zeit meines schmachvollen Falls und Lotterlebens, verkehrt, und der Anblick dieser Zimmer, der Anblick dieser Kellner, die mich musterten und in mir einen ehemaligen Besucher wiedererkannten, der Anblick dieser rätselhaften Gesellschaft von Freunden Lamberts, in der ich mich auf einmal befand und zu der ich schon untrennbar zu gehören schien, und vor allem eine dunkle Ahnung, daß ich mich da freiwillig auf irgendwelche Schändlichkeiten einließ und zweifellos am Ende eine schlechte Handlung begehen würde: dies alles rief in mir ein Gefühl der Beklemmung hervor. Es gab einen Augenblick, wo ich beinahe weggegangen wäre; aber dieser Augenblick ging vorüber, und ich blieb.

Jener Pockennarbige, vor dem Lambert aus irgendwelchen Gründen solche Angst hatte, erwartete uns bereits. Er gehörte zu den Menschen, deren Gesicht eine große Gewandtheit in praktischen Geschäften und zugleich eine arge Dummheit erkennen läßt, ein Typ, den ich beinahe schon seit meiner Kindheit hasse. Er mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein und war mittelgroß; sein Haar zeigte schon Spuren von Grau; das flache, boshafte Gesicht war in geradezu abstoßender Weise glattrasiert; nur auf jeder Backe war ein kleiner, regelmäßiger, grauer, kurzgeschnittener Bartstreifen stehen gelassen, der wie eine kleine Wurst aussah. Selbstverständlich war er langweilig, ernst, wortkarg und sogar in der Art solcher Menschen

aus irgendeinem Grund hochmütig. Er musterte mich sehr aufmerksam, sagte aber kein Wort. Lambert hielt, obwohl er uns an ein und demselben Tisch hatte Platz nehmen lassen, es doch in seiner Dummheit nicht für nötig, uns miteinander bekannt zu machen, und somit konnte jener mich für einen der von Lambert mitgebrachten Erpresser halten. Mit diesen jungen Leuten (die fast gleichzeitig mit uns eingetroffen waren) sprach er während des ganzen Essens nicht, aber es war dennoch klar, daß er sie genau kannte. Er redete über irgend etwas nur mit Lambert, und zwar fast im Flüster-ton, und dabei redete fast nur Lambert, während der Pockennarbige nur kurze, ärgerliche, ultimativ klingende Antworten gab. Er benahm sich hochmütig, boshaft und spöttisch; Lambert dagegen befand sich in großer Aufregung und suchte ihn offenbar zu etwas zu überreden; wahrscheinlich suchte er ihn für irgendein Unternehmen zu gewinnen. Einmal streckte ich die Hand nach einer Flasche mit Rotwein aus; da ergriff der Pockennarbige plötzlich eine Flasche mit Jerez und reichte sie mir, obwohl er bis dahin noch kein Wort mit mir gesprochen hatte.

»Versuchen Sie einmal diesen hier!« sagte er und hielt mir die Flasche hin. Da erriet ich auf einmal, daß auch ihm ohne Zweifel schon alles mögliche über mich bekannt war: meine Geschichte und mein Name und vielleicht auch die Spekulation, die Lambert mit mir anstellte. Der Gedanke, daß er mich möglicherweise für einen Gehilfen Lamberts hielt, versetzte mich wieder in Wut, aber auf Lamberts Gesicht prägte sich, als jener mich angeredet hatte, sofort die stärkste, dümmste Unruhe aus. Der Pockennarbige bemerkte das und lachte.

›Lambert ist entschieden von all diesen Menschen abhängig, dachte ich und haßte ihn in diesem Augenblick von ganzer Seele. So saßen wir zwar während des ganzen Diners an ein und demselben Tisch, teilten uns aber doch in zwei Gruppen: einerseits der Pockennarbige

und Lambert nahe am Fenster einander gegenüber, andererseits ich neben dem schmierigen Andrejew und mir gegenüber Trischatow. Lambert beschleunigte den Gang des Diners, indem er alle Augenblicke den Kellner zu schnellem Servieren antrieb. Als der Champagner gebracht wurde, hielt er mir auf einmal sein Glas hin.

»Auf dein Wohl! Laß uns anstoßen!« sagte er, sein Gespräch mit dem Pockennarbigen unterbrechend.

»Erlauben Sie auch mir, mit Ihnen anzustoßen?« sagte der hübsche Trischatow und hielt mir sein Glas über den Tisch hin. Bis zum Champagner war er sehr nachdenklich und schweigsam gewesen. Der dadais aber hatte überhaupt nicht geredet, sondern geschwiegen und viel gegessen.

»Mit Vergnügen«, antwortete ich Trischatow. Wir stießen miteinander an und tranken aus.

»Ich für meine Person werde nicht auf Ihr Wohl trinken«, wandte sich auf einmal der dadais an mich, »nicht etwa weil ich Ihnen den Tod wünsche, sondern damit Sie hier heute nicht mehr trinken.« Er sprach in düsterem Ton und mit starkem Nachdruck. »Sie haben auch an drei Gläsern genug. Sie betrachten, wie ich sehe, meine ungewaschene Faust?« fuhr er fort und legte dabei seine Faust auf den Tisch. »Ich wasche sie nicht und vermiete sie so ungewaschen an Lambert zum Einschlagen fremder Köpfe, falls Lambert einmal in eine kitzlige Situation gerät.«

Und nach diesen Worten schlug er plötzlich mit der Faust so kräftig auf den Tisch, daß alle Teller und Gläser in die Höhe sprangen. Außer uns befanden sich in diesem Zimmer noch an vier anderen Tischen dinierende Gäste, lauter Offiziere und allerlei andere Herren von sehr würdigem Äußern; es war Mode, dieses Restaurant

aufzusuchen. Alle unterbrachen für einen Augenblick ihre Gespräche und sahen nach unserer Ecke hin; aber ich glaube, wir hatten schon seit längerer Zeit eine gewisse Neugierde erregt. Lambert war ganz rot geworden.

»Na, fängt er schon wieder an! Ich habe Sie ja wohl gebeten, sich anständig zu benehmen, Nikolai Semjonowitsch«, flüsterte er Andrejew zornig zu. Der sah ihn lange mit ernstem Blick an.

»Ich will nicht, daß mein neuer Freund Dolgorowky hier heute viel Wein trinkt.«

Lambert wurde noch roter. Der Pockennarbige hörte schweigend zu, aber mit offensichtlichem Vergnügen. Andrejews herausforderndes Benehmen gefiel ihm aus irgendeinem Grunde. Ich war der einzige, der nicht verstand, weswegen ich keinen Wein mehr trinken sollte.

»Er tut das nur, um Geld von mir zu bekommen! Sie sollen noch sieben Rubel bekommen, hören Sie? Nach Tisch; aber lassen Sie uns unser Diner beenden, und blamieren Sie uns nicht!« sagte Lambert zähneknirschend.

»Aha!« brummte der dadais triumphierend. Das versetzte den Pockennarbigen nun vollends in Entzücken, und er kicherte boshaft.

»Hör mal, du bist schon sehr ...«, sagte Trischatow beunruhigt und mit einem beinahe schmerzlichen Ausdruck zu seinem Freund, den er augenscheinlich zurückzuhalten wünschte. Andrejew verstummte, aber nicht für lange; das paßte nicht zu seinen Absichten. An dem zweitnächsten Tische von uns, etwa fünf Schritte von uns entfernt, speisten zwei Herren und unterhielten sich lebhaft miteinander. Beide waren von mittlerem Alter und sahen so aus, als sei mit ihnen nicht gut Kirschen essen. Der eine war groß und sehr dick, der

andere ebenfalls sehr dick, aber klein. Sie sprachen polnisch über die neuesten Vorgänge in Paris. Der dadais hatte schon lange neugierig nach ihnen hingesehen und hingehorcht. Der kleine Pole erschien ihm offenbar als eine komische Figur, und er hatte sogleich einen Haß auf ihn geworfen, nach Art aller gallen- und leberleidenden Leute, bei denen das immer ganz plötzlich und sogar ohne jede Veranlassung geschieht. Auf einmal nannte der kleine Pole den Namen des Deputierten Madier de Montjau, sprach ihn aber nach der Gewohnheit sehr vieler Polen polnisch aus, das heißt mit dem Ton auf der vorletzten Silbe, so daß der Name nicht Madiér de Montjáu, sondern Mádier de Móntjau klang. Das genügte dem dadais, um sich einzumischen. Er wandte sich zu den Polen, richtete sich wichtigtuersich gerade und sagte auf einmal deutlich markiert und laut im Ton einer Frage:

»Mádier de Móntjau?«

Die Polen drehten sich wütend nach ihm um.

»Was wünschen Sie?« rief der große, dicke Pole laut auf russisch. Der dadais wartete eine Weile.

»Mádier de Móntjau?« wiederholte er dann auf einmal so laut, daß es durch den ganzen Saal schallte, aber ohne irgendwelche Erklärung zu geben, geradeso dumm, wie er eine Weile vorher an der Flurtür, auf mich zutretend, die Frage: »Dolgorowky?« wiederholt hatte. Die Polen sprangen auf; auch Lambert sprang eilends vom Tisch auf und wollte auf Andrejew losstürzen, ließ dann aber von diesem ab, lief zu den Polen hin und begann, sie demütig um Entschuldigung zu bitten.

»Das sind ja Hanswurst, Pane, das sind ja Hanswurst«, sagte der kleine Pole, der vor Empörung rot geworden war wie eine Mohrrü-

be, verächtlich. »Man wird bald nicht mehr hierherkommen können.« Auch im Saal war es unruhig geworden; es wurde gemurrt, größtenteils aber gelacht.

»Kommen Sie hinaus ... bitte ... kommen Sie mit!« murmelte Lambert ganz fassungslos, bemüht, Andrejew auf irgendeine Weise aus dem Zimmer hinauszuschaffen.

Dieser blickte Lambert prüfend an, gelangte zu der Überzeugung, daß der ihm jetzt Geld geben werde, und zeigte sich bereit, ihm zu folgen. Wahrscheinlich hatte er schon öfter durch ein derartiges schamloses Benehmen von Lambert Geld erpreßt.

Trischatow wollte ihnen schon ebenfalls nachlaufen, aber dann sah er mich an und blieb da.

»Ach, wie widerwärtig!« sagte er und bedeckte seine Augen mit den schmalen Fingern.

»Ja, sehr widerwärtig«, flüsterte der Pockennarbige, der jetzt ein recht grimmiges Gesicht machte. Unterdessen kehrte Lambert, der ganz blaß aussah, zurück und begann, dem Pockennarbigen unter lebhaften Gestikulationen etwas zuzuflüstern. Dieser hatte inzwischen dem Kellner befohlen, recht schnell den Kaffee zu bringen; er hörte mit mißmutiger Miene zu und beabsichtigte offenbar, möglichst bald wegzugehen. Und dabei war die ganze Geschichte nur ein einfacher Schuljungenstreich gewesen. Trischatow kam mit seiner Kaffeetasse von seinem Platz zu mir herum und setzte sich neben mich.

»Ich habe ihn sehr gern«, begann er mit so offenherziger Miene, als ob er schon wer weiß wie oft mit mir darüber gesprochen hätte. »Sie glauben gar nicht, wie unglücklich Andrejew ist. Er hat die Mitgift

seiner Schwester durch die Gurgel gejagt und überhaupt alles, was sie hatten, in dem Jahr, wo er beim Militär diente, vergeudet, und ich sehe, daß ihn jetzt die Reue quält. Und daß er sich nicht wäscht, das tut er nur aus Verzweiflung. Und er hat ganz sonderbare Ideen: er sagt einem auf einmal, ein Schuft und ein ehrenhafter Mann, das sei ganz dasselbe, dazwischen gebe es gar keinen Unterschied; man solle nichts tun, weder Gutes noch Schlechtes, oder es sei ganz gleich, man könne sowohl Gutes wie Schlechtes tun; am besten aber sei es, wenn man sich hinlege, einen Monat lang die Kleider nicht ausziehe und trinke, esse und schlafe, weiter nichts. Aber Sie können glauben: er sagt das nur so. Und wissen Sie, ich glaube sogar, diese Torheit hat er jetzt nur deshalb begangen, weil er mit Lambert vollständig Schluß machen wollte. Das hat er noch gestern zu mir gesagt. Können Sie es glauben: manchmal in der Nacht, oder wenn er lange allein sitzt, fängt er an zu weinen, und wissen Sie, wenn er weint, so macht er das auf ganz sonderbare Weise, wie sonst kein Mensch weint: er heult, heult schrecklich, und wissen Sie, da tut er einem noch mehr leid ... Und dabei ist er doch ein so großer, starker Mensch, aber auf einmal heult er laut los. Was für ein armer Kerl, nicht wahr? Ich möchte ihn retten, aber ich bin ja selbst ein so schändlicher, verlorener Bursche. Sie glauben es gar nicht! Würden Sie mich empfangen, Dolgorukij, wenn ich einmal zu Ihnen käme?«

»O gewiß, kommen Sie nur, ich habe Sie sogar sehr gern.«

»Womit verdiene ich das? Nun, ich danke Ihnen. Hören Sie mal, wir wollen noch ein Glas trinken. Aber was rede ich da? Sie tun besser, nichts mehr zu trinken. Darin hat er recht gehabt, daß Sie nicht mehr trinken dürfen« (er blinzelte mir bedeutsam zu), »aber ich werde doch noch etwas trinken. Mir macht es nichts mehr aus, aber ob Sie es glauben oder nicht, ich kann mich in keiner Beziehung beherrschen. Sie brauchen mir nur zu sagen, ich müsse darauf verzichten, in feinen Restaurants zu dinieren, und ich bin sofort zu

allem bereit, um doch dinieren zu können. Oh, ich versichere Ihnen, wir haben den aufrichtigen Wunsch, ehrenhaft zu sein, aber wir schieben es immer auf.

›Und so vergehn die schönsten, besten Jahre!‹ Aber was ihn betrifft, so habe ich eine furchtbare Angst, daß er sich noch einmal aufhängt. Er wird hingehen, ohne einem Menschen vorher ein Wort zu sagen. So ein Mensch ist er. Heutzutage hängen sich alle auf; wer weiß, vielleicht gibt es viele solche Menschen wie uns. Ich zum Beispiel kann nicht leben ohne Geld zu unnötigen Ausgaben. Es ist mir viel mehr daran gelegen, Geld zu unnötigen Ausgaben zu haben als zu notwendigen. Hören Sie mal, lieben Sie die Musik? Ich liebe sie schrecklich. Wenn ich zu Ihnen komme, werde ich Ihnen etwas vorspielen. Ich spiele sehr gut Klavier und habe lange Musik studiert. Ich habe ernsthaft studiert. Wissen Sie, wenn ich eine Oper komponierte, würde ich den Stoff aus dem ›Faust‹ entnehmen. Ich liebe dieses Thema sehr. Ich komponiere immer die Szene im Dom, das heißt, ich lege mir alles so im Kopf zurecht. Ein gotischer Dom, Inneres; Chöre, Hymnen; Gretchen tritt ein; und wissen Sie, mittelalterliche Chöre, damit man sich gleich in das fünfzehnte Jahrhundert versetzt fühlt. Gretchen in tiefem Gram; zuerst ein Rezitativ, leise, aber schrecklich, qualvoll, und die Chöre brausen düster, streng, teilnahmslos:

›Dies irae, dies illa!‹

Und auf einmal die Stimme des Teufels, die Arie des Teufels. Er ist unsichtbar, nur ein Gesang; der neben den Hymnen, zugleich mit den Hymnen erklingt und fast mit ihnen zusammenfällt, aber dabei doch etwas ganz anderes ist – das muß man auf irgendeine Weise so zustande bringen. Die Arie ist lang, endlos; es ist Tenor, unbedingt Tenor. Sie beginnt leise und sanft: ›Denkst du noch daran, Gretchen, wie du, noch unschuldig, noch ein Kind, mit deiner Mutter in

diesen Dom kamst und aus dem alten Buch Gebete lalltest?« Aber die Arie schwillt immer stärker, heftiger an; die Töne werden höher: man hört in ihnen Tränen, unablässigen, hoffnungslosen Gram und endlich die Verzweiflung: »Keine Vergebung, Gretchen, für dich ist hier keine Vergebung!« Gretchen will beten; aber nur Schreie entringen sich ihrer Brust – wissen Sie, wenn von den Tränen ein Krampf die Brust zusammenzieht –, aber die Arie des Satans verstummt immer noch nicht, immer tiefer bohrt sie sich in das Herz hinein wie ein spitzes Messer, immer höher werden die Töne – und auf einmal bricht es beinahe wie ein Schrei heraus: »Alles ist zu Ende; du bist verdammt!« Gretchen fällt auf die Knie, drückt die Hände vor der Brust zusammen – und nun folgt ihr Gebet, etwas ganz Kurzes, halb Rezitativ, aber naiv, etwas ganz Kunstloses, im höchsten Grade Mittelalterliches, vier Verse, im ganzen, nur vier Verse – bei Stradella kommen ein paar solche Töne, vor –, und bei dem letzten Ton fällt sie in Ohnmacht! Verwirrung. Sie wird aufgehoben und hinausgetragen – und nun ertönt ein gewaltiger Chor. – Es ist wie ein Donnergeroll von Stimmen, ein begeisterter, siegreicher, überwältigender Chor, so daß alles in seinen Grundfesten bebt, und alles geht dann in den entzückten, jauchzenden, allgemeinen Ruf Hosianna über! Es ist wie ein Schrei des ganzen Weltalls; sie aber wird immer noch getragen, und in diesem Augenblick fällt der Vorhang! Nein, wissen Sie, wenn ich könnte, würde ich so etwas komponieren! Aber ich kann jetzt nicht mehr, sondern überlasse mich immer nur leeren Träumereien. Immer nur Träumereien und Träumereien; mein ganzes Leben hat sich in eine einzige Träumerei verwandelt, auch in der Nacht hänge ich solchen Träumereien nach. Ach, Dolgorukij, haben Sie den »Raritätenladen« von Dickens gelesen?»

»Ja; wieso?«

»Erinnern Sie sich ... Warten Sie, ich will noch ein Glas trinken – erinnern Sie sich da an eine Stelle am Schluß, wo die beiden, dieser irrsinnige Alte und dieses reizende, dreizehnjährige Mädchen, seine Enkelin, nach ihrer phantastischen Irrfahrt endlich irgendwo am Rande von England ein Asyl gefunden haben, in der Nähe eines mittelalterlichen, gotischen Doms; und das Mädchen hat da ein Amt bekommen: sie muß den Besuchern den Dom zeigen ... Und da geht nun eines Abends die Sonne unter, und dieses Kind steht, ganz von den letzten Strahlen übergossen, auf der Domtreppe und blickt still und nachdenklich sinnend in den Sonnenuntergang, und seine Kinderseele ist erstaunt, als stünde sie vor einem Rätsel; denn es ist ja auch das eine wie das andere eine Art Rätsel: die Sonne als ein Gedanke Gottes und der Dom als ein Gedanke der Menschen ... nicht wahr? ... Ach, ich verstehe das nicht auszudrücken, aber Gott liebt solche ersten Gedanken von Kindern ... Und da neben ihr auf den Stufen sitzt dieser irrsinnige alte Großvater und blickt sie unverwandt an ... Wissen Sie, es ist ja eigentlich nichts Besonderes an diesem Bildchen bei Dickens, absolut nichts, aber Sie werden es Ihr lebelang nicht vergessen, und in ganz Europa hat es sich erhalten – woher wohl? Es ist etwas Herrliches! Das ist Unschuld! Ach, ich weiß nicht, was es ist, aber es ist schön. Auf dem Gymnasium habe ich immer Romane gelesen. Wissen Sie, ich habe eine Schwester auf dem Lande; sie ist nur ein Jahr älter als ich ... Oh, jetzt ist da schon alles verkauft, und wir haben kein Gut mehr! Ich saß einmal mit ihr in der Veranda, unter unsern alten Linden, und wir lasen diesen Roman, und die Sonne ging auch gerade unter, und auf einmal hörten wir auf zu lesen und sagten zueinander, daß auch wir gute Menschen, edle Menschen werden wollten – ich bereitete mich damals zum Eintritt in die Universität vor, und ... Ach, Dolgorukij, wissen Sie, jeder hat so seine Erinnerungen! ...«

Und auf einmal lehnte er seinen hübschen Kopf an meine Schulter und – brach in Tränen aus. Er tat mir leid, sehr leid. Allerdings hatte er viel Wein getrunken, aber er hatte so aufrichtig und so

brüderlich mit mir gesprochen und mit so tiefer Empfindung ... Aber gerade in diesem Augenblick erscholl auf der Straße Geschrei, und es klopfte jemand da, wo wir saßen, heftig mit dem Fingerknöchel ans Fenster (das Restaurant hatte große, aus einer Scheibe bestehende Fenster und lag im Erdgeschoß, so daß man von der Straße aus mit der Hand anklopfen konnte). Es war der hinausbeförderte Andrejew.

»Ohé, Lambert! Oü est Lambert? As-tu vu Lambert?« schrie er wild auf der Straße.

»Ach, er ist noch hier! Also er ist nicht weggegangen?« rief mein junger Bekannter und sprang vom Stuhl auf.

»Die Rechnung!« rief Lambert zähneknirschend dem Kellner zu. Die Hände zitterten ihm nur so vor Wut, als er zu bezahlen anfang, aber der Pockennarbige erlaubte nicht, daß er für ihn bezahle.

»Warum denn nicht? Ich habe Sie ja doch eingeladen, und Sie haben meine Einladung angenommen!«

»Nein, erlauben Sie schon!« erwiderte der Pockennarbige, zog sein Portemonnaie heraus, berechnete seinen Anteil und bezahlte für sich.

»Sie kränken mich, Semjon Sidorytsch!«

»Ich will es nun einmal so«, erwiderte Semjon Sidorowytsh in scharfem Ton, nahm seinen Hut und ging, ohne sich von jemandem zu verabschieden, allein aus dem Saal. Lambert warf dem Kellner das Geld hin und lief ihm eilig nach, wobei er sogar in seiner Verwirrung mich ganz vergaß. Ich und Trischatow gingen zuletzt

von allen hinaus. Andrejew stand wie ein Werstpfehl an der Haustür und wartete auf Trischatow.

»Taugenichts!« rief ihm Lambert zu, der sich nicht mehr beherrschen konnte.

»Oho!« brüllte Andrejew zur Antwort und schlug ihm, weit ausholend, mit einem einzigen Schlag seiner Hand den Zylinderhut ab, der auf dem Trottoir dahinkollerte. Lambert lief in unwürdiger Weise hinterher, um ihn aufzuheben.

»Vingt-cinq roubles!« sagte Andrejew zu Trischatow und zeigte ihm die Banknote, die er Lambert kurz vorher abgepreßt hatte.

»So hör doch auf!« rief ihm Trischatow zu. »Warum machst du immer Krakeel? ... Und warum hast du ihm fünfundzwanzig abgezackt? Du hattest doch nur sieben von ihm zu bekommen.«

»Warum ich ihm soviel abgezackt habe? Er hatte uns ein separates Diner mit lockeren Weibern versprochen, und statt der Weiber hat er uns den Pockennarbigen serviert, und außerdem habe ich nicht zu Ende gegessen und hier in der Kälte für achtzehn Rubel gefroren. Sieben Rubel war er mir noch schuldig – siehst du, das macht gerade fünfundzwanzig.«

»Scheren Sie sich beide zum Teufel!« schrie Lambert. »Ich werde Ihnen beiden den Laufpaß geben, ich werde Sie schon kleinkriegen ...«

»Lambert, ich werde Ihnen den Laufpaß geben, ich werde Sie kleinkriegen«, schrie Andrejew. »Adieu, mon prince, trinken Sie keinen Wein mehr! Petja, marsch! Ohé, Lambert! Oü est Lambert? As-tu vu

Lambert?« brüllte er zum letztenmal, während er sich mit gewaltigen Schritten entfernte.

»Ich werde also zu Ihnen kommen, ja? Darf ich?« flüsterte mir Trischatow noch schnell zu und eilte dann seinem Freund nach.

Ich blieb allein mit Lambert zurück.

»Na ... dann komm!« sagte er; er schien nach Atem zu ringen und ganz benommen zu sein.

»Wohin soll ich mitgehen? Ich gehe nicht mit dir mit!« beeilte ich mich ihm herausfordernd zuzurufen.

»Was soll das heißen, daß du nicht mitkommen willst?« erwiderte er erschrocken und ängstlich, er kam auf einmal wieder zu sich. »Ich habe ja nur darauf gewartet, daß wir beide allein bleiben!«

»Aber wohin soll es denn gehen?« Ich muß gestehen, es sumnte mir auch ein bißchen im Kopf von den drei Gläsern Champagner und den zwei Gläsern Jerez.

»Hierhin, gleich hierhin, siehst du?«

»Aber da steht ja ›Frische Austern‹ angeschrieben. Da riecht es so greulich ...«

»Das ist nur, weil du eben vom Diner kommst; das ist das Geschäft von Miljutin; wir brauchen ja keine Austern zu essen, aber du sollst Champagner zu trinken bekommen ...«

»Ich will nicht. Du willst mich betrunken machen.«

»Das haben dir die beiden in den Kopf gesetzt; sie haben sich über dich lustig gemacht. Wie kannst du solchen Schuften glauben!«
»Nein, Trischatow ist kein Schuft. Und ich verstehe auch selbst, vorsichtig zu sein – nun weißt du's!«

»Was? Hast du deinen eigenen Kopf?«

»Ja, ich habe meinen eigenen Kopf, mehr als du, denn du machst dich ja zum Sklaven des ersten besten. Du hast uns blamiert, du hast die Polen wie ein Lakai um Verzeihung gebeten. Du hast gewiß schon oft in Restaurants Prügel bekommen?«

»Aber wir müssen doch miteinander reden, Schafskopf!« rief er mit einer verächtlichen Ungeduld, die beinahe sagte: »Bist du auch so einer?« – »Du fürchtest dich wohl, wie? Bist du mein Freund oder nicht?«

»Ich bin nicht dein Freund, und du bist ein Gauner. Aber ich will mitkommen, bloß um dir zu zeigen, daß ich mich nicht vor dir fürchte. Ach, wie greulich das hier riecht, es riecht nach Käse! Ekelhaft!«

Sechstes Kapitel

I

Ich bitte noch einmal, nicht zu vergessen, daß es mir ein bißchen im Kopfe summt; wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte ich anders geredet und gehandelt. In diesem Ladengeschäft konnte man in einem Hinterzimmer tatsächlich Austern essen, und wir setzten uns

an ein mit einem widerwärtig schmutzigen Tuch gedecktes Tischchen. Lambert ließ Champagner bringen; das Glas mit dem kalten, goldfarbenen Wein stand vor mir und sah mich verführerisch an, aber ich war ärgerlich.

»Siehst du, Lambert, vor allen Dingen beleidigt es mich, daß du denkst, du könntest mir jetzt noch so befehlen wie ehemals bei Touchard, während du doch hier selbst der gehorsame Diener aller möglichen Leute bist.«

»Schafskopf! Na, laß uns anstoßen!«

»Du hältst es nicht einmal für nötig, dich vor mir zu verstellen; du solltest es wenigstens zu verheimlichen suchen, daß du mich betrunken machen willst.«

»Du schwatzt Unsinn und bist schon betrunken. Nun mußt du noch mehr trinken, dann wirst du lustig werden. Nimm doch dein Glas, nimm es doch!«

»Was heißt hier: ›Nimm es doch!‹ Ich gehe weg, und damit abgemacht.«

Ich stand wirklich auf.

Er wurde furchtbar zornig.

»Das hat dir Trischatow in den Kopf gesetzt: ich habe es gesehen, wie ihr da zusammen flüstert. Du benimmst dich wie ein Schafskopf. Alfonsina ekelt sich sogar, wenn er bloß in ihre Nähe kommt ... Er ist ein Scheusal. Ich werde dir erzählen, was er für ein Mensch ist.«

»Das hast du schon mal gesagt. Du immer mit deiner Alfonsina; du bist furchtbar beschränkt.«

»Beschränkt?« wiederholte er; er hatte nicht verstanden, was ich meinte. »Sie sind jetzt zu dem Pockennarbigen übergegangen. Das ist's. Deswegen habe ich ihnen den Laufpaß gegeben. – Das sind ehrlose Gesellen. Dieser Pockennarbige ist ein Bösewicht und verdirbt sie. Ich dagegen habe verlangt, daß sie sich immer anständig benehmen sollen.«

Ich setzte mich wieder hin, ergriff mechanisch das Glas und trank einen Schluck.

»Ich stehe an Bildung unermesslich hoch über dir«, sagte ich. Aber er freute sich viel zu sehr darüber, daß ich mich wieder hingesetzt hatte, und goß mir gleich noch Wein zu.

»Aber du hast ja Angst vor denen«, fuhr ich fort, ihn zu hänseln (ich war in dem Augenblick gewiß garstiger als er selbst). »Andrejew hat dir den Hut vom Kopf geschlagen, und du hast ihm dafür fünfundzwanzig Rubel gegeben.«

»Ich habe sie ihm gegeben, aber er wird es mir büßen. Sie rebellieren, aber ich werde sie schon kleinkriegen ...«

»Du regst dich sehr über den Pockennarbigen auf. Aber weißt du, mir scheint, daß ich jetzt der einzige bin, der dir geblieben ist. Alle deine Hoffnungen ruhen jetzt ausschließlich auf mir – nicht?«

»Ja, Arkaschka, so ist es: du bist der einzige Freund, der mir geblieben ist; das hast du schön gesagt!« erwiderte er und klopfte mir auf die Schulter.

Was sollte man mit einem so ungehobelten Menschen anfangen. Er war völlig ungebildet und sah meinen Spott als Lob an.

»Du könntest mir aus einer üblen Lage heraushelfen, wenn du dich als guter Kamerad zeigen wolltest, Arkadij«, fuhr er, mich freundlich anblickend, fort.

»Wodurch könnte ich dir helfen?«

»Du weißt selbst, womit. Du würdest ohne mich wie ein Schafskopf handeln und die Sache sicherlich sehr ungeschickt angreifen, aber ich würde dir zu dreißigtausend Rubeln verhelfen, die wir uns teilen würden; du weißt selbst, wie sich das machen läßt. Na, überlege mal, was du eigentlich bist: du hast nichts, weder einen Namen noch eine Familie. Aber da bekommst du auf einen Schlag einen ganzen Haufen Geld, und wenn du soviel Geld hast, kannst du eine großartige Karriere machen!«

Ich war geradezu erstaunt über ein solches Vorgehen von seiner Seite. Ich hatte bestimmt erwartet, er würde List anwenden, aber statt dessen benahm er sich mir gegenüber mit einer solchen Offenheit, mit einer solchen jugenhaften Offenheit. Ich beschloß, ihn anzuhören, teils aus Großzügigkeit, teils ... aus schrecklicher Neugier.

»Siehst du, Lambert, du verstehst das nicht, aber ich bin bereit, dich anzuhören; weil ich die Sache großzügig betrachte«, erklärte ich mit fester Stimme und nahm wieder einen Schluck aus dem Glas. Lambert goß sogleich nach.

»Weißt du, Arkadij, wenn mir gegenüber so ein Mensch wie dieser Bjoring es gewagt hätte, in Gegenwart einer Dame, die ich verehere, Schimpfworte zu gebrauchen und mich zu schlagen, so weiß ich

nicht, was ich getan hätte! Aber du hast es dir gefallen lassen, und ich verachte dich deswegen: du bist ein Waschlappen!«

»Wie kannst du behaupten, daß mich Bjoring geschlagen hat!« rief ich errötend. »Eher kann man sagen, daß ich ihn geschlagen habe, aber nicht er mich.«

»Nein, nein, er ist's gewesen, der dich geschlagen hat, nicht du ihn.«

»Du faselst, ich habe ihm auch noch auf den Fuß getreten!«

»Aber er hat dich mit der Hand zurückgestoßen und den Bedienten befohlen, dich wegzureißen ... und sie hat dabeigessen und von der Kutsche aus zugesehen und über dich gelacht – sie weiß, daß du keinen Vater hast und man dich ungestraft beleidigen kann.«

»Ich weiß nicht, Lambert, unser Gespräch klingt, als ob ein paar dumme Jungen miteinander redeten; ich schäme mich ordentlich. Du sagst das, um mich aufzuhetzen, und zwar so plump und offen, als ob du mit einem Sechzehnjährigen sprichst. Du hast dich mit Anna Andrejewna verabredet!« rief ich, vor Wut zitternd, und schlürfte dabei fortwährend, ohne es selbst zu wissen, von dem Wein.

»Anna Andrejewna ist eine durchtriebene Person! Sie wird dich und mich und die ganze Welt hinters Licht führen. Ich habe auf dich gewartet, weil du die Sache besser mit der andern zu Ende bringen kannst.«

»Mit welcher andern?«

»Mit Madame Achmakowa. Ich weiß alles. Du hast mir selbst gesagt, daß sie sich vor dem Brief fürchtet, der sich in deinen Händen befindet ...«

»Was für ein Brief ... du faselst ... hast du sie gesehen?« murmelte ich verwirrt.

»Ja, ich habe sie gesehen. Sie ist schön. Très belle; du hast einen guten Geschmack.«

»Ich weiß, daß du sie gesehen hast; aber du hast nicht gewagt, mit ihr zu reden, und ich will, daß du auch über sie nicht zu reden wagst.«

»Du bist noch ein Junge, und sie macht sich über dich lustig – das ist die Sache! Wir hatten in Moskau mit einer solchen tugendhaften Dame zu tun: ach, wie hoch die die Nase trug! Aber als wir ihr drohten, alles zu erzählen, da fing sie an zu zittern und wurde sogleich gefügig; und wir erreichten das eine wie das andere: sowohl das Geld als auch – du verstehst wohl, was noch. Jetzt spielt sie wieder in der vornehmen Gesellschaft die Unnahbare – Donnerwetter, wie stolz sie ist und in was für einer feinen Kutsche sie fährt! Aber wenn du gesehen hättest, in was für einem elenden Kämmerchen das geschah! Du kennst das Leben noch nicht; wenn du wüßtest, was für elende Kämmerchen zu betreten solche Damen sich nicht scheuen ...«

»Das habe ich mir gedacht«, murmelte ich unwillkürlich.

»Sie sind verdorben bis in die Fingerspitzen hinein; du weißt nicht, wozu die fähig sind! Alfonsina hat in einer solchen Familie gelebt und hat geradezu einen Ekel bekommen.«

»Das habe ich mir gedacht«, stimmte ich ihm wieder bei.

»Aber du läßt dich schlagen und hast noch Mitleid mit ihr ...«

»Lambert, du bist ein Schurke, ein verdammter Schurke!« rief ich, indem ich plötzlich meine Gedanken sammelte und vor Erregung zu zittern begann. »Das alles habe ich schon im Traum gesehen; du und Anna Andrejewna, ihr standet beide da ... Oh, du bist ein verdammter Schurke! Hast du mich wirklich für einen solchen Schuft gehalten? Ich habe es ja gerade deswegen geträumt, weil ich wußte, daß du das sagen würdest. Und schließlich kann das auch alles nicht so einfach sein, wie du es mir darstellst.«

»Nun sieh mal an, wie ärgerlich du geworden bist! Ei, ei, ei!« sagte Lambert gedehnt und lachte triumphierend. »Na, Bruder Arkaschka, jetzt habe ich alles erfahren, was ich wissen muß. Eben darum habe ich auf dich gewartet. Hör mal, du liebst sie also und willst dich an Bjoring rächen – das war's, was ich wissen wollte. Ich habe das auch schon die ganze Zeit vermutet, während ich auf dich wartete. Ceci posé, cela change la question. Und das ist um so besser, da auch sie selbst dich liebt. Also heirate sie unverzüglich, das ist das beste. Und etwas anderes kannst du auch gar nicht tun; du hast das Richtige getroffen. Und dann sollst du wissen, Arkadij, daß du einen Freund hast, nämlich mich, den du zu allen möglichen Dienstleistungen verwenden kannst. Dieser Freund wird dir auch beim Heiraten behilflich sein, und wenn ich alles aus der Erde ausgraben müßte, Arkaschka! Du aber schenke dafür nachher einem alten Kameraden dreißigtausend Rubelchen für seine Mühe, ja? Ich werde dir schon helfen, da kannst du ganz sicher sein. Ich kenne bei all solchen Geschäften alle Schliche, und du wirst ihre ganze Mitgift erhalten und ein reicher Mann werden und eine großartige Karriere machen.«

Obgleich sich mir alles im Kopf herumdrehte, sah ich doch Lambert erstaunt an. Er redete ernsthaft, das heißt, ernsthaft redete er eigentlich nicht, aber er glaubte, wie ich deutlich sah, selbst fest an die Möglichkeit, mich mit ihr zu verheiraten, und war von dieser Idee sogar ganz entzückt. Selbstverständlich sah ich auch, daß er mich zu fangen suchte wie einen kleinen Jungen (sicher sah ich das schon damals); aber der Gedanke, sie zu heiraten, erfüllte mich dermaßen, daß ich, wenn ich mich auch über Lambert wunderte, wie er nur an ein solches Phantasiegebilde glauben konnte, doch gleichzeitig selbst eifrig daran glaubte, dabei jedoch auch nicht für einen Augenblick aufhörte, mir bewußt zu sein, daß sich das natürlich unter keinen Umständen verwirklichen könne. All das fand eigentümlicherweise in meinem Geist nebeneinander Platz.

»Ist denn das möglich?« stammelte ich.

»Warum nicht? Du zeigst ihr das Schriftstück – sie bekommt es mit der Angst und heiratet dich, um nicht ihr Geld zu verlieren.«

Ich beschloß, Lambert in der Darlegung seiner Gemeinheiten nicht zu unterbrechen, weil er sie mir mit solcher Harmlosigkeit auseinandersetzte, daß ihm gar nicht der Verdacht kam, ich könnte plötzlich dagegen revoltieren; aber ich murmelte doch undeutlich etwas in dem Sinne, daß es nicht meinen Wünschen entsprechen würde, sie nur durch Zwang zu heiraten.

»Ich will sie unter keinen Umständen dazu zwingen; wie kannst du so gemein sein, mir so etwas zuzutrauen?«

»Was redest du! Sie wird dich aus freien Stücken heiraten: du brauchst gar nichts weiter dazu zu tun; sie wird Angst bekommen und dich von selbst heiraten. Und sie wird dich auch deswegen

heiraten, weil sie dich liebt«, fügte Lambert, als wenn ihm das noch nachträglich einfiel, hinzu.

»Du faselst. Du machst dich über mich lustig. Woher weißt du, daß sie mich liebt?«

»Das ist ganz sicher. Ich weiß es. Auch Anna Andrejewna glaubt es. In allem Ernst und ganz wahrheitsgemäß kann ich dir sagen, daß Anna Andrejewna es glaubt. Und dann will ich dir, wenn du zu mir kommst, noch etwas erzählen, und du wirst einsehen, daß sie dich liebt. Alfonsina ist in Zarskoje Selo gewesen; da hat sie auch dies und das erfahren...«

»Was kann sie denn da erfahren haben?«

»Komm nur mit zu mir nach Hause: sie wird es dir selbst erzählen, und du wirst dich darüber freuen. Und in welcher Hinsicht bist du denn auch schlechter als ein anderer? Du bist hübsch, du bist gebildet ...«

»Ja, gebildet bin ich«, flüsterte ich, ich konnte kaum atmen. Mein Herz klopfte heftig, und natürlich nicht allein vom Wein.

»Du bist hübsch, du bist gut gekleidet.«

»Ja, gut gekleidet bin ich.«

»Und du bist ein guter Mensch ...«

»Ja, ein guter Mensch bin ich.«

»Warum sollte sie da nicht ja sagen? Und Bjoring, der nimmt sie doch nicht ohne Geld; das Geld aber kannst du ihr wegnehmen – eben deswegen wird sie Angst bekommen; du wirst sie heiraten und dich dadurch an Bjoring rächen. Du hast mir ja damals selbst in jener Nacht, als du aus der Kälte zu mir gekommen warst, gesagt, sie sei in dich verliebt.«

»Habe ich das wirklich zu dir gesagt? Das habe ich gewiß nicht gesagt.«

»Doch, das hast du gesagt.«

»Das war dann im Fieberdelirium. Gewiß habe ich dir damals auch etwas von einem Schriftstück gesagt?«

»Ja, du hast gesagt, du hättest einen solchen Brief; und ich habe gleich gedacht: wie kann er nur, wenn er einen solchen Brief hat, das nicht zu seinem Vorteil ausnutzen?«

»Das sind alles nur leere Phantasiegebilde, und ich bin durchaus nicht so dumm, daß ich das glauben kann«, murmelte ich. »Erstens der Unterschied in den Jahren, und zweitens habe ich keinen vornehmen Namen.«

»Sie wird dich schon heiraten; sie kann gar nicht anders, da ihr sonst soviel Geld verlorengelht – das werde ich alles einzurichten wissen. Und außerdem liebt sie dich. Du weißt ja, daß dir dieser alte Fürst sehr wohlgesinnt ist; durch seine Protektion kannst du alle möglichen Verbindungen anknüpfen, und was das anlangt, daß du keinen vornehmen Namen hast, so ist ein solcher heutzutage durchaus nicht nötig: wenn du erst einmal Geld in die Hände bekommst, dann wirst du aufsteigen und aufsteigen und nach zehn Jahren ein solcher Millionär sein, daß ganz Rußland von deinem

Ruhm erschallen wird; also was brauchst du da einen vornehmen Namen? In Österreich kann man sich den Baronstitel kaufen. Wenn du sie aber heiratest, dann halte sie fest im Zügel. Die Weiber muß man gehörig ducken. Wenn eine Frau liebt, so hat sie es gern, daß der Mann sie seine Herrschaft fühlen läßt. Die Frau liebt beim Mann einen festen Charakter. Und wenn du ihr mit dem Brief einen Schreck eingejagt haben wirst, dann wird es dir von da an ein leichtes sein, ihr einen festen Charakter zu zeigen. »Ah«, wird sie sagen, »er ist noch so jung, aber er hat einen festen Charakter!«

Ich saß wie betäubt. Mit keinem ändern Menschen hätte ich mich zu einem so dummen Gespräch herabgelassen. Aber hier brachte mich ein wollüstiges Verlangen dazu, ein solches Gespräch zu führen. Zudem war Lambert so dumm und gemein, daß kein Anlaß bestand, sich vor ihm zu schämen.

»Nein, weißt du, Lambert«, sagte ich plötzlich, »viele von dem, was du da sagst, ist Unsinn; ich habe nur darum mit dir darüber gesprochen, weil wir Schulkameraden sind und uns nicht voreinander zu schämen brauchen; aber mit einem ändern würde ich mich um keinen Preis so weit erniedrigen. Vor allen Dingen: woher bist du so fest davon überzeugt, daß sie mich liebt? Was du da soeben von dem Kapital sagtest, war sehr richtig, aber siehst du, Lambert, du kennst die höheren Gesellschaftskreise nicht: diese Leute legen den höchsten Wert auf die patriarchalischen, sozusagen angeborenen Beziehungen, so daß es ihr jetzt, solange sie meine Fähigkeiten noch nicht kennt und nicht weiß, wie weit ich es im Leben noch bringen kann, doch peinlich sein wird. Aber ich will dir nicht verhehlen, Lambert, daß da tatsächlich auch wieder ein Punkt ist, der einem Hoffnung machen kann. Siehst du, sie kann mich aus Dankbarkeit heiraten, weil ich sie dann vor dem Haß eines gewissen Menschen bewahre. Und sie fürchtet ihn, diesen Menschen.«

»Ach, du meinst deinen Vater? Wie steht es? Liebt er sie sehr?« fragte Lambert höchst neugierig; er war auf einmal zusammengefahren.

»O nein!« rief ich. »Wie gräßlich du bist und zugleich wie dumm, Lambert! Na, könnte ich denn, wenn er sie liebte, beabsichtigen, sie zu heiraten? Wir sind ja doch Sohn und Vater, da müßte ich mich doch schämen. Er liebt Mama, jawohl, und ich habe gesehen, wie er sie umarmt hat, und ich habe früher selbst gedacht, er liebe Katerina Nikolajewna, aber jetzt habe ich klar erkannt, daß er sie vielleicht früher einmal geliebt hat, sie jetzt aber schon lange haßt ... und sich an ihr rächen will, und sie fürchtet sich vor ihm, denn ich sage dir, Lambert, er ist ganz schrecklich, wenn er anfängt, sich zu rächen. Er wird dann beinahe irrsinnig. Wenn er auf sie zornig wird, ist er zu allem fähig. Das ist eine Feindschaft nach der alten Art, eine Feindschaft um der hohen Prinzipien willen. In unserer Zeit scheren sich die Menschen nicht mehr um die allgemeinen Prinzipien; in unserer Zeit sind nicht die allgemeinen Prinzipien, sondern nur die privaten Zufälle von Wichtigkeit. Ach, Lambert, du verstehst nichts, du bist dumm wie ein Stock; da rede ich nun zu dir von diesen Prinzipien, aber du verstehst gewiß nichts davon. Du bist schrecklich ungebildet. Weißt du noch, wie du mich früher geprügelt hast? Ich bin jetzt stärker als du – weißt du das?«

»Arkaschka, komm mit zu mir nach Hause! Wir wollen den Abend über gemütlich zusammensitzen und noch eine Flasche trinken, und Alfonsina soll uns etwas zur Gitarre vorsingen.«

»Nein, ich komme nicht mit. Hör mal, Lambert, ich habe eine Idee. Wenn das mit der Heirat nicht gelingt, dann widme ich mich ganz meiner Idee; aber du hast keine Ideen.«

»Gut, gut, das kannst du mir nachher erzählen, komm nur mit!«

»Ich komme nicht mit«, sagte ich und stand auf. »Ich will nicht mitkommen und werde nicht mitkommen. Ich werde schon einmal zu dir kommen, aber du bist ein Schuft. Ich werde dir die dreißigtausend Rubel geben – meinetwegen, aber ich bin moralisch reiner als du und stehe über dir ... Ich sehe ja, daß du mich in jeder Hinsicht betrügen willst. Aber was sie anlangt, so verbiete ich dir, an sie auch nur zu denken: sie steht höher als alle andern Menschen, und deine Pläne sind eine solche Gemeinheit, daß ich geradezu erstaunt über dich bin, Lambert. Ich will sie heiraten – das steht auf einem andern Blatt, aber ein Kapital habe ich nicht nötig, ich verachte das Kapital. Und wenn sie mir ihr Kapital auf den Knien anböte, ich würde es nicht annehmen ... Aber heiraten, heiraten, das steht auf einem andern Blatt. Und weißt du, das war von dir eine sehr richtige Bemerkung, daß man die Frauen seine Herrschaft fühlen lassen muß. Man mag sie lieben, leidenschaftlich lieben, mit all der Hoherzigkeit, die der Mann besitzt und die beim Weibe nie vorhanden sein kann, aber man muß dabei ein Despot sein, das ist richtig. Denn weißt du, Lambert, das Weib liebt den Despotismus. Du, Lambert, kennst die Weiber. Aber in allen übrigen Beziehungen bist du erstaunlich dumm. Und weißt du, Lambert, du bist nicht ganz so abscheulich, wie du scheinst; du bist ein treuherziger Mensch. Ich habe dich gern. Ach, Lambert, warum bist du ein solcher Spitzbube? Wenn du das nicht wärst, dann könnten wir so vergnügt zusammen leben! Weißt du, Trischatow ist ein netter Mensch.«

Alle diese letzten unzusammenhängenden Sätze stammelte ich, als wir schon auf der Straße waren. Oh, ich erzähle das so eingehend, damit der Leser sieht, daß ich trotz all meiner Begeisterung und trotz aller Schwüre und Gelöbnisse, ein neuer, besserer Mensch zu werden und die »edle Schönheit« zu suchen, doch damals so leicht zu Fall kommen konnte, und gerade in den ärgsten Schmutz hinein! Und ich schwöre, wenn ich nicht fest und völlig davon überzeugt wäre, daß ich jetzt schon ein ganz anderer Mensch bin und mir

bereits durch das praktische Leben Charakterstärke erworben habe, so würde ich all das dem Leser um keinen Preis bekennen.

Wir waren aus dem Laden hinausgetreten, und Lambert stützte mich, indem er mich leicht mit dem Arm umschlang. Auf einmal sah ich ihn an und gewahrte, daß sein unverwandter, forschender und im höchsten Grade nüchterner Blick fast ganz denselben Ausdruck hatte wie damals, an jenem Morgen, als ich fast erfroren war und er mich, den Arm genau ebenso um mich herumlegend, zu der Droschke führte und mit Augen und Ohren mein unzusammenhängendes Gestammel in sich aufnahm. Bei Betrunknen, die noch nicht vollständig ihrer geistigen Fähigkeiten beraubt sind, kommen manchmal Augenblicke völliger Nüchternheit vor.

»Um keinen Preis komme ich mit zu dir!« erklärte ich in festem Ton und zusammenhängenden Worten, wobei ich ihn spöttisch ansah und mit der Hand zurückschob.

»Ach was, ich werde Alfonsina sagen, sie soll uns Tee machen, komm nur!«

Er war fest überzeugt, daß ich mich nicht von ihm losreißen würde; er umschlang und stützte mich mit einem Genuß, als führte er ein schönes Stück Vieh zum Schlachten, und natürlich hatte er gerade mich nötig und gerade an diesem Abend und in einem solchen Zustand! Später wird das alles klarwerden, warum.

»Ich komme nicht mit!« sagte ich noch einmal. »Droschke!«

Sofort kam ein Droschkenkutscher herangejagt, und ich sprang in seinen Schlitten.

»Wo willst du hin? Was hast du?« brüllte Lambert in gewaltiger Angst und hielt mich an meinem Pelz fest.

»Untersteh dich nicht, mir zu folgen!« schrie ich. »Daß du mir nicht nachsetzt!«

In diesem Augenblick trieb der Kutscher das Pferd an, und mein Pelz wurde Lambert aus den Händen gerissen.

»Schadet nichts, du wirst schon kommen!« schrie er mir wütend nach.

»Ich werde kommen, wenn ich will – das ist meine Sache!« rief ich, mich im Schlitten umwendend, ihm zu.

II

Er verfolgte mich nicht, natürlich nur, weil gerade keine andere Droschke bei der Hand war, und es gelang mir, ihm aus den Augen zu kommen. Ich fuhr aber bloß bis zum Heumarkt, stieg dort aus und entließ den Kutscher. Ich hatte ein starkes Verlangen, zu Fuß zu gehen. Ich verspürte weder Müdigkeit noch stärkere Trunkenheit; vielmehr fühlte ich nur Kühnheit, einen Zuwachs von Kraft, eine außerordentliche Fähigkeit zu jedem Unternehmen, und in meinem Kopf tummelten sich unzählige angenehme Gedanken.

Mein Herz klopfte angestrengt und stark; ich hörte jeden seiner Schläge. Und alles gefiel mir so gut, und mir war so leicht zumute. Als ich auf dem Heumarkt an der Hauptwache vorbeikam, bekam ich die größte Lust, zu dem Posten zu gehen und ihm einen Kuß zu

geben. Es war Tauwetter, der Platz sah schwarz aus und roch schlecht, aber auch der Platz gefiel mir sehr.

»Ich will jetzt auf den Obuchowskij Prospekt gehen«, dachte ich, »und dann wende ich mich links und gehe nach dem Semjonowskij Polk; ich mache einen Umweg, das ist schön, alles ist schön. Den Pelz habe ich auseinandergeschlagen, aber warum nimmt ihn mir denn niemand weg? Wo sind denn die Räuber? Es heißt doch, auf dem Heumarkt gebe es Räuber; meinetwegen mögen sie kommen, vielleicht gebe ich ihnen den Pelz so. Wozu brauche ich einen Pelz? Ein Pelz ist ein Eigentum. La propriété, c'est le vol. Übrigens, was ist das für dummes Zeug, und wie schön ist alles! Es ist schön, daß Tauwetter ist. Was hat man von der Kälte? Kälte braucht überhaupt nicht zu sein. Es ist auch schön, dummes Zeug im Kopf herumzutragen. Was habe ich da zum Beispiel zu Lambert von den Prinzipien gesagt? Ich habe gesagt, es gebe keine allgemeinen Prinzipien, sondern nur private Zufälle; da habe ich Unsinn geredet, den reinen Unsinn! Das habe ich absichtlich getan, um mich aufzuspielen. Ich schäme mich ein bißchen, indessen – das schadet nichts, ich mache es wieder gut. Schämen Sie sich nicht, grämen Sie sich nicht, Arkadij Makarowitsch! Arkadij Makarowitsch, Sie gefallen mir. Sie gefallen mir sogar sehr gut, mein junger Freund. Schade, daß Sie ein kleiner Spitzbube sind ... und ... und ... ach ja ... ach!«

Ich blieb plötzlich stehen, und das Herz tat mir wieder weh von meinem Wonnerausch:

»O Gott, was hat er da gesagt? Er hat gesagt, daß sie mich liebt. Oh, er ist ein Halunke, er hat mir vieles vorgelogen; das hat er getan, damit ich mit in seine Wohnung kam und da übernachtete. Aber vielleicht ist es auch nicht gelogen. Er hat gesagt, Anna Andrejewna glaube es auch ... Pah! Aber auch Darja Onissimowna konnte ihm da etwas auskundschaften; die treibt sich ja überall herum. Und

warum bin ich nicht zu ihm gefahren? Ich hätte alles erfahren! Hm! Er hat einen Plan, und ich habe das alles bis in die geringsten Einzelheiten vorhergesehen. Der Traum. Großzügig ausgesonnen, Herr Lambert, aber Sie irren sich, es wird Ihnen nicht gelingen. Aber vielleicht gelingt es doch! Vielleicht gelingt es doch! Und ob er wirklich die Heirat zuwege bringt? Vielleicht bekommt er es fertig. Er ist naiv und glaubt es. Er ist dumm und dreist wie alle diese Geschäftsleute. Dummheit und Dreistigkeit miteinander vereint, die bilden eine große Macht. Aber gestehen Sie nur, Arkadij Makarowitsch, daß Sie sich vor Lambert gefürchtet haben! Und wozu braucht er ehrenhafte Menschen? Er sagt ganz ernsthaft: »Es gibt hier keinen einzigen ehrenhaften Menschen!« Aber was bist du selbst denn für ein Mensch? Ach, was rede ich da! Als ob die Schufte keine ehrenhaften Menschen nötig hätten. Bei Gaunereien sind ehrenhafte Leute noch notwendiger als sonst überall. Haha! Das haben Sie nur bisher in Ihrer völligen Unschuld nicht gewußt, Arkadij Makarowitsch. Herrgott! Wenn er mich wirklich verheiratet!

Ich blieb von neuem stehen. Ich muß hier eine Dummheit bekennen (ich kann das tun, da sie schon längst der Vergangenheit angehört), ich muß bekennen, daß ich schon lange vorher hatte heiraten wollen – das heißt, ich hatte es nicht gewollt, und es wäre niemals geschehen (und es wird auch in Zukunft nicht geschehen, mein Wort darauf), aber ich hatte mir schon zu wiederholten Malen und schon lange vor jener Zeit in Gedanken ausgemalt, wie schön es wäre zu heiraten, das heißt, furchtbar oft hatte ich mir das ausgemalt, besonders jeden Abend vor dem Einschlafen. Das hatte bei mir schon in meinem sechzehnten Lebensjahr angefangen. Ich hatte auf dem Gymnasium einen gleichaltrigen Kameraden namens Lawrowskij – ein sehr angenehmer, stiller, netter Junge, der sich übrigens sonst durch nichts weiter auszeichnete. Ich unterhielt mich fast nie mit ihm. Da traf es sich, daß wir einmal beide allein zusammensaßen; er war sehr nachdenklich und sagte plötzlich zu mir: »Ach,

Dolgorukij, wie denken Sie darüber, jetzt müßte man heiraten; wirklich, wann soll man heiraten, wenn man es jetzt nicht tut? Jetzt wäre gerade die beste Zeit, und doch geht es absolut nicht!« Und das sagte er so offenherzig. Und ich stimmte ihm von ganzem Herzen bei, denn ich hatte mir selbst schon derartige Gedanken gemacht. Darauf kamen wir mehrere Tage nacheinander zusammen und sprachen immer insgeheim über dieses Thema, und zwar nur über dieses allein. Dann aber, ich weiß nicht, wie es zugeing, kamen wir auseinander, und diese Gespräche hörten auf. Ja, und seit jener Zeit fing ich an, mir das in Gedanken auszumalen. Das hätte ich natürlich nicht zu erwähnen brauchen; ich wollte nur zeigen, wie weit das manchmal zurückreicht ...

»Es gibt da nur einen einzigen ernsthaften Einwand«, phantasierte ich weiter, während ich meinen Weg fortsetzte. »Oh, natürlich kann der unbedeutende Unterschied in unserem Lebensalter kein Hindernis bilden, aber da ist noch etwas anderes: sie ist eine solche Aristokratin, und ich bin »einfach Dolgorukij!« Sehr unangenehm! Hm! Könnte Wersilow nicht, wenn er Mama heiratet, bei der Regierung um die Erlaubnis bitten, mich zu adoptieren ... sozusagen zur Belohnung für seine Verdienste? Er hat ja ein Amt bekleidet, folglich wird er auch Verdienste haben; er ist Friedensrichter gewesen ...« - »Oh, hol's der Teufel, was ist das von mir für eine Gemeinheit!«

Das rief ich auf einmal laut aus und blieb zum drittenmal stehen, aber nun so, als ob ich auf meinem Platz zu Boden geschmettert wäre. Das ganze qualvolle Gefühl der Beschämung infolge des Bewußtseins, daß ich etwas so Schmachvolles wie die Änderung meines Familiennamens durch eine Adoption hatte wünschen können, dieser Verrat an meiner ganzen Kindheit - alles dies hatte beinahe in einem Augenblick meine ganze frühere gute Laune vernichtet, und meine ganze Freude zerflatterte wie Rauch. »Nein, das werde ich

keinem Menschen weitersagen«, dachte ich unter starkem Erröten, »daß ich etwas so Unwürdiges gedacht habe, das kommt daher, daß ich verliebt und dumm bin ... Nein, wenn Lambert in irgendeinem Punkt recht hat, so darin, daß heutzutage alle diese Narrheiten nicht mehr nötig sind und daß heutzutage, in unserem Zeitalter, die Hauptsache der Mensch selbst ist und dann sein Geld. Das heißt nicht das Geld, sondern die Macht des Menschen. Wenn ich mich mit einem solchen Kapital an die Verwirklichung meiner »Idee« mache, so wird nach zehn Jahren ganz Rußland in seinen Grundfesten erbeben, und ich werde mich an allen rächen. Mit ihr aber viele Umstände zu machen, dazu ist wirklich kein Anlaß, darin hat Lambert wieder recht. Sie wird Angst bekommen und mich einfach nehmen. Auf die einfachste, gemeinste Weise wird sie ja sagen und mich nehmen.« Mir fielen die Worte ein, die ich kurz vorher von Lambert gehört hatte: »Du weißt nicht, in was für einem elenden Kämmerchen das geschehen ist.«

»Auch das ist so«, stimmte ich bei, »Lambert hat in allen Punkten recht, er hat tausendmal mehr recht als ich und Wersilow und alle Idealisten. Er ist ein Realist. Sie wird sehen, daß ich Charakterstärke besitze, und wird sagen: »Ah, er besitzt Charakterstärke!« Lambert ist ein Schurke und will weiter nichts als von mir dreißigtausend Rubel herausholen, aber doch ist er der einzige Freund, den ich habe. Eine andere Freundschaft gibt es nicht und kann es nicht geben; das haben sich unpraktische Leute alles nur so ausgedacht. Und in meinem Verhalten ihr gegenüber liegt keine Herabwürdigung; würdige ich sie etwa herab? Durchaus nicht: alle Weiber sind so! Gibt es etwa ein Weib, das von Gemeinheit frei wäre? Eben darum muß das Weib den Mann über sich haben, eben darum ist das Weib als ein untergeordnetes Wesen erschaffen. Das Weib ist Laster und Verführung, der Mann Edelsinn und Hochherzigkeit. So wird das in alle Ewigkeit bleiben. Und daß ich vorhabe, das Schriftstück auszunutzen, das ist nichts Schlimmes. Das hindert mich nicht, edel und hochherzig zu sein. Menschen mit vollkommen reiner Moral in der

Art Schillers gibt es nicht; das sind nur Erfindungen der Phantasie. Es macht nichts aus, wenn auch etwas Schmutz dabei ist, wenn nur das Ziel ein erhabenes ist! Das kann später alles abgewaschen, alles wieder gutgemacht werden. Jetzt aber ist das nur Großzügigkeit, nur echtes Leben, nur Lebenswahrheit – so nennt man das jetzt!

Oh, ich wiederhole es: man möge es mir verzeihen, daß ich all die irren Gedanken, die mir damals in der Trunkenheit kamen, bis auf das letzte Strichelchen hierhersetze. Das Obige ist allerdings nur die Quintessenz meiner damaligen Gedanken, aber ich glaube, ich habe sie mit diesen selben Worten gedacht. Ich mußte sie anführen, weil ich mich zum Schreiben hingesezt habe, um über mich Gericht zu halten. Und was verdient mehr das Urteil als dies? Kann es denn im Leben etwas Ernsthafteres geben? Der Wein konnte jedenfalls nicht zu meiner Rechtfertigung dienen. In vino veritas.

Mit solchen phantastischen Träumereien beschäftigt und ganz darin versunken, hatte ich gar nicht bemerkt, daß ich endlich nach Hause gekommen war, das heißt zu Mamas Wohnung. Ich bemerkte es auch dann noch nicht einmal, als ich in die Wohnung hineinging; aber kaum war ich in unser winziges Vorzimmer eingetreten, als ich sofort begriff, daß bei uns etwas Ungewöhnliches vorgegangen war. In den Zimmern wurde laut gesprochen und aufgeschrien, und es war zu hören, daß Mama weinte. In der Tür rannte mich beinahe Lukenja um, die hastig von Makar Iwanowitschs Zimmer nach der Küche lief. Ich warf meinen Pelz ab und ging zu Makar Iwanowitsch hinein, weil dort alle versammelt waren.

Dort standen Wersilow und Mama. Mama lag in seinen Armen, und er drückte sie fest an sein Herz. Makar Iwanowitsch saß wie gewöhnlich auf seiner Fußbank, schien aber ganz kraftlos zu sein, so daß Lisa ihn mit Anstrengung an der Schulter halten mußte, damit er nicht umfiel; und es war sogar deutlich, daß er immer mehr zur

Seite sank und zu fallen drohte. Ich trat eilig näher heran und erriet zusammenzuckend, was geschehen war: der alte Mann war tot.

Er war soeben gestorben, etwa eine Minute vor meiner Ankunft. Zehn Minuten vorher hatte er sich noch gefühlt wie immer. Nur Lisa war bei ihm gewesen: sie hatte bei ihm gesessen und ihm von ihrem Kummer erzählt, und er hatte ihr wie am vorbergehenden Tag den Kopf gestreichelt. Auf einmal hatte er angefangen, am ganzen Leib zu zittern (so erzählte Lisa), hatte versucht aufzustehen, hatte schreien wollen und hatte sich schweigend auf die linke Seite geneigt. »Ein Herzschlag!« sagte Wersilow. Lisa hatte aufgeschrien, so daß man es durch das ganze Haus hörte, und da waren sie alle zusammengelaufen, und das alles war nur ungefähr eine Minute vor meiner Ankunft geschehen.

»Arkadij!« rief mir Wersilow zu, »lauf gleich zu Tatjana Pawlowna. Sie ist bestimmt zu Hause. Sage ihr, sie möchte sofort herkommen! Nimm eine Droschke! Schnell, schnell, ich bitte dich dringend!«

Seine Augen funkelten – ich erinnere mich daran deutlich. In seinem Gesicht bemerkte ich nichts, was wie Mitleid ausgesehen hätte, und keine Tränen; es weinten nur Mama, Lisa und Lukerja. Vielmehr – auch das ist mir genau in Erinnerung – prägte sich auf seinem Gesicht der Ausdruck einer ungewöhnlichen Erregung, beinahe des Entzückens aus. Ich lief davon, um Tatjana Pawlowna zu holen.

Der Weg zu ihr war, wie aus dem früheren bekannt ist, nicht weit. Ich nahm keine Droschke, sondern lief die ganze Strecke ohne Unterbrechung. In meinem Kopf herrschte Verwirrung, und es war dort sogar ebenfalls beinahe eine Art von Entzücken vorhanden. Ich begriff, daß etwas Entscheidendes geschehen war. Die Trunkenheit und mit ihr zugleich auch alle unedlen Gedanken waren bis auf die

letzte Spur von mir gewichen, als ich bei Tatjana Pawlowna klingelte.

Die Finnin öffnete. »Nicht zu Hause!« sagte sie und wollte die Tür gleich wieder zumachen.

»Unsinn!« erwiderte ich und drängte mich mit Gewalt in das Vorzimmer hinein. »Das ist unmöglich! Makar Iwanowitsch ist gestorben.«

»Wa-as!« hörte ich auf einmal Tatjana Pawlowna hinter der geschlossenen Tür zum Wohnzimmer aufschreien.

»Er ist tot! Makar Iwanowitsch ist tot! Andrej Petrowitsch läßt Sie bitten, sofort hinzukommen!«

»Du schwatzt wohl dummes Zeug ...«

Der Riegel kreischte, aber die Tür wurde nur ein paar Fingerbreit geöffnet.

»Was ist los? Erzähle!«

»Ich weiß es selbst nicht, ich bin eben erst nach Hause gekommen, und da war er schon tot. Andrej Petrowitsch sagt: ein Herzschlag!«

»Sofort, im Augenblick. Lauf, sage, daß ich kommen werde; geh doch, geh doch, geh doch! Na, was stehst du denn noch?«

Aber ich hatte durch die Türspalte deutlich gesehen, daß auf einmal jemand hinter der Portiere hervorgekommen war, hinter der sich Tatjana Pawlownas Bett befand, und nun im Hintergrund des

Zimmers hinter Tatjana Pawlowna stand. Mechanisch und instinktiv griff ich nach der Klinke und verhinderte so, daß die Tür wieder zugemacht wurde.

»Arkadij Makarowitsch, es ist wirklich wahr, daß er tot ist?« ertönte eine mir wohlbekannte, sanfte, ruhige, metallische Stimme, von deren Klänge mit einemmal meine ganze Seele erzitterte: man hörte es der Frage an, daß sie im Innersten ergriffen und erregt war.

»Na, wenn's so ist«, rief auf einmal Tatjana Pawlowna und ließ die Tür los, »wenn's so ist, dann mögt ihr miteinander fertig werden, wie ihr wollt. Ihr habt es selbst gewollt!«

Sie lief hastig aus der Wohnung hinaus, warf sich erst im Laufen ihr Kopftuch und ihren Pelz über und rannte die Treppe hinunter. Wir blieben allein. Ich warf den Pelz ab, trat ins Zimmer und machte hinter mir die Tür zu. Sie stand vor mir wie damals bei jenem Rendezvous, mit hellem Blick, und streckte mir wie damals beide Hände entgegen. Mir knickten die Knie ein, und ich sank buchstäblich zu ihren Füßen nieder.

III

Mir kamen, ich weiß nicht weshalb, die Tränen in die Augen; ich kann mich nicht mehr erinnern, wie sie mich neben sich Platz nehmen ließ; ich erinnere mich nur – o welch eine köstliche Erinnerung! –, wie wir Hand in Hand nebeneinander saßen und hastig redeten: sie fragte nach dem alten Mann und nach seinem Tod, und ich erzählte ihr von ihm, so daß man hätte denken können, ich weinte um Makar Iwanowitsch, was doch der Gipfel der Absurdität

gewesen wäre; und ich weiß, daß sie einen so abgeschmackten, kindischen Beweggrund bei mir keinesfalls voraussetzen konnte. Endlich kam mir auf einmal dieser Gedanke, und ich wurde verlegen. Jetzt glaube ich, daß ich damals einzig und allein vor Entzücken weinte, und denke mir, daß sie das selbst sehr gut wußte, so daß ich in bezug auf diesen Punkt meiner Erinnerungen beruhigt bin.

Es kam mir auf einmal sehr seltsam vor, daß sie so viele Fragen über Makar Iwanowitsch stellte.

»Haben Sie ihn denn gekannt?« fragte ich erstaunt.

»Schon lange. Ich habe ihn nie gesehen, aber er hat auch in meinem Leben eine Rolle gespielt. Jener Mensch, vor dem ich mich fürchte, hat mir seinerzeit viel von ihm erzählt. Sie wissen, wen ich meine?«

»Ich weiß jetzt nur, daß ›jener Mensch‹ Ihrem Herzen weit näher gestanden hat, als Sie mir das früher entdeckt haben«, sagte ich, ohne eigentlich selbst zu wissen, was ich damit zum Ausdruck bringen wollte, aber gewissermaßen im Ton des Vorwurfs und mit finsternem Gesicht.

»Sie sagen, er habe soeben Ihre Mutter geküßt und umarmt? Haben Sie das selbst gesehen?« fuhr sie fort zu fragen, ohne auf das, was ich gesagt hatte, hinzuhören.

»Ja, ich habe es gesehen; und Sie können glauben, daß er es mit durchaus wahrer Empfindung und in edelster Gesinnung getan hat!« beeilte ich mich zu versichern, als ich sah, wie sie sich freute.

»Das gebe Gott!« sagte sie, sich bekreuzigend. »Jetzt ist er frei geworden. Dieser prächtige alte Mann ist ihm das ganze Leben hindurch eine Fessel gewesen. Nach dessen Tod wird das Gefühl der Pflicht

und ... der eigenen Würde wieder in ihm lebendig werden, wie das schon einmal der Fall gewesen ist. Oh, er ist vor allen Dingen hochherzig, er wird das Herz Ihrer Mutter beruhigen, die er mehr als alles in der Welt liebt, und wird endlich auch selbst zur Ruhe gelangen, Gott sei Dank, es ist auch Zeit.«

»Ist er Ihnen sehr teuer?«

»Ja, sehr teuer, wenn auch nicht in dem Sinne, in dem er es wünscht und in dem Sie danach fragen.«

»Fürchten Sie jetzt für ihn oder für sich selbst?« fragte ich plötzlich.

»Ach, das sind sonderbare Fragen, lassen wir das!«

»Gewiß, lassen wir das; aber ich habe davon nichts gewußt, und vielleicht noch sehr vieles andere nicht; indes mögen Sie recht haben: alles wird jetzt anders werden, und wenn jemand ein neues Leben beginnt, so in erster Linie ich. Ich habe Ihnen gegenüber unwürdige Gedanken gehabt, Katerina Nikolajewna, und es ist vielleicht erst eine Stunde her, daß ich gegen Sie auch in meinem Handeln eine Gemeinheit begangen habe, aber wissen Sie, ich sitze hier neben Ihnen und fühle keinerlei Gewissensbisse. Denn alles ist jetzt verschwunden, und alles ist neu geworden, und den Menschen, der vor einer Stunde eine Gemeinheit gegen Sie vorhatte, den kenne ich nicht und will ich nicht kennen!«

»Kommen Sie zu sich!« sagte sie lächelnd. »Sie reden, als fieberten Sie ein bißchen.«

»Und kann etwa jemand, der neben Ihnen sitzt, sich selbst richten?« fuhr ich fort. »Mag er ehrenhaft, mag er gemein sein, Sie sind immer unerreichbar wie die Sonne ... Sagen Sie, wie konnten Sie nach

allem, was geschehen ist, es fertigbringen, zu mir herauszukommen? Und wenn Sie wüßten, was vor einer Stunde, erst vor einer Stunde geschehen ist! Und was für ein Traum in Erfüllung gegangen ist!«

»Ich weiß wahrscheinlich alles«, erwiderte sie mit einem ruhigen Lächeln. »Sie wollten sich soeben an mir für irgend etwas rächen, schwuren, mich zugrunde zu richten, und hätten trotzdem einen jeden toteschlagen oder durchgeprügelt, der sich erdreistet hätte, über mich in Ihrer Gegenwart auch nur ein häßliches Wort zu sagen.«

Oh, sie lächelte und scherzte, aber das tat sie nur aus grenzenloser Herzensgüte, denn ihre ganze Seele war in diesem Augenblick, wie mir nachher klar wurde, dermaßen von eigener gewaltiger Sorge und starker, machtvoller Empfindung erfüllt, daß sie nur in der Weise mit mir reden und auf meine unnützen, aufgeregten Fragen antworten konnte, wie man einem kleinen Kind auf eine kindliche, zudringliche Frage antwortet, um sich von ihm loszumachen. Ich merkte das auf einmal und wurde verlegen, aber ich konnte nicht mehr aufhören.

»Nein«, rief ich, meiner selbst nicht mächtig, »nein, ich habe den, der von Ihnen häßlich redete, nicht toteschlagen, sondern ihm vielmehr selbst noch dabei geholfen!«

»Oh, um Gottes willen, lassen Sie das, lassen Sie das, erzählen Sie nichts!« rief sie und streckte die Hand aus, um mir Einhalt zu tun, wobei ihr Gesicht sogar einen schmerzlichen Ausdruck zeigte, aber ich war bereits aufgesprungen und vor sie hingetreten, um alles auszusprechen, und wenn ich alles ausgesprochen hätte, dann hätte sich das nicht ereignet, was sich nachher zugetragen hat, denn sicherlich hätte es damit geendet, daß ich ihr alles bekannt und ihr

das Schriftstück zurückgegeben hätte. Aber sie fing auf einmal an zu lachen:

»Lassen Sie das, lassen Sie das, gehen Sie nicht auf Einzelheiten ein! Ich kenne alle Ihre Verbrechen schon allein: ich möchte wetten, Sie wollten mich heiraten oder so etwas und haben sich soeben mit einem Ihrer Helfershelfer, mit einem Ihrer früheren Schulfreunde verabredet ... Ach, es scheint wirklich, daß ich es erraten habe!« rief sie und blickte mir ernsthaft ins Gesicht.

»Wie ... wie haben Sie das erraten können?« stammelte ich wie ein Dummkopf in höchstem Erstaunen.

»Nun, das war kein Kunststück! Aber genug davon, genug davon! Ich verzeihe Ihnen, aber hören Sie auf, davon zu reden!« sagte sie, wieder mit einer abwehrenden Handbewegung und jetzt mit sichtlicher Ungeduld. »Ich bin selbst eine Träumerin, und wenn Sie wüßten, zu was für Mitteln ich bei meinen Träumereien in Augenblicken greife, wo ich mich nicht selbst beherrsche! Genug davon, Sie haben mich ganz von dem abgebracht, was ich sagen wollte. Ich freue mich sehr, daß Tatjana Pawlowna weggegangen ist; ich habe sehr gewünscht, mit Ihnen zu reden, und das wäre in ihrer Gegenwart doch nicht in der Weise möglich gewesen wie jetzt. Ich glaube, ich habe mir bei dem, was neulich geschehen ist, Ihnen gegenüber etwas zuschulden kommen lassen. Ja? Ist es so?«

»Sie hätten sich etwas zuschulden kommen lassen? Aber ich hatte Sie damals an *ihn* verraten, und was mußten Sie von mir denken? Ich habe daran diese ganze Zeit über gedacht, alle Tage, seit damals; jeden Augenblick habe ich daran gedacht und es schmerzlich empfunden.« (Ich log ihr nichts vor.)

»Sie haben sich unnötig gepeinigt; ich verstand gleich damals ganz genau, wie das alles gekommen war; Sie hatten ihm eben damals in der Freude Ihres Herzens ein Wörtchen zuviel gesagt: daß Sie in mich verliebt seien und daß ich ... nun, und daß ich Sie erhört hätte. Dafür sind Sie eben zwanzig Jahre alt. Sie lieben ihn ja doch mehr als sonst etwas in der Welt und glauben, in ihm einen Freund und Ihr Ideal gefunden zu haben. Ich verstand das recht wohl, aber es war schon zu spät; ja, ich selbst habe mich damals vergangen: ich hätte Sie damals gleich rufen lassen sollen, um Sie zu beruhigen, aber ich war ärgerlich und bat meinen Vater, anzuordnen, daß Sie in unserm Haus nicht mehr empfangen werden sollten; und so kam es denn zu jener Szene an der Haustür, und dann zu jener Nacht. Und wissen Sie, ich habe diese ganze Zeit über wie Sie darüber phantasiert, daß ich heimlich mit Ihnen zusammenkommen wollte; ich wußte nur nicht, wie ich das einrichten könnte. Und was meinen Sie, wovor ich mich am meisten gefürchtet habe? Daß Sie seinen Verleumdungen über mich Glauben schenken könnten.«

»Niemals!« rief ich.

»Unsere früheren Begegnungen sind mir sehr wertvoll; ich schätze in Ihnen den Jüngling und vielleicht sogar gerade diese Offenherzigkeit ... Ich habe ja einen sehr ernsten Charakter. Ich bin die ernsteste, düsterste Frau, die es heute gibt, das kann ich Ihnen sagen ... hahaha! Wir werden schon noch ein andermal ausführlich darüber reden, aber jetzt fühle ich mich nicht ganz wohl, ich bin aufgereggt, und ... wie es scheint, habe ich einen hysterischen Anfall. Aber endlich, endlich wird er auch mich auf der Welt in Ruhe leben lassen!«

Dieser Ausruf brach unwillkürlich aus ihrer Brust hervor; ich empfand das sofort und wollte nicht darauf eingehen, aber ich zitterte am ganzen Leibe.

»Er weiß, daß ich ihm verziehen habe!« rief sie plötzlich wieder, als wäre sie allein im Zimmer.

»Haben Sie ihm wirklich diesen Brief verziehen können? Und wie sollte er es erfahren haben, daß Sie ihm verziehen haben?« rief ich, nicht imstande, mich zurückzuhalten.

»Wie er es erfahren hat? Oh, er weiß es«, fuhr sie fort, mir zu antworten, aber mit einer Miene, als hätte sie mich ganz vergessen und spräche nur mit sich selbst. »Er ist jetzt zur Besinnung gekommen. Und wie sollte er auch nicht wissen, daß ich ihm verziehen habe, wenn er doch meine ganze Seele auswendig kennt? Er weiß ja, daß ich selbst ein bißchen von seiner Art bin.«

»Sie?«

»Nun ja, das ist ihm bekannt. Oh, ich bin nicht leidenschaftlich, ich bin eine ruhige Natur; aber ebenso wie er würde ich wünschen, daß alle Menschen gut wären ... Ich muß doch etwas an mir haben, weswegen er mich liebgewonnen hat.«

»Wie hat er dann nur sagen können, daß in Ihnen alle möglichen Laster steckten?«

»Das hat er nur gesagt; im stillen hat er eine andere Meinung. Aber nicht wahr, der Brief, den er geschrieben hat, war doch furchtbar komisch?«

»Komisch?« (Ich hörte ihr mit angestrenzter Aufmerksamkeit zu; ich glaube, daß sie tatsächlich eine Art von hysterischem Anfall hatte und ... da Dinge aussprach, die vielleicht gar nicht für meine Ohren bestimmt waren; aber ich konnte mich nicht so weit beherrschen, daß ich nicht gefragt hätte.)

»O ja, komisch, und wie hätte ich darüber gelacht, wenn ... wenn ich mich nicht gefürchtet hätte. Übrigens bin ich kein solcher Angsthase, glauben Sie das nicht; aber dieser Brief hat mir in jener Nacht den Schlaf geraubt, er ist sozusagen nicht mit Tinte, sondern mit krankem Blut geschrieben ... und was bleibt einem nach einem solchen Brief noch übrig? Ich liebe das Leben, ich bin um mein Leben schrecklich besorgt; in dieser Hinsicht bin ich sehr kleinmütig ... Ach, hören Sie!« rief sie plötzlich, »gehen Sie zu ihm! Er wird jetzt allein sein; er kann nicht immerzu dort sein und ist wahrscheinlich allein irgendwohin gegangen: machen Sie ihn recht schnell ausfindig, nur ja recht schnell, eilen Sie zu ihm, zeigen Sie ihm, daß Sie sein liebender Sohn sind, beweisen Sie, daß Sie ein lieber, guter Junge sind, daß Sie mein Student sind, den ich ... Oh, Gott möge Sie glücklich werden lassen! Ich liebe niemand, und das ist auch das beste, aber ich wünsche allen Menschen, daß sie glücklich seien, allen, und zu allererst ihm, und das soll er wissen ... sogar sofort, das wäre mir sehr angenehm ...«

Sie stand auf und verschwand plötzlich hinter der Portiere; auf ihrem Gesicht glänzten in diesem Augenblick Tränen (hysterische Tränen, vom Lachen). Erregt und verwirrt blieb ich allein im Zimmer. Ich wußte tatsächlich nicht, worauf ich diese ihre Aufregung zurückführen sollte, eine Aufregung, wie ich sie nie bei ihr für möglich gehalten hätte. Mein Herz zog sich schmerzlich zusammen.

Ich wartete fünf Minuten, es wurden zehn Minuten: auf einmal fiel mir die tiefe Stille auf, und ich beschloß, aus der Tür hinauszusehen und zu rufen. Auf meinen Ruf erschien Marja und teilte mir im ruhigsten Ton von der Welt mit, die gnädige Frau habe sich schon längst angekleidet und sei durch den hinteren Ausgang weggegangen.

Siebentes Kapitel

I

Ein überraschender Schluß! Ich ergriff meinen Pelz, warf ihn mir im Gehen um und lief mit dem Gedanken hinaus: »Sie hat mir befohlen, zu ihm zu gehen, aber wo kann ich ihn finden?« Aber neben allem andern beunruhigte mich die Frage: »Weshalb glaubt sie, daß jetzt eine neue Situation entstanden sei und daß er ihr Ruhe gönnen werde? Natürlich – weil er Mama heiraten wird, aber wie empfindet sie das? Freut sie sich darüber, daß er Mama heiraten wird, oder ist sie im Gegenteil darüber unglücklich? War das der Grund ihres hysterischen Anfalls? Warum kann ich darüber keine Klarheit gewinnen?«

Ich setze diesen zweiten Gedanken, der mir damals durch den Kopf ging, in seinem Wortlaut hierher, damit man bei den folgenden Ereignissen an ihn denke: er ist wichtig. Dieser Abend war verhängnisvoll. Und siehe da, unwillkürlich möchte man an eine Vorherbestimmung glauben: ich war noch nicht hundert Schritte in der Richtung nach Mamas Wohnung gegangen, als ich auf einmal mit dem Zusammentraf, den ich suchte. Er faßte mich bei der Schulter und hielt mich an.

»Du bist es!« rief er erfreut und zugleich anscheinend höchst erstaunt. »Denke dir, ich war bei dir«, begann er eilig, »ich suchte dich und fragte nach dir; ich bedarf deiner jetzt, einzig und allein deiner in der ganzen Welt! Dein Beamter schwatzte Gott weiß was zusammen; aber du warst nicht da, und beim Weggehen vergaß ich sogar, ihm aufzutragen, daß er dir bestellen möchte, du solltest unverzüglich zu mir kommen. Und sollte man es glauben: ich war dennoch beim Gehen unerschütterlich davon überzeugt, daß das Schicksal

dich jetzt, wo ich deiner so dringend bedarf, mir in den Weg führen würde, und siehe da, der erste Mensch, der mir begegnet, bist du! Komm zu mir. Du bist noch nie bei mir gewesen.«

Kurz, wir hatten einen den andern gesucht, und jedem von uns war etwas Ähnliches widerfahren. Wir gingen sehr eilig weiter.

Unterwegs machte er mir nur ein paar kurze Mitteilungen darüber, daß er Mama in Tatjana Pawlownas Obhut gelassen habe und so weiter. Er hatte mich an der Hand gefaßt und führte mich so. Er wohnte nicht weit von dieser Gegend, und wir gelangten bald hin. Ich war in der Tat noch nie bei ihm gewesen. Es war eine kleine, aus drei Zimmern bestehende Wohnung, die er (oder richtiger Tatjana Pawlowna) einzig und allein für jenen »Säugling« gemietet hatte. Diese Wohnung hatte auch früher stets unter Tatjana Pawlownas Aufsicht gestanden, und es hatte darin stets die Wärterin mit dem kleinen Kind gewohnt (jetzt wohnte auch Darja Onissimowna dort); aber es hatte auch immer ein Zimmer Wersilow gehört, nämlich das erste, am Eingang gelegene, das ziemlich geräumig und mit guten Polstermöbeln ausgestattet war, nach Art eines Arbeitszimmers zum Lesen und Schreiben. In der Tat befanden sich auf dem Tisch, in einem Schrank und auf Regalen eine Menge Bücher (in Mamas Wohnung waren fast gar keine vorhanden) sowie beschriebene Blätter und in Päckchen zusammengebundene Briefe – kurz, alles machte den Eindruck eines schon seit längerer Zeit bewohnten Heims, und ich weiß, daß Wersilow auch früher schon (wenn auch ziemlich selten) zeitweilig ganz in diese Wohnung übersiedelt und in ihr sogar ganze Wochen lang geblieben war. Das erste, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein Bild von Mama, das in einem prächtigen, geschnitzten Rahmen aus kostbarem Holz über dem Schreibtisch hing, eine jedenfalls im Ausland hergestellte Photographie, die, nach ihrem außerordentlich großen Format zu urteilen, sehr teuer gewesen sein mußte. Ich hatte dieses Bild früher nicht

gekannt und nie etwas davon gehört, und was mich ganz besonders überraschte, das war die außerordentliche Ähnlichkeit der Photographie, sozusagen ihre geistige Ähnlichkeit – kurz, sie wirkte wie ein richtiges Porträt von der Hand eines Künstlers und nicht wie eine mechanische Reproduktion. Als ich eingetreten war, blieb ich sofort unwillkürlich vor ihr stehen.

»Nicht wahr, nicht wahr?« sagte auf einmal Wersilow hinter mir.

Das bedeutete: »Nicht wahr, es ist sehr ähnlich?« Ich wandte mich um und sah ihn an und war überrascht von dem Ausdruck seines Gesichts. Er war ein wenig blaß, aber seine Augen glühten, und sein energischer Blick leuchtete von Glückseligkeit und Kraftgefühl: einen solchen Ausdruck hatte ich noch nie an ihm wahrgenommen.

»Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie Mama so lieben!« entfuhr es mir plötzlich; ich war selbst ganz entzückt.

Er lächelte glücklich, obgleich in seinem Lächeln auch etwas Leidvolles oder, richtiger gesagt, etwas Humanes, Erhabenes lag ... ich verstehe das nicht auszudrücken; aber die Gesichter hochgebildeter Leute können meiner Ansicht nach nicht den Ausdruck einer triumphierenden, siegesbewußten Glückseligkeit tragen. Ohne mir zu antworten, nahm er das Bild mit beiden Händen von den Nägeln, führte es an sein Gesicht, küßte es und hängte es dann wieder still an die Wand.

»Achte einmal darauf«, sagte er, »photographische Aufnahmen fallen nur sehr selten ähnlich aus, und das ist begreiflich: das Original selbst, das heißt ein jeder von uns, ist sich nur sehr selten selbst ähnlich. Das menschliche Gesicht bringt nur in seltenen Augenblicken seinen wichtigsten Zug, seinen charakteristischsten Gedanken zum Ausdruck. Der Künstler studiert das Gesicht und errät diesen

wichtigsten Zug, auch wenn er in dem Augenblick, wo er malt, auf dem Gesicht gar nicht vorhanden ist. Die Photographie aber erfaßt den Menschen so, wie er gerade ist, und es ist sehr möglich, daß Napoleon in manchen Augenblicken dumm und Bismarck mild herauskäme. Hier aber, bei diesem Porträt, hat es sich glücklich getroffen, daß die Sonne Sonja gerade in dem Moment erfaßt hat, wo sich deren wichtigster Charakterzug, schamhafte, sanfte Liebe und scheue, schüchterne Keuschheit, auf ihrem Gesicht ausprägte. Und wie glücklich war sie damals auch, als sie sich endlich davon überzeugt hatte, daß es mich wirklich heiß verlangte, ihr Porträt zu besitzen! Diese Aufnahme ist zwar vor nicht allzu langer Zeit gemacht worden, aber doch war deine Mutter damals noch jünger und schöner; freilich hatte sie auch damals bereits diese eingefallenen Wangen, diese kleinen Runzeln auf der Stirn, diese scheue Ängstlichkeit des Blicks, die bei ihr jetzt mit den Jahren wächst, je länger, je mehr. Wirst du es glauben, mein Lieber, ich kann sie mir jetzt kaum mit einem andern Gesicht vorstellen, und doch ist auch sie einmal jung und reizend gewesen! Die russischen Frauen werden schnell häßlich, ihre Schönheit ist nur von kurzer Dauer, und das ist wirklich nicht nur eine ethnographische Besonderheit des Typs, sondern es kommt auch daher, daß sie voll und ganz zu lieben verstehen. Wenn die russische Frau liebt, so gibt sie alles mit einemmal hin, den Augenblick und ihr Schicksal, die Gegenwart und die Zukunft: ökonomisch zu verfahren, das verstehen sie nicht, eine Reserve legen sie nicht zurück, und ihre Schönheit geht bald für denjenigen dahin, den sie lieben. Diese eingefallenen Wangen, das ist auch Schönheit, die für mich, für meinen kurzen Genuß, dahingegangen ist. Du freust dich, daß ich deine Mama geliebt habe, und hast vielleicht nicht einmal geglaubt, daß das der Fall gewesen ist? Ja, mein Freund, ich habe sie sehr geliebt; aber ich habe ihr nichts als Böses angetan ... Sieh mal, da ist noch ein anderes Porträt; sieh dir auch das an!«

Er nahm es vom Tisch und reichte es mir hin. Es war ebenfalls eine Photographie, aber in sehr viel kleinerem Format, in einem schmalen, ovalen Holzrahmen, ein Mädchengesicht, mager und schwind-süchtig und dabei doch schön, nachdenklich und gleichzeitig in seltsamer Weise gedankenleer. Die regelmäßigen Züge eines viele Generationen hindurch sorgsam erzogenen alten Geschlechts machten dennoch den Eindruck der Krankhaftigkeit: es kam dem Beschauer vor, als habe sich dieses Wesens plötzlich ein starrer Gedanke bemächtigt, der ihm eben dadurch zur Qual wurde, weil er über seine Kraft ging.

»Das ... das ist jenes Mädchen, das Sie dort heiraten wollten und das an der Schwindsucht starb ... *ihre* Stieftochter?« fragte ich etwas schüchtern.

»Ja, ich wollte sie heiraten; sie starb an der Schwindsucht; es war *ihre* Stieftochter. Ich wußte, daß dir alle diese ... alle diese Klatschereien bekannt sind. Übrigens hättest du darüber auch nichts anderes erfahren können als Klatschereien. Gib das Bild wieder her, mein Freund, es war eine arme Irrsinnige, weiter nichts.«

»War sie ganz und gar eine Irrsinnige?«

»Oder eine Idiotin; ich glaube übrigens, daß sie irrsinnig war. Sie hatte ein Kind vom Fürsten Sergej Petrowitsch (infolge ihres Irrsinns, nicht in Folge von Liebe; das ist eine der gemeinsten Handlungen des Fürsten Sergej Petrowitsch); das Kind ist jetzt hier, in jenem Zimmer, und ich wollte es dir schon längst einmal zeigen. Fürst Sergej Petrowitsch darf nicht hierherkommen und das Kind sehen; das habe ich mit ihm abgemacht, als wir noch im Ausland waren. Ich habe es mit Erlaubnis deiner Mama zu mir genommen. Mit Erlaubnis deiner Mama wollte ich damals auch diese ... Unglückliche heiraten ...«

»Ist denn eine solche Erlaubnis möglich?« rief ich in starker Erregung.

»O ja! sie hatte es mir erlaubt: Eifersucht gibt es nur gegenüber anderen Frauen, und dies war keine Frau.«

»Und wenn sie auch in den Augen aller anderen keine Frau war, in Mamas Augen mußte sie es sein! Ich werde es in meinem Leben nicht glauben, daß Mama nicht eifersüchtig gewesen sein sollte!« rief ich.

»Du hast recht. Ich merkte es, als alles bereits abgemacht war, das heißt, als sie ihre Erlaubnis gegeben hatte. Aber laß dieses Thema! Die Sache kam nicht zustande, weil Lidija starb, und sie wäre vielleicht auch nicht zustande gekommen, wenn sie am Leben geblieben wäre, aber Mama lasse ich auch jetzt nicht zu dem Kind. Das Ganze ist nur eine Episode. Mein Lieber, ich habe dich hier schon lange erwartet. Ich habe es mir schon lange in Gedanken ausgemalt, wie wir hier zusammenkommen würden; weißt du, seit wie lange schon? Schon seit zwei Jahren.«

Er sah mich offen und aufrichtig mit unverhüllter Herzlichkeit an. Ich ergriff seine Hand.

»Warum haben Sie denn gezögert und mich nicht schon längst hergerufen? Wenn Sie wüßten, was geschehen ist ... und was nicht geschehen wäre, wenn Sie mich früher hergerufen hätten! ...«

In diesem Augenblick wurde der Samowar gebracht, und Darja Onissimowna brachte das kleine Kind herein, welches schlief.

»Sieh es dir an«, sagte Wersilow, »ich habe es lieb und habe es jetzt absichtlich hereinbringen lassen, damit du es auch ansehen möch-

test. Na, nun tragen Sie es nur wieder hinaus, Darja Onissimowna! Setz dich zum Samowar hin! Ich werde mir vorstellen, wir beide hätten von jeher so miteinander gelebt und seien jeden Abend zusammengekommen, ohne uns jemals zu trennen. Laß mich dich ansehen: setz dich so hin, so, damit ich dein Gesicht sehen kann! Wie ich es liebe, dein Gesicht! Wie ich mir dein Gesicht immer vorgestellt habe, schon als ich dich aus Moskau erwartete! Du fragst, warum ich dich nicht schon längst hergerufen habe? Warte einmal, das wirst du jetzt vielleicht schon verstehen können.«

»Aber hat denn wirklich nur der Tod dieses alten Mannes Ihnen jetzt die Zunge gelöst? Das ist seltsam ...«

Aber wenn ich auch in dieser Weise redete, so sah ich ihn doch voller Liebe an. Wir sprachen miteinander wie zwei Freunde, im höchsten, vollsten Sinne des Wortes. Er hatte mich hierhergeführt, um mir etwas zu erklären, mir etwas zu erzählen, sich wegen etwas zu rechtfertigen; aber schon ehe er davon zu sprechen begonnen hatte, war alles aufgeklärt und gerechtfertigt. Was ich jetzt auch noch von ihm zu hören bekommen hätte, das Ergebnis stand schon fest, und wir waren uns beide, dessen mit einem Gefühl der Glückseligkeit bewußt und blickten einander freudig an.

»Nicht gerade der Tod dieses alten Mannes«, antwortete er, »nicht nur sein Tod; es ist da noch etwas anderes, was jetzt damit zusammengefallen ist ... Gott wolle diesen Augenblick und unser Leben in Zukunft und auf lange Zeit segnen! Mein Lieber, laß uns miteinander reden! Ich komme immer in Verwirrung und schweife ab; ich will von einem bestimmten Gegenstand reden und gerate in tausend nebensächliche Einzelheiten hinein. So geht es einem immer, wenn das Herz voll ist ... Aber laß uns miteinander reden; der richtige Zeitpunkt dafür ist da, und ich bin schon längst in dich verliebt, mein Junge ...«

Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und betrachtete mich noch einmal.

»Wie seltsam das alles anzuhören ist, wie seltsam!« sagte ich, in Entzücken gleichsam ertrinkend.

Und siehe da (ich erinnere mich dessen genau): auf seinem Gesicht schimmerte auf einmal der gewöhnliche, mir so wohlbekannte Ausdruck auf, ein Ausdruck zugleich der Trauer und des Spottes. Er nahm seine Kraft zusammen und begann, anscheinend mit einer gewissen Anstrengung, zu reden.

II

»Siehst du, Arkadij, wenn ich dich früher hergerufen hätte, was hätte ich dir dann sagen sollen? In dieser Frage liegt meine ganze Antwort.«

»Das heißt, Sie wollen sagen, daß Sie jetzt Mamas Mann und mein Vater sind, während Sie damals ... Sie würden hinsichtlich unseres sozialen Verhältnisses früher nicht gewußt haben, was Sie mir sagen sollten? Nicht wahr?«

»Nicht nur darüber, mein Lieber, würde ich nicht gewußt haben, was ich dir sagen sollte: auch über vieles andere hätte ich schweigen müssen. Vieles davon ist sogar lächerlich und unwürdig, weil es mit Hokuspokus Ähnlichkeit hat, wirklich, mit richtigem Hokuspokus. Nun, wie hätten wir einander früher verstehen können, wenn ich mich selbst – erst heute nachmittag um fünf Uhr verstanden habe, genau zwei Stunden vor Makar Iwanowitschs Tod. Du siehst mich

befremdet und verständnislos an. Sei unbesorgt: ich werde dir die Tatsache erklären; aber das, was ich gesagt habe, ist vollkommen richtig; mein ganzes Leben hat sich in Irrfahrten und Zweifeln bewegt, und nun erfolgt die Lösung am Soundsovielten um fünf Uhr nachmittags! Das ist ordentlich kränkend, nicht wahr? Und die Zeit liegt noch nicht weit zurück, wo ich mich wirklich dadurch gekränkt fühlte.«

Ich hörte ihm in der Tat mit schmerzlicher Verständnislosigkeit zu: der frühere Wersilowsche Gesichtsausdruck trat wieder stark hervor, jener Ausdruck, den ich an diesem Abend, nachdem schon solche Worte gesprochen waren, nicht zu erblicken gewünscht hätte. Auf einmal rief ich:

»Mein Gott! Sie haben etwas von ihr erhalten ... heute um fünf Uhr?«

Er sah mich unverwandt an und war von meinem Ausruf sichtlich überrascht, vielleicht auch durch meinen Ausdruck »von ihr«.

»Du wirst alles erfahren«, sagte er mit einem nachdenklichen Lächeln, »und ich werde dir natürlich nichts, was du wissen muß, verheimlichen, denn eben deswegen habe ich dich ja hierhergeführt; aber einstweilen wollen wir das alles noch aufschieben. Siehst du, mein Freund, ich habe schon längst gewußt, daß es bei uns Kinder gibt, die schon von ihrer Kindheit an sich über ihre Familie Gedanken machen und es als eine Kränkung empfinden, daß sie keine vornehmen Väter haben und nicht in vornehmen Verhältnissen aufwachsen. Ich habe solche Grübler schon in meiner Schulzeit kennengelernt und all dies damals darauf zurückgeführt, daß sie gar zu früh neidisch seien. Da ich jedoch selbst zu diesen grüblerischen Kindern gehörte ... aber entschuldige, mein Lieber, ich bin schrecklich zerstreut. Ich wollte nur darauf hinweisen, in welcher Sorge um

dich ich diese ganze Zeit über beständig gewesen bin. Ich stellte dich mir immer als eines jener kleinen Wesen vor, die sich schon ihrer Begabung bewußt sind und sich von andern absondern. Ich habe ebenfalls, gerade wie du, zu meinen Schulkameraden niemals eine Zuneigung empfunden. Sie sind recht übel dran, diese Menschenkinder, die sich nur auf ihre Kräfte und auf ihre Träumereien angewiesen sehen und dabei ein leidenschaftliches, verfrühtes, beinahe rachsüchtiges Verlangen nach Vornehmheit besitzen, jawohl, ein rachsüchtiges Verlangen. Aber genug davon, mein Lieber: ich bin wieder abgeschweift ... Schon ehe ich dich liebgewann, habe ich mir eine Vorstellung von dir und deinen einsamen, menschenscheuen Träumereien zu machen gesucht ... Aber genug davon; ich habe eigentlich vergessen, wovon ich angefangen hafte zu reden! Indessen mußte das alles einmal ausgesprochen werden. Früher aber, was hätte ich dir da sagen können? Jetzt sehe ich deinen Blick auf mich gerichtet und weiß, daß mich mein *Sohn* ansieht; aber selbst gestern konnte ich ja noch nicht glauben, daß ich einmal so wie heute mit meinem Jungen zusammensitzen und mit ihm reden würde.«

Er war tatsächlich sehr zerstreut geworden, schien aber zugleich über etwas gerührt zu sein.

»Ich brauche jetzt keine Träumereien und Phantasien, mir genügen jetzt die Gespräche mit Ihnen! Ich werde auf dem Lebensweg mit Ihnen gehen!« sagte ich mit voller Hingebung.

»Mit mir gehen? Aber meine Wanderungen haben gerade ihr Ende gefunden, gerade heute: du bist zu spät gekommen, mein Lieber. Heute findet das Finale des letzten Aktes statt, und der Vorhang geht herunter. Dieser letzte Akt hat lange gedauert. Angefangen hat er schon vor sehr langer Zeit, damals, als ich zum letztenmal ins Ausland flüchtete. Ich sagte mich damals von allem los, und du mußt wissen, mein Lieber, daß ich damals die Beziehungen zu dei-

ner Mutter löste und ihr das selbst eröffnete; Das mußt du wissen. Ich erklärte ihr damals, daß ich für immer wegreste und sie mich nie mehr wiedersehen würde. Das schlimmste war, daß ich sogar vergaß, ihr Geld dazulassen. Auch an dich dachte ich keinen Augenblick. Ich fuhr weg, um in Westeuropa zu bleiben, mein Lieber, und nie wieder nach Hause zurückzukehren. Ich emigrierte.«

»Zu Herzen? Um an der Propaganda im Ausland teilzunehmen? Sie sind gewiß Ihr Leben lang an irgendeiner Verschwörung beteiligt gewesen!« rief ich unwillkürlich.

»Nein, mein Freund, ich habe mich an keiner Verschwörung beteiligt. Aber deine Augen haben ja ordentlich zu funkeln angefangen; ich höre deine Ausrufe gern, mein Lieber. Nein, der Grund meiner damaligen Abreise war einfach eine Melancholie, die mich plötzlich überkommen hatte. Es war die Melancholie des russischen Adligen – wirklich, ich weiß mich nicht besser auszudrücken. Die adlige Melancholie – weiter nichts.«

»Die Leibeigenschaft ... die Befreiung der Bauern?« murmelte ich, mühsam atmend.

»Die Leibeigenschaft? Du glaubst, daß ich der Leibeigenschaft nachtrauerte? Daß ich die Befreiung der Bauern nicht ertragen konnte? O nein, mein Freund; wir selbst sind ja die Befreier gewesen. Ich wanderte ohne jeden Groll aus. Ich war soeben Friedensrichter gewesen und hatte in dieser Stellung mit Aufbietung meiner ganzen Kraft und mit völliger Uneigennützigkeit gewirkt; auch das war nicht der Grund meines Weggehens, daß ich für meine liberalen Bestrebungen wenig Dank geerntet hatte. Wir haben alle damals keinen Dank geerntet, wir, das heißt wieder Leute wie ich. Ich bin eher mit einem Gefühl des Stolzes als der Reue weggegangen, und glaube mir, der Gedanke, es sei nun für mich das richtige, mein

Leben als bescheidener Schuster zu beschließen, lag mir ganz fern. Je suis gentilhomme avant tout et je mourrai gentilhomme! Aber dennoch war mir traurig zumute. Solche Menschen wie mich gibt es in Rußland vielleicht etwa tausend, in der Tat mehr wohl nicht, aber das ist ja auch ganz ausreichend, damit die Idee nicht ausstirbt. Wir sind die Träger einer Idee, mein Lieber! ... Mein Freund, ich rede in der seltsamen Hoffnung, daß du all dieses Kauderwelsch verstehen wirst. Ich habe dich in einer Laune des Herzens gebeten herzukommen: ich hatte es mir schon lange ausgemalt, wie ich dir manches sagen wollte ... dir, gerade dir. Aber übrigens ... übrigens ...«

»Nein, reden Sie!« rief ich. »Ich sehe auf Ihrem Gesicht wieder den Ausdruck der Aufrichtigkeit ... Nun? Hat Westeuropa Sie zu neuem Leben auferweckt? Und was hat es mit Ihrer »adligen Melancholie« für eine Bewandnis? Verzeihen Sie, Teuerster, ich verstehe noch nicht.«

»Ob mich Westeuropa zu neuem Leben auferweckt hat? Aber ich bin ja selbst damals hingefahren, um es zu beerdigen!«

»Um es zu beerdigen?« wiederholte ich erstaunt.

Er lächelte.

»Freund Arkadij, jetzt ist meine Seele von Rührung ergriffen, und ich habe mich geistig aufgelehnt. Ich werde niemals die ersten Augenblicke vergessen, die ich damals in Westeuropa erlebte. Ich hatte auch früher schon dort gelebt; aber damals war eine besondere Zeit, und ich war noch nie vorher mit einer so untröstlichen Traurigkeit und ... mit einer solchen Liebe hingefahren wie damals. Ich will dir einen der ersten Eindrücke erzählen, die ich dort empfang, einen Traum, den ich damals hatte, einen wirklichen Traum. Es war

noch in Deutschland. Ich war eben aus Dresden abgereist und in der Zerstretheit über die Station, wo ich hätte umsteigen müssen, hinausgefahren und so auf eine falsche Linie geraten. Man veranlagte mich sehr bald zum Aussteigen; es war zwischen zwei und drei Uhr nachmittags und ein klarer Tag. Es war ein kleines deutsches Städtchen. Man wies mich nach einem Gasthaus. Ich mußte warten: der nächste Zug ging erst um elf Uhr nachts. Ich war mit diesem Abenteuer sogar ganz zufrieden, weil ich keine besondere Eile hatte, irgendwohin zu kommen. Ich trieb mich wie ein Nomade in der Welt umher, mein Freund, wie ein Nomade. Das Gasthaus erwies sich als ein elendes, kleines Ding, lag aber ganz im Grünen und war, wie das dort überall Sitte ist, von Blumenbeeten umgeben. Man gab mir ein enges Zimmerchen, und da ich die ganze Nacht unterwegs gewesen war, so schlief ich nach Tisch, um vier Uhr nachmittags, ein.

Ich hatte einen Traum, der mich völlig überraschte, weil ich dergleichen noch nie geträumt hatte. In Dresden hatte ich in der Gemäldegalerie ein Bild von Claude Lorrain gesehen, das im Katalog ›Acis und Galatea‹ hieß; ich aber hatte es immer ›Das Goldene Zeitalter‹ genannt, ich weiß selbst nicht warum. Ich hatte es auch früher schon gesehen, und nun, vor drei Tagen auf der Durchreise, hatte es wieder meine Aufmerksamkeit erregt. Dieses Bild also sah ich im Traum, aber nicht als Bild, sondern als Wirklichkeit. Ich weiß jedoch nicht, was ich eigentlich träumte; es war gerade wie auf dem Bild ein abgelegener Ort des griechischen Archipels, wobei ich auch um dreitausend Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt war; blaue, freundliche Wellen, Inseln und Felsen, ein blühendes Gestade, ein zauberhaftes Panorama in der Ferne, eine prachtvoll untergehende Sonne – es läßt sich mit Worten nicht schildern. Hier hat die Wiege der europäischen Menschheit gestanden, wie diese sich zu erinnern glaubt, und dieser Gedanke erfüllte auch meine Seele mit einer Art Heimatgefühl. Hier war das irdische Paradies der Menschheit: die Götter stiegen vom Himmel herab und schlossen Ver-

wandtschaft mit den Menschen ... Oh, hier lebten schöne Menschen! Glücklich und unschuldig standen sie morgens auf und schliefen sie abends ein; die Wiesen und Haine waren voll von ihren Liedern und fröhlichen Rufen; der große Überschuß unverehrter Kräfte wurde auf Liebe und harmlose Freude verwendet Die Sonne überflutete sie mit Wärme und Licht und freute sich über ihre schönen Kinder ... Ein wundervoller Traum, ein edler Irrtum der Menschheit! Das Goldene Zeitalter ist die unwahrscheinlichste Träumerei von allen, die es jemals gegeben hat, aber für diese Träumerei haben die Menschen ihr Leben und alle ihre Kräfte hingegeben; für sie haben sich die Propheten abgemüht, und für sie sind sie gestorben; ohne sie wollen die Völker nicht leben, und ohne sie können sie nicht einmal sterben! Und dieses ganze Gefühl durchlebte ich gleichsam, in diesem Traum; die Felsen und das Meer und die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne – das alles glaubte ich noch zu sehen, als ich erwachte und die Augen öffnete, die mir tatsächlich von Tränen feucht waren. Ich erinnere mich, daß ich mich freute. Das Gefühl einer mir bisher unbekannt Glückseligkeit zog durch mein Herz, das davon sogar schmerzte; das war die Liebe zur ganzen Menschheit Es war schon ganz Abend geworden; in das Fenster meines kleinen Zimmers drang durch die Blätter der auf dem Fensterbrett stehenden Blumen ein Bündel schräger Strahlen und übergieß mich mit Licht. Und siehe da, mein Freund, siehe da: diese untergehende Sonne des ersten Tages der europäischen Menschheit, die ich in meinem Traum gesehen hatte, verwandelte sich für mich sogleich nach meinem Erwachen in die untergehende Sonne des letzten Tages der europäischen Menschheit! Gerade damals ertönten über Europa sozusagen die Klänge der Totenglocke! Ich rede nicht nur vom Kriege und von den Tuileries; ich hatte ohnehin gewußt, daß alles vergeht und das ganze Antlitz der alten westeuropäischen Welt sich früher oder später ändern würde: aber als russischer Europäer konnte ich mich nicht dareinfinden. Ja, sie hatten damals gerade die Tuileries niedergebrannt ... Oh, sei unbesorgt, ich weiß, daß das eine ›logische‹ Handlung war,

und habe volles Verständnis für die Unwiderstehlichkeit der im Fluß befindlichen Idee, aber als Träger des höchsten russischen Kulturgedankens konnte ich mich nicht dareinfinden, denn der höchste russische Gedanke ist die allgemeine Versöhnung der Ideen. Und wer in der ganzen Welt hätte damals einen solchen Gedanken verstehen können; ich irrte allein umher. Ich rede nicht von mir persönlich, ich rede von dem russischen Gedanken. Dort gab es Kampf und Logik; da war der Franzose weiter nichts als Franzose und der Deutsche weiter nichts als Deutscher, und zwar mit größerer Anspannung der Kräfte als jemals im Lauf ihrer Geschichte; mithin hat niemals der Franzose seinem Frankreich und niemals der Deutsche seinem Deutschland so viel Schaden zugefügt, wie gerade damals! Damals gab es in ganz Europa keinen einzigen Europäer! Nur ich allein konnte mitten unter allen Petroleusen ihnen ins Gesicht sagen, daß ihre Niederbrennung der Tuilerien ein Fehler war; und nur ich allein konnte mitten unter allen rachgierigen Konservativen diesen Rachgierigen sagen, daß die Niederbrennung der Tuilerien zwar ein Verbrechen war, aber doch eine logische Handlung. Und dies darum, mein Junge, weil ich, der Russe, damals in Europa *der einzige Europäer* war. Ich rede nicht von mir, ich rede von dem ganzen russischen Gedanken. Ich irrte umher, mein Freund, ich irrte umher und wußte auf das bestimmteste, daß ich schweigen und umherirren mußte. Aber dennoch war mir traurig zumute. Ich lege Wert auf meinen Adel, mein Junge, ich kann nicht anders. Ich glaube, du lachst?«

»Nein, ich lache nicht«, sagte ich tief ergriffen, »ich lache ganz und gar nicht; Sie haben durch Ihre Vision des Goldenen Zeitalters mein Herz erschüttert, und seien Sie überzeugt, daß ich anfangs, Sie zu verstehen. Aber am meisten freue ich mich darüber, daß Sie eine solche Achtung vor sich selbst haben. Ich beeile mich, Ihnen das auszusprechen. Ich hätte das nie von Ihnen erwartet!«

»Ich habe dir schon gesagt, daß ich deine Ausrufe gern höre, mein Lieber«, erwiderte er, wieder über meinen naiven Ausruf lächelnd; dann stand er vom Stuhl auf und begann, ohne sich dessen bewußt zu sein, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich erhob mich ebenfalls. Er fuhr fort, in seiner seltsamen Redeweise, aber von seinen Gedanken in tiefster Seele bewegt, zu sprechen.

III

»Ja, mein Junge, ich sage es noch einmal: ich lege Wert auf meinen Adel, ich kann nicht anders. Bei uns hat sich im Laufe der Jahrhunderte ein sonst noch nirgends dagewesener höchster Kulturtypus herausgebildet, den es in der ganzen übrigen Welt nicht gibt: der Typus des universalen Kummers um alle. Das ist ein russischer Typus, aber da er in der höchsten Kulturschicht des russischen Volkes aufgekommen ist, so habe ich die Ehre, zu ihm zu gehören. Auf ihm beruht die Zukunft Rußlands. Wir sind unser vielleicht nur tausend Menschen, vielleicht etwas mehr, vielleicht etwas weniger – aber ganz Rußland hat bisher nur zu dem Zweck gelebt, diese tausend Menschen hervorzubringen. Man kann sagen, das sei herzlich wenig, und sich darüber entrüsten, daß zur Hervorbringung von tausend Menschen so viele Jahrhunderte und so viele Millionen Menschen aufgewendet sein sollen. Aber meiner Ansicht nach ist das nicht wenig.«

Ich hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Ich sah nun klar, welches seine Überzeugungen waren, welche Richtung er in seinem ganzen Leben verfolgt hatte. Durch seine Bemerkung über die »tausend Menschen« trat sein eigenes Bild mit plastischer Deutlichkeit heraus! Ich hatte die Empfindung, daß seine Mitteilbarkeit mir gegenüber durch irgendeine äußere Erschütterung hervorgerufen

war. Er hielt mir alle diese warmherzigen Reden gewiß in liebevoller Zuneigung; aber die Ursache, weshalb er auf einmal zu reden begonnen und weshalb er so sehr gewünscht hatte, gerade mit mir zu reden, diese Ursache war mir immer noch unbekannt geblieben.

»Ich wanderte aus«, fuhr er fort, »und ich grämte mich um nichts, was hinter mir blieb. Ich hatte meinem russischen Vaterland, solange ich in ihm weilte, so gut gedient, wie es nur irgend in meinen Kräften stand; auch als ich weggegangen war, fuhr ich fort, ihm zu dienen, nur hatte ich die Idee erweitert. Aber indem ich ihm so diene, diene ich ihm weit besser, als wenn ich nichts weiter als Russe gewesen wäre, in ähnlicher Weise, wie der Franzose nichts weiter als Franzose und der Deutsche nichts weiter als Deutscher war. In Europa hat man dafür vorläufig noch kein Verständnis. Europa hat die edlen Typen des Franzosen, des Engländers, des Deutschen geschaffen, aber wie sein künftiger Mensch aussehen soll, davon weiß es noch fast nichts. Und wie es scheint, will es fürs erste auch noch gar nichts davon wissen. Und das ist ja auch begreiflich: sie sind nicht frei, wir aber sind frei. In ganz Westeuropa war damals ich mit meiner russischen Melancholie der einzige freie Mensch ...

Beachte eine Sonderbarkeit, mein Freund: jeder Franzose kann sowohl seinem Vaterland Frankreich als auch der Menschheit nur dann dienen, wenn er im höchsten Grade Franzose bleibt; ebenso steht es mit dem Engländer und dem Deutschen. Nur der Russe hat sogar schon in unserer Zeit, das heißt schon lange bevor das allgemeine Fazit gezogen wird, die Fähigkeit erlangt, gerade dann im höchsten Grade Russe zu werden, wenn er im höchsten Grade Europäer wird. Das ist der wesentlichste nationale Unterschied zwischen uns und allen andern, und es steht in dieser Hinsicht bei uns anders als überall sonst. Ich bin in Frankreich ein Franzose, im Verkehr mit Deutschen ein Deutscher, wenn ich mich mit den alten

Griechen abgebe, ein Grieche, und eben dadurch bin ich im höchsten Grade ein Russe, eben dadurch bin ich ein echter Russe und diene meinem Vaterland am besten, denn ich bringe seinen Hauptgedanken zur Geltung. Ich bin ein Pionier dieses Gedankens. Ich bin damals ausgewandert, aber habe ich etwa Rußland im Stich gelassen? Nein, ich habe fortgefahren, ihm zu dienen. Mag ich auch in Westeuropa nichts getan haben, mag ich auch nur, um umherzuirren, dorthin gegangen sein (und ich wußte, daß ich nur zu diesem Zweck hingekommen war): es genügte schon das eine, daß ich mit meinen Gedanken und mit meiner Erkenntnis hingekommen war. Ich trug meine russische Melancholie dorthin. Oh, was mich so erschreckte, war nicht nur das viele damals vergossene Blut, auch nicht einmal der Brand der Tuilerien, sondern alles, was noch folgen mußte. Ihnen ist beschieden, noch lange miteinander zu ringen, weil sie noch zu sehr Deutsche und zu sehr Franzosen sind und ihren Part in diesen Rollen noch nicht zu Ende geführt haben. Aber mir ist es leid um die Verwüstungen, die bis dahin noch stattfinden werden. Einem Russen ist Europa ebenso teuer wie Rußland; jeder Stein dort ist ihm lieb und teuer. Europa ist ebenso unser Vaterland gewesen wie Rußland. Oh, noch mehr! Niemand kann Rußland mehr lieben, als ich es tue, aber ich habe mir nie einen Vorwurf deswegen gemacht, daß mir Venedig, Rom, Paris, ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze und ihre ganze Geschichte teurer sind als Rußland. Oh, den Russen sind sie teuer, diese alten, fremden Steine, diese Wunderwerke des Altertums, diese Trümmer heiliger Wunderwerke, und sie sind uns sogar teurer als den dort Lebenden selbst! Die haben jetzt andere Gedanken und andere Gefühle und haben aufgehört, die alten Steine zu schätzen ... Dort kämpft der Konservative nur den Kampf ums Dasein; und auch dem Petroleur geht es lediglich um das Recht auf sein tägliches Stück Brot. Nur Rußland lebt nicht für sich, sondern für die Ideen, und du mußt zugeben, mein Freund, es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß Rußland nun schon ein Jahrhundert lang entschieden nicht für sich, sondern nur für Europa lebt! Aber wie steht es

mit denen dort? Oh, denen sind noch schreckliche Leiden beschieden, ehe sie das Reich Gottes erlangen werden.«

Ich muß gestehen, ich hörte ihm in starker Verwirrung zu; sogar der Ton seiner Rede erschreckte mich, obgleich ich mich dem Eindruck seiner Gedanken nicht entziehen konnte. Ich fürchtete ängstlich, er könne eine Unwahrheit sagen. Auf einmal bemerkte ich in ernstem Ton:

»Sie sagten soeben: »das Reich Gottes«. Ich habe gehört, Sie hätten dort von Gott gepredigt und Büsserketten getragen?«

»Von meinen Büsserketten wollen wir nicht reden«, versetzte er lächelnd, »das steht auf einem ganz andern Blatt. Ich habe damals noch nichts gepredigt, aber um ihren Gott habe ich mich gegrämt, das ist wahr. Sie proklamierten damals den Atheismus ... zwar nur ein Häuflein von ihnen, aber das macht keinen Unterschied; es waren nur die vordersten Renner, aber es war der erste Schritt zur *Ausführung*; darin lag seine Bedeutung. Darin zeigte sich wieder ihre Logik; aber mit der Logik ist immer eine gewisse Melancholie verbunden. Ich gehörte einer andern Kulturrichtung an, und mein Herz sträubte sich dagegen. Diese Undankbarkeit, mit der sie sich von der Idee trennten, dieses Auspfeifen und Bewerfen mit Schmutz war mir unerträglich. Die Schusterhaftigkeit dieses Vorgehens beängstigte mich. Übrigens hat die Wirklichkeit immer so eine Art von Stiefelgeruch, sogar beim eifrigsten Streben nach dem Ideal, und ich hätte das natürlich wissen sollen; aber ich war eben ein Mensch von einem andern Typus: ich war frei in meiner Wahl und sie nicht, und ich weinte, weinte für sie, weinte um die alte Idee und weinte vielleicht echte Tränen ohne alles Getue.«

»Glaubten Sie denn so fest an Gott?« fragte ich mißtrauisch.

»Mein Freund, das ist vielleicht eine müßige Frage. Gesetzt auch, daß ich nicht sehr fest an ihn glaubte, so konnte ich doch nicht umhin, mich um die Idee zu grämen. Notwendigerweise überlegte ich mir mitunter, wie der Mensch ohne Gott leben wird, und ob dies überhaupt jemals möglich sein wird. Mein Herz beantwortete diese Frage immer dahin, daß es unmöglich sei; aber eine gewisse Periode des Unglaubens ist doch wohl möglich ... Für mich besteht sogar kein Zweifel daran, daß diese Periode heranrückt; aber ich habe mir immer ein ganz anderes Bild davon gemacht ...«

»Was denn für ein Bild?«

Allerdings hatte er schon vorher gesagt, daß er glücklich sei, und selbstverständlich lag in seinen Worten viel Exaltiertheit; so faßte ich denn auch vieles von dem, was er damals sagte, auf. Natürlich kann ich mich aus Achtung vor diesem Mann nicht dazu entschließen, unser gesamtes damaliges Gespräch schriftlich der Nachwelt zu überliefern; aber einige Striche des seltsamen Bildes, das ich ihm abgewann, will ich hier doch vorführen. Ganz besonders hatten mich immer, die ganze frühere Zeit, diese »Büßerketten« gepeinigt, und ich hätte gern über sie Klarheit gewonnen – daher fragte ich hiernach beharrlich. Einige phantastische und höchst seltsame Ideen, die er damals aussprach, sind in meinem Herzen haften-geblieben.

»Ich stelle mir vor, mein Lieber«, begann er mit einem nachdenklichen Lächeln, »daß der Kampf bereits zu Ende ist und der Streit sich gelegt hat. Nach den Flüchen, dem Bewerfen mit Schmutz und dem Auspfeifen ist Ruhe eingetreten, und die Menschen sind *allein* zurückgeblieben, wie sie das gewünscht hatten: die große, frühere Idee hat sie verlassen; der große Kraftquell, von dem sie bisher genährt und erwärmt wurden, ist dahingegangen wie jene majestätische, prächtige Sonne auf dem Bild von Claude Lorrain, aber dies

ist nun gleichsam der letzte Tag der Menschheit. Und die Menschen sind auf einmal zu der Erkenntnis gelangt, daß sie ganz allein geblieben sind, und fühlen plötzlich eine große Verwaisheit. Mein lieber Junge, ich habe mir niemals die Menschen als undankbar und als verdummt vorstellen können. Die verwaiseten Menschen würden sich sofort enger- und liebevoller aneinander anschließen; sie würden einander an den Händen fassen, in dem Bewußtsein, daß jetzt nur sie allein ein jeder des andern ein und alles sind! Die große Idee der Unsterblichkeit wäre verschwunden und müßte durch irgend etwas ersetzt werden; und die ganze reiche Fülle der früheren Liebe zu ihm, der auch die Unsterblichkeit war, würde sich bei allen der Natur, der Welt, dem Menschen, einem jeden Grashälmschen zuwenden. Sie würden die Erde und das Leben unwiderstehlich lieb gewinnen, und zwar in demselben Maße, in dem sie sich allmählich ihrer Vergänglichkeit und Endlichkeit bewußt würden, und diese Liebe würde eine ganz besondere, der früheren unähnliche Liebe sein. Sie würden in der Natur solche Erscheinungen und Geheimnisse wahrnehmen und entdecken, wie sie sie früher gar nicht vermutet hatten, denn sie würden die Natur mit neuen Augen betrachten, mit dem Blick, mit dem ein Liebender die Geliebte ansieht. Sie würden wie aus einem Rausche erwachen und eilig einander küssen, eilig einander lieben, in dem Bewußtsein, daß ihre Tage kurz sind, daß dies alles ist, was ihnen bleibt. Sie würden füreinander arbeiten, und ein jeder würde sein ganzes Eigentum allen hingeben und allein dadurch sich glücklich fühlen. Jedes Kind würde es wissen und fühlen, daß jeder Mensch auf der Welt es mit ihm so gut meint wie ein Vater oder eine Mutter. »Mag auch morgen mein letzter Tag sein«, würde ein jeder beim Anblick der untergehenden Sonne denken, »das tut nichts, ich werde sterben, aber die andern alle werden hierbleiben und nach ihnen ihre Kinder«, - und dieser Gedanke, daß die andern dableiben werden und einander weiterlieben und umeinander besorgt sein werden, dieser Gedanke würde einen ausreichenden Ersatz für den Gedanken an ein Wiedersehen nach dem Tode bilden. Oh, sie würden es eilig haben, zu lieben, um die große

Traurigkeit in ihren Herzen zu lindern. Sie würden stolz und kühn sein, wo es sich um sie selbst handelt, aber ängstlich bedacht auf das Wohl des Nächsten; jeder würde für das Leben und für das Glück des andern zittern. Sie würden zärtlich zueinander sein und sich dessen nicht schämen, wie sie es jetzt tun, und würden einander lieblosen wie Kinder. Bei allen Begegnungen würden sie einander mit tiefem, seelenvollem Blick in die Augen sehen, und in ihren Blicken würde Liebe und Trauer liegen ...

Mein Lieber«, unterbrach er sich plötzlich lächelnd, »alles das ist ja ein Phantasiegebilde, und sogar ein sehr unwahrscheinliches; aber ich habe mir das schon sehr, sehr oft ausgemalt, weil ich mein ganzes Leben lang ohne das nicht leben konnte, sondern dauernd daran denken mußte. Ich rede nicht von meinem Glauben: mein Glaube ist fest, ich bin Deist, philosophischer Deist, wie nach meiner Annahme unser ganzes Tausend; aber ... aber es ist merkwürdig, daß ich das so entworfene Bild immer mit einer Vision abschloß wie bei Heine: ›Christus auf der Ostsee‹. Ich konnte ihn in meinen Gedanken nicht weglassen; ich konnte nicht umhin, ihn mir schließlich inmitten der verwaisten Menschen vorzustellen. Er trat zu ihnen, streckte ihnen die Hände entgegen und sagte: ›Wie konntet ihr ihn vergessen?‹ Und dann würde allen gleichsam die Binde von den Augen fallen, und es würde der große, begeisterte Hymnus der neuen, letzten Wiedergeburt erschallen ...

Lassen wir dieses Thema, mein Freund; meine ›Büßerketten‹ aber sind dummes Zeug; über die beunruhige dich nicht weiter! Aber noch eins: du weißt, daß ich für gewöhnlich in meinen Äußerungen zurückhaltend und nüchtern bin; wenn ich mich jetzt habe mehr gehenlassen, so kommt das von ... von mancherlei Gefühlen her und davon, daß ich gerade – mit dir rede; einem andern würde ich dergleichen niemals sagen. Das füge ich hinzu, um dich zu beruhigen.«

Aber ich war ganz gerührt; an eine Unwahrheit, wie ich sie befürchtet hatte, war nicht zu denken, und ich freute mich besonders darüber, daß ich nunmehr klar erkannt hatte, daß er tatsächlich sich gegrämt und gelitten und tatsächlich und unzweifelhaft viel geliebt hatte – und diese Erkenntnis war mir am wertvollsten. Ich sagte ihm das mit warmer Empfindung.

»Aber wissen Sie«, fügte ich auf einmal hinzu, »ich glaube, daß Sie doch trotz all Ihres Grams sich damals außerordentlich glücklich gefühlt haben müssen.«

Er lachte vergnügt auf.

»Du beweist heute in deinen Bemerkungen einen besonderen Scharfsinn«, sagte er. »Nun ja, ich fühlte mich glücklich, und konnte ich denn auch mit einem solchen Gram unglücklich sein? Es gibt keinen freieren, glücklicheren Menschen als so einen umherirrenden Russen aus unserem Tausend. Das sage ich wahrlich nicht im Scherz; es steckt viel Ernst darin. Und ich hätte meinen Gram für kein anderes Glück hingegeben. In diesem Sinn habe ich mich immer glücklich gefühlt, mein Lieber, mein ganzes Leben lang. Und infolge dieses Glücksgefühls gewann ich damals auch deine Mutter zum erstenmal in meinem Leben wahrhaft lieb.«

»Wie meinen Sie das: zum erstenmal in Ihrem Leben?«

»Ganz wörtlich. Während ich so umherirrte und mich grämte, gewann ich sie lieb wie nie zuvor und rief sie sofort zu mir.«

»Oh, erzählen Sie mir auch davon etwas, erzählen Sie mir von Mama!«

»Eben darum habe ich dich ja gebeten, zu mir zu kommen«, versetzte er mit heiterem Lächeln, »ich fürchtete schon, du wolltest mir mein rücksichtsloses Benehmen gegenüber Mama wegen einer Beteiligung an den Bestrebungen Herzens oder an irgendeiner kleinen Verschwörung im Ausland verzeihen ...«

Achtes Kapitel

I

Da wir damals den ganzen Abend miteinander redeten und bis spät in die Nacht hinein zusammensaßen, so werde ich nicht das ganze Gespräch hier niederschreiben, sondern nur diejenigen Stücke wiedergeben, durch die ich endlich über einen rätselhaften Punkt in seinem Leben Klarheit gewann.

Ich beginne mit der Bemerkung, daß es für mich außer Zweifel steht, daß er Mama liebte und, wenn er von ihr wegreste, sie im Stich ließ und »die Beziehungen zu ihr löste«, der Grund natürlich der war, daß er sich bei ihr langweilte, oder sonst etwas in dieser Art, was übrigens bei allen Menschen in der Welt vorkommt, aber immer schwer zu erklären ist. Im Ausland gewann er, übrigens erst nach langer Zeit, auf einmal Mama in ihrer Abwesenheit wieder lieb, das heißt in Gedanken, und rief sie zu sich. Man wird vielleicht sagen: »Ein närrischer Einfall!«, aber ich fasse es anders auf: meines Erachtens war seine Handlungsweise so ernst, wie es überhaupt nur im menschlichen Leben möglich ist, trotz des offensichtlichen Müßiggängertums, das ich zum Teil nicht in Abrede stellen will. Aber ich kann versichern, daß ich seinen europäischen Gram unbedenklich nicht nur auf die gleiche Stufe, sondern sogar unvergleichlich

höher stelle als irgendeine moderne praktische Tätigkeit auf dem Gebiet des Eisenbahnbaues. Seine Liebe zur Menschheit erkenne ich als ein durchaus aufrichtiges, tiefes Gefühl ohne alles Blendwerk an und seine Liebe zu Mama als etwas ganz Unbestreitbares, wenn auch vielleicht ein wenig Phantastisches. Im Ausland, in seinem Gram und seinem Glücksgefühl und, wie ich hinzufüge, in der strengsten mönchischen Vereinsamung (diese besondere Mitteilung habe ich erst später von Tatjana Pawlowna erhalten) erinnerte er sich plötzlich an Mama und namentlich an ihre eingefallenen Wangen und ließ sie sogleich zu sich kommen.

»Mein Freund«, sagte er unter anderm, und diese Worte schienen unwiderstehlich aus seinem Innern hervorzubrechen, »ich wurde mir auf einmal bewußt, daß meine Bemühungen um die Idee mich als sittliches, vernünftiges Wesen durchaus nicht von der Verpflichtung befreien, im Laufe meines Lebens wenigstens einen Menschen praktisch glücklich zu machen.«

»War wirklich ein solcher bloß theoretischer Gedanke der Beweggrund zu allem?« fragte ich zweifelnd.

»Das ist kein bloß theoretischer Gedanke. Übrigens – meinerwegen. Hier kam jedoch alles zusammen: ich liebte ja doch deine Mutter wirklich, aufrichtig, und nicht nur theoretisch. Hätte ich sie nicht geliebt, so hätte ich sie nicht zu mir gerufen, sondern irgendeinen sich dazu bereit findenden Deutschen oder eine Deutsche glücklich gemacht, wenn ich mir nun einmal diese Idee ausgesonnen hatte. Aber unter allen Umständen auf irgendeine Weise wenigstens ein Wesen im Laufe des Lebens glücklich zu machen, aber jedenfalls praktisch, das heißt in Wirklichkeit, das möchte ich für jeden gebildeten Menschen als Gebot hinstellen; ähnlich wie ich im Hinblick auf die Entwaldung Rußlands es jedem Bauern zum Gesetz oder zur Pflicht machen möchte, wenigstens einen Baum in seinem Leben zu

pflanzen; übrigens würde *ein* Baum wohl zu wenig sein, man könnte ihm auch befahlen, jedes Jahr einen Baum zu pflanzen. Der höherstehende, gebildete Mensch, der einen höheren Gedanken verfolgt, wird manchmal ganz von den Dingen des täglichen Lebens abgezogen, wird lächerlich, launisch, kalt und, um es dir geradeheraus zu sagen, sogar dumm, und nicht nur im praktischen Leben, sondern schließlich sogar dumm in seinen Theorien. Auf diese Weise würde die Pflicht, sich praktisch zu betätigen und wenigstens *ein* lebendes Wesen glücklich zu machen, in Wirklichkeit als ein Korrektiv und Auffrischungsmittel für den Wohltäter selbst dienen. Als Theorie ist das sehr lächerlich; aber wenn es in die Praxis überginge und zum stehenden Brauch würde, so würde es gar nicht so dumm sein. Ich habe das an mir selbst erfahren: kaum hatte ich angefangen, diese Idee von dem neuen Gebot zu entwickeln - und zwar anfangs selbstverständlich nur im Scherz -, als ich auf einmal die ganze Stärke der in meinem Innern verborgenen Liebe zu deiner Mutter zu fühlen begann. Bis dahin hatte ich überhaupt noch nicht begriffen, daß ich sie liebte. Solange ich mit ihr zusammengelebt hatte, hatte ich nur an ihr mein Vergnügen gehabt, solange sie noch schön war, und dann war ich ihr gegenüber launisch geworden. Erst in Deutschland kam es mir zum Bewußtsein, daß ich sie liebte. Das begann mit ihren eingefallenen Wangen, die ich mir niemals ins Gedächtnis zurückrufen und die ich manchmal auch nicht ansehen konnte, ohne einen Schmerz im Innersten zu empfinden, im eigentlichen Sinne des Wortes einen wirklichen, physischen Schmerz. Es gibt schmerzliche Erinnerungen, mein Lieber, die einen tatsächlichen Schmerz hervorrufen; solche Erinnerungen besitzt fast jeder Mensch, nur daß die Leute sie vergessen; aber es kommt vor, daß sie sich dann auf einmal an so etwas erinnern, und wenn es auch nur ein unbedeutender Zug ist, und daß sie sich dann nicht mehr davon losmachen können. Ich begann mich an tausend Einzelheiten aus meinem Zusammenleben mit Sonja zu erinnern; zuletzt kamen sie mir von selbst ins Gedächtnis und drängten sich mir massenhaft auf und marterten mich beinahe, während ich auf Sonja wartete. Am

ärgsten quälte mich die Erinnerung an ihre stete Unterwürfigkeit unter meinen Willen und daran, daß sie stets geglaubt hatte, in jeder Hinsicht tief unter mir zu stehen – denke dir nur: sogar in physischer Hinsicht. Sie schämte sich und wurde rot, wenn ich manchmal ihre Hände und Finger betrachtete, die ganz und gar nichts Aristokratisches haben. Und sie schämte sich nicht nur ihrer Finger, sondern ihres ganzen Aussehens, obwohl ich doch ihre Schönheit liebte. Auch war sie mir gegenüber immer verschämt bis zur Scheu; schlimm war dabei, daß in dieser Verschämtheit immer eine Art Angst sichtbar wurde. Kurz, sie meinte, im Vergleich zu mir etwas Wertloses oder sogar beinahe etwas Unanständiges zu sein. Wahrhaftig, in der ersten Zeit habe ich manchmal gedacht, sie halte mich immer noch für ihren Herrn und fürchte sich vor mir, aber die Sache lag doch ganz anders. Und dabei kann ich dir versichern, daß sie mehr als sonst jemand imstande war, meine Fehler zu erkennen; ja ich habe in meinem Leben nie eine Frau mit einem so feinfühligem, ahnungsvollem Herzen gefunden. Oh, wie unglücklich war sie, wenn ich in der ersten Zeit, als sie noch hübsch war, von ihr verlangte, sie solle sich schön und vornehm kleiden. Ihr Ehrgefühl sträubte sich dagegen, und auch noch in anderer Hinsicht fühlte sie sich dadurch verletzt: sie sah ein, daß sie doch nie eine Dame sein konnte und in einer ihrem Stand nicht entsprechenden Kleidung nur lächerlich aussehen würde. Als Frau aber wollte sie in ihren Kleidern nicht lächerlich aussehen, und sie sah ein, daß jede Frau nur die *zu ihr passende* Kleidung tragen dürfe, was Tausende und Hunderttausende von Frauen niemals begreifen, die immer nur nach der Mode gekleidet sein wollen. Sie fürchtete sich vor meinem spöttischen Blick – das war's! Aber besonders traurig machte mich die Erinnerung an ihren Blick voll tiefen Erstaunens, den ich während der ganzen Zeit unseres Zusammenlebens oft auf mir ruhen gefühlt hatte; in diesem Blick bekundete sich ein völliges Verständnis für ihr Schicksal und die sie erwartende Zukunft, so daß dieser Blick in mir selbst mitunter eine peinliche Empfindung hervorrief, obgleich ich, wie ich bekenne, mich damals nicht mit ihr in Gesprä-

che darüber einließ und all diese Dinge sozusagen von oben herab behandelte. Und weißt du, sie ist ja doch nicht immer so ängstlich und scheu gewesen wie jetzt; und auch jetzt kommt es vor, daß sie auf einmal heiter und ordentlich wieder hübsch wird wie eine Zwanzigjährige; aber damals in ihrer Jugend plauderte und lachte sie manchmal sehr gern, natürlich in einer Gesellschaft, die zu ihr paßte: mit den Dienstmädchen und armen Frauen, die bei fremden Leuten das Gnadensbrot essen; und wie fuhr sie zusammen, wenn ich sie mitunter plötzlich mitten im Lachen überraschte, wie jäh errötete sie, und wie ängstlich blickte sie mich an! Einmal, nicht lange vor meiner Abreise ins Ausland, das heißt kurz bevor ich die Beziehungen zu ihr löste, trat ich in ihr Zimmer und fand sie allein an einem Tischchen, ohne jede Arbeit; sie stützte sich mit dem einen Ellbogen auf das Tischchen und war tief in Gedanken versunken. Es war sonst fast nie bei ihr vorgekommen, daß sie so ohne Arbeit dagesessen hatte. Zu jener Zeit hatte ich schon längst aufgehört, sie zu lieblosen. Es gelang mir, mich ihr sehr leise auf den Zehenspitzen zu nähern, sie plötzlich zu umarmen und zu küssen. Sie sprang auf – und niemals werde ich dieses Entzücken, diesen Ausdruck von Glückseligkeit auf ihrem Gesicht vergessen, aber auf einmal wurde er von einem hastigen Erröten abgelöst, und ihre Augen begannen zu funkeln. Weißt du, was ich in diesem funkelnenden Blick las? ›Du hast mir ein Almosen gereicht – so ist es!‹ Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und gab als Grund an, ich hätte sie erschreckt, aber es machte mich schon damals nachdenklich. Und überhaupt sind alle solche Erinnerungen eine sehr peinliche Sache, mein Freund. Das hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem, was man bei großen Schriftstellern erlebt: in deren Werken kommen manchmal solche *ergreifenden* Szenen vor, daß man sich nachher sein ganzes Leben lang nur mit Schmerz an sie erinnert: zum Beispiel der letzte Monolog Othellos bei Shakespeare, Jewgenijs Worte, als er zu Tatjanas Füßen liegt, oder die Begegnung des entsprungene[n] Sträflings mit dem kleinen Mädchen in der kalten Nacht am Brunnen in Viktor Hugos ›Misérables‹; so etwas durch-

bohrt einem einmal das Herz, und die Wunde bleibt dann fürs ganze Leben. Oh, wie ich auf Sonja wartete, und wie es mich verlangte, sie recht bald zu umarmen! Mit krampfhafter Ungeduld phantasierte ich von einem ganz neuen Lebensprogramm; ich erging mich in Träumereien darüber, wie ich allmählich durch methodische Bemühung in ihrer Seele diese beständige Furcht vor mir autilgen und ihr ihren eigenen Wert und all die schönen Eigenschaften, durch die sie mich sogar überragte, klarmachen wollte. Oh, ich wußte auch damals schon nur zu gut, daß ich deine Mama immer sofort zu lieben anfang, sobald ich von ihr getrennt war, und immer plötzlich ihr gegenüber abkühlte, sobald ich wieder mit ihr zusammenkam; aber in jenem Fall lag die Sache doch anders, ganz anders.«

Ich war erstaunt. »Und *sie?*« Diese Frage blitzte in meinem Kopfe auf.

»Nun, und wie gestaltete sich damals Ihr Zusammentreffen mit Mama?« fragte ich vorsichtig.

»Damals? Ich kam damals überhaupt nicht mit ihr zusammen. Sie gelangte damals nur bis Königsberg, und dort blieb sie, ich aber war am Rhein. Ich fuhr nicht zu ihr hin, sondern wies sie an, dazubleiben und auf mich zu warten. Wir sahen uns erst viel später wieder, oh, erst lange nachher, als ich zu ihr hinfuhr, um sie um ihre Erlaubnis zu meiner beabsichtigten Heirat zu bitten ...«

II

Von hier an werde ich nur den Kern der Sache wiedergeben, das heißt nur das, was ich selbst davon habe verstehen können; denn

auch er begann hier unzusammenhängend zu reden. Seine Darstellung wurde, sobald er an diesen Punkt gekommen war, sehr viel zusammenhangloser und unordentlicher als vorher.

Er war plötzlich Katerina Nikolajewna begegnet, gerade damals, als er auf Mama wartete, zum Zeitpunkt der ungeduldigsten Erwartung. Sie waren alle damals am Rhein, in einem Badeort, und machten alle dort eine Kur. Katerina Nikolajewnas Mann war schon so gut wie gestorben; wenigstens hatten die Ärzte ihn bereits aufgegeben. Gleich bei der ersten Begegnung machte sie auf ihn einen starken Eindruck und bezauberte ihn durch irgend etwas. Das war ein Fatum. Es ist beachtenswert, daß ich, während ich jetzt dies niederschreibe und mein Gedächtnis anstrengte, mich nicht erinnern kann, daß er damals auch nur ein einziges Mal in seiner Erzählung das Wort »Liebe« und die Wendung, er sei »verliebt« gewesen, gebrauchte. Dagegen entsinne ich mich des Wortes »Fatum«.

Und allerdings war es ein Fatum gewesen. Er hatte dieses Fatum *nicht gewollt*, hatte sich dagegen gesträubt zu lieben. Ich weiß nicht, ob ich das klar wiederzugeben verstehe; aber seine ganze Seele war gerade durch die Tatsache, daß ihm das begegnen konnte, in die größte Empörung versetzt worden. Alles, was an freiem Willen in ihm vorhanden gewesen war, war mit einem Schlag durch diese Begegnung vernichtet worden, und dieser Mensch war nun für sein ganzes Leben an eine Frau angeschmiedet, die sich gar nichts aus ihm machte. Diese Sklaverei der Leidenschaft war ihm zuwider. Ich will es jetzt geradeheraus sagen: Katerina Nikolajewna ist ein seltener Typ einer vornehmen Dame – ein Typ, der in diesen Kreisen sonst vielleicht überhaupt nicht vorkommt. Es ist der Typ einer im höchsten Grade schlichten, redlichen Frau. Ich habe gehört, das heißt, ich weiß zuverlässig, daß sie gerade dadurch in der Gesellschaft so unwiderstehlich war, wenn sie sich in ihr zeigte (sehr häufig hielt sie sich von ihr ganz fern). Wersilow glaubte selbstverständ-

lich damals bei der ersten Begegnung mit ihr nicht, daß sie so wäre, sondern glaubte gerade das Gegenteil, das heißt, daß sie eine Heuchlerin und Jesuitin sei. Ich gebe hier im voraus ihr eigenes Urteil über ihn an: sie sprach sich dahin aus, er habe gar nicht anders von ihr denken können, »denn«, sagte sie, »ein Idealist, der sich mit der Stirn an der Wirklichkeit stößt, neigt stets mehr als andere Leute dazu, an alle möglichen Schändlichkeiten zu glauben«. Ich weiß nicht, ob das, so allgemein von den Idealisten gesagt, richtig ist, aber in bezug auf ihn war es allerdings vollkommen richtig. Ich schreibe hier auch mein eigenes Urteil nieder, das in meinem Kopf auftauchte, als ich ihm damals zuhörte: mein Gedanke war, daß er Mama mehr mit einer sozusagen humanen, allgemein menschenfreundlichen Liebe geliebt habe, als einfach mit derjenigen Liebe, mit der man gewöhnlich die Frauen liebt, und sowie er einer Frau begegnet sei, die er mit dieser einfachen Liebe liebgewann, habe er sich sogleich gegen diese Liebe gesträubt, am wahrscheinlichsten nur infolge mangelnder Gewöhnung. Indessen ist dieser Gedanke vielleicht nicht richtig; ihm gegenüber habe ich ihn natürlich nicht ausgesprochen. Das wäre taktlos gewesen, und ich kann versichern, er befand sich in einem Zustand, daß er beinahe der Schonung bedurfte: er war aufgeregt, an manchen Stellen seiner Erzählung brach er einfach ab, schwieg ein paar Minuten und ging mit bösem Gesichtsausdruck im Zimmer auf und ab.

Sie hatte damals sein Geheimnis bald durchschaut; oh, vielleicht kokettierte sie auch absichtlich mit ihm: selbst die edelsten Frauen benehmen sich in solchen Fällen schändlich; das ist eben ein unüberwindlicher Instinkt bei ihnen. Schließlich kam es zwischen ihnen in heftigster Form zum Bruch, und er wollte sie, glaube ich, töten; er versetzte sie in große Angst und hätte sie vielleicht wirklich getötet; »aber all das verwandelte sich plötzlich in Haß«. Dann folgte eine seltsame Periode: er setzte sich auf einmal einen sonderbaren Gedanken in den Kopf: sich mit einer besonderen Selbstdisziplin zu kasteien, »mit derselben, deren sich die Mönche bedienen. Man

überwindet seinen Willen allmählich durch methodische Übung, indem man mit den lächerlichsten, unbedeutendsten Dingen anfängt, und schließlich gelangt man zu vollständiger Überwindung seines Willens und wird frei.« Er fügte hinzu, die Mönche betrieben das mit großem Ernst, da es durch eine tausendjährige Erfahrung schon zu einer Wissenschaft ausgebildet sei. Aber das bemerkenswerteste ist, daß er sich diese Idee von der »Selbstdisziplin« damals überhaupt nicht zu dem Zweck in den Kopf setzte, um sich von Katerina Nikolajewna loszumachen, sondern in der vollsten Überzeugung, daß er sie nicht mehr liebe, ja vielmehr sie auf das grimmigste hasse. Er war dermaßen von seinem Haß gegen sie überzeugt, daß er sogar plötzlich auf den Einfall kam, sich in ihre vom Fürsten betrogene Stieftochter zu verlieben und sie zu heiraten, sich seine neue Liebe vollständig einredete und die arme Idiotin sinnlos in sich verliebt machte: er bereitete ihr durch diese Liebe für die letzten Monate ihres Lebens die vollste Glückseligkeit. Warum er statt an sie nicht lieber an Mama gedacht hat, die immer noch in Königsberg auf ihn wartete, das ist mir unverständlich geblieben. Vielmehr hatte er Mama plötzlich vollständig vergessen und schickte ihr nicht einmal Geld zum Lebensunterhalt, so daß nur Tatjana Pawlownas Eingreifen sie damals rettete; und plötzlich fuhr er dann doch zu Mama, um von ihr die Erlaubnis zur Heirat mit jenem Mädchen zu erbitten, unter dem Vorwand, eine solche Braut sei überhaupt keine Frau. Oh, vielleicht ist alles dies nur das Porträt eines verstiegenen Theoretikers, wie sich Katerina Nikolajewna später über ihn ausgedrückt hat; aber warum sind diese verstiegenen Theoretiker (wenn es mit ihrer Verstiegenheit seine Richtigkeit hat) dennoch fähig, auf so reale Weise sich selbst zu quälen und sich ein tragisches Schicksal zu bereiten? Übrigens dachte ich damals, an jenem Abend, etwas anders darüber, und ein bestimmter Gedanke erschütterte mich:

»Sie haben Ihre ganze Entwicklung, die ganze Ausbildung Ihrer Seele nur durch lebenslängliche Leiden und Kämpfe erlangt – ihr

aber ist ihre ganze Vollkommenheit als Geschenk zuteil geworden. Das ist eine Ungerechtigkeit ... Diese Bevorzugung des weiblichen Geschlechts ist empörend.« Ich sagte das durchaus nicht, um mich bei ihm einzuschmeicheln, sondern mit Lebhaftigkeit und sogar mit Entrüstung.

»Vollkommenheit? Ihre Vollkommenheit? Aber sie besitzt keinerlei Vollkommenheiten!« erwiderte er plötzlich, beinahe verwundert über meine Worte. »Sie ist eine ganz gewöhnliche Frau, sogar eine minderwertige Frau ... Aber sie wäre eigentlich verpflichtet, alle Vollkommenheiten zu besitzen!«

»Warum denn verpflichtet?«

»Weil sie eine solche Macht besitzt, ist sie auch verpflichtet, alle Vollkommenheiten zu besitzen!« rief er zornig.

»Das betrübendste ist, daß Sie auch jetzt noch deswegen solche Qualen leiden!« entfuhr es mir plötzlich unwillkürlich.

»Jetzt? Qualen leiden?« wiederholte er erneut meine Worte und blieb wie in verständnisloser Verwunderung vor mir stehen. Und da erhellte auf einmal ein stilles, sinnendes Lächeln sein ganzes Gesicht, und er hob, als wenn er etwas überlegte, einen Finger vor sich in die Höhe. Darauf nahm er, wieder vollständig zur Besinnung gelangt und beruhigt, einen geöffneten Brief vom Tisch und warf ihn vor mich hin.

»Da, lies! Du mußt unbedingt alles erfahren ... und warum hast du mich so lange in diesem alten Unsinn herumwühlen lassen? ... Ich habe mein Herz damit nur verunreinigt und erbittert! ...«

Ich kann mein Erstaunen gar nicht schildern. Es war ein Brief, den sie an diesem Tag an ihn geschrieben und den er gegen fünf Uhr nachmittags empfangen hatte. Vor Aufregung fast zitternd las ich ihn durch. Er war nicht lang, aber so ehrlich und offenherzig geschrieben, daß ich beim Lesen sie selbst vor mir zu sehen und ihre Stimme zu hören glaubte. Sie gestand ihm mit der größten Aufrichtigkeit (und das wirkte beinahe rührend), daß sie sich vor ihm fürchte, und bat ihn dann mit schlichten Worten, sie »in Ruhe zu lassen«. Zum Schluß teilte sie ihm mit, daß sie jetzt Bjoring bestimmt heiraten würde. Es war das erstmal, daß sie an ihn schrieb.

Und nun schreibe ich das auf, was ich damals von seinen Erläuterungen verstand:

Als er kurz vorher diesen Brief durchgelesen hatte, hatte er auf einmal an sich eine ganz unerwartete Erscheinung wahrgenommen: zum erstenmal in diesen verhängnisvollen zwei Jahren hatte er in seinem Herzen nicht den geringsten Haß und nicht die geringste Aufregung verspürt, während er doch noch unlängst bei dem bloßen Gerücht über Bjoring »beinahe den Verstand verloren hatte«. »Im Gegenteil, ich habe ihr von ganzem Herzen meinen Segen gegeben«, sagte er zu mir mit tiefer Empfindung. Ich hörte diese Worte voller Entzücken. Also war alles, was an Leidenschaft und Qual in ihm gesteckt hatte, auf einmal von selbst wie ein Traum, wie ein zweijähriger Taumel verschwunden. Sich selber noch nicht recht trauend, war er vorhin zu Mama geeilt – und siehe da: er kam gerade in dem Augenblick hin, als sie durch den Tod des alten Mannes, der sie ihm am vorhergehenden Tag gleichsam testamentarisch vermacht hatte, *frei* geworden war. Das eigentümliche Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse war es gewesen, was seine Seele so erschüttert hatte. Nicht lange darauf hatte er sich aufgemacht, um mich zu suchen, – und daß er so bald an mich gedacht hatte, das werde ich ihm nie vergessen.

Auch den Schluß dieses Abends werde ich nie vergessen. Dieser Mensch hatte sich plötzlich wieder vollständig verwandelt. Wir saßen bis tief in die Nacht hinein zusammen. Darüber, wie alle diese »Mitteilungen« auf mich wirkten, werde ich später am geeigneten Ort sprechen; jetzt nur noch einige abschließende Worte über ihn. Wenn ich jetzt alles überdenke, so sage ich mir, daß am bezauberndsten damals auf mich seine Selbstdemütigung vor mir wirkte, seine uneingeschränkte Offenherzigkeit mir, einem so jungen Menschen gegenüber! »Es war ein betäubender Nebel, aber auch er sei gesegnet!« rief er. »Ohne diese Verblendung hätte ich vielleicht niemals in meinem Herzen sie gefunden, die einzig und allein und allezeit als Königin darin herrschen soll, meine Märtyrerin – deine Mutter.« Diese begeisterten Worte, die unwiderstehlich aus ihm hervorbrachen, notiere ich besonders im Hinblick auf die weitere Entwicklung. Aber damals rührten und besiegten sie mein Herz.

Ich erinnere mich, daß wir zuletzt überaus vergnügt wurden. Er ließ Champagner bringen, und wir tranken auf Mamas Wohl und auf »die Zukunft«. Oh, er war so voll Lebenslust und nahm sich mit solchem Eifer vor zu leben! Aber unsere große Lustigkeit kam nicht vom Wein her: wir hatten jeder nur zwei Glas getrunken. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber zuletzt lachten wir fast unaufhörlich. Wir fingen an, von ganz fernliegenden Dingen zu reden; er erzählte Anekdoten und ich ihm ebenfalls. Unser Lachen und unsere Anekdoten waren nicht im geringsten boshaft und spöttisch, aber doch waren wir lustig. Er wollte mich gar nicht fortlassen: »Bleib doch noch, bleib doch noch ein Weilchen sitzen!« sagte er immer wieder, und ich blieb. Er kam sogar mit hinaus, um mich zu begleiten; es war ein wundervoller Abend, es hatte leicht gefroren.

»Sagen Sie: haben Sie *ihr* schon eine Antwort geschickt?« fragte ich auf einmal ganz von ungefähr, als ich ihm an einer Straßenkreuzung zum letztenmal die Hand drückte.

»Nein, noch nicht, aber das macht ja nichts. Komm morgen zu mir, komm recht früh ... Ja, noch eins: mach dich ganz von Lambert los und das ›Schriftstück‹ zerreiße, und zwar so schnell wie möglich! Leb wohl!«

Nach diesen Worten ging er davon; ich aber blieb auf meinem Fleck stehen und war dermaßen verblüfft, daß ich mich nicht zu der Bitte aufraffte, er möchte noch einmal umkehren. Der Ausdruck »das Schriftstück« frappierte mich besonders: von wem in aller Welt konnte er das erfahren haben, und zudem in so genauen Ausdrücken, wenn nicht von Lambert? Ich kehrte in starker Aufregung nach Hause zurück. »Und wie hat es denn nur geschehen können«, ging es mir auf einmal durch den Kopf, »daß ein solcher zweijähriger Taumel wie ein Traum, wie ein Nebel, wie eine Vision verflogen ist?«

Neuntes Kapitel

I

Aber am ändern Morgen erwachte ich in besserer, frischerer Stimmung. Ich machte mir sogar unwillkürlich ernstliche Vorwürfe über die etwas leichtfertige, hochmütige Art, mit der ich, wie ich mich erinnerte, tags zuvor einige Partien seiner »Beichte« mit angehört hatte. Zwar war diese zum Teil konfus gewesen, und manche dieser Enthüllungen hatten bis zu einem gewissen Grad den Eindruck des Nebelhaften, ja des Ungereimten gemacht, aber hatte er sich etwa, als er mich am vorhergehenden Tag zu sich einlud, auf eine rednerische Leistung vorbereitet? Er hatte mir nur eine große Ehre damit erwiesen, daß er sich in einem solchen Augenblick an mich als an seinen einzigen Freund gewandt hatte, und das werde ich ihm nie

vergessen. Im Gegenteil, seine Beichte war »rührend«, mag man mich auch wegen dieses Ausdrucks auslachen, und wenn dabei manchmal etwas Zynisches oder sogar etwas Komisches für einen Moment zutage kam, so dachte ich unbefangen genug, um auch für den Realismus Verständnis zu haben und ihn gelten zu lassen – jedoch ohne dabei mein Ideal zu beschmutzen. Die Hauptsache war, daß ich endlich diesen Menschen begriffen hatte, und es tat mir sogar zum Teil leid und ärgerte mich, daß sich das alles als so einfach und natürlich herausgestellt hatte: ich hatte diesen Menschen immer in meinem Herzen gewaltig hochgestellt, in die Wolken hinein, und sein Schicksal unbedingt mit einer Art Geheimnis umkleidet, so daß ich natürlicherweise bisher gewünscht hatte, das Kästchen möchte sich auf recht verschmutzte Weise öffnen lassen. Übrigens enthielten seine Begegnung mit *ihr* und seine zweijährigen Leiden doch auch viele Verwicklungen; er hatte sich gegen das Fatum in seinem Leben gesträubt; er hatte frei sein wollen und nicht ein Sklave des Fatums; als Sklave des Fatums war er gezwungen gewesen, Mama zu kränken, die in Königsberg auf ihn wartete ... Außerdem hielt ich diesen Menschen in jedem Falle für einen Propheten: er trug das Goldene Zeitalter im Herzen und wußte, wie es in Zukunft mit dem Atheismus stehen würde; und da hatte nun die Begegnung mit *ihr* alles zerstört und verdorben! Oh, ich übte an *ihr* nicht Verrat, aber doch nahm ich für ihn Partei. Mama zum Beispiel, so überlegte ich, wäre für sein Schicksal kein Hindernis gewesen, nicht einmal eine Ehe mit Mama. Das verstand ich; das war etwas ganz anderes als die Begegnung mit *jener Frau*. Zur Ruhe hätte ihm Mama allerdings auch nicht verholfen, aber das wäre nur um so besser gewesen: solche Leute muß man anders beurteilen; mag immerhin *ihr* ganzes Leben unruhig sein: das ist durchaus nichts Unnatürliches; unnatürlich würde es vielmehr sein, wenn sie sich beruhigten oder überhaupt den Durchschnittsmenschen ähnlich würden. Sein Lob des Adels und seine Worte: »je mourrai gentilhomme« befremdeten mich nicht im geringsten: ich begriff, was für ein gentilhomme er war; das war ein Typ, der alles hingab und sich zum

Verkünder des Weltbürgertums und des wichtigen russischen Gedankens von der »allumfassenden Vereinigung der Ideen« machte. Und mochte selbst das alles nur dummes Zeug sein, das heißt die »allumfassende Vereinigung der Ideen« (die natürlich undenkbar ist), so war doch schon allein das schön, daß er sein ganzes Leben lang eine Idee angebetet hatte und nicht das dumme Goldene Kalb. Mein Gott! Hatte ich, als ich mir meine Idee ausdachte, hatte ich dabei vielleicht selbst das Goldene Kalb angebetet, hatte ich es damals vielleicht auf das Geld abgesehen? Nein, ich kann es beschwören, daß es mir nur auf die Idee ankam! Ich kann es beschwören, daß ich mir keinen Stuhl, kein Sofa mit Samt überziehen lassen und im Besitz von hundert Millionen ebenso wie jetzt einen Teller Suppe mit Rindfleisch essen würde!

Ich kleidete mich an; es trieb mich unwiderstehlich, mich eiligst zu ihm zu begeben. Ich füge hinzu, daß ich auch über das, was er tags zuvor über das »Schriftstück« gesagt hatte, jetzt viel ruhiger dachte als an dem Abend. Erstens hoffte ich, mich mit ihm darüber auszusprechen, und zweitens, was war denn dabei, daß sich Lambert auch an ihn herangemacht und über irgend etwas mit ihm geredet hatte? Aber hauptsächlich beruhte meine freudige Stimmung auf einer bestimmten starken Empfindung: das war der Gedanke, daß er *sie* nicht mehr liebe; daran glaubte ich felsenfest und hatte ein Gefühl, als ob mir jemand einen furchtbaren Stein vom Herzen herabgewälzt hätte. Ich erinnere mich sogar, daß damals eine Vermutung in meinem Kopf auftauchte: gerade sein letzter ungeheuerlicher, sinnloser Wutausbruch bei der Nachricht über Bjoring und die Absendung des damaligen beleidigenden Briefes, gerade dieses Extrem müsse gleichsam als Prophezeiung und als Vorbote des radikalsten Umschwunges in seinen Gefühlen und seiner nahen Rückkehr zur gesunden Vernunft angesehen werden; ich meinte, das sei wohl notwendig gewesen, ähnlich wie manchmal bei einer Krankheit, und er habe vor der Gesundung erst zum entgegengesetzten Pol

gelangen müssen – ein medizinischer Vorgang, weiter nichts! Dieser Gedanke machte mich glücklich.

»Und mag sie doch«, rief ich aus, »mag sie doch über ihr Lebensschicksal nach eigenem Ermessen bestimmen, mag sie doch ihren Bjoring heiraten, soviel sie will, wenn nur er, mein Vater, mein Freund, sie nicht mehr liebt!« Übrigens steckten da bei mir noch gewisse geheime eigene Gefühle dahinter, aber von denen will ich hier in meinen Aufzeichnungen nicht viel Gerede machen.

Nun genug davon. Jetzt werde ich die ganze darauffolgende schreckliche Katastrophe und den ganzen komplizierten Verlauf der Ereignisse ohne alle Reflexionen schildern.

II

Um zehn Uhr, als ich mich eben anschickte wegzugehen – selbstverständlich zu ihm –, erschien Darja Onissimowna. Erfreut fragte ich sie, ob sie von ihm komme, und hörte mit Verdruß, daß sie nicht von ihm kam, sondern von Anna Andrejewna, und daß sie, Darja Onissimowna, »schon vor Tagesanbruch« die Wohnung verlassen habe.

»Welche Wohnung?«

»Nun dieselbe, in der Sie gestern waren. Die Wohnung, in der sich das kleine Kind befindet; sie ist doch jetzt auf meinen Namen gemietet, und Tatjana Pawlowna bezahlt sie ...«

»Ach, was geht mich das an!« unterbrach ich sie mißmutig.

»Aber er, er wird doch wenigstens zu Hause sein? Werde ich ihn antreffen?«

Und zu meiner Verwunderung erfuhr ich von ihr, daß er noch früher als sie von Hause weggegangen sei; also sie »vor Tagesanbruch« und er noch früher.

»Na, dann wird er wohl jetzt zurückgekommen sein?«

»Nein, er ist bestimmt nicht zurückgekommen und wird vielleicht überhaupt nicht mehr zurückkommen«, erwiderte sie und sah mich dabei mit demselben scharfen, listigen, unverwandten Blick an wie bei jenem schon früher von mir erzählten Besuch, als ich krank lag. Besonders brachte es mich auf, daß aus diesem Gerede wieder allerlei dumme Geheimniskrämerei hervorlugte und daß diese Leute ohne Geheimnisse und Listen offenbar nicht fertig werden konnten.

»Warum haben Sie gesagt, er werde wohl nicht zurückkommen? Wie meinen Sie das? Er wird zu Mama gegangen sein – das ist die ganze Sache!«

»Ich ... ich weiß nicht.«

»Aber Sie selbst, was führt Sie her?«

Sie erklärte mir, sie komme jetzt von Anna Andrejewna, und diese lasse mich rufen und erwarte mich ganz bestimmt sofort; sonst werde es zu spät sein. Bei dieser wieder so rätselhaft klingenden Wendung geriet ich ganz außer mir.

»Warum zu spät?« rief ich. »Ich will nicht hingehen und werde nicht hingehen! Ich lasse mich nicht wieder so kommandieren! Ich pfeife auf diesen Lambert – das sagen Sie ihr nur, und wenn sie ihren Lambert zu mir schickte, so würde ich ihn mit Fußtritten wegjagen – das bestellen Sie ihr nur!«

Darja Onissimowna bekam einen fürchterlichen Schreck.

»Ach nicht doch!« versetzte sie, indem sie die Hände flehend zusammenlegte und näher an mich herantrat. »Seien Sie doch nicht so hastig und heftig! Es handelt sich um eine wichtige Sache; sie ist sehr wichtig für Sie und auch für Anna Andrejewna und für Andrej Petrowitsch und für Ihre Mama – für alle... Gehen Sie doch jetzt gleich zu Anna Andrejewna, denn sie kann unter keinen Umständen länger warten... das versichere ich Ihnen auf mein Wort... dann können Sie sich ja entschließen, wozu Sie wollen.«

Ich sah sie voll Erstaunen und Widerwillen an.

»Unsinn, es wird gar nichts los sein, ich gehe nicht hin!« rief ich eigensinnig und schadenfroh. »Jetzt wird alles neu geordnet! Aber können Sie das etwa verstehen? Leben Sie wohl, Darja Onissimowna, nun gehe ich gerade nicht hin und werde Sie auch absichtlich nicht ausfragen. Sie machen mich nur wirr im Kopf. Ich mag gar nicht in Ihre Geheimnisse eindringen.«

Aber da sie nicht fortging und immer noch stehenblieb, nahm ich meinen Pelz und meine Mütze, ging selbst hinaus und ließ sie mitten im Zimmer stehen. Briefe und Papiere waren in meinem Zimmer nicht vorhanden, und ich hatte es auch früher fast nie zugeschlossen, wenn ich wegging. Aber ich war noch nicht an die Haustür gelangt, als mir mein Wirt Pjotr Ippolitowitsch ohne Hut und in seiner Dienstuniform die Treppe herunter nachgelaufen kam.

»Arkadij Makarowitsch, Arkadij Makarowitsch!«

»Was wollen Sie denn noch?«

»Haben Sie keine Befehle beim Weggehen?«

»Nein.«

Er sah mich in offensichtlicher Unruhe mit prüfendem Blick an.

»Hinsichtlich der Wohnung zum Beispiel?«

»Was heißt das: ›hinsichtlich der Wohnung? Ich habe Ihnen doch die Miete zum Termin bezahlt?«

»Aber nein, ich rede ja nicht von dem Geld«, erwiderte er, indem er den Mund zu einem breiten Lächeln verzog und fortfuhr, mich mit seinen Blicken zu fixieren.

»Was haben Sie denn nur alle?« schrie ich; ich war endlich ganz wütend geworden. »Was wollen Sie noch von mir?«

Er zögerte noch ein paar Sekunden, wie wenn er immer noch etwas von mir erwartete.

»Na, also dann werden Sie mir Ihre Befehle später erteilen... wenn Sie jetzt nicht in der Stimmung sind«, murmelte er und zog den lächelnden Mund noch mehr in die Breite. »Gehen Sie nur; ich muß auch selbst zum Dienst.«

Er lief wieder die Treppe nach seiner Wohnung hinauf. Alles dies konnte einen natürlich nachdenklich machen. Ich lasse absichtlich

auch nicht die geringste Einzelheit von diesem ganzen damaligen, kleinlichen Unsinn fort, weil jede derartige Einzelheit sich nachher in das abschließende Gesamtbild einfügt und in ihm ihren Platz findet, wovon sich der Leser überzeugen wird. Daß aber diese Menschen mich damals wirklich ganz aus der Fassung brachten, ist richtig. Wenn ich so aufgeregt und reizbar war, so kam das eben daher, daß ich wieder in ihren Worten jenen Ton der Intrigen und Rätsel hörte, der mir so verhaßt war und mich so an die frühere Zeit erinnerte. Aber ich fahre fort.

Wersilow fand ich nicht zu Hause; er war wirklich schon vor Tagesanbruch weggegangen. »Gewiß zu Mama«, dachte ich, hartnäckig bei meiner Meinung bleibend. Die Kinderfrau, ein ziemlich dummes Frauenzimmer, mochte ich nicht fragen, und außer ihr war niemand in der Wohnung. Ich ging eilig zu Mama, und ich muß gestehen, ich befand mich in solcher Unruhe, daß ich mir auf halbem Weg eine Droschke nahm. *Aber bei Mama war er seit dem vorigen Abend nicht wieder gewesen.* Bei Mama befanden sich nur Tatjana Pawlowna und Lisa. Lisa machte sich, gleich nachdem ich gekommen war, zum Ausgehen fertig.

Sie saßen alle oben, in meinem »Sarg«. In unserem Wohnzimmer unten lag auf dem Tisch die Leiche Makar Iwanowitschs, neben welcher ein alter Mann in gleichmäßigem Tonfall den Psalter las. Ich will jetzt nichts mehr beschreiben, was nicht direkt zur Sache gehört; ich merke nur an, daß der Sarg, den sie schon beschafft hatten und der ebendort im Zimmer stand, kein gewöhnlicher war; er war zwar nur schwarz, aber mit Samt ausgeschlagen, und die Decke über der Leiche war sehr kostbar – ein Luxus, der weder dem Stand des alten Mannes noch seinen Anschauungen entsprach; aber das war eben Mamas und Tatjana Pawlownas gemeinsamer dringender Wunsch gewesen.

Selbstverständlich hatte ich nicht erwartet, sie in heiterer Stimmung vorzufinden; aber der besondere, niederdrückende, mit Sorge und Unruhe gepaarte Kummer, den ich in ihren Augen las, fiel mir von vornherein auf, und ich sagte mir gleich, daß da sicherlich der Todesfall nicht die einzige Ursache war. All das habe ich, wie ich wiederhole, sehr genau im Gedächtnis behalten.

Trotz alledem umarmte ich Mama zärtlich und fragte sogleich nach *ihm*. In Mamas Augen leuchtete momentan eine ängstliche Neugier auf. Ich erwähnte kurz, daß ich den ganzen vorigen Abend bis tief in die Nacht hinein mit ihm zusammengessen hätte, daß er aber heute schon von Tagesanbruch an nicht zu Hause sei, obwohl er mich doch selbst noch gestern beim Abschied aufgefordert habe, heute möglichst früh zu ihm zu kommen. Mama antwortete nichts darauf, Tatjana Pawlowna aber paßte einen Augenblick ab, wo Mama nicht hinsah, und drohte mir mit dem Finger.

»Leb wohl, Bruder«, sagte Lisa auf einmal kurz und verließ schnell das Zimmer. Ich eilte ihr natürlich nach, um sie einzuholen; aber sie war von selbst an der Eingangstür stehengeblieben.

»Ich dachte mir schon, daß du mich noch würdest sprechen wollen«, flüsterte sie mir schnell zu.

»Lisa, was ist denn passiert?«

»Ich weiß es selbst nicht, aber es muß wohl etwas Wichtiges sein. Gewiß hat die »alte Geschichte« ihre Entscheidung gefunden. Er ist nicht gekommen, aber sie haben irgendwelche Nachrichten über ihn. Sie werden dir nichts davon erzählen, da kannst du sicher sein; wenn du jedoch klug bist, so fragst du nicht danach; aber Mama ist sehr niedergeschlagen. Ich habe auch nach nichts gefragt. Leb wohl!«

Sie öffnete die Tür.

»Aber hast du nicht selbst etwas, was dich bekümmert, Lisa?« fragte ich und lief ihr schnell auf den Treppenflur hinaus nach. Ihre schrecklich niedergeschlagene, verzweifelte Miene schnitt mir ins Herz. Sie machte nicht so sehr ein böses, als vielmehr ein geradezu grimmiges Gesicht, lächelte bitter und winkte abwehrend mit der Hand:

»Wenn er nur stürbe – dann würde ich Gott danken!« rief sie mir von der Treppe aus zu und ging weg. Damit meinte sie den Fürsten Sergej Petrowitsch, der zu jener Zeit im Fieber lag und bewusstlos war. Traurig, aber in großer Aufregung kehrte ich nach oben zurück.

»Die »alte Geschichte«. Was ist das für eine »alte Geschichte?« dachte ich lebhaft interessiert und bekam plötzlich eine unbezwingliche Lust, ihnen wenigstens einen Teil der Eindrücke, die ich von seiner nächtlichen Beichte empfangen hatte, sowie den Inhalt dieser Beichte selbst zu erzählen. »Sie denken jetzt von ihm irgend etwas Schlechtes; so mögen sie denn alles erfahren!« Dieser Gedanke huschte mir durch den Kopf.

Ich erinnere mich, daß ich es auf sehr geschickte Weise fertigbrachte, meine Erzählung zu beginnen. Sofort prägte sich auf ihren Gesichtern die größte Spannung aus. Diesmal sog sich auch Tatjana Pawlowna ordentlich mit den Augen an mir fest; Mama dagegen hielt sich mehr zurück; sie war sehr ernst, aber ein leises, schönes, wiewohl völlig hoffnungsloses Lächeln schimmerte auf ihrem Gesicht auf und blieb dort während meiner ganzen Erzählung. Ich sprach natürlich in gewählten Ausdrücken, obgleich ich wußte, daß das für die beiden fast unverständlich war. Zu meiner Verwunderung suchte Tatjana Pawlowna keine Händel mit mir, bestand nicht

auf genauerer Darstellung und hakte nicht mit ihren Einwürfen ein, wie es sonst immer ihre Gewohnheit war, wenn ich anfang, irgend etwas vorzutragen. Sie preßte nur ab und zu die Lippen aufeinander und kniff die Augen zusammen, wie wenn sie angestrengt einzudringen suchte. Zeitweilig schien es mir sogar, als ob sie alles verständen, aber das war doch kaum möglich. Ich sprach zum Beispiel von seinen Ansichten, besonders aber von seiner gestrigen Begeisterung, von seiner Begeisterung für Mama, von seiner Liebe zu Mama, davon, daß er ihr Bild geküßt hatte... Als sie das hörten, wechselten sie schnell und schweigend einen Blick miteinander, und Mama wurde ganz rot, aber beide schwiegen auch weiterhin. Dann aber... dann konnte ich selbstverständlich *in Mamas Gegenwart* den Hauptpunkt nicht berühren, das heißt die Begegnung mit *ihr* und alles übrige, und namentlich *ihren* gestrigen Brief an ihn und seine moralische »Wiedergeburt« nach dem Brief; gerade das aber war doch die Hauptsache, so daß alle seine gestrigen Gefühlsäußerungen, durch deren Wiedergabe ich Mama eine solche Freude zu machen gedachte, natürlicherweise unverständlich blieben, allerdings nicht durch meine Schuld, da ich alles, was sich erzählen ließ, sehr schön erzählt hatte. Als ich zu Ende war, quälten mich starke Zweifel: die beiden beharrten bei ihrem Stillschweigen, und das Zusammensein mit ihnen wurde mir auf einmal sehr peinlich.

»Gewiß ist er jetzt zurückgekehrt; vielleicht aber sitzt er auch bei mir und wartet«, sagte ich und stand auf, um fortzugehen.

»Nun ja, geh, geh!« stimmte mir Tatjana Pawlowna energisch bei.

»Bist du unten gewesen?« fragte mich Mama beim Abschied halblaut.

»Ja, ich habe mich vor ihm verbeugt und für ihn gebetet. Was für ein ruhiges, edles Gesicht er hat, Mama! Ich danke Ihnen, Mama,

daß Sie bei dem Sarg nicht gespart haben. Anfangs kam mir das sonderbar vor, aber gleich darauf sagte ich mir, daß auch ich so gehandelt hätte.«

»Wirst du morgen in die Kirche kommen?« fragte sie – und ihre Lippen begannen zu zittern.

»Aber Mama!« erwiderte ich erstaunt. »Ich werde auch heute zur Seelenmesse kommen, und... zudem ist ja morgen Ihr Geburtstag, liebe, gute Mama! Hätte er doch noch drei Tage länger gelebt!«

Voll schmerzlichen Staunens ging ich fort: wie hatte sie überhaupt so fragen können, ob ich zum Totenamt in die Kirche kommen würde! Und wenn sie schon an mir so zweifelten, wie mochten sie dann erst über *ihn* denken?

Ich wußte, daß Tatjana Pawlowna hinter mir herlaufen würde, und blieb an der Eingangstür absichtlich ein Weilchen stehen; aber als sie mich eingeholt hatte, stieß sie mich mit der Hand weiter bis auf die Treppe, trat selbst heraus und machte die Tür hinter sich zu.

»Tatjana Pawlowna, Sie erwarten also Andrej Petrowitsch weder heute noch morgen? Ich bin erschrocken...«

»Schweig still! Daß du erschrocken bist, ist ganz gleichgültig. Sag mal: was hast du da verschwiegen, als du von dem gestrigen törichteren Gerede erzähltest?«

Ich hielt es nicht für nötig, etwas zu verheimlichen, und berichtete, fast in gereizter Stimmung gegen Wersilow, alles: von dem Brief, den Katerina Nikolajewna gestern an ihn geschrieben hatte, und von der Wirkung des Briefes, das heißt von seiner Wiedergeburt zu einem neuen Leben. Zu meinem Erstaunen erregte die Tatsache von

dem Briefe bei ihr keinerlei Verwunderung, und ich vermutete, daß sie schon davon Kenntnis hatte.

»Lügst du auch nicht?«

»Nein, ich lüge nicht.«

»Nun sieh mal einer an!« sagte sie mit einem giftigen Lächeln; sie schien über etwas nachzudenken. »Wiedergeboren ist er! Auch das sieht ihm ähnlich! Aber ist das wahr, daß er das Bild geküßt hat?«

»Ja, es ist wahr, Tatjana Pawlowna.«

»Hat er es mit wirklicher Empfindung geküßt und sich nicht etwa verstellt?«

»Ob er sich verstellt hat? Verstellt er sich etwa jemals? Schämen Sie sich, Tatjana Pawlowna; Sie haben ein gefühlloses Herz, ein richtiges Weiberherz!«

Ich sagte das ziemlich erregt, aber sie schien gar nicht hinzuhören; sie schien etwas zu überlegen, trotz der starken Kälte auf der Treppe. Ich hatte meinen Pelz an, aber sie war im bloßen Kleid.

»Ich würde dir gern etwas auftragen; nur schade, daß du so schrecklich dumm bist«, sagte sie geringschätzig und anscheinend ärgerlich. »Hör mal, geh doch zu Anna Andrejewna und sieh zu, was da bei ihr vorgeht... Aber nein, geh nicht hin; ein Tölpel ist und bleibt ein Tölpel! Mach, daß du wegstommst, marsch! Was stehst du da wie ein Werstpfahl?«

»Sehen Sie wohl! Ich werde nicht zu Anna Andrejewna gehen! Und dabei hat Anna Andrejewna mich selbst rufen lassen.«

»Sie selbst? Durch Darja Onissimowna?« fragte sie, sich eilig wieder zu mir umwendend; sie war schon im Fortgehen gewesen und hatte sogar schon die Tür geöffnet, schlug sie aber nun wieder zu.

»Ich werde um keinen Preis zu Anna Andrejewna gehen!« wiederholte ich mit grimmigem Genuß. »Ich gehe deswegen nicht hin, weil Sie mich soeben einen Tölpel genannt haben, während ich doch noch nie so scharfsichtig gewesen bin wie heute. Alle Ihre Angelegenheiten erkenne ich so klar, als ob sie mir auf der flachen Hand lägen; aber zu Anna Andrejewna werde ich doch nicht hingehen!«

»Das habe ich doch gewußt!« rief sie, aber wieder gar nicht als Antwort auf das, was ich gesagt hatte, sondern ihren eigenen Gedanken verfolgend. »Nun werden sie *sie* ganz umschnüren und mit der Mordschlinge erwürgen!«

»Wen? Anna Andrejewna?«

»Dummkopf!«

»Von wem reden Sie denn also? Doch nicht gar von Katerina Nikolajewna? Mit was für einer Mordschlinge?« Ich war furchtbar erschrocken. Ein unklarer, aber schrecklicher Gedanke erfüllte meine ganze Seele. Tatjana Pawlowna sah mich mit durchdringendem Blick an.

»Hast du eigentlich etwas damit zu schaffen?« fragte sie plötzlich. »Bist du irgendwie daran beteiligt? Ich habe auch über dich etwas gehört – warte nur, nimm dich in acht!«

»Hören Sie, Tatjana Pawlowna; ich will Ihnen ein furchtbares Geheimnis mitteilen, aber nur nicht jetzt gleich; jetzt habe ich keine Zeit, aber morgen, unter vier Augen. Aber dafür sagen Sie mir jetzt die ganze Wahrheit, und was das für eine Mordschlinge ist... denn ich zittere am ganzen Leibe...«

»Was scher ich mich um dein Zittern!« rief sie. »Was willst du morgen noch für ein Geheimnis erzählen? Oder weißt du am Ende wirklich etwas?« fuhr sie fort und heftete einen fragenden Blick auf mich. »Du hast ihr doch selbst damals versichert, daß Krafft den Brief verbrannt habe.«

»Tatjana Pawlowna, ich sage es noch einmal, martern Sie mich nicht!« fuhr ich in meinen Bitten fort, ohne ihr meinerseits auf ihre Frage zu antworten, denn ich war ganz außer mir. »Sehen Sie, Tatjana Pawlowna, daraus, daß Sie mir etwas verheimlichen, kann noch größeres Unheil entstehen... er war ja gestern in vollständiger, ganz vollständiger Wiedergeburt begriffen!«

»Ach, mach, daß du wegkommst, du Narr! Er selbst ist ja ebenfalls verliebt wie ein Spatz, – Vater und Sohn in denselben Gegenstand! Pfui, ihr greulichen Kerle!«

Sie verschwand und schlug in ihrer Empörung die Tür heftig zu. Wütend über den nackten, schamlosen Zynismus ihrer letzten Worte, einen Zynismus, dessen nur eine Frau fähig ist, lief ich schwer gekränkt aus dem Haus. Aber ich werde, wie ich bereits versprochen habe, nicht meine unklaren Empfindungen schildern, sondern auch fernerhin nur die Tatsachen berichten, die jetzt die Entscheidung herbeiführten. Selbstverständlich lief ich im Vorübergehen wieder zu ihm hinauf und hörte wieder von der Kinderfrau, daß er überhaupt noch nicht wieder dagewesen sei.

»Wird er denn überhaupt nicht mehr wiederkommen?«

»Das mag Gott wissen!«

III

Tatsachen, Tatsachen!... Aber wird der Leser auf diese Weise etwas verstehen? Ich erinnere mich, wie mich selbst damals eben diese Tatsachen ganz benommen machten und mich nichts begreifen ließen, so daß ich am Ende dieses Tages ganz wirr im Kopf war. Daher will ich mit ganz wenigen Worten vorgreifen.

Meine ganze Qual lag in folgender Frage beschlossen: wenn er gestern eine Wiedergeburt durchgemacht hat und *sie* nicht mehr liebt, wo müßte er in diesem Fall heute sein? Antwort: in erster Linie bei mir, den er gestern umarmt hat, und dann gleich bei Mama, deren Bild er gestern geküßt hat. Aber statt diese beiden natürlichen Schritte zu tun, hat er plötzlich vor Tagesanbruch das Haus verlassen, ist Gott weiß wohin gegangen, und Darja Onissimowna redet aus irgendwelchen Gründen davon, daß er wohl kaum zurückkommen werde. Und damit nicht genug: Lisa spricht von einer Entscheidung der »alten Geschichte« und davon, daß Mama über ihn irgendwelche Nachrichten habe, und zwar ganz neue; außerdem wissen sie dort zweifellos auch von dem Brief Katerina Nikolajewnas (das hatte ich selbst gemerkt) und glauben dennoch nicht an seine »Wiedergeburt zu einem neuen Leben«, obwohl sie mir aufmerksam zugehört haben. Mama ist sehr niedergedrückt, und Tatjana Pawlowna macht spöttische Bemerkungen über das Wort »Wiedergeburt«. Aber wenn sich das alles so verhält, so muß bei ihm über Nacht wieder ein Umschwung, eine Krisis eingetreten sein, und das

nach der Begeisterung, der Rührung und dem Pathos von gestern! Also ist diese ganze »Wiedergeburt« zerplatzt wie eine Seifenblase, und er treibt sich vielleicht jetzt wieder in ebenso wütender Stimmung herum wie damals, als er die Nachricht über Bjoring erhalten hatte! Es fragt sich nun, was aus Mama, aus mir, aus uns allen und zuletzt... was aus *ihr* werden soll. Tatjana Pawlowna hat sich etwas von einer »Mordschlinge« entschlüpfen lassen und mich zu Anna Andrejewna geschickt! Also muß dort diese »Mordschlinge« sein, bei Anna Andrejewna! Warum aber gerade bei Anna Andrejewna? Selbstverständlich werde ich mich schleunigst zu Anna Andrejewna begeben; das habe ich nur aus Trotz, nur aus Ärger gesagt, daß ich nicht hingehen würde; ich will sofort hineilen. Aber was hat Tatjana Pawlowna da noch von dem »Schriftstück« geredet? Und hat er nicht selbst gestern zu mir gesagt: »Verbrenne das Schriftstück!«

Das waren meine Gedanken, das war es, was mich wie eine Mordschlinge würgte; aber vor allen Dingen mußte ich mit *ihm* reden. Mit ihm würde ich sofort alles in Ordnung bringen – das fühlte ich; wir würden einander mit wenigen Worten verstehen! Ich würde seine Hände ergreifen, sie drücken und in meinem Herzen warme Worte finden – so malte ich mir das mit aller Bestimmtheit aus. Oh, ich würde seine Verrücktheit überwinden!... Aber wo war er? Wo war er? Und siehe da, gerade in diesem Augenblick, wo ich in so heißer Erregung war, mußte ich auf Lambert stoßen! Ich war nur noch einige Schritte von meiner Wohnung entfernt, als er mir plötzlich begegnete; er schrie freudig auf, als er mich erblickte, und ergriff mich bei der Hand.

»Ich bin schon zum drittenmal bei dir gewesen«, sagte er. »Enfin! Komm mit frühstücken!«

»Halt! Du bist bei mir gewesen? War Andrej Petrowltsch nicht da?«

»Kein Mensch war da. Laß sie doch alle laufen! Du bist gestern böse geworden, du Schafskopf; du warst betrunken, aber ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen; ich habe heute wunderschöne Nachrichten über die Angelegenheit erhalten, von der wir gestern sprachen...«

»Lambert«, unterbrach ich ihn; ich konnte vor Erregung kaum Luft bekommen, sprach hastig und geriet unwillkürlich in einen rednerischen Ton hinein, »wenn ich mit dir stehengeblieben bin, so habe ich das einzig und allein getan, um für immer mit dir Schluß zu machen. Ich habe dir das schon gestern gesagt, aber du verstehst immer nicht. Lambert, du bist wie ein kleines Kind und dumm wie ein Franzose. Du denkst immer, du wärest noch derselbe wie bei Touchard, und ich wäre noch ebenso dumm wie bei Touchard... Aber ich bin nicht mehr so dumm wie bei Touchard... Ich war gestern betrunken, aber nicht vom Wein, sondern weil ich ohnehin schon erregt war; wenn ich aber dem Unsinn, den du redetest, zustimmte, so habe ich das nur aus List getan, um deine Gedanken auszukundschaften. Ich betrog dich, aber du freutest dich und warst vertrauensselig und schwatzhaft. Nun will ich dir sagen: sie zu heiraten, das ist ein solcher Unsinn, daß es nicht einmal ein Gymnasiast aus der Vorbereitungsklasse für möglich halten kann. Wie kann jemand denken, daß ich es für möglich hielte? Aber du hast es für möglich gehalten! Du hast es deswegen für möglich gehalten, weil du zu den höheren Kreisen keinen Zutritt hast und nicht weißt, wie es dort in den höheren Kreisen zugeht. Dort in den höheren Kreisen geht es nicht so einfach zu, und es ist unmöglich, daß sie so einfach und ohne weiteres jemanden zum Mann nähme... Jetzt will ich dir klar und deutlich sagen, was du möchtest: du möchtest mich mitnehmen, um mich betrunken zu machen, damit ich dir dann das Schriftstück ausliefere und mit dir zusammen irgendeine Schurkerei gegen Katerina Nikolajewna verübe! Aber da irrst du dich! Ich werde niemals zu dir kommen, und du sollst auch noch dies wissen: schon morgen oder jedenfalls übermorgen wird sich dieses Papier in

ihren eigenen Händen befinden, denn dieses Schriftstück gehört ihr, weil sie es geschrieben hat, und ich selbst werde es ihr persönlich übergeben, und wenn du wissen willst wo, so wisse, daß ich es ihr durch Vermittlung Tatjana Pawlownas, die mit ihr bekannt ist, übergeben werde, in Tatjana Pawlownas Wohnung und in Tatjana Pawlownas Gegenwart; und ich werde für das Schriftstück von ihr nichts verlangen. Aber jetzt marsch, scher dich weg, für immer, sonst... sonst, Lambert, werde ich weniger höflich mit dir verfahren...«

Als ich zu Ende war, fühlte ich am ganzen Leib ein leises Zittern. Ein sehr wichtiges Moment und eine sehr üble, bei jedem Geschäft schädliche Angewohnheit im Leben ist es, wenn man pathetisch wird. Mußte mich der Teufel reiten, ihm gegenüber mich zu erhitzen und am Ende meiner Tirade, indem ich mit Genuß die Worte betonte und die Stimme immer mehr erhob, diese völlig entbehrliche Einzelheit vorzubringen, daß ich das Schriftstück durch Tatjana Pawlownas Vermittlung und in deren Wohnung ausliefern würde! Aber ich bekam damals auf einmal die größte Lust, ihn in Bestürzung zu versetzen! Als ich so geradezu mit der Erwähnung des Schriftstücks herausplatzte und sein dummes Erschrecken sah, reizte es mich plötzlich, ihn durch genaue Details noch mehr niederzuschmettern. Und gerade diese weibische, prahlerische Geschwätzigkeit wurde dann die Ursache des schrecklichen Unglücks, denn diese Einzelheit von Tatjana Pawlowna und ihrer Wohnung blieb sofort in seinem Kopf haften, wie das bei einem gaunerischen, in kleinen, praktischen Dingen gewandten Menschen erklärlich ist; in höheren, wichtigen Dingen ist er unfähig und begreift nichts, aber für solche Kleinigkeiten besitzt er doch einen guten Spürsinn. Hätte ich von Tatjana Pawlowna geschwiegen, so hätte größeres Unglück nicht geschehen können. Indessen war er, nachdem er meine Worte gehört hatte, im ersten Augenblick vollständig fassungslos.

»Hör mal«, murmelte er, »Alfonsina... Alfonsina wird uns etwas vorsingen ... Alfonsina ist bei *ihr* gewesen; hör mal; ich habe einen Brief, beinahe so etwas wie einen Brief, worin Frau Achmakowa von dir spricht. Mir hat ihn der Pockennarbige verschafft; du erinnerst dich doch an den Pockennarbigen – du wirst selbst sehen, du wirst selbst sehen, komm nur mit!«

»Du lügst, zeig den Brief her!«

»Er ist bei mir zu Hause, Alfonsina hat ihn, komm mit!«

Natürlich log und schwindelte er, aus Angst, ich könnte ihm davonlaufen; aber ich ließ ihn plötzlich mitten auf der Straße stehen, und als er mir folgen wollte, drehte ich mich um und drohte ihm mit der Faust. Aber er stand schon wieder, mit seinen Gedanken beschäftigt, still und ließ mich fortgehen; vielleicht blitzte in seinem Kopf bereits ein neuer Plan auf. Aber für mich rissen die Überraschungen und Begegnungen nicht ab... Und wenn ich an diesen ganzen Unglückstag zurückdenke, so scheint es mir immer, als hätten sich alle diese Überraschungen und Zufälligkeiten damals gleichsam verschworen gehabt und sich aus einem unglückbringenden Füllhorn mit einemmal auf mein Haupt ergossen. Kaum hatte ich die Wohnungstür geöffnet, als ich noch im Vorzimmer mit einem jungen Mann zusammenstieß: hochgewachsen, mit länglichem, blassem Gesicht, vornehmem, geschmackvollem Äußeren, in einem prachtvollen Pelz. Er trug einen Kneifer, nahm ihn aber, als er mich erblickte, sogleich ab (offenbar aus Höflichkeit), hob artig seinen Zylinder, sagte zu mir mit freundlichem Lächeln, aber ohne stehen-zubleiben: »Ha, bonsoir«, und ging an mir vorbei auf die Treppe. Wir hatten einander sofort erkannt, obgleich ich ihn in meinem Leben nur einmal flüchtig in Moskau gesehen hatte. Es war Anna Andrejewnas Bruder, der Kammerjunker, der junge Wersilow, der Sohn Wersilows und somit beinahe auch mein Bruder. Er wurde

von der Wirtin hinausbegleitet (der Wirt aber war noch nicht vom Dienst nach Hause gekommen). Sobald er hinaus war, stürzte ich nur so auf sie zu:

»Was hat er hier zu suchen! Ist er in meinem Zimmer gewesen?«

»In Ihr Zimmer hat er keinen Schritt getan. Er war zu mir gekommen...«, erwiderte sie schnell und in trockenem Ton und wandte sich ab, um in ihr Zimmer zu gehen.

»Nein, so geht das nicht!« rief ich. »Bitte antworten Sie mir: warum ist er hergekommen?«

»Ach, mein Gott! Ich brauche Ihnen doch nicht immer zu erzählen, warum die Leute zu mir kommen. Ich möchte meinen, wir dürfen doch auch unsere eigenen Geschäfte haben. Er ist ein junger Mensch; vielleicht wollte er Geld borgen und hat sich bei mir nach einer Adresse erkundigt. Vielleicht hatte ich es ihm schon das vorige Mal versprochen...«

»Wann war das, das vorige Mal?«

»Ach, mein Gott! Es ist ja doch nicht das erstmal, daß er herkommt!«

Sie ging weg. Mir fiel vor allem auf, daß sich hier der Ton geändert hatte: sie fingen an, grob mit mir zu reden. Es war klar, daß da auch wieder ein Geheimnis dahintersteckte: die Geheimnisse häuften sich bei jedem Schritt, mit jeder Stunde. Das erstmal war der junge Wersilow mit Anna Andrejewna, seiner Schwester, hergekommen, während ich krank lag: daran erinnerte ich mich ganz genau, ebenso auch daran, daß Anna Andrejewna schon gestern absichtlich die verwunderliche Bemerkung hatte fallenlassen, der alte Fürst werde

vielleicht in meiner Wohnung Quartier nehmen... Aber all das war so wirr und ungeheuerlich, daß ich mir fast gar nichts dabei denken konnte. Ich schlug mich vor die Stirn, setzte mich nicht einmal einen Augenblick hin, um mich auszuruhen, und lief zu Anna Andrejewna: sie war nicht zu Hause, und von dem Portier erhielt ich die Antwort, sie sei nach Zarskoje Selo gefahren und werde erst morgen etwa um diese Zeit zurück sein.

Sie war nach Zarskoje Selo gefahren, selbstverständlich zum alten Fürsten, und ihr Bruder besichtigte meine Wohnung! ›Nein, daraus wird nichts!‹ sagte ich zähneknirschend zu mir, ›und wenn dort wirklich eine Mordschlinge bereitgelegt wird, so werde ich die arme Frau beschützen!‹

Von Anna Andrejewna kehrte ich nicht nach Hause zurück, weil in meinem heißen Kopf auf einmal die Erinnerung an die Kneipe am Kanal aufblitzte, die Andrej Petrowitsch manchmal zu besuchen pflegte, wenn er in düsterer Stimmung war. Erfreut über diesen Einfall lief ich sofort dorthin; es war schon bald vier Uhr und fing an dunkel zu werden. In der Kneipe sagte man mir, er sei dagewesen, habe ein Weilchen gegessen und sei dann wieder fortgegangen, aber vielleicht werde er noch einmal wiederkommen. Ich nahm mir plötzlich mit aller Bestimmtheit vor, ihn zu erwarten, und ließ mir ein Mittagessen geben; wenigstens war da ein Hoffnungsschimmer.

Ich verzehrte meine Mahlzeit und aß sogar noch mehr, um nur ein Recht zu möglichst langem Aufenthalt zu haben; so saß ich, wie ich glaube, etwa vier Stunden lang. Ich will hier nicht meine traurige Stimmung und meine fieberhafte Ungeduld beschreiben; es war, als sei in meinem Innern alles erschüttert und zittere. Dieses Orchestron, diese Gäste – oh, dieses ganze trübselige Milieu hat sich meiner Seele vielleicht fürs ganze Leben eingepägt! Ich schildere auch die Gedanken nicht, die in meinem Kopf aufwirbelten wie eine Wolke

trockener Herbstblätter, wenn sie ein Windstoß packt; es hatte wirklich damit Ähnlichkeit, und ich muß gestehen, ich hatte zeitweilig ein Gefühl, als ließe mich mein Denkvermögen im Stich.

Aber was mich so quälte, daß ich geradezu einen physischen Schmerz empfand (selbstverständlich nur so nebenbei, neben der eigentlichen Hauptqual), das war eine zudringliche, giftige Empfindung, zudringlich wie eine giftige Herbstfliege, an die man zunächst nicht denkt, die aber um einen herumschwirrt, einen belästigt und auf einmal schmerzhaft sticht. Es war das nur eine Erinnerung, ein Erlebnis, das ich noch keinem Menschen auf der Welt erzählt habe. Hier will ich es aufschreiben, denn es ist ja doch notwendig, daß ich auch das irgendwo erzähle.

IV

Als in Moskau bereits entschieden war, daß ich nach Petersburg reisen sollte, teilte mir Nikolai Semjonowitsch mit, ich solle die Zusendung des Reisegeldes abwarten. Von wem das Geld kommen würde, danach fragte ich nicht erst; ich wußte, es würde von Wersilow kommen, und da ich damals Tag und Nacht mit starkem Herzklopfen und mit stolzen Plänen von meiner bevorstehenden Begegnung mit Wersilow träumte, so sprach ich überhaupt nicht mehr laut von ihm, nicht einmal mit Marja Iwanowna. Ich erwähne übrigens, daß ich auch eigenes Geld besaß, das für die Reise ausgereicht hätte, aber ich entschloß mich dennoch zu warten; unter anderem glaubte ich, das Geld würde mit der Post kommen.

Eines Tages teilte mir Nikolai Semjonowitsch, als er nach Hause kam, mit (nach seiner Gewohnheit in aller Kürze und ohne große Erklärungen), ich solle am folgenden Tag um elf Uhr vormittags

nach der Mjasnizkaja-Straße, in die Wohnung des Fürsten W...skij, gehen; dort sei der aus Petersburg eingetroffene Kammerjunker Wersilow, der Sohn Andrej Petrowitschs, bei seinem früheren Schulkameraden, dem Fürsten W...skij, abgestiegen, und der werde mir das übersandte Reisegeld einhändigen. Die Sache ließ sich anscheinend sehr leicht erklären: es war durchaus verständlich, daß Andrej Petrowitsch seinem Sohn diesen Auftrag gegeben hatte, statt das Geld durch die Post zu senden, aber mich erschreckte und bedrückte diese Nachricht ganz außerordentlich. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß Wersilow mich auf diese Weise mit seinem Sohn, meinem Bruder, zusammenführen wollte; die Absichten und Empfindungen des Mannes, mit dem ich mich in meinen Träumereien so viel beschäftigte, traten deutlich zutage; aber nun entstand für mich eine Frage von gewaltiger Wichtigkeit: wie werde ich mich und wie muß ich mich bei dieser ganz unerwarteten Begegnung benehmen, und wird nicht meiner eigenen Würde dabei irgendwie Abbruch getan?

Am nächsten Tag, pünktlich um elf Uhr, erschien ich in der Wohnung des Fürsten W...skij, einer Junggesellenwohnung, die aber, wie ich merkte, luxuriös ausgestattet war; auch Diener in Livree waren da. Ich blieb im Vorzimmer. Aus den inneren Zimmern drangen die Töne eines lauten Gesprächs und eines starken Gelächters heraus: außer dem Kammerjunker, der dort logierte, waren noch andere Herren beim Fürsten zu Besuch. Ich befahl einem Diener, mich zu melden, und zwar, wie ich glaube, in etwas stolzen Ausdrücken: wenigstens sah er mich, als er hinging, um mich zu melden, in einer eigentümlichen Weise an, ja sogar nach meiner Empfindung nicht so respektvoll, wie es sich gehört hätte. Zu meiner Verwunderung brauchte er zu der Meldung sehr viel Zeit, etwa fünf Minuten; unterdessen aber vernahm ich von dorthier immer noch dasselbe Lachen und dieselben Bruchstücke eines Gesprächs.

Ich wartete selbstverständlich stehend, da ich sehr wohl wußte, daß es für mich als »richtigen Herrn« unpassend und unmöglich war, mich in einem Vorzimmer, in dem sich Diener befanden, hinzusetzen. Von selbst aber, auf eigene Faust, ohne besondere Aufforderung, wollte ich um keinen Preis in den Saal hineingehen, aus Stolz; vielleicht aus einem allzu feinen Gefühl des Stolzes, aber es gehörte sich so. Zu meiner Verwunderung erdreisteten sich die zurückgebliebenen Lakaien (zwei an der Zahl), sich in meiner Gegenwart hinzusetzen. Ich wandte mich ab, um es nicht zu bemerken, begann aber doch am ganzen Leib zu zittern; plötzlich drehte ich mich wieder um, ging auf den einen Bedienten zu und befahl ihm in; scharfem Ton, »sofort« hinzugehen und mich noch einmal zu melden. Trotz meiner strengen Miene und meiner starken Erregung sah mich der Bediente lässig an, ohne aufzustehen, und der andere antwortete für ihn:

»Sie sind gemeldet, beunruhigen Sie sich nicht!«

Ich beschloß, nur noch eine Minute oder womöglich noch nicht einmal eine Minute zu warten, dann aber *unter allen Umständen wegzugehen*. Man beachte vor allen Dingen, daß ich sehr anständig gekleidet war: mein Anzug und mein Mantel waren neu und meine Wäsche vollständig sauber, wofür Marja Iwanowna bei diesem Anlaß persönlich besonders gesorgt hatte. Aber über diese Lakaien habe ich erst viel später, als ich schon in Petersburg war, *zuverlässig* erfahren, daß sie durch einen mit Wersilow junior mitgekommenen Diener schon am Abend vorher benachrichtigt worden waren, es werde da »so eine Art illegitimer Bruder, ein Student«, kommen. Das weiß ich jetzt zuverlässig.

Die Minute war vergangen. Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man zu etwas entschlossen ist und sich nicht entschließen kann: »Fortgehen oder nicht, fortgehen oder nicht?« wiederholte ich mir

jede Sekunde fast fiebernd; auf einmal erschien der Diener wieder, der hineingegangen war, um mich zu melden. In der einen Hand hatte er zwischen den Fingern vier rote Banknoten hängen, vierzig Rubel.

»Hier bitte, nehmen Sie diese vierzig Rubel!«

Ich brauste auf. Das war eine unerhörte Beleidigung! Ich hatte die ganze vorhergehende Nacht mir meine Gedanken gemacht, wie die von Wersilow arrangierte Begegnung der beiden Brüder verlaufen würde; ich hatte die ganze Nacht im Fieber darüber nachgedacht, wie ich mich benehmen sollte, ohne mir etwas zu vergeben und ohne den ganzen Ideenkreis preiszugeben, den ich mir in meiner Einsamkeit erworben hatte und auf den ich sogar in jedem beliebigen Kreis der Gesellschaft stolz sein konnte. Ich hatte es mir in Gedanken ausgemalt, wie edel, stolz und melancholisch ich mich zeigen würde, vielleicht sogar in Gegenwart des Fürsten W...skij, und wie ich auf diese Weise ohne weiteres Zutritt zu diesem Gesellschaftskreis erlangen würde – oh, ich schone mich nicht, sei es drum, sei es drum: so muß man dergleichen schildern, genau, mit allen Einzelheiten! Und da wurden mir nun auf einmal vierzig Rubel durch einen Bedienten ins Vorzimmer geschickt, und noch dazu, nachdem ich zehn Minuten hatte warten müssen, und noch dazu in der bloßen Hand, in den Fingern eines Bedienten, nicht auf einem Teller, nicht in einem Kuvert!

Ich schrie den Bedienten dermaßen an, daß er zusammenfuhr und einen Schritt zurücktrat; ich befahl ihm, das Geld unverzüglich wieder zurückzutragen; sein Herr möge es selbst bringen – kurz, meine Forderung hatte natürlich keinen Zusammenhang und war für den Diener natürlich unverständlich. Indes, ich schrie so heftig, daß er hinging. Auch im Saal schien man mein Schreien gehört zu haben, denn das Sprechen und Lachen war auf einmal verstummt.

Fast unmittelbar darauf hörte ich würdevolle, ruhige, weiche Schritte, und die hohe Gestalt eines hübschen, hochmütigen jungen Mannes (er erschien mir damals noch blasser und magerer als bei der heutigen Begegnung) zeigte sich auf der Schwelle der Tür zum Vorzimmer – er blieb sogar noch einen Arschin von der Schwelle entfernt. Er trug einen prachtvollen rotseidenen Schlafrock und Pantoffeln und hatte einen Kneifer auf der Nase. Ohne ein Wort zu sagen, richtete er seinen Kneifer auf mich und begann mich zu betrachten. Ich machte wie ein wildes Tier einen Schritt auf ihn zu, blieb in herausfordernder Haltung stehen und sah ihm unverwandt ins Gesicht. Aber er musterte mich nur ganz kurze Zeit, nur etwa zehn Sekunden lang; auf einmal erschien ein kaum merkliches und doch sehr boshafte Lächeln auf seinen Lippen; eben weil es kaum merklich war, sah es so boshaft aus. Dann wandte er sich schweigend um und ging wieder in die Wohnung, ebenso langsam, mit ebenso stillen, gleichmäßigen Schritten, wie er gekommen war. O diese Menschen, sie verstehen das Beleidigen schon von klein auf, schon in ihren Familien lernen sie diese Kunst von ihren Müttern! Natürlich war ich fassungslos ... Oh, warum war ich damals fassungslos!

Fast in demselben Augenblick erschien wieder eben jener Lakai mit demselben Banknoten in der Hand.

»Bitte nehmen Sie, es ist für Sie aus Petersburg gekommen; Sie selbst zu empfangen ist dem Herrn nicht möglich; vielleicht ein andermal, wenn er mehr Zeit hat.« Ich merkte, daß er diese letzten Worte von sich aus hinzufügte. Aber meine Fassungslosigkeit dauerte immer noch an. Ich nahm das Geld und ging zur Tür; eben infolge meiner Fassungslosigkeit hatte ich es genommen, denn ich hätte es nicht nehmen dürfen; aber der Lakai erlaubte sich, natürlich in der Absicht, mich zu verletzen, eine recht bedientenhafte Frechheit: er riß auf einmal die Tür vor mir hastig auf, und sie weit geöffnet

haltend, sagte er, während ich an ihm vorüberging, würdevoll und nachdrücklich:

»Bitte sehr!«

»Schurke!« brüllte ich ihn an und holte mit der Hand aus, ohne jedoch zuzuschlagen, »und dein Herr ist ebenfalls ein Schurke! Bestelle ihm das sofort!« fügte ich hinzu und ging schnell auf die Treppe hinaus.

»Seien Sie nicht so dreist! Wenn ich das dem Herrn bestelle, dann könnten Sie sofort mit ein paar Begleitzeilen nach der Polizeiwache speditiert werden. Und wagen Sie nicht, so mit der Hand auszuholen ...«

Ich stieg die Treppe hinunter. Es war die Haupttreppe, die ganz frei im Treppenhaus lag, und man konnte mich, während ich auf dem roten Teppich hinunterging, von oben vollständig sehen. Die Lakaien waren alle drei herausgekommen und beugten sich oben über das Geländer. Ich beschloß natürlich zu schweigen: mich mit den Bedienten herumzuzanken, das war völlig ausgeschlossen. Ich stieg die ganze Treppe hinab, ohne meinen Schritt zu beschleunigen; ich glaube sogar, daß ich ihn noch verlangsamte.

Oh, mag es auch Philosophen geben (Schande über sie!), die da sagen werden, das seien alles Lappalien, die törichte Empfindlichkeit eines Milchbartes – meinetwegen, aber für mich war das eine Wunde, eine Wunde, die bis jetzt noch nicht vernarbt ist, nicht einmal in dem jetzigen Augenblick, wo ich dies schreibe und wo schon alles beendet ist und ich mich sogar gerächt habe. Oh, ich schwöre es: ich bin nicht nachtragend und nicht rachsüchtig. Ohne Zweifel habe ich immer den Wunsch, den geradezu krankhaften Wunsch, mich zu rächen, wenn ich beleidigt werde; aber ich schwö-

re es: nur durch Edelmüt. Mag ich es dem Beleidigten auch nur durch Edelmüt vergelten; Wenn er es nur fühlt und versteht, dann bin ich hinreichend gerächt! Bei der Gelegenheit füge ich hinzu: ich bin nicht rachsüchtig, aber ich bin nachtragend, trotz meines Edelmutes: ob das auch bei andern Menschen vorkommt? Damals aber, oh, damals war ich mit edelmütigen Gefühlen hingekommen; mochten sie auch lächerlich sein, immerhin: besser, sie waren lächerlich, aber edelmütig, als nicht lächerlich und gemein, ordinär, vulgär! Von meinem Erlebnis bei dieser Begegnung mit meinem »Bruder« habe ich zu keinem Menschen ein Sterbenswort gesagt, nicht einmal zu Marja Iwanowna, nicht einmal in Petersburg zu Lisa; diese Begegnung betrachtete ich wie eine schmachvoll empfangene Ohrfeige. Und nun begegnete mir dieser Herr auf einmal, als ich ihn am allerwenigsten zu treffen erwartete, lächelte mir zu, nahm den Hut ab und sagte ganz freundschaftlich: »Bonsoir!« Das gab mir allerdings zu denken ... Aber die Wunde war wieder aufgegangen!

V

Nachdem ich über vier Stunden in dem Restaurant gegessen hatte, lief ich plötzlich, als ob ich einen Anfall bekommen hätte, hinaus, selbstverständlich wieder zu Wersilow, und traf ihn selbstverständlich wieder nicht zu Hause an; er war überhaupt nicht zurückgekommen. Die Kinderfrau langweilte sich und bat mich, ihr Darja Onissimowna zu schicken; oh, danach war mir auch gerade zumute! Ich sprach auch bei Mama vor, ging aber nicht in die Wohnung hinein, sondern rief Lukerja auf den Flur hinaus; von ihr erfuhr ich, daß er nicht dagewesen war und daß auch Lisa nicht zu Hause war. Ich sah, daß Lukerja mich ebenfalls gern nach etwas gefragt und mir vielleicht ebenfalls gern einen Auftrag gegeben hätte; aber danach

war mir auch gerade zumute! Es blieb eine letzte Hoffnung: er konnte inzwischen zu mir gegangen sein; aber ich glaubte nicht mehr daran.

Ich habe schon oben angemerkt, daß ich beinahe den Gebrauch meines Denkvermögens eingebüßt hatte. Und siehe da, in meinem Zimmer fand ich zu meiner Überraschung Alfonsinka und meinen Wirt. Allerdings waren sie schon im Begriff hinauszugehen, und Pjotr Ippolitowitsch hatte eine Kerze in der Hand.

»Was soll das heißen!« schrie ich, fast von Sinnen vor Wut, meinen Wirt an. »Wie können Sie sich erdreisten, diese Spitzbübin in mein Zimmer zu führen?«

»Tiens!« rief Alfonsinka, »et les amis?«

»Hinaus!« brüllte ich.

»Mais c'est un ours!« sagte sie, flatterte, sich erschrocken stellend, auf den Korridor hinaus und verschwand sofort im Zimmer der Wirtin. Pjotr Ippolitowitsch, der immer noch die Kerze in der Hand hielt, trat mit strenger Miene auf mich zu:

»Gestatten Sie mir die Bemerkung, Arkadij Makarowitsch, Sie sind gar zu hitzig geworden; wie sehr wir Sie auch schätzen, aber Mamsell Alfonsina ist keine Spitzbübin; sie ist vielmehr ganz im Gegenteil hier zu Besuch, und zwar nicht bei Ihnen, sondern bei meiner Frau, mit der sie schon seit einiger Zeit bekannt ist.«

»Aber wie können Sie sich erdreisten, sie in mein Zimmer zu führen?« fragte ich noch einmal und faßte mich an den Kopf, der auf einmal angefangen hatte, mir furchtbar weh zu tun.

»Das ist ganz zufällig gekommen. Ich kam herein, um das Luftfenster zu schließen, das ich der frischen Luft wegen geöffnet hatte, und da ich mit Alfonsina Karlowna ein vorher begonnenes Gespräch fortsetzte, so kam sie während des Gesprächs mit in Ihr Zimmer herein, nur um mich zu begleiten.«

»Das ist nicht wahr, Alfonsinka ist ein Spion, Lambert ist ein Spion! Vielleicht sind Sie selbst ebenfalls ein Spion! Und Alfonsinka ist hergekommen, um bei mir etwas zu stehlen.«

»Denken Sie, was Sie wollen! Heute geruhen Sie so zu sprechen und morgen anders. Aber ich habe meine Wohnung für einige Zeit vermietet und bin selbst mit meiner Frau in die Kammer gezogen, so daß Alfonsina Karlowna hier beinahe dasselbe Recht als Mieterin hat wie Sie.«

»Sie haben die Wohnung an Lambert vermietet?« rief ich erschrocken.

»Nein, nicht an Lambert«, erwiderte er mit demselben breiten Lächeln, das ich am Vormittag bei ihm gesehen hatte, das aber statt der Unsicherheit jetzt eine gewisse Festigkeit verriet, »ich nehme an, daß Sie selbst wissen, an wen, und nur zweckloserweise so tun, als ob Sie es nicht wüßten, lediglich um des guten Scheins willen, und daß Sie sich aus diesem Grund auch so zornig stellen. Gute Nacht!«

»Ja, ja, gehen Sie nur, lassen Sie mich in Ruhe!« rief ich mit heftig abwehrenden Handbewegungen und beinahe weinend, so daß er mich auf einmal erstaunt ansah; jedoch ging er hinaus. Ich legte den Haken vor die Tür und warf mich auf mein Bett, mit dem Gesicht auf das Kissen. Das war für mich der Verlauf dieses ersten schrecklichen Tages von den drei verhängnisvollen letzten Tagen, mit denen meine Aufzeichnungen schließen.

Zehntes Kapitel

I

Aber ich halte, es wieder für notwendig, dem Gang der Ereignisse vorauszuweichen und dem Leser wenigstens einiges im voraus zu erklären, denn hier mischten sich in den logischen Verlauf dieser Geschichte so viele Zufälligkeiten hinein, daß man ohne vorherige Erklärung sich nicht zurechtfindet. Es handelte sich um eben jene »Mordschlinge«, von der Tatjana Pawlowna ein Wort entschlüpft war. Diese Schlinge bestand darin, daß Anna Andrejewna endlich den kühnsten Schritt gewagt hatte, den man sich in ihrer Lage nur denken konnte. Wahrlich, sie besaß Charakter! Zwar hatte man den alten Fürsten unter dem Vorwand, daß das für seine Gesundheit notwendig sei, damals noch rechtzeitig nach Zarskoje Selo abgeschoben, so daß die Nachricht von seiner beabsichtigten Eheschließung mit Anna Andrejewna sich in der Gesellschaft nicht hatte verbreiten können und für eine Weile sozusagen im Keim erstickt war, aber doch hätte der schwache alte Mann, mit dem man sonst alles mögliche anstellen konnte, sich um keinen Preis der Welt dazu bereit gefunden, von seinem Plan Abstand zu nehmen und Anna Andrejewna, die ihm den Antrag gemacht hatte, untreu zu werden. In solchen Dingen war er ein Kavalier, und es war daher zu erwarten, daß er früher oder später sich gegen den Zwang auflehnen und mit unwiderstehlicher Energie zur Ausführung seiner Absicht schreiten würde, was sehr häufig vorkommt, namentlich bei schwachen Charakteren, da es bei diesen eine bestimmte Grenze gibt, über die man sie nicht hinausführen darf. Zudem war er sich in vollem Umfang darüber klar, in wie mißlicher Lage sich Anna Andrejewna befand, die er maßlos verehrte; er wußte, daß in der Gesellschaft leicht allerlei Gerüchte, Spöttereien und üble Nachrede

über sie entstehen konnten. Nur der Umstand, daß Katerina Nikolajewna kein einziges Mal, weder mit einem Wort noch mit einer Andeutung, sich erlaubt hatte, in seiner Gegenwart etwas Nachteiliges über Anna Andrejewna zu äußern oder gegen seine Absicht einer Verhehlung mit ihr irgendwelche Einwendungen zu machen, beruhigte ihn einstweilen noch und hielt ihn zurück. Vielmehr legte sie die größte Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit gegenüber der Braut ihres Vaters an den Tag. Auf diese Weise kam Anna Andrejewna in eine sehr heikle Lage, da sie mit ihrem weiblichen Spürsinn sehr wohl begriff, daß sie durch die geringste Anklage gegen Katerina Nikolajewna, die der Fürst ebenfalls vergötterte, und jetzt sogar noch mehr als sonst, und namentlich weil sie so hochherzig und respektvoll in seine Heirat eingewilligt hatte daß sie durch die geringste Anklage gegen jene alle seine zärtlichen Gefühle beleidigen und in seinem Herzen Mißtrauen gegen ihre eigene Person, ja vielleicht sogar Entrüstung wecken würde. In solcher Weise also ging auf diesem Schlachtfeld der Kampf einstweilen vor sich: die beiden Gegnerinnen wetteiferten gleichsam miteinander in Zartgefühl und Geduld, und der Fürst wußte am Ende nicht mehr, über welche von ihnen er sich mehr wundern sollte, und nach Art aller schwachen, gutherzigen Menschen begann er schließlich unter diesem Zustand zu leiden und allein sich selbst die Schuld an allem beizumessen. Seine Melancholie soll geradezu krankhaft geworden sein; seine Nerven gerieten in völlige Zerrüttung, und statt daß sich in Zarskoje Selo sein Gesundheitszustand gebessert hätte, war der Fürst, wie man erzählte, schon nahe daran, bettlägerig zu werden.

Ich schalte hier etwas ein, was ich erst sehr lange nachher erfahren habe: Bjoring soll Katerina Nikolajewna direkt den Vorschlag gemacht haben, den alten Herrn ins Ausland zu schaffen, wozu er durch irgendeine Täuschung willig gemacht werden müsse; inzwischen müsse man in der Gesellschaft unterderhand die Nachricht in Umlauf setzen, daß er vollständig den Verstand verloren habe; im Ausland müsse man sich dann ein ärztliches Attest darüber beschaf-

fen. Aber dazu soll Katerina Nikolajewna um keinen Preis bereit gewesen sein; wenigstens wurde das später behauptet. Sie soll diesen Plan voll Empörung zurückgewiesen haben. Alles das ist nur ein ganz unverbürgtes Gerücht, aber ich halte es für wahr.

Und gerade da, als die Sache sozusagen auf dem toten Punkt angelangt war, erfuhr Anna Andrejewna auf einmal durch Lambert von der Existenz eines Briefes, in welchem die Tochter des Fürsten bereits einen Juristen über die Mittel befragt habe, den Vater für irrsinnig erklären zu lassen. Das regte ihren rachsüchtigen, stolzen Geist im höchsten Grade auf. Wenn sie an ihre früheren Gespräche mit mir zurückdachte und eine Menge geringfügiger Umstände in Erwägung zog, so konnte sie an der Wahrheit dieser Mitteilung nicht zweifeln. Da reifte in diesem energischen, unbeugsamen Frauenherzen unwiderstehlich der Plan heran, einen großen Schlag zu führen. Der Plan bestand darin, plötzlich, ohne alle Einleitungen und Vorbereitungen, dem Fürsten alles mitzuteilen, ihn zu erschrecken, ihn aufs tiefste zu erschüttern, ihm darzulegen, daß ihn unvermeidlich das Irrenhaus erwarte, und, falls er sich sträubte und unwillig würde und es nicht glauben wollte, dann ihm den Brief seiner Tochter zu zeigen und ihm zu sagen: »Die Absicht, Sie für irrsinnig erklären zu lassen, hat schon einmal bestanden; um so wahrscheinlicher ist sie jetzt, wo Ihre Ehe verhindert werden soll.« Dann wollte sie den erschrockenen, niedergeschmetterten alten Herrn nehmen und nach Petersburg bringen, *direkt in meine Wohnung!*

Das war ein furchtbares Risiko, aber sie vertraute fest auf ihre Macht. Hier möchte ich einen Augenblick von dem Gang der Erzählung abschweifen und, sehr weit vorgreifend, mitteilen, daß sie sich über die Wirkung des von ihr geführten Schlages nicht getäuscht hatte; ja, die Wirkung übertraf sogar alle ihre Erwartungen. Die Nachricht von diesem Brief wirkte auf den alten Fürsten wohl

noch viel stärker, als sie selbst und wir alle angenommen hatten. Ich hatte vorher nie gewußt, daß dem Fürsten schon früher etwas von diesem Brief bekannt gewesen war; aber nach der Gewohnheit aller schwachen, schüchternen Menschen hatte er dem Gerücht keinen Glauben geschenkt und sich dagegen mit aller Kraft gewehrt, um in seiner Ruhe nicht gestört zu werden; ja, er hatte sich wegen seiner Leichtgläubigkeit einer unedlen Denkweise beschuldigt. Ich füge noch hinzu, daß die Tatsache der Existenz des Briefes auf Katerina Nikolajewna ebenfalls unvergleichlich stärker wirkte, als ich selbst es erwartet hatte ... Kurz, es stellte sich heraus, daß dieses Blatt Papier weit wichtiger war, als ich selbst, der ich es in der Tasche trug, annahm. Aber damit habe ich schon gar zu weit vorgegriffen.

Aber warum denn, wird man fragen, gerade in meine Wohnung? Warum wollte sie den Fürsten in unsere kläglichen Stübchen bringen und ihn vielleicht durch die ganze Kümmerlichkeit, die er bei uns um sich sah, erschrecken? Wenn sie ihn schon nicht in sein Haus bringen konnte (denn dort hätte man all ihre Pläne mit einemal durchkreuzen können), warum dann nicht in eine andere gute Wohnung, wie es Lambert vorgeschlagen hatte? Aber gerade darin lag die ganze Chance des ungewöhnlichen Schrittes, den Anna Andrejewna unternahm.

Hauptsächlich kam es darauf an, dem Fürsten gleich nach seiner Ankunft das Schriftstück vorzulegen; nun aber gab ich dieses um keinen Preis heraus. Da jedoch keine Zeit zu verlieren war, entschloß sich Anna Andrejewna im Vertrauen auf ihre Macht, die Sache auch ohne das Schriftstück in Angriff zu nehmen, aber unter der Voraussetzung, daß sie den Fürsten direkt zu mir brachte – und zu welchem Zweck? Der Zweck dabei war, durch diesen Schritt gleichzeitig auch mich zu überrumpeln und sozusagen nach der landläufigen Redensart zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Sie rechnete darauf, daß die plötzliche, heftige Gemüterschütte-

rung auch bei mir ihre Wirkung nicht verfehlen werde. Ihre Spekulation war diese: wenn ich den alten Herrn in meiner Wohnung erblickte, seine Angst und Hilflosigkeit sähe und die vereinten Bitten aller hörte, dann würde ich nachgeben und das Schriftstück vorlegen! Ich muß gestehen – die Berechnung war schlau und klug und psychologisch richtig; mehr noch: sie wäre beinahe von Erfolg gekrönt gewesen ... Was den alten Mann betraf, so bestand das Mittel, durch das ihn Anna Andrejewna damals überredete und ihn veranlaßte, ihr aufs Wort zu glauben, eben in dem Hinweis darauf, daß sie ihn *zu mir* bringen werde. Alles das habe ich in der Folgezeit erfahren. Schon allein die Mitteilung, daß dieses Schriftstück sich in meinem Besitz befinde, hatte in seinem schüchternen Herzen die letzten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Tatsache verscheucht – so sehr liebte und schätzte er mich!

Ich merke noch an, daß Anna Andrejewna selbst keinen Augenblick daran zweifelte, daß das Schriftstück sich noch in meinem Besitz befand und ich es noch nicht aus den Händen gegeben hatte. Ein Hauptpunkt war, daß sie meinen Charakter falsch einschätzte und in zynischer Weise auf meine Unschuld, meine Gutherzigkeit, ja sogar auf meine Empfindsamkeit rechnete; andererseits aber nahm sie an, daß ich, selbst wenn ich mich entschlösse, den Brief zum Beispiel Katerina Nikolajewna auszuhändigen, dies nur unter ganz besonderen Umständen tun würde, und dem Eintreten eben dieser Umstände beeilte sie sich durch einen plötzlichen, überraschenden Schlag zuvorzukommen.

Und schließlich war sie in diesem ganzen Plan noch von Lambert bestärkt worden. Ich habe schon gesagt, daß Lamberts Situation zu diesem Zeitpunkt höchst kritisch war: dieser Verräter wünschte lebhaft, mich Anna Andrejewna abspenstig zu machen, damit ich mit ihm zusammen das Schriftstück an Frau Achmakowa verkaufte, was er aus einem bestimmten Grund für vorteilhafter hielt. Aber da

ich das Schriftstück bis zum letzten Augenblick um keinen Preis herausgab, so beschloß er, notfalls auch mit Anna Andrejewna zusammen zu operieren, um nicht jedes Vorteils verlustig zu gehen, und drängte ihr deshalb bis zur letzten Stunde mit Gewalt seine Dienste auf, und ich weiß, daß er ihr sogar anbot, ihr, falls es erforderlich würde, einen Geistlichen zu besorgen ... Aber Anna Andrejewna bat ihn mit einem geringschätzigen Lächeln, davon nicht weiter zu reden. Lambert kam ihr furchtbar ungebildet vor und erweckte ihren größten Widerwillen; aber vorsichtshalber nahm sie doch seine Dienste an, die zum Teil in Spionage bestanden. Apropos, ich weiß auch heute noch nicht sicher, ob sie meinen Wirt Pjotr Ippolitowitsch bestochen haben oder nicht und ob er von ihnen damals etwas für seine Dienste bekommen hat oder bloß so aus Vergnügen am Intrigieren in ihren Bund eingetreten ist; aber jedenfalls spionierte auch er mir nach, und ebenso seine Frau – das weiß ich bestimmt.

Der Leser wird es jetzt verstehen, daß ich, obgleich man mich zum Teil darauf vorbereitet hatte, doch in keiner Weise vermuten konnte, daß ich am nächsten oder übernächsten Tag den alten Fürsten bei mir in meiner Wohnung finden würde, und zwar unter diesen Umständen. Ich hätte ja auch eine solche Kühnheit von Anna Andrejewna keineswegs erwarten können! Mochte sie auch von dergleichen reden und allerlei Andeutungen machen; aber einen Entschluß zu fassen und ans Werk zu gehen und ein solches Unternehmen tatsächlich auszuführen – nein, das muß ich sagen, das zeugt von großer Charakterfestigkeit!

II

Ich fahre fort.

Ich wachte am andern Morgen erst spät auf; ich hatte ungewöhnlich fest und traumlos geschlafen, woran ich mich noch mit Verwunderung erinnere, so daß ich mich nach dem Aufwachen geistig wieder außerordentlich frisch fühlte, gerade als ob der ganze vorhergehende Tag nicht dagewesen wäre. Ich nahm mir vor, zunächst nicht bei Mama vorzusprechen, sondern mich geradeswegs nach der Friedhofskirche zu begeben, um dann nach der Zeremonie mit Mama in ihre Wohnung zurückzukehren und mich von ihr den ganzen Tag über nicht mehr zu trennen. Ich war fest davon überzeugt, daß ich *ihn* heute bestimmt bei Mama treffen würde, früher oder später, aber sicher.

Alfonsinka und der Wirt hatten die Wohnung schon längst verlassen. Die Wirtin mochte ich nach nichts fragen, und ich hatte mir überhaupt vorgenommen, alle Beziehungen zu ihnen abzubrechen und sogar so bald wie möglich aus der Wohnung auszuziehen; daher legte ich, sobald mir der Kaffee gebracht war, an der Tür sogleich wieder den Haken vor. Aber auf einmal klopfte jemand an die Tür; zu meiner Verwunderung stellte sich heraus, daß es Trischatow war.

Ich öffnete sofort und bat ihn erfreut, hereinzukommen, aber er lehnte dies ab.

»Ich will Ihnen nur zwei Worte von der Schwelle aus sagen ... oder ich will doch lieber hereinkommen, denn ich glaube, man muß hier im Flüsterton sprechen; aber hinsetzen werde ich mich bei Ihnen nicht. Sie betrachten meinen häßlichen Mantel: das kommt daher, daß Lambert mir den Pelz weggenommen hat.«

In der Tat trug er einen alten, schäbigen, für seine Figur viel zu langen Paletot. Er stand mit düsterer, trauriger Miene vor mir; die Hände hatte er in die Taschen gesteckt, den Hut auf dem Kopf behalten.

»Ich will mich nicht hinsetzen, ich will mich nicht hinsetzen. Hören Sie mal, Dolgorukij, ich weiß keine Details, aber ich weiß, daß Lambert gegen Sie eine Verräterei plant, für die nächste Zeit, und er ist fest entschlossen dazu – das ist sicher. Darum nehmen Sie sich in acht! Dem Pockennarbigen ist im Gespräch mit mir ein Wort zuviel entschlüpft – erinnern Sie sich noch an den Pockennarbigen? Aber er sagte nicht, um was es sich handelt, so daß ich Ihnen nicht mehr sagen kann. Ich bin nur gekommen, um Sie zu warnen – leben Sie wohl!«

»Aber so setzen Sie sich doch, lieber Trischatow! Ich bin zwar in Eile, aber ich freue mich so, Sie zu sehen ...« rief ich.

»Ich setze mich nicht, ich setze mich nicht; aber daß Sie sich freuen, mich zu sehen, das werde ich Ihnen nicht vergessen. Ach, Dolgorukij, wozu soll ich andere Leute zu täuschen suchen: ich habe mit vollem Bewußtsein und aus freien Stücken bei allen möglichen Schändlichkeiten mitgewirkt, ich sage Ihnen, bei solchen Gemeinheiten, daß ich mich schäme, sie vor Ihren Ohren auch nur zu erwähnen. Wir sind jetzt bei dem Pockennarbigen ... Leben Sie wohl! Ich bin nicht wert, mich bei Ihnen hinzusetzen.«

»Reden Sie doch nicht so, lieber Trischatow ...«

»Nein, sehen Sie, Dolgorukij: allen andern gegenüber benehme ich mich dreist und werde jetzt anfangen, ein flottes Leben zu führen; ich werde mir bald einen noch besseren Pelz machen lassen und mit Trabern fahren. Aber im stillen werde ich mir doch bewußt sein, daß ich mich bei Ihnen nicht hingestellt habe, weil ich mich selbst verurteilt habe. Weil ich Ihnen gegenüber ein unwürdiges Subjekt bin. Das wird mir doch eine angenehme Erinnerung in dem ehrlosen Luderleben sein, das ich nun führen werde. Na, leben Sie wohl, leben Sie wohl! Auch die Hand gebe ich Ihnen nicht: nicht einmal

Alfonsinka nimmt ja meine Hand. Und bitte, begleiten Sie mich nicht, und kommen Sie auch nicht zu mir; wir haben einen Kontrakt.«

Der sonderbare junge Mensch drehte sich um und ging hinaus. Ich hatte nur keine Zeit, nahm mir aber vor, ihn jedenfalls bald aufzusuchen, sowie ich unsere Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte.

Den weiteren Verlauf dieses ganzen Vormittags will ich nicht schildern, obgleich ich vieles davon erwähnen könnte. Wersilow war zur Beerdigung nicht in der Kirche, und aus der Miene der Meinigen war, schon ehe der Sarg vom Hause zur Kirche gebracht wurde, zu schließen gewesen, daß sie ihn in der Kirche nicht erwarteten. Mama betete andächtig und war augenscheinlich ganz in das Gebet versenkt. Am Sarg standen nur noch Tatjana Pawlowna und Lisa. Aber ich lasse mich auf keine, gar keine Schilderung ein. Nach der Beerdigung kehrten wir alle nach Hause zurück und setzten uns zu Tisch, und wieder merkte ich an den Gesichtern, daß er wahrscheinlich auch zum Essen nicht erwartet wurde. Als wir vom Tisch aufstanden, trat ich zu Mama, umarmte sie innig und wünschte ihr Glück zum Geburtstag; dasselbe tat nach mir auch Lisa.

»Höre, Arkadij«, flüsterte mir Lisa heimlich zu, »sie erwarten ihn.«

»Das merke ich, Lisa, das sehe ich.«

»Er wird gewiß kommen.«

»Also müssen sie doch genaue Nachrichten haben«, dachte ich, aber ich erkundigte mich nicht danach. Ich will zwar meine Gefühle nicht schildern, aber dieses ganze Rätsel legte sich trotz all meiner geistigen Frische doch plötzlich wie ein Stein auf mein Herz. Wir

setzten uns alle im Wohnzimmer mit Mama um den runden Tisch. Oh, welch eine Freude machte es mir, mit ihr zusammenzusein und sie anzusehen! Mama bat mich, etwas aus dem Neuen Testament vorzulesen. Ich las ein Kapitel aus Lukas. Sie weinte nicht und war nicht einmal sehr traurig, aber noch nie war mir ihr Gesicht so geistig belebt erschienen. In ihrem stillen Blick leuchtete ein Gedanke; aber ich konnte in keiner Weise merken, daß sie unruhig auf etwas wartete. Das Gespräch verstummte keinen Augenblick: es wurden viele Erinnerungen an den Verstorbenen vorgebracht; auch Tatjana Pawlowna erzählte vieles von ihm, was mir vorher ganz unbekannt gewesen war. Und überhaupt, wenn ich es niederschreiben wollte, an interessantem Stoff wäre kein Mangel. Sogar Tatjana Pawlowna verhielt sich ganz anders als sonst: sie war sehr sanft, sehr freundlich und namentlich auch sehr ruhig, obgleich sie viel sprach, um Mama zu zerstreuen. Aber eine Einzelheit habe ich gut im Gedächtnis behalten: Mama saß auf dem Sofa, und links von dem Sofa lag auf einem besonderen runden Tischchen, anscheinend zu irgendeinem besonderen Zweck zurechtgelegt, eine alte Ikone ohne verzierte Einfassung, nur mit Heiligenscheinen um die Köpfe der Heiligen, deren zwei darauf dargestellt waren. Dieses Heiligenbild hatte Makar Iwanowitsch gehört, das wußte ich, und ich wußte auch, daß der Verstorbene sich nie von diesem Bild getrennt und es für wundertätig gehalten hatte. Tatjana Pawlowna blickte mehrmals danach hin.

»Hör mal, Sofja«, sagte sie, indem sie den Gegenstand des Gesprächs plötzlich wechselte, »warum soll die Ikone so daliegen? Wollen wir sie nicht auf einen Tisch stellen und an die Wand lehnen und ein Lämpchen davor anzünden?«

»Nein, wir wollen es lieber so lassen, wie es jetzt ist«, sagte Mama.

»Nun ja, gewiß. Es sieht sonst gar zu feierlich aus ...«

Ich verstand damals nicht, um was es ging, aber die Sache war die, daß Makar Iwanowitsch dieses Heiligenbild schon längst mündlich Andrej Petrowitsch vermacht hatte und Mama es ihm jetzt zu übergeben beabsichtigte.

Es war schon fünf Uhr nachmittags: unser Gespräch dauerte immer noch fort; da auf einmal bemerkte ich auf Mamas Gesicht ein Zittern; sie richtete sich schnell auf und horchte, während Tatjana Pawlowna, die gerade sprach, weiterredete, ohne etwas zu bemerken. Ich wandte mich sogleich zur Tür hin und erblickte kurz darauf im Rahmen der Tür Andrej Petrowitsch. Er war nicht von der Haustür, sondern von dem Hintereingang her gekommen, durch die Küche und den Flur, und Mama war von uns allen die einzige gewesen, die seine Schritte gehört hatte. Jetzt will ich die ganze wahnsinnige Szene, die nun folgte, schildern, jedes Wort und jede Gebärde; diese Szene war nur kurz.

Zunächst bemerkte ich in seinem Gesicht nicht die geringste Veränderung, wenigstens nicht auf den ersten Blick. Gekleidet war er wie immer, das heißt beinahe stutzerhaft. In der Hand hatte er einen kleinen, aber kostbaren Strauß frischer Blumen. Er trat zu Mama und überreichte ihn ihr lächelnd; diese sah ihn mit ängstlicher Verwunderung an, nahm aber den Strauß hin, und auf einmal wurden ihre blassen Wangen von einer leichten Röte belebt, und in ihren Augen leuchtete Freude.

»Ich wußte, daß du es so aufnehmen würdest, Sonja«, sagte er. Da wir alle bei seinem Eintritt aufgestanden waren, nahm er, als er an den Tisch trat, Lisas Stuhl, der links neben Mama stand, und setzte sich darauf, ohne zu bemerken, daß er sich auf einen fremden Platz setzte. Auf diese Weise befand er sich unmittelbar neben dem Tischchen, auf dem das Heiligenbild lag.

»Ich sage euch allen guten Tag. Sonja, ich wollte dir heute unter allen Umständen diesen Strauß zu deinem Geburtstag bringen, und darum bin ich auch nicht zur Beerdigung gekommen, um nicht zu einem Toten mit einem Blumenstrauß zu gehen, und ich weiß, du hast mich auch selbst nicht zur Beerdigung erwartet. Der alte Mann wird über diese Blumen gewiß nicht böse sein, da er doch selbst uns die Freude vermacht hat, nicht wahr? Ich denke mir, er ist jetzt hier irgendwo im Zimmer.«

Mama sah ihn sonderbar an; Tatjana Pawlowna zuckte ordentlich zusammen.

»Wer soll hier im Zimmer sein?« fragte sie.

»Der Verstorbene. Aber reden wir nicht davon. Ihr wißt ja, daß jemand, der an all diese Wunder nicht so recht glaubt, immer ganz besonders zu Vorurteilen neigt ... Aber ich will lieber von dem Blumenstrauß sprechen; wie ich ihn hergebracht habe, das ist mir unbegreiflich. Dreimal wandelte mich unterwegs die Lust an, ihn in den Schnee zu werfen und mit dem Fuße zu zerstampfen.«

Mama fing an zu zittern.

»Es war ein überaus heftiges Verlangen. Hab mit mir und meinem armen Kopf Mitleid, Sonja! Ich wollte es deswegen, weil der Strauß gar zu schön ist. Was ist von allen Dingen auf der Welt schöner als eine Blume? Ich trage sie in der Hand, und ringsumher ist Schnee und Kälte. Unsere Kälte und Blumen – welch ein Gegensatz! Aber das wollte ich eigentlich nicht sagen, sondern dies: ich wollte den Strauß einfach zertreten, weil er so schön ist. Sonja, wenn ich jetzt auch wieder verschwinde, so werde ich doch sehr bald wieder zurückkehren, denn ich glaube, ich werde Angst bekommen. Und wenn ich Angst bekomme, wer wird mich dann von meiner Furcht

heilen, wo werde ich einen guten Engel wie Sonja hernehmen? ... Was habt ihr da für ein Heiligenbild? Ah, ich erinnere mich, es hat dem Verstorbenen gehört. Es ist ein Erbstück, schon von seinem Großvater her; er hat sich sein ganzes Leben nicht davon getrennt; ich weiß, ich erinnere mich, er hat es mir vermacht; ich erinnere mich ganz genau ... ich glaube, es rührt von Altgläubigen her ... laßt es mich doch einmal besehen!«

Er nahm die Ikone in die Hand, hielt sie nahe an die Kerze und blickte sie starr an, aber nachdem er sie nur einige Sekunden lang so gehalten hatte, legte er sie vor sich hin auf den Tisch. Ich war erstaunt, aber all diese sonderbaren Reden, die er führte, kamen mir so überraschend, daß ich noch nicht begreifen konnte, was hier vorging. Ich erinnere mich nur, daß ein krankhaftes Angstgefühl sich meines Herzens bemächtigte. Mamas Schrecken ging in zweifelndes Staunen und in Mitleid über; sie sah in ihm vor allen Dingen den Unglücklichen: es war auch früher schon manchmal vorgekommen, daß er beinahe ebenso seltsam geredet hatte wie jetzt. Lisa wurde auf einmal aus irgendeinem Grund sehr blaß und machte mir in sonderbarer Art ein Zeichen mit dem Kopf nach ihm hin. Aber am meisten von allen war Tatjana Pawlowna erschrocken.

»Aber was ist denn nur mit Ihnen, lieber Andrej Petrowitsch?« fragte sie vorsichtig.

»Wirklich, ich weiß selbst nicht, was mit mir ist, liebe Tatjana Pawlowna. Beunruhigen Sie sich nicht; ich erinnere mich noch, daß Sie Tatjana Pawlowna und ein liebes Wesen sind. Ich bin aber nur auf einen Augenblick hergekommen; ich wollte Sonja gern etwas Freundliches sagen und suche nun nach einem solchen Wort, obwohl mein Herz voll von Worten ist, die ich nur nicht auszusprechen imstande bin; allerdings sind es ja recht sonderbare Worte. Wißt ihr, ich habe die Empfindung, als ob mein ganzer Mensch

gleichsam in zwei Teile gespalten würde«, fuhr er fort, indem er uns alle ringsherum mit furchtbar ernstem Gesicht und durchaus aufrichtiger Mitteilsamkeit anblickte. »Wirklich, ich spalte mich geistig in zwei Teile und fürchte mich davor entsetzlich. Es ist, als ob ein Doppelgänger neben einem stünde; man ist selbst klug und verständig, aber der andere will durchaus neben einem irgendeinen sinnlosen Streich begehen, manchmal auch etwas sehr Lustiges, und auf einmal bemerkt man, daß man selbst derjenige ist, der diesen lustigen Streich begehen will, und weiß Gott, warum man es will, das heißt, man will es gewissermaßen ungerne, man will es, obwohl man sich dagegen mit aller Kraft sträubt. Ich habe einmal einen Arzt gekannt, der bei dem Begräbnis seines Vaters in der Kirche auf einmal anfing zu pfeifen. Wahrhaftig, ich habe mich heute gefürchtet, zu dem Begräbnis zu kommen, weil sich, ich weiß nicht warum, in meinem Kopf die feste Vorstellung gebildet hatte, ich würde auf einmal lospfeifen oder loslachen wie dieser unglückliche Arzt, der ein recht schlimmes Ende genommen hat ... Und wirklich, ich weiß nicht, warum ich heute immer an diesen Arzt denken muß, und zwar dermaßen, daß ich von dem Gedanken gar nicht loskommen kann. Siehst du, Sonja, da habe ich nun das Heiligenbild wieder in die Hand genommen« (er hatte es vom Tisch genommen und drehte es in den Händen hin und her), »und weißt du, ich habe die größte Lust, es jetzt, in dieser Sekunde, an den Ofen zu schmettern, gleich an diese Ecke da. Ich glaube bestimmt, daß es sich gleich in zwei Stücke zerspaltet, nicht mehr und nicht weniger.«

Das schlimmste dabei war, daß er das alles ohne jeden Schein von Verstellung und sogar ohne jeden herausfordernden Ton vorbrachte; er sagte es ganz einfach und schlicht, aber um so schrecklicher wirkte es; und er schien sich tatsächlich gewaltig vor etwas zu fürchten, denn ich bemerkte plötzlich, daß seine Hände leise zitterten.

»Andrej Petrowitsch!« rief Mama und schlug die Hände zusammen.

»Laß das Bild, laß das Bild, Andrej Petrowitsch, laß es, leg es hin!« rief Tatjana Pawlowna aufspringend. »Zieh dich aus und leg dich ins Bett! Arkadij, hol den Arzt!«

»Aber ... aber, warum regt ihr euch so auf?« sagte er ruhig und ließ seinen starren Blick von einem zum andern gehen. Dann setzte er plötzlich beide Ellbogen auf den Tisch und stützte den Kopf in die Hände. »Ich habe euch erschreckt, aber wißt ihr was, meine Freunde; macht mir eine kleine Freude, setzt euch wieder hin und beruhigt euch alle wieder – wenn auch nur auf eine Minute! Sonja, ich bin keineswegs hergekommen, um davon zu reden; ich bin hergekommen, um dir etwas mitzuteilen, aber etwas ganz anderes. Leb wohl, Sonja, ich begeben mich wieder auf die Wanderschaft, wie ich schon mehrmals von dir weggegangen bin ... Nun, natürlich werde ich einmal wieder zu dir kommen – in diesem Sinne bist du für mich unentrinnbar. Zu wem könnte ich denn auch kommen, wenn alles aus ist? Glaub mir, Sonja, daß ich jetzt zu dir als meinem guten Engel gekommen bin und durchaus nicht als zu einem Feind: wie könntest du denn auch mein Feind sein, wie könntest du mein Feind sein? Denk nicht, daß ich hergekommen bin, um dieses Heiligenbild zu zerschlagen, denn weißt du was, Sonja, ich habe doch große Lust, es zu zerschlagen ...«

Als Tatjana Pawlowna kurz zuvor gerufen hatte: »Laß das Bild!«, da hatte sie ihm die Ikone aus den Händen genommen und hielt sie nun in ihrer Hand. Auf einmal sprang er bei dem letzten Wort hastig auf, riß Tatjana Pawlowna das Bild blitzschnell aus der Hand, holte wütend aus und schmetterte es aus aller Kraft gegen die Ecke des Kachelofens. Das Heiligenbild zersprang genau in zwei Teile ... Er wandte sich plötzlich nach uns um, und sein blasses Gesicht war auf einmal rot geworden, beinahe purpurrot, und jeder Muskel in seinem Gesicht zitterte und zuckte.

»Faß es nicht als sinnbildliche Handlung auf, Sonja! Ich habe es nicht zerschlagen, weil es ein Stück aus Makars Erbschaft war, sondern nur einfach so, um es zu zerschlagen ... Aber ich werde doch zu dir zurückkehren, zu meinem letzten guten Engel! Übrigens, meinetwegen kannst du es auch als sinnbildliche Handlung auffassen, denn das ist es ja doch unbedingt! ...«

Nach diesen Worten verließ er eilends das Zimmer, wieder durch die Küche (wo er seinen Pelz und seine Mütze gelassen hatte). Ich will nicht im einzelnen schildern, was mit Mama vorging: zu Tode erschrocken stand sie da, hob die Arme in die Höhe, faltete die Hände und rief ihm nach:

»Andrej Petrowitsch, komm doch wenigstens noch einmal zurück, um Abschied zu nehmen, Lieber!«

»Er wird schon zurückkommen, Sofja, er wird schon zurückkommen! Sei unbesorgt!« schrie Tatjana Pawlowna; sie zitterte am ganzen Leib in einem furchtbaren Anfall von geradezu tierischer Wut. »Du hast ja gehört, er hat selbst versprochen zurückzukommen! Laß den tollen Menschen sich nur noch zum letztenmal herumtreiben! Wenn er erst alt ist und nicht mehr laufen kann, wer wird ihn dann pflegen, wer anders als du, seine alte Wärterin? Das hat er ja selbst geradezu ausgesprochen, er schämt sich nicht ...«

Was uns andere anlangt, so lag Lisa in Ohnmacht. Ich wollte ihm schon nachlaufen, stürzte dann aber zu Mama hin. Ich schlang die Arme um sie und hielt sie so. Lukerja kam mit einem Glas Wasser für Lisa herbeigelaufen. Aber Mama kam bald wieder zu sich; sie ließ sich auf das Sofa sinken, bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in Tränen aus.

»Aber, aber ... aber, so lauf ihm doch nach!« schrie Tatjana Pawlowna, wie wenn sie auf einmal zur Besinnung kam, aus voller Kehle. »Lauf ... lauf ... hol ihn ein, bleib auf Schritt und Tritt bei ihm, lauf lauf!« rief sie und suchte mich mit aller Kraft von Mama wegzuzerren. »Ach, da laufe ich schon lieber selbst!«

»Arkascha, ach, lauf ihm doch recht schnell nach!« rief plötzlich auch Mama.

Ich rannte Hals über Kopf hinaus, ebenfalls durch die Küche und über den Hof, aber er war nirgends mehr zu sehen. In der Ferne bewegten sich in der Dunkelheit auf dem Gehsteig die schwarzen Gestalten von Passanten; ich machte mich daran, ihnen nachzulaufen, und wenn ich einen eingeholt hatte, blickte ich ihm im Vorbeilaufen ins Gesicht. So lief ich bis zur nächsten Straßenkreuzung.

»Irrsinnigen zürnt man nicht«, fuhr es mir durch den Kopf, »Tatjana Pawlowna war ja aber ganz grimmig vor Wut auf ihn; also kann er doch gar nicht irrsinnig sein ...« Oh, ich habe immer die Empfindung gehabt, daß das doch eine *sinnbildliche Handlung* war, und daß er beabsichtigte, mit etwas unter allen Umständen ein Ende zu machen wie mit diesem Heiligenbild und uns, Mama und allen, das zu zeigen. Aber auch der »Doppelgänger« hatte sicherlich neben ihm gestanden; daran war kein Zweifel ...

III

Indes, er war nirgends zu erblicken, und nach seiner Wohnung zu laufen, schien auch zwecklos; es war schwer zu glauben, daß er so einfach nach Hause gegangen sein sollte. Auf einmal blitzte ein

Gedanke in meinem Kopf auf, und ich stürzte Hals über Kopf zu Anna Andrejewna.

Anna Andrejewna war schon zurückgekehrt, und ich wurde sofort vorgelassen. Ich ging zu ihr hinein und suchte mich nach Möglichkeit zu beherrschen. Ohne mich hinzusetzen, erzählte ich ihr geradeheraus die Szene, die sich soeben abgespielt hatte, das heißt namentlich das von dem »Doppelgänger«. Niemals werde ich die gespannte, aber mitleidlos ruhige, selbstbewußte Neugier vergessen und verzeihen, mit der sie, ebenfalls ohne sich hinzusetzen, mich anhörte.

»Wo ist er? Sie wissen es vielleicht?« schloß ich in energischem Ton.
»Tatjana Pawlowna wollte mich gestern zu Ihnen schicken ...«

»Ich habe Sie schon gestern bitten lassen, zu mir zu kommen. Gestern war er in Zarskoje Selo und kam auch zu mir. Jetzt aber« (sie blickte nach der Uhr), »jetzt ist es sieben ... Also wird er wahrscheinlich bei sich zu Hause sein.«

»Ich sehe, daß Sie alles wissen – also reden Sie doch, reden Sie!« rief ich.

»Ich weiß manches, aber alles weiß ich nicht. Natürlich hat es keinen Zweck, Ihnen etwas zu verbergen ...« (sie maß mich lächelnd und wie überlegend mit einem seltsamen Blick). »Gestern morgen hat er Katerina Nikolajewna als Antwort auf ihren Brief einen formellen Heiratsantrag gemacht.«

»Das ist nicht wahr!« rief ich und riß die Augen weit auf.

»Der Brief ist durch meine Hände gegangen; ich selbst habe ihn ihr unerbrochen überbracht. Diesmal ist er ›ritterlich‹ verfahren und hat mir nichts verheimlicht.«

»Anna Andrejewna, ich verstehe das nicht!«

»Es ist allerdings schwer zu verstehen, aber er hat in der Art eines Spielers gehandelt, der sein letztes Goldstück auf den Tisch wirft und dabei schon den Revolver in der Tasche bereithält – das ist der Sinn seines Antrags. Von zehn Chancen sind neun dafür, daß sie seinen Antrag nicht annimmt, und doch hat er auf diese eine zehnte Chance gesetzt, und ich muß gestehen, das ist sehr interessant; übrigens, meiner Ansicht nach ... meiner Ansicht nach kann das eine geistige Störung gewesen sein, eben jener ›Doppelgänger‹, wie Sie es soeben so gut bezeichnet haben.«

»Und Sie lachen noch? Und kann ich etwa glauben, daß Sie den Brief übergeben haben? Sie sind doch die Braut ihres Vaters? Ich bitte Sie um alles in der Welt, Anna Andrejewna!«

»Er bat mich, ich möchte meine eigene Zukunft seinem Lebensglück zum Opfer bringen. Übrigens, eigentlich gebeten hat er mich nicht: das wurde alles ziemlich schweigsam erledigt, ich habe alles nur in seinen Augen gelesen. Ach, mein Gott, was ist denn da groß zu verwundern; ist er nicht nach Königsberg zu Ihrer lieben Mutter gefahren, um ihre Einwilligung zu seiner Verheiratung mit Madame Achmakowas Stieftochter zu erbitten? Das hat ja doch die größte Ähnlichkeit damit, daß er mich gestern zu seiner Bevollmächtigten und Vertrauten erwählte.«

Sie war ein wenig blaß. Aber ihre Ruhe war nichts anderes als forcierter Sarkasmus. Oh, ich verzieh ihr vieles in diesem Augenblick,

als ich die Sache allmählich begriff. Ungefähr eine Minute lang dachte ich nach; sie schwieg und wartete.

»Wissen Sie«, sagte ich dann lächelnd, »Sie haben den Brief deswegen übergeben, weil für Sie keinerlei Risiko damit verbunden war, da die Ehe ja doch nicht zustande kommt, aber was wird aus ihm? Und schließlich auch aus ihr? Selbstverständlich wird sie seinen Antrag ablehnen, und dann ... was kann sich dann ereignen? Wo ist er jetzt, Anna Andrejewna?« rief ich. »Jetzt ist jede Minute kostbar, jeden Augenblick kann ein Unglück geschehen!«

»Er ist bei sich zu Hause, wie ich Ihnen schon gesagt habe. In seinem gestrigen Brief an Katerina Nikolajewna, den ich ihr übergeben habe, hat er sie *auf jeden Fall* um eine Zusammenkunft bei sich in seiner Wohnung gebeten, heute, Punkt sieben Uhr abends. Und sie hat es ihm versprochen.«

»Sie soll zu ihm in seine Wohnung kommen? Wie ist das möglich?«

»Warum nicht? Die Wohnung gehört Darja Onissimowna: sie können sich beide sehr wohl da als deren Gäste treffen ...«

»Aber sie fürchtet sich vor ihm ... er kann sie töten!«

Anna Andrejewna lächelte nur.

»Katerina Nikolajewna hegt trotz all ihrer Furcht, die ich selbst an ihr bemerkt habe, dennoch von früher her immer noch eine gewisse Verehrung und Bewunderung für Andrej Petrowitschs vornehme Denkweise und ideale Geistesrichtung. Diesmal will sie ihm Vertrauen schenken, um mit ihm für immer zu einem Abschluß zu kommen. In seinem Brief hat er ihr in feierlichster, ritterlichster Weise sein Wort gegeben, daß sie nichts zu befürchten habe ...

Kurz, ich kann mich zwar auf die einzelnen Ausdrücke nicht besinnen, aber sie schenkte den Versicherungen Glauben ... sozusagen zum letztenmal ... und sozusagen, indem sie diese Versicherungen selbst mit den heldenhaftesten Gefühlen erwiderte. Es kann da zu einem Kampf kommen, der von beiden Seiten in ritterlicher Weise geführt wird.«

»Aber der Doppelgänger, der Doppelgänger!« rief ich. »Er hat ja doch den Verstand verloren.«

»Als Katerina Nikolajewna gestern ihr Wort darauf gab, daß sie zu der Zusammenkunft erscheinen werde, da hat sie eine solche Möglichkeit nicht in Rechnung gestellt.«

Ich drehte mich plötzlich um und lief weg ... Selbstverständlich zu ihm, zu ihm! Aber aus dem nächsten Zimmer kehrte ich noch einmal für eine Sekunde zurück.

»Ihnen ist es vielleicht ganz erwünscht, wenn er sie tötet!« rief ich und rannte aus dem Hause.

Obwohl ich am ganzen Leibe wie bei einem Fieberanfall zitterte, ging ich ganz leise in die Wohnung hinein, durch die Küche, und bat die Köchin flüsternd, Darja Onissimowna zu mir herauszurufen; aber sie kam in diesem Augenblick schon von selbst und sah mich, ohne ein Wort zu sagen, mit einem festen, schrecklich fragenden Blick an.

»Er ... er ist nicht zu Hause.«

Aber ich setzte ihr, hastig flüsternd, kurz und bestimmt auseinander, daß ich von Anna Andrejewna alles erfahren hätte und selbst soeben von ihr herkäme.

»Darja Onissimowna, wo sind sie?«

»Sie sind in seinem Zimmer, in demselben, wo Sie vorgestern gesessen haben, sie sitzen am Tisch ...«

»Darja Onissimowna, lassen Sie mich dorthin!«

»Wie wäre das möglich!«

»Nicht dorthin, sondern in das Zimmer nebenan. Darja Onissimowna, vielleicht wünscht das Anna Andrejewna selbst. Wenn sie das nicht wünschte, würde sie mir nicht gesagt haben, daß sie hier sind. Sie werden mich nicht hören ... sie selbst wünscht es ...«

»Aber wenn sie es nun nicht wünscht?« versetzte Darja Onissimowna, ohne ihren festen Blick von mir abzuwenden.

»Darja Onissimowna, ich denke an Ihre Olga ... lassen Sie mich hinein!«

Lippen und Kinn fingen ihr auf einmal an zu zittern.

»Lieber Freund, um Olgas willen ... um Ihrer Teilnahme willen ... Aber laß Anna Andrejewna nicht im Stich, mein Teuerster! Laß sie nicht im Stich, nein? Wirst du sie nicht im Stich lassen?«

»Nein, ich werde sie nicht im Stich lassen.«

»Gib mir dein heiliges Ehrenwort, daß du nicht zu ihnen hineinlaufen und nicht aufschreien wirst, wenn ich dich da hinstelle!«

»Ich schwöre es bei meiner Ehre, Darja Onissimowna!«

Sie faßte mich am Rock, führte mich in ein dunkles Zimmer neben dem, in welchem sie saßen, führte mich kaum hörbar über den weichen Teppich an die Tür, stellte mich unmittelbar neben die zugezogene Portiere und zeigte mir die beiden, indem sie ein ganz kleines Eckchen der Portiere aufhob.

Ich blieb stehen, und sie ging weg. Natürlich blieb ich stehen. Ich war mir dessen bewußt, daß ich horchte, ein fremdes Geheimnis belauschte, aber ich blieb stehen. Wie hätte ich denn auch nicht stehenbleiben sollen; ich dachte an den Doppelgänger. Hatte er doch schon vor meinen Augen ein Heiligenbild zerschlagen!

IV

Sie saßen einander an demselben Tisch gegenüber, an welchem ich mit ihm zwei Tage vorher auf seine »Wiedergeburt« getrunken hatte; ich konnte ihre Gesichter vollständig sehen. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid und war schön und anscheinend ruhig wie immer. Er redete, und sie hörte ihm mit außerordentlicher, zuvorkommender Aufmerksamkeit zu. Vielleicht war ihr eine gewisse Ängstlichkeit anzumerken. Er seinerseits befand sich in furchtbarer Aufregung. Bei meiner Ankunft war das Gespräch schon im Gange, und daher konnte ich eine Zeitlang nicht daraus klug werden, ich erinnere mich, daß sie plötzlich fragte:

»Und ich war die Ursache?«

»Nein, die Ursache war ich«, antwortete er, »Sie waren nur ohne Ihre Schuld daran schuld. Sie wissen, daß man ohne seine Schuld an etwas schuld sein kann? Das sind die unverzeihlichsten Verfeh-

lungen, und sie finden fast immer ihre Strafe«, fügte er mit einem seltsamen Auflachen hinzu. »Und ich habe wirklich einen Augenblick lang gedacht, ich hätte Sie ganz vergessen, und lachte tüchtig über meine dumme Leidenschaft ... aber das wissen Sie. Indessen: was geht mich der Mensch an, den Sie heiraten wollen? Ich habe Ihnen gestern einen Antrag gemacht; verzeihen Sie diese ... diese Torheit, ich konnte sie jedoch auf keine Weise vermeiden; was hätte ich anders machen können als diese Torheit? Ich weiß es nicht ...«

Hier lachte er verlegen und hob auf einmal die Augen zu ihr auf, denn bis dahin hatte er beim Reden zur Seite gesehen. Wenn ich an Katerina Nikolajewnas Stelle gewesen wäre, ich hätte über dieses Lachen einen Schreck bekommen, das fühlte ich. Er stand plötzlich von seinem Stuhl auf.

»Sagen Sie, wie konnten Sie einwilligen, hierherzukommen?« fragte er, als ob ihm jetzt erst die Hauptsache einfiele. »Meine Aufforderung und mein ganzer Brief waren töricht ... Oder warten Sie einmal: ich kann es noch verstehen, wie es zugeht, daß Sie einwilligten herzukommen, aber warum Sie wirklich gekommen sind, diese Frage kann ich mir nicht recht beantworten. Sind Sie wirklich nur aus Furcht hergekommen?«

»Ich bin hergekommen, um Sie wiederzusehen«, erwiderte sie und sah ihn mit einem Blick voll ängstlicher Vorsicht an. Beide schwiegen etwa eine halbe Minute lang, Wersilow ließ sich wieder auf den Stuhl sinken und begann mit sanfter, aber ergriffener, fast zitternder Stimme:

»Ich habe Sie furchtbar lange nicht gesehen, Katerina Nikolajewna, so lange, daß ich es beinahe nicht mehr für möglich gehalten hätte, jemals wieder wie jetzt neben Ihnen zu sitzen, Ihr Gesicht zu betrachten und Ihre Stimme zu hören ... Zwei Jahre lang haben wir

uns nicht gesehen, zwei Jahre lang nicht miteinander gesprochen. Ich hätte nicht gedacht, daß ich jemals wieder mit Ihnen sprechen würde. Nun, mag es sein: was vergangen ist, ist vergangen, und was ist, das wird morgen verschwinden wie Rauch – mag es! Ich habe nichts dagegen, weil ich auch hier wieder nichts daran ändern kann, aber lassen Sie unsere jetzige Zusammenkunft nicht ganz fruchtlos sein«, fügte er in beinahe flehendem Ton hinzu. »Wenn Sie mir schon durch Ihr Kommen ein Almosen gespendet haben, so lassen Sie unsere Zusammenkunft nicht ganz fruchtlos sein, sondern beantworten Sie mir eine Frage!«

»Was für eine Frage?«

»Wir werden einander ja nie wiedersehen; was macht es Ihnen also aus, diese Frage zu beantworten? Sagen Sie einmal in Ihrem ganzen Leben die Wahrheit, auf eine Frage, wie sie verständige Menschen niemals stellen würden: haben Sie mich jemals geliebt, oder ... oder habe ich mich getäuscht?«

Sie wurde rot.

»Ich habe Sie geliebt«, antwortete sie.

Das hatte ich erwartet, daß sie das sagen würde – oh, die Wahrheitsliebende, oh, die Aufrichtige, oh, die Ehrenhafte!

»Und jetzt?« fuhr er fort.

»Jetzt liebe ich Sie nicht mehr.«

»Und Sie lachen über mich?«

»Nein, ich lächelte soeben unwillkürlich, weil ich im voraus wußte, daß Sie fragen würden: ›Und jetzt?‹ Und darum lächelte ich, denn man lächelt ja immer, wenn man eine richtige Ahnung gehabt hat ...«

Mir war ganz seltsam zumute; ich hatte sie noch nie so behutsam, ja beinahe schüchtern und verlegen gesehen. Er verschlang sie förmlich mit den Augen.

»Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben ... und – lieben Sie mich gar nicht?«

»Vielleicht liebe ich Sie gar nicht. Ich liebe Sie nicht«, fügte sie mit fester Stimme, und jetzt ohne zu lächeln und zu erröten, hinzu. »Ja, ich habe Sie geliebt, aber nicht lange. Ich habe damals sehr bald aufgehört, Sie zu lieben.«

»Ich weiß, ich weiß, Sie sahen, daß ich nicht das bin, was Sie brauchen, aber ... was brauchen Sie denn eigentlich? Erklären Sie mir das noch einmal ...«

»Habe ich Ihnen denn das schon jemals erklärt? Was ich brauche? Ich bin eine ganz gewöhnliche Frau; ich bin eine ruhige Frau; ich liebe ... ich liebe heitere Menschen.«

»Heitere Menschen?«

»Sie sehen, daß ich nicht einmal verstehe, mit Ihnen zu reden. Ich glaube, wenn Sie es fertiggebracht hätten, mich weniger zu lieben, so würde ich Sie damals liebgewonnen haben«, sagte sie wieder mit einem zaghaften Lächeln. Die vollste Aufrichtigkeit leuchtete aus ihrer Antwort hervor, und sie merkte zweifellos, daß ihre Antwort die endgültige, alles erklärende und entscheidende Formel für ihre

gegenseitigen Beziehungen war. Oh, das hätte doch auch er verstehen müssen! Aber er sah sie mit einem sonderbaren Lächeln an.

»Ist Bjoring ein heiterer Mensch?« fragte er weiter.

»Um den brauchen Sie sich keine Sorge zu machen«, versetzte sie mit einer gewissen Hast. »Ich heirate ihn nur, weil ich als seine Frau am ehesten ein ruhiges Leben haben werde. Meine ganze Seele behalte ich für mich.«

»Man sagt, Sie hätten wieder an der vornehmen Gesellschaft und am geselligen Leben Geschmack gefunden?«

»Nicht an der vornehmen Gesellschaft. Ich weiß, daß in unserer Gesellschaft dieselbe Ordnungslosigkeit herrscht wie überall; aber die äußeren Formen sind noch schön; wenn man daher lediglich leben will, um das Leben hinzubringen, so kann man das dort eher als sonstwo.«

»Ich höre jetzt häufig das Wort ›Ordnungslosigkeit; Sie haben wohl damals auch über meine Ordnungslosigkeit, meine Bützerketten, meine Ideen und Dummheiten einen Schreck bekommen?«

»Nein, so war das doch nicht ganz ...«

»Wie war es denn? Um Gottes willen, sagen Sie mir alles offen und ehrlich!«

»Nun, dann will ich es Ihnen offen und ehrlich sagen, weil ich Sie für einen großen Geist halte ... Es ist mir an Ihnen immer etwas lächerlich vorgekommen.«

Als sie das gesagt hatte, wurde sie auf einmal dunkelrot, als würde sie sich bewußt, daß sie eine große Unvorsichtigkeit begangen hatte.

»Sehen Sie, für das, was Sie mir da gesagt haben, kann ich Ihnen vieles verzeihen«, war seine seltsame Erwiderung.

»Ich habe nicht zu Ende gesprochen«, fuhr sie, von Röte übergossen, eilig fort. »Ich bin es vielmehr, die lächerlich ist ... schon deswegen, weil ich mit Ihnen wie eine Närrin spreche.«

»Nein, Sie sind nicht lächerlich; Sie sind nur eine verdorbene Welt-dame!« sagte er und wurde dabei erschreckend blaß. »Ich habe vorhin ebenfalls nicht zu Ende gesprochen, als ich Sie fragte, warum Sie hergekommen seien. Wollen Sie, daß ich zu Ende spreche? Es existiert da ein Brief, ein Schriftstück, und vor dem haben Sie eine gewaltige Angst, weil Ihr Vater, wenn er diesen Brief in die Hand bekommt, Sie möglicherweise noch zu seinen Lebzeiten verfluchen wird und Sie für den Fall seines Todes gesetzlich enterben kann. Sie haben Angst vor diesem Brief und sind wegen des Briefes hergekommen«, sagte er; er zitterte am ganzen Leib und klapperte beinahe mit den Zähnen. Sie hatte ihn mit kummervoller, schmerzlicher Miene angehört.

»Ich weiß, daß Sie mir eine Menge Unannehmlichkeiten bereiten können«, sagte sie, als wehrte sie seine Worte von sich ab, »aber ich bin nicht so sehr hergekommen, um Sie zu bitten, mich nicht weiter zu verfolgen, als vielmehr, um Sie selbst wiederzusehen. Ich habe sogar selbst schon seit langer Zeit sehr gewünscht, mit Ihnen zusammenzukommen. Aber ich finde jetzt, daß Sie derselbe geblieben sind, der Sie früher waren«, fügte sie, wie von einem besonderen, entschiedenen Gedanken und sogar von einem seltsamen, plötzlichen Gefühl hingerissen, auf einmal hinzu.

»Und Sie hatten gehofft, mich als einen andern wiederzusehen? Und das nach meinem Brief über Ihre Verderbtheit? Sagen Sie, sind Sie ohne alle Furcht hierhergekommen?«

»Ich bin hergekommen, weil ich Sie früher geliebt habe; aber hören Sie: ich bitte Sie, drohen Sie mir mit nichts, solange wir hier zusammen sind, und erinnern Sie mich nicht an meine schlimmen Gedanken und Empfindungen. Wenn Sie imstande wären, mit mir von etwas anderem zu sprechen, so würde mich das sehr freuen. Sparen Sie die Drohungen für ein andermal, und lassen Sie uns jetzt von etwas anderem reden ... Ich bin wirklich hergekommen, um Sie einen Augenblick zu sehen und zu hören. Nun, und wenn Sie dazu nicht imstande sind, so töten Sie mich gleich; nur drohen Sie mir nicht und martern Sie sich nicht selbst vor meinen Augen!« schloß sie und blickte ihn mit einem seltsamen, erwartungsvollen Ausdruck an, als hielte sie es wirklich für möglich, daß er sie tötete. Er stand wieder vom Stuhl auf, richtete seinen brennenden Blick auf sie und sagte in festem Ton:

»Sie werden von hier weggehen, ohne die geringste Kränkung erlitten zu haben.«

»Ach ja, Sie haben ja Ihr Ehrenwort gegeben!« erwiderte sie lächelnd.

»Nein, nicht nur deswegen, weil ich Ihnen in meinem Brief mein Ehrenwort gegeben habe, sondern weil ich die ganze Nacht über an Sie denken will und denken werde ...«

»Sie wollen sich quälen?«

»Wenn ich allein bin, stelle ich mir immer Ihr Bild vor. Ich tue weiter nichts, als mit Ihnen zu reden. Ich gehe in Kneipen und

Spelunken, und wie zum Kontrast erscheinen Sie sofort vor meinem geistigen Auge. Aber Sie lachen immer über mich, wie Sie es auch jetzt tun ...« Er schien, während er das sagte, ganz außer sich zu sein ...

»Niemals, niemals habe ich über Sie gelacht!« rief sie tief ergriffen und von innigem Mitleid erfüllt, das sich auf ihrem Gesicht ausdrückte. »Wenn ich hergekommen bin, so habe ich nach Kräften alles zu vermeiden gesucht, was Sie kränken könnte«, fügte sie plötzlich hinzu. »Ich bin hierhergekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie beinahe liebe ... Verzeihen Sie, ich habe mich vielleicht falsch ausgedrückt«, fügte sie hastig hinzu.

Er lachte auf.

»Warum verstehen Sie nicht, sich zu verstellen? Warum sind Sie so schlicht und einfach, warum sind Sie nicht so wie alle Frauen? ... Wie kann man zu jemandem, den man weggagt, sagen: ›Ich liebe Sie beinahe!‹«

»Ich habe nur nicht verstanden, mich richtig auszudrücken«, sagte sie eilig. »Ich habe eine falsche Wendung gebraucht; das kommt daher, weil ich in Ihrer Gegenwart immer verlegen gewesen bin und nicht zu reden verstanden habe, schon von unserer ersten Begegnung an. Und wenn es auch mit Worten ungeschickt von mir gesagt war, daß ich ›Sie beinahe liebe‹, so habe ich es doch in Gedanken fast so gemeint – deshalb habe ich es ja auch gesagt, obwohl ich Sie nur mit so einer ... nun, mit so einer *allgemeinen* Liebe liebe, mit der man alle Menschen liebt und die zu bekennen man sich niemals zu schämen braucht ...«

Er hörte schweigend zu, ohne seinen brennenden Blick von ihr abzuwenden.

»Ich bete Sie an, natürlich«, sagte er wie außer sich. »In der Tat, das ist gewiß das, was man Leidenschaft nennt ... Ich weiß nur das eine, daß es mit mir zu Ende ist, wenn ich mit Ihnen zusammen bin, und wenn Sie nicht da sind, ebenfalls. Ganz gleich, ob Sie da sind oder nicht da sind, wo Sie auch sein mögen, Sie sind immer bei mir. Ich weiß auch, daß ich imstande bin, Sie sehr zu hassen, noch mehr als zu lieben ... Übrigens, ich denke schon seit langer Zeit an nichts mehr – mir ist alles gleich. Es tut mir nur leid, daß ich eine solche Frau wie Sie liebgewonnen habe ...«

Die Stimme versagte ihm; er fuhr, nach Atem ringend, fort:

»Was ist Ihnen? Befremdet es Sie, daß ich so spreche?« fragte er mit einem matten Lächeln. »Ich glaube, wenn ich Sie dadurch gewinnen könnte, würde ich irgendwo dreißig Jahre lang als Säulenheiliger auf einem Bein stehen ... Ich sehe, daß ich Ihnen leid tue; Ihr Gesicht sagt: Ich würde dich lieben, wenn ich es könnte, aber ich kann es nicht.« Ja? Nun, das tut nichts; ich besitze keinen Stolz. Ich bin bereit, wie ein Bettler jedes Almosen von Ihnen anzunehmen – hören Sie wohl: jedes ... Was kann ein Bettler für Stolz besitzen?«

Sie stand auf und trat zu ihm hin.

»Lieber Freund!« sagte sie, indem sie seine Schulter mit der Hand berührte; auf ihrem Gesicht prägte sich eine unbeschreibliche Empfindung aus. »Ich kann solche Reden nicht anhören! Ich werde mein ganzes Leben an Sie denken, als an einen sehr wertvollen Menschen, als an ein großes, edles Herz, als an etwas Heiliges unter all dem, was ich verehren und lieben kann. Andrej Petrowitsch, verstehen Sie doch, was ich sage: ich muß ja doch einen Grund gehabt haben, weswegen ich hierhergekommen bin, Sie lieber Mensch, mir sowohl einstmals als auch jetzt lieber Mensch! Ich werde es nie vergessen, welchen tiefen Eindruck Sie bei unseren

ersten Begegnungen auf mich gemacht haben. Lassen Sie uns als Freunde scheiden, und Sie werden mein Leben lang mein teuerster, liebster Gedanke sein.«

»Lassen Sie uns scheiden, dann werde ich Sie lieben; ich werde Sie lieben, nur lassen Sie uns scheiden! Das ist der Sinn. Hören Sie«, sagte er mit ganz blassem Gesicht, »geben Sie mir noch ein Almosen: Sie brauchen mich nicht zu lieben, Sie brauchen nicht mit mir zu leben; wir wollen einander nie sehen; ich werde Ihr Sklave sein – sobald Sie mich rufen, und werde sofort verschwinden – wenn Sie mich nicht mehr sehen und hören wollen: nur ... *nur heiraten Sie niemand!*«

Das Herz zog sich mir schmerzlich zusammen, als ich diese Worte hörte. Diese naive, entwürdigende Bitte war um so kläglicher und schnitt mir um so mehr ins Herz, als sie so unverhohlen geäußert wurde und so unerhört war. Ja gewiß, er bat um ein Almosen! Aber konnte er überhaupt glauben, daß sie einwilligen würde? Und doch hatte er sich zu einem Versuch erniedrigt, es mit einer Bitte versucht! Diesen letzten Grad des geistigen Verfalls anzusehen, war geradezu unerträglich. Alle Züge ihres Gesichts verzogen sich plötzlich vor Schmerz; aber ehe sie noch hatte ein Wort sagen können, war er schon wieder zur Besinnung gekommen.

»Ich werde Sie *vernichten!*« sagte er auf einmal mit seltsamer, entstellter, fremd klingender Stimme.

Aber sie antwortete ihm ebenfalls auf seltsame Art, ebenfalls mit einer Stimme, die mit ihrer gewöhnlichen gar keine Ähnlichkeit hatte:

»Wenn ich Ihnen ein solches Almosen gäbe«, sagte sie in festem Ton, »so würden Sie sich an mir später noch schlimmer dafür rä-

chen, als Sie es mir jetzt androhen; denn Sie werden es nie vergessen, daß Sie als ein solcher Bettler vor mir gestanden haben ... Ich kann keine Drohungen von Ihnen hören!« schloß sie beinahe entrüstet und sah ihn fast herausfordernd an.

»Drohungen von Ihnen«, das heißt von einem solchen Bettler! Ich habe nur gescherzt«, sagte er leise mit einem Lächeln. »Ich werde Ihnen nichts tun, seien Sie unbesorgt, gehen Sie ruhig ... und jenes Schriftstück werde ich mich eifrig bemühen Ihnen zuzustellen – nur gehen Sie jetzt, gehen Sie! Ich habe Ihnen einen dummen Brief geschrieben, und Sie haben auf den dummen Brief geantwortet und sind hergekommen – wir sind quitt. Bitte hier!« sagte er und zeigte auf die Tür (sie hatte schon durch das Zimmer gehen wollen, in dem ich hinter der Portiere stand).

»Verzeihen Sie mir, wenn Sie können!« bat sie, in der Tür noch einmal stehenbleibend.

»Und wie ist's? Wenn wir uns später einmal als die besten Freunde begegnen, werden wir uns dann auch dieser Szene mit herzlichem Lachen erinnern?« sagte er auf einmal; aber alle Muskeln seines Gesichts zuckten wie bei einem Menschen, der einen heftigen Anfall durchmacht.

»Oh, das gebe Gott!« rief sie und faltete dabei die Hände vor der Brust, aber sie sah ihm dabei ängstlich ins Gesicht und schien enträtseln zu wollen, was er eigentlich gemeint hatte.

»Gehen Sie nun! Wir haben alle beide viel Verstand, aber Sie ... Oh, Sie sind ganz von meinem Schlag! Ich habe Ihnen einen wahnsinnigen Brief geschrieben, und Sie haben eingewilligt herzukommen, um mir zu sagen, daß Sie mich beinahe lieben. Nein, Sie und ich, wir sind Patienten desselben Irrsinns! Wir sind prächtige Menschen!

Bleiben Sie immer so irrsinnig, ändern Sie sich nicht, und wir werden noch als Freunde zusammenkommen – das prophezeie ich Ihnen, das schwöre ich Ihnen!«

»Und dann werde ich Sie ganz bestimmt lieben, das fühle ich jetzt schon!« Die Frau in ihr konnte sich nicht enthalten, ihm von der Schwelle her noch diese letzten Worte zuzurufen.

Sie ging hinaus. Eilig und unhörbar ging ich in die Küche; ich blickte Darja Onissimowna, die auf mich wartete, kaum an und lief die Hintertreppe hinunter und über den Hof auf die Straße. Aber ich sah nur noch, wie sie in die Droschke stieg, die an der Außentreppe auf sie wartete. Ich lief die Straße entlang.

Elftes Kapitel

I

Ich lief zu Lambert. Oh, wie gern ich auch meinen Handlungen an diesem Abend und in dieser ganzen Nacht einen Anschein von Logik geben und auch nur den geringsten vernünftigen Sinn darin finden möchte, so bin ich doch selbst jetzt, wo ich alles schon überdenken kann, völlig außerstande, die Sache in ordentlichem, klarem Zusammenhang darzustellen. Es war da ein Gefühl oder, richtiger gesagt, ein ganzes Chaos von Gefühlen, in dem ich mich naturgemäß verirren mußte. Allerdings war da ein Gefühl, das ganz im Vordergrund stand, das mich in seinem Bann hielt und alle anderen Gefühle beherrschte, aber ... soll ich dieses Gefühl bekennen? Ich möchte das um so weniger, als ich nicht überzeugt bin ...

Ich lief, selbstverständlich in größter Aufregung, zu Lambert und jagte ihm und Alfonsina einen gehörigen Schreck ein. Ich habe immer beobachtet, daß selbst ganz verkommene, moralisch tiefstehende Franzosen in ihrem Hauswesen den größten Wert auf eine gewisse spießbürgerliche Ordnung, auf eine Art höchst prosaischer, ein für allemal eingeführter Lebensweise legen. Indes begriff Lambert sehr schnell, daß etwas vorgefallen war, und geriet in Entzücken, als er mich endlich bei sich sah und mich endlich *in seiner Macht* hatte. Das, das allein war es gewesen, woran er diese ganzen Tage über Tag und Nacht gedacht hatte! Oh, wie sehr brauchte er mich! Und siehe da, als er schon alle Hoffnung verloren hatte, da erschien ich auf einmal ganz von selbst, und noch dazu in einem solchen Zustand von Verrücktheit – gerade in dem Zustand, in dem er mich brauchte.

»Lambert, Wein her!« schrie ich. »Wir wollen trinken und Lärm machen! Alfonsina, wo haben Sie Ihre Gitarre?«

Die nun folgende Szene will ich nicht beschreiben, das ist überflüssig. Wir tranken, und ich erzählte ihm alles, alles. Er hörte gespannt zu. Ich schlug ihm geradezu und aus eigener Initiative eine Verschwörung, ein tolles Komplott vor. Erstens, müßten wir Katerina Nikolajewna durch einen Brief zu uns bestellen ...

»Das läßt sich machen«, stimmte mir Lambert bei, der an jedes meiner Worte eine Bemerkung knüpfte.

Zweitens müsse man ihr, um sie von der Richtigkeit der Sache zu überzeugen, in dem Brief eine vollständige Abschrift jenes »Schriftstücks« mitschicken, damit sie ohne weiteres sehen könne, daß man sie nicht betrügen wolle.

»Ja, das ist erforderlich, das ist notwendig!« bemerkte Lambert beifällig; er wechselte beständig mit Alfonsina Blicke.

Drittens müsse Lambert selbst sie hinbestellen, von sich aus, als sei er ein Unbekannter, der aus Moskau eingetroffen sei, und ich müsse Wersilow mitbringen ...

»Wir können auch Wersilow mit hinzuziehen«, stimmte Lambert bei.

»Wir können nicht, wir müssen!« rief ich. »Das ist unbedingt notwendig. Um seinerwillen wird ja alles in Szene gesetzt!« fügte ich erläuternd hinzu und trank aus meinem Glas einen Schluck nach dem andern. (Wir tranken alle drei, aber ich glaube, ich habe allein die ganze Flasche Champagner ausgetrunken, und sie haben nur so getan.) »Ich und Wersilow werden in einem Nebenzimmer sitzen (Lambert, du mußt dafür sorgen, daß auch ein Nebenzimmer dabei ist!), und wenn sie dann auf alles eingeht, sowohl auf den Kaufpreis in Geld als auch auf den *andern* Kaufpreis – denn gemein sind die Weiber sämtlich –, dann komme ich mit Wersilow herein, und wir überführen sie, was für ein gemeines Frauenzimmer sie ist, und wenn dann Wersilow ihre ganze Schändlichkeit erkennt, wird er auf einmal von seiner Leidenschaft kuriert sein, und sie, sie jagen wir mit Fußtritten weg. Aber Bjoring müssen wir auch dabei haben, damit auch der sie kennenlernt!« fügte ich in meiner Raserei hinzu.

»Nein, Bjoring können wir nicht gebrauchen«, wollte Lambert einwenden.

»Doch! Der muß dabeisein, der muß dabeisein!« brüllte ich wieder. »Du begreifst nichts, Lambert, weil du dumm bist! Es soll gerade einen Skandal in den vornehmen Kreisen geben – dadurch rächen wir uns sowohl an der vornehmen Gesellschaft als auch an ihr, mag

sie ihre Strafe erhalten! Lambert, sie wird dir einen Wechsel geben ... Mir liegt nichts am Geld, ich werde auf das Geld spucken, aber du wirst dich danach bücken und es mitsamt meinem Speichel in die Tasche stecken. Aber dafür werde ich sie vernichten!«

»Gewiß, gewiß!« stimmte mir Lambert immer bei. »Da hast du recht ...« Er wechselte mit Alfonsina fortwährend Blicke.

»Lambert! Sie hegt eine große Verehrung für Wersilow; ich habe mich soeben davon überzeugt«, stammelte ich. »Das ist gut, daß du alles heimlich mit angesehen hast; ich hätte nie gedacht, daß du ein solcher Spion bist und daß du soviel Verstand besitzt!« Er sagte das, um mir zu schmeicheln.

»Du redest Unsinn, Franzose, ich bin kein Spion, aber viel Verstand besitze ich! Aber weißt du, Lambert, sie liebt ihn ja!« fuhr ich in dem heißen Verlangen, mich auszusprechen, fort. »Aber sie heiratet ihn nicht, weil Bjoring ein Gardeoffizier und Wersilow nur ein hochherziger Mensch und ein Freund der Menschheit ist, nach der Meinung dieser Leute eine komische Person und weiter nichts! Oh, sie versteht diese Leidenschaft und hat ihre Freude daran und kokettiert mit ihm und lockt ihn an, aber heiraten tut sie ihn nicht! Sie ist ein Weib, sie ist eine Schlange! Jedes Weib ist eine Schlange, und jede Schlange ist ein Weib! Ihn müssen wir kurieren; ihm müssen wir die Binde von den Augen reißen: er soll sehen, was sie für eine ist, dann wird er kuriert sein. Ich werde ihn zu dir bringen, Lambert!«

»Das ist das Richtige!« sagte Lambert, der mir in allem beistimmte und mir fortwährend einschenkte.

Er vermied es ängstlich, mir zu widersprechen und mich dadurch aufzubringen, aus Furcht, ich könnte dann aufhören zu trinken.

Sein Vorgehen war so plump und augenfällig, daß ich auch damals nicht umhinkonnte, es zu bemerken. Aber ich hätte es auch selbst um keinen Preis fertiggebracht wegzugehen; ich trank und trank und redete und redete und verspürte das größte Verlangen, mich vollständig auszusprechen. Als Lambert hinausgegangen war, um eine zweite Flasche zu holen, spielte Alfonsina auf der Gitarre eine spanische Melodie, und ich fing beinahe an zu weinen.

»Lambert, weißt du denn auch alles?« rief ich mit tiefer Empfindung. »Diesen Mann müssen wir unbedingt retten, weil er ringsum ... von Zauberei umgeben ist. Wenn sie ihn heiratete, so würde er sie am Morgen nach der ersten Nacht, mit Fußritten wegjagen ... denn so etwas kommt vor. So eine gewaltsame, wilde Liebe wirkt wie ein Anfall, wie eine Mordschlinge, wie eine Krankheit, und kaum hat sie ihre Befriedigung erlangt, so fällt einem auch sogleich die Binde von den Augen, und es stellt sich das entgegengesetzte Gefühl ein: Abneigung und Haß und der Wunsch zu zertreten, zu vernichten. Kennst du die Geschichte von Abisag, Lambert? Hast du sie gelesen?«

»Nein, ich erinnere mich nicht; ist es ein Roman?« murmelte Lambert.

»Oh, du weißt aber auch gar nichts, Lambert! Du bist furchtbar, furchtbar ungebildet ... aber ich schere mich nicht darum. Ganz egal. Oh, er liebt Mama; er hat ihr Bild geküßt; er wird jene am andern Morgen wegjagen und von selbst wieder zu Mama kommen; aber dann wird es zu spät sein, und darum müssen wir ihn jetzt retten ...«

Zuletzt fing ich an bitterlich zu weinen, redete aber immer weiter und trank furchtbar viel. Charakteristisch war, daß Lambert den ganzen Abend auch nicht ein einziges Mal nach dem »Schriftstück«

fragte, das heißt wo es sich eigentlich befinde, und mich nicht er- suchte, es zu zeigen und auf den Tisch zu legen. Man sollte meinen, nichts wäre natürlicher gewesen, als danach zu fragen, da wir doch unsere Aktion verabredeten. Noch ein anderes Charakteristikum: wir sprachen nur davon, daß wir »das« tun müßten und daß wir es unbedingt tun würden, aber davon, wo und wie und wann es ge- schehen solle, davon sprachen wir ebenfalls kein Sterbenswort! Er pflichtete mir immer nur bei und wechselte Blicke mit Alfonsina - weiter nichts! Allerdings konnte ich damals keine rechten Überle- gungen anstellen; aber ich habe das doch im Gedächtnis behalten.

Die Sache endete damit, daß ich bei ihm auf dem Sofa einschlief, ohne mich ausgezogen zu haben! Ich schlief sehr lange und wachte erst sehr spät wieder auf. Ich erinnere mich, daß ich nach dem Er- wachen noch eine Zeitlang wie betäubt auf dem Sofa liegenblieb, meine Gedanken zu sammeln und mich zu erinnern suchte und so tat, als ob ich immer noch schlief. Aber Lambert war nicht mehr im Zimmer: er war schon fortgegangen. Es war schon zwischen neun und zehn Uhr; im Ofen knisterte das Feuer, genauso wie damals, als ich nach jener Nacht zum erstenmal bei Lambert war. Aber hinter dem Bettschirm bewachte mich Alfonsinka: ich bemerkte das sofort, da sie zweimal hervorblickte und nach mir hinsah, aber ich machte jedesmal die Augen zu und stellte mich, als ob ich noch schlief. Ich tat das deshalb, weil ich mich ganz matt fühlte und über meine Lage nachdenken wollte. Ich erkannte mit Schrecken die ganze Torheit und Schändlichkeit meiner nächtlichen Beichte vor Lambert, mei- ner Verabredung mit ihm, meines Fehlers, daß ich zu ihm hingelaufen war! Aber Gott sei Dank, das Schriftstück befand sich noch in meinen Händen, es war immer noch ebenso in meiner Seitentasche eingenäht; ich fühlte mit der Hand hin - es war da! Also brauchte ich nur sofort aufzuspringen und davonzulaufen; mich aber nachher vor Lambert zu schämen, dazu war kein Grund vorhanden: das war Lambert nicht wert.

Aber ich schämte mich vor mir selbst! Ich war mein eigener Richter, und – o Gott, wie sah es in meiner Seele aus! Aber, ich will dieses höllische, unerträgliche Gefühl und dieses Bewußtsein meiner Gemeinheit und Schändlichkeit nicht schildern. Eingestehen aber muß ich es, denn es ist, wie ich glaube, der richtige Zeitpunkt dafür gekommen. In meinen Aufzeichnungen muß das vermerkt werden. Und so mag es denn jedermann wissen, daß ich nicht darum beabsichtigte, sie mit Schmutz zu bewerfen, und mich anschickte, Zeuge zu werden, wie sie Lambert den Kaufpreis entrichtete (o welche Gemeinheit!), nicht darum, um den irrsinnigen Wersilow zu retten und ihn Mama wiederzugeben, sondern weil ... weil ich vielleicht selbst in sie verliebt war, verliebt und eifersüchtig! Auf wen war ich eifersüchtig: auf Bjoring, auf Wersilow? Auf alle die Herren, denen sie auf dem Ball einen Blick zuwenden und mit denen sie reden würde, während ich in der Ecke stehen und mich vor mir selbst schämen würde?... O welche Ungeheuerlichkeit!

Kurz, ich weiß nicht, auf wen ich eifersüchtig war; aber ich hatte es am vorhergehenden Abend gefühlt und mich so sicher, wie zwei mal zwei vier ist, davon überzeugt, daß sie für mich verloren war, daß diese Frau mich zurückstoßen und mich wegen meiner Heimtücke und Torheit auslachen würde! Sie war aufrichtig und ehrlich, und ich – ich war ein Spion und operierte mit Schriftstücken!

Alles dies habe ich seitdem in meinem Herzen verborgen gehalten, aber jetzt ist der richtige Zeitpunkt gekommen, und ich ziehe das Fazit. Aber ich sage es noch einmal und zum letztenmal: vielleicht habe ich mich zur vollen Hälfte oder gar zu fünfundsiebzig Prozent verleumdet! In jener Nacht haßte ich sie wie ein Rasender und dann wie ein tobender Betrunkener. Ich habe schon gesagt, daß es ein Chaos von Gefühlen und Empfindungen war, in dem ich mich selbst absolut nicht zurechtfinden konnte. Aber ganz gleich, ich

mußte sie hier aussprechen, weil wenigstens ein Teil dieser Gefühle sicherlich nicht bloß eingebildet war.

Mit einer unwiderstehlichen Empfindung des Ekels und mit der festen Absicht, alles wieder in Ordnung zu bringen, sprang ich plötzlich vom Sofa auf; aber kaum hatte ich das getan, als Alfonsina augenblicklich hinter dem Bettschirm hervorsprang. Ich griff nach meinem Pelz und nach meiner Mütze und befahl ihr, Lambert zu bestellen, ich hätte gestern dummes Zeug geredet, eine Dame verleumdet, absichtlich Spaß gemacht; Lambert solle nie wieder wagen, mir nahezukommen ... Alles dies brachte ich nur holpernd und ungeschickt heraus, hastig und auf Französisch und selbstverständlich furchtbar unklar, aber zu meinem Erstaunen verstand Alfonsina alles vortrefflich; was aber dabei das wunderbarste war: sie schien sich sogar über etwas zu freuen.

»Oui, oui«, stimmte sie mir bei, »c'est une honte! Une dame ... Oh, vous êtes généreux, vous! Soyez tranquille, je ferai voir raison à Lambert ...«

Ich hätte sogar in jenem Augenblick angesichts einer so unerwarteten Wandlung in ihren Gefühlen und somit aller Wahrscheinlichkeit nach auch in denen Lamberts erstaunt stehenbleiben müssen. Ich ging jedoch schweigend hinaus; in meiner Seele war alles trübe und unklar, und meine Denkkraft funktionierte nur mangelhaft. Oh, später habe ich mir alles genau überlegt, aber da war es schon zu spät! Oh, was für eine teuflische Machination kam da zutage! Ich will hier haltmachen und sie im voraus aufklären, da dem Leser sonst das weitere Verständnis nicht möglich sein würde.

Die Sache war die, daß ich schon bei meinem ersten Zusammensein mit Lambert, damals, als ich in seiner Wohnung auftaute, ihm dummerweise hingestammelt hatte, daß das Schriftstück in meiner

Tasche eingenäht sei. Damals war ich bei ihm für eine Weile in der Sofaecke eingeschlafen, und Lambert hatte unverzüglich meine Tasche befühlt und sich überzeugt, daß das Papier tatsächlich darin eingenäht war. Später hatte er mehrere Male festgestellt, daß das Papier noch da war: so zum Beispiel erinnere ich mich, daß er während unseres Diners bei den Tataren mich eigens mehrere Male um die Taille faßte. Als er endlich erkannt hatte, welche Wichtigkeit dieses Papier besaß, da hatte er einen Plan entworfen, den ich ihm überhaupt nicht zugetraut hätte. Ich Dummkopf hatte mir die ganze Zeit über vorgestellt, daß er mich einzig deswegen so hartnäckig zu sich einlud, um mich zu überreden, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, gemeinschaftlich mit ihm zu operieren. Aber o weh! Er lud mich zu einem ganz anderen Zweck zu sich! Er lud mich ein, um mich sinnlos betrunken zu machen und, wenn ich dann besinnungslos daläge und schnarchte, meine Tasche aufzutrennen und sich des Schriftstücks zu bemächtigen. Genauso verfuhr denn auch er und Alfonsinka in jener Nacht. Alfonsinka besorgte das Auftrennen der Tasche. Nachdem sie den Brief, *ihren Brief*, mein Moskauer Schriftstück, herausgenommen hatten, nahmen sie einen leeren Bogen Briefpapier von gleicher Größe, steckten ihn in die aufgetrennte Tasche und nähten sie wieder zu, als wäre nichts geschehen, so daß ich nichts davon merken konnte. Wieder war es Alfonsinka, die das Zunähen besorgte. Ich aber, ich dachte immer noch, fast bis zum letzten Augenblick, noch volle anderthalb Tage lang, ich sei im Besitz des Geheimnisses und hätte Katerina Nikolajewnas Schicksal immer noch in meinen Händen.

Ein letztes Wort: dieser Diebstahl des Schriftstücks war die Ursache alles dessen, was nun folgte, all dieser traurigen Ereignisse!

II

Es beginnen nun die letzten vierundzwanzig Stunden meiner Aufzeichnungen, und ich bin am Ende!

Es war, glaube ich, etwa halb elf, als ich in großer Aufregung und, soviel ich mich erinnere, in einer sonderbaren Zerstreutheit, aber mit einem endgültigen Entschluß im Herzen, mich zu meiner Wohnung hingeschleppt hatte. Ich hatte mich nicht beeilt; ich wußte schon, wie ich handeln würde. Aber kaum hatte ich unsern Flur betreten, als ich auch sofort merkte, daß ein neues Unglück hereingebrochen und eine außerordentliche Komplikation der Sache eingetreten war: der alte Fürst, den man soeben aus Zarskoje Selo herübergebracht hatte, befand sich in unserer Wohnung, und bei ihm war Anna Andrejewna!

Man hatte ihn nicht in meinem Zimmer einquartiert, sondern in den beiden daneben gelegenen Zimmern der Wirtsleute. Schon tags zuvor waren, wie sich herausstellte, in diesen Zimmern einige Veränderungen und Verschönerungen vorgenommen worden, übrigens nur von ganz geringfügiger Art. Der Wirt war mit seiner Frau in das Kämmerchen des launenhaften, pockennarbigten Mieters übersiedelt, dessen ich schon früher Erwähnung getan habe; der pockennarbigte Mieter war für diese Zeit ausquartiert worden – wohin, weiß ich nicht.

Der Wirt kam mir entgegen und schlüpfte sogleich mit in mein Zimmer. Er machte keine so energische Miene wie tags zuvor, sondern befand sich in einem Zustand ungewöhnlicher Aufregung, sozusagen auf der Höhe der Situation. Ich sagte nichts zu ihm, sondern trat in eine Ecke, griff mit beiden Händen nach meinem Kopf und blieb so etwa eine Minute lang stehen. Er mochte anfangs den-

ken, ich »stellte mich nur an«; schließlich aber hielt er es nicht mehr aus und wurde ängstlich.

»Fehlt Ihnen etwas?« murmelte er. »Ich habe auf Sie gewartet, um zu fragen«, fügte er hinzu, als er sah, daß ich nicht antwortete, »ob Sie nicht befehlen, daß wir diese Tür hier öffnen, damit Sie eine direkte Verbindung mit den fürstlichen Gemächern haben ... und nicht erst über den Flur zu gehen brauchen.« Er zeigte auf eine bisher stets verschlossen gehaltene Zwischentür, die nach den Zimmern der Wirtsleute, also nach dem jetzigen Logis des Fürsten, führte.

»Hören Sie, Pjotr Ippolitowitsch«, wandte ich mich mit strenger Miene an ihn, »ich bitte Sie ganz ergebenst, hinzugehen und Anna Andrejewna sofort zu einer Unterredung zu mir zu bitten. Sind die Herrschaften schon lange hier?«

»Es wird schon fast eine Stunde sein.«

»Also gehen Sie hin!«

Er ging und kam mit der eigentümlichen Antwort zurück, Anna Andrejewna und Fürst Nikolai Iwanowitsch erwarteten mich bei sich mit Ungeduld; Anna Andrejewna wollte also nicht zu mir kommen. Ich brachte meinen in der Nacht arg zerdrückten Rock in Ordnung und bürstete ihn, wusch und kämmte mich, alles ohne Eile; dann begab ich mich in der vollen Erkenntnis, daß ich vorsichtig sein müsse, zu dem alten Herrn.

Der Fürst saß auf dem Sofa an einem runden Tisch; Anna Andrejewna aber war in einer anderen Ecke an einem andern, mit einem Tischtuch bedeckten Tisch, auf dem der wie noch nie zuvor blankgeputzte Samowar der Wirtsleute brodelte, damit beschäftigt, Tee für ihn zu machen. Ich trat mit derselben strengen Miene ein, und

der Alte, der dies augenblicklich bemerkte, fuhr heftig zusammen; das Lächeln auf seinem Gesicht wurde schnell durch einen Ausdruck von Angst abgelöst; aber da konnte ich mich auch schon nicht mehr beherrschen, brach in ein Gelächter aus und streckte ihm die Hände entgegen; der Ärmste warf sich nur so in meine Arme.

Natürlich sah ich auf den ersten Blick, mit wem ich es zu tun hatte. Erstens wurde es mir so klar wie zwei mal zwei vier ist, daß man aus dem alten Mann, der vorher beinahe noch eine gewisse Frische und immerhin wenigstens etwas Verstand sowie ein wenig Charakterfestigkeit besessen hatte, in der Zeit, wo ich mit ihm nicht in Berührung gekommen war, eine Art Mumie, ein ängstliches, mißtrauisches Kind gemacht hatte. Ich füge hinzu: er wußte vollkommen, weshalb er dorthin gebracht worden war, und alles hatte sich genau so abgespielt, wie ich es im voraus oben dargelegt habe. Man hatte ihn ohne alle Umstände mit der Nachricht von dem Verrat seiner Tochter und dem ihm drohenden Irrenhaus überrascht, ihn betäubt, niedergeschmettert. Er hatte sich wegbringen lassen, ohne vor lauter Angst recht zu wissen, was er tat. Ihm war gesagt worden, ich sei im Besitz eines Geheimnisses und hätte den Schlüssel zur definitiven Lösung. Ich will gleich im voraus sagen: gerade diese definitive Lösung und diesen Schlüssel fürchtete er über alles. Er hatte erwartet, daß ich mit einer Art Todesurteil auf der Stirn und einem Blatt Papier in der Hand zu ihm hereinkommen würde, und freute sich gewaltig, daß ich einstweilen noch Lust hatte, zu lachen und von ganz anderen Dingen zu plaudern. Als wir uns umarmten, brach er in Tränen aus. Ich muß bekennen, daß auch ich ein bißchen weinte; er tat mir auf einmal sehr leid ... Alfonsinkas kleines Hündchen schlug ein Gebell an, das hell wie ein Glöckchen klang, sprang vom Sofa herunter und stürzte auf mich los. Von diesem winzigen Tierchen wollte der alte Fürst, seit er es erworben hatte, sich gar nicht mehr trennen und nahm es sogar mit ins Bett.

»Oh, je disais, qu'il a du coeur!« rief er, auf michweisend, Anna Andrejewna zu.

»Aber wie Sie sich erholt haben, Fürst, wie nett und frisch und gesund Sie aussehen!« bemerkte ich. Ach, leider war ganz das Gegenteil der Fall: er war eine Mumie, und ich redete nur so, um ihn zu ermutigen.

»N'est-ce pas, n'est-ce pas?« erwiderte er erfreut. »Oh, mein Befinden hat sich ganz erstaunlich gebessert.«

»Aber trinken Sie doch Ihren Tee, und wenn Sie mir ein Täßchen abgeben, so trinke ich mit Ihnen zusammen.«

»Wundervoll! ›Trinken wollen wir, ihr Freunde, und des Lebens uns erfreuen«, oder wie es da heißt, es gibt so ein Gedicht. Anna Andrejewna, geben Sie ihm Tee; il prend toujours par les sentiments ... geben Sie uns Tee, meine Liebe!«

Anna Andrejewna reichte uns Tee, aber auf einmal wandte sie sich zu mir und begann mit großartiger Feierlichkeit:

»Arkadij Makarowitsch, wir beide, ich und mein Wohltäter, Fürst Nikolai Iwanowitsch, sind zu Ihnen geflüchtet. Nach meiner Überzeugung sind Sie der einzige Mensch, zu dem wir kommen konnten, und nun bitten wir beide Sie um Asyl. Bedenken Sie, daß das ganze Schicksal dieses tugendhaften, edlen, tief gekränkten Mannes in Ihren Händen liegt. Wir erwarten die Entscheidung von Ihrem rechtschaffenen Herzen!«

Aber sie konnte nicht zu Ende sprechen; der Fürst hatte einen furchtbaren Schreck bekommen und zitterte ordentlich vor Angst:

»Après, après, n'est-ce pas? Chère amie!« bat er und hob die Hände zu ihr auf.

Ich kann es gar nicht schildern, wie unangenehm Anna Andrejewnas Benehmen auf mich wirkte. Ich gab ihr keine Antwort und begnügte mich mit einer kühlen, würdevollen Verbeugung; dann setzte ich mich an den Tisch und begann absichtlich von etwas anderem, von irgendwelchem dummen Zeug zu sprechen, zu lachen und Witze zu reißen. Der alte Herr war mir augenscheinlich dafür dankbar und überließ sich einer entzückten Lustigkeit. Aber auf diese Lustigkeit war trotz allen Entzückens offenbar kein Verlaß, und sie konnte jeden Augenblick in vollständigen Kleinmut umschlagen; das war auf den ersten Blick klar.

»Cher enfant, ich habe gehört, daß du krank gewesen bist ... Ach, pardon! Du hast dich, wie ich gehört habe, die ganze Zeit über mit Spiritismus beschäftigt?«

»Ist mir gar nicht eingefallen!« erwiderte ich lächelnd.

»Nein? Aber wer hat mir denn etwas von Spi-ri-tis-mus gesagt?«

»Das war der Wirt hier, ein Beamter, Pjotr Ippolitowitsch, der hat vorhin mit Ihnen davon gesprochen«, belehrte ihn Anna Andrejewna. »Das ist ein sehr lustiger Mann, und er weiß eine Menge Anekdoten, soll ich ihn herrufen?«

»Oui, oui, il est charmant ..., er weiß viele Anekdoten; aber wir wollen ihn lieber erst später rufen. Wir wollen ihn rufen, und er kann uns dann allerlei erzählen, mais après. Denk dir nur, vorhin wurde der Tisch gedeckt, und da sagte er: ›Seien Sie unbesorgt, er wird nicht davonfliegen, wir sind keine Spiritisten.‹ Fliegen denn wirklich bei den Spiritisten die Tische?«

»Ich weiß es wahrhaftig nicht; man sagt, sie höben sich mit allen Beinen in die Höhe.«

»Mais c'est terrible ce que tu dis!« rief er, mich erschrocken ansehend.

»Oh, seien Sie unbesorgt, das ist nur dummes Gerede.«

»Das sage ich auch. Nastasja Stepanowna Salomejewa ... Du kennst sie ja ... ach nein, du kennst sie nicht ... stell dir das vor, die glaubt ebenfalls an Spiritismus, und stellen Sie sich das vor, cher enfant«, fuhr er, sich zu Anna Andrejewna wendend, fort, »ich sagte zu ihr: ›In den Ministerien stehen ja auch Tische, und auf jedem von ihnen liegen acht Paar Beamtenhände und schreiben immer Akten – warum tanzen nun da die Tische nicht?‹ Stell dir das bloß vor, wenn die auf einmal anfangen zu tanzen! Ein Aufstand der Tische im Finanz- und Volksbildungsministerium – das fehlte gerade noch!«

»Was Sie für allerliebste Dinge vorbringen, Fürst, ganz wie früher!« rief ich und gab mir Mühe, herzlich zu lachen.

»N'est-ce pas? Je ne parle pas trop, mais je dis bien.«

»Ich werde Pjotr Ippolitowitsch herholen«, sagte Anna Andrejewna und stand auf. Ihr Gesicht strahlte nur so vor Befriedigung: sie freute sich, zu sehen, daß ich zu dem alten Herrn so freundlich war. Aber kaum war sie hinausgegangen, als sich dessen ganzer Gesichtsausdruck plötzlich veränderte. Er blickte hastig nach der Tür, dann um sich herum, beugte sich vom Sofa zu mir herüber und flüsterte mir ängstlich zu: »Cher ami! Oh, wenn ich sie beide hier zusammen sehen könnte! O cher enfant!«

»Fürst, beruhigen Sie sich ...«

»Ja, ja, aber ... wir wollen sie versöhnen, n'est-ce pas? Es ist da ein grundloser, kleinlicher Streit zwischen zwei prächtigen Frauen, n'est-ce pas? Auf dich setze ich dabei meine ganze Hoffnung... Wir wollen das hier alles in Ordnung bringen. Und was ist das hier für eine sonderbare Wohnung«, fuhr er, ängstlich um sich blickend, fort.

»Und weißt du, dieser Wirt ... er hat so ein Gesicht ... Sag mal: ist er auch nicht gefährlich?«

»Der Wirt? O nein, wodurch könnte der gefährlich sein?«

»C'est ça. Um so besser. Il semble qu'il est bête, ce gentilhomme. Cher enfant, um Gottes willen, sag nicht zu Anna Andrejewna, daß ich mich hier vor allem fürchte. Ich habe hier vom ersten Augenblick an alles gelobt, auch den Wirt habe ich gelobt. Hör mal, kennst du die Geschichte von einem gewissen Herrn von Sohn - erinnerst du dich?«

»Nun, was ist denn damit?«

»Rien, rien du tout ... Mais je suis libre ici, n'est-ce pas? Was meinst du, hier kann mir doch nichts zustoßen ... so in der Art?«

»Aber ich versichere Ihnen, liebster Fürst ... erbarmen Sie sich!«

»Mon ami! Mon enfant!« rief er auf einmal, indem er die Hände vor der Brust faltete und seine Angst gar nicht mehr zu verbergen suchte. »Wenn du wirklich etwas hast ... Schriftstücke ... kurz, wenn du mir etwas mitzuteilen hast, so sage mir nichts; um Gottes willen, sage mir nichts ... schweige davon so lange wie möglich ...«

Er wollte mir um den Hals fallen; die Tränen liefen ihm über das Gesicht; ich kann gar nicht beschreiben, wie schmerzhaft sich mir das Herz zusammenzog; der arme alte Mann hatte die größte Ähnlichkeit mit einem hilflosen, schwachen, verängstigten kleinen Kind, das Zigeuner aus dem Elternhaus gestohlen und zu fremden Leuten gebracht haben. Aber wir kamen nicht mehr dazu, uns zu umarmen; die Tür öffnete sich, und Anna Andrejewna trat ein, aber nicht mit dem Wirt, sondern mit ihrem Bruder, dem Kammerjunker. Bei diesem unerwarteten Anblick fühlte ich mich wie vor den Kopf geschlagen; ich stand auf und ging nach der Tür.

»Arkadij Makarowitsch, gestatten Sie, daß ich Sie bekannt mache!« sagte Anna Andrejewna laut, so daß ich unwillkürlich stehenbleiben mußte.

»Ich kenne Ihren Bruder bereits *nur zu gut*«, sagte ich nachdrücklich und mit besonderer Betonung der Worte »nur zu gut«.

»Ach, das war ein schrecklicher Irrtum! Und ich bitte vielmals um Entschuldigung, lieber And ... Andrej Makarowitsch«, sagte der junge Mensch langsam mit Kaubewegungen, trat mit höchst ungewohnter Miene auf mich zu und ergriff meine Hand, die ich nicht imstande war ihm zu entziehen. »An allem ist mein Stepan schuld; er hat Sie mir damals so dumm gemeldet, daß ich Sie für einen andern hielt – das war in Moskau«, fügte er zur Erklärung für seine Schwester hinzu. »Nachher habe ich mir die größte Mühe gegeben, Sie ausfindig zu machen, um die Sache klarzustellen, aber ich wurde krank, Sie können meine Schwester fragen. Cher prince, nous devons être amis même par droit de naissance ...«

Und der dreiste junge Mensch erkühnte sich sogar, den einen Arm um meine Schulter zu legen, was denn doch der Gipfel zudringlicher Familiarität war. Ich machte mich los, zog es aber in meiner

Verlegenheit vor, schnellstens, ohne ein Wort zu sagen, hinauszugehen. Als ich in mein Zimmer gekommen war, setzte ich mich voll aufgeregter Gedanken auf mein Bett. Diese Intrige flößte mir Abscheu ein, aber ich konnte Anna Andrejewna nicht so einfach zurückstoßen und mich von ihr lossagen. Ich fühlte auf einmal, daß ich auch sie in mein Herz geschlossen hatte und daß sie sich in einer schrecklichen Lage befand.

III

Wie ich es erwartet hatte, kam sie selbst in mein Zimmer und ließ den Fürsten in der Gesellschaft ihres Bruders, der dem Fürsten allerlei ganz neue, eben erst in Umlauf gekommene Klatschgeschichten aus der vornehmen Gesellschaft zu erzählen begann und dadurch sofort das Interesse des leicht beeinflussbaren alten Mannes erregte und ihn erheiterte. Ich erhob mich schweigend und mit fragender Miene vom Bett.

»Ich habe Ihnen alles gesagt, Arkadij Makarowitsch«, begann sie ohne Umschweife, »unser Schicksal liegt in Ihren Händen.«

»Aber ich habe Ihnen doch bereits gesagt, daß ich außerstande bin ... Die heiligsten Verpflichtungen hindern mich, das zu tun, worauf Sie rechnen ...«

»Wirklich? Das ist Ihre Antwort? Nun, mag ich immerhin zugrunde gehen, aber der alte Mann? Wie stellen Sie sich den weiteren Verlauf vor: er wird ja heute abend den Verstand verlieren!«

»Nein, er wird den Verstand verlieren, wenn ich ihm den Brief seiner Tochter zeige, in welchem diese einen Rechtsanwalt um Rat fragt, wie sie ihren Vater für irrsinnig erklären lassen könne!« rief ich aufgeregt. »Das ist es, was er nicht ertragen würde. Ich kann Ihnen versichern, daß er an diesen Brief nicht glaubt; er hat es mir schon gesagt.«

Ich log das hinzu, daß er mir so etwas gesagt hätte, aber das geschah aus gutem Grund.

»Hat er Ihnen das schon gesagt? Das hatte ich mir doch gedacht! Dann bin ich verloren; er hat auch schon geweint und nach Hause verlangt.«

»Teilen Sie mir doch mit, worin denn eigentlich Ihr Plan besteht?« fragte ich nachdrücklich. Sie errötete, sozusagen aus verwundetem Hochmut, aber sie nahm sich zusammen und antwortete:

»Mit diesem Brief seiner Tochter in der Hand stehen wir in den Augen der Welt gerechtfertigt da. Ich werde sogleich zum Fürsten W. und zu Boris Michailowitsch Pelischtschew, seinen Jugendfreunden, schicken; beide sind in der guten Gesellschaft angesehene, einflußreiche Persönlichkeiten, und ich weiß, daß sie schon vor zwei Jahren über gewisse Handlungen seiner erbarmungslosen, habgierigen Tochter entrüstet waren. Sie werden ihn natürlich mit seiner Tochter versöhnen, auf meine Bitte hin, darauf werde ich selbst bestehen; aber dennoch wird die Lage der Dinge vollständig geändert sein. Außerdem werden dann auch meine Verwandten, die Fanariotows – darauf rechne ich mit Bestimmtheit –, sich entschließen, mich in meinen gerechten Ansprüchen zu unterstützen. Aber die Hauptsache ist für mich sein Glück; möge er endlich einsehen und richtig würdigen, wer ihm in Wirklichkeit ergeben ist. Natürlich rechne ich ganz besonders auf Ihren Einfluß, Arkadij Makaro-

witsch: Sie sind ihm so zugetan ... Und wer liebt ihn denn auch wirklich außer Ihnen und mir? Er hat in den letzten Tagen fortwährend von Ihnen gesprochen und sich nach Ihnen geseht; Sie sind sein ›junger Freund‹ ... Selbstverständlich wird nachher mein ganzes Leben lang meine Dankbarkeit keine Grenzen kennen ...«

Da stellte sie mir also schon eine Belohnung in Aussicht, vielleicht Geld.

Ich unterbrach sie in scharfem Ton.

»Sie mögen reden, was Sie wollen, ich bin außerstande«, sagte ich mit dem Ausdruck unbeugsamer Entschlossenheit. »Alles, was ich kann, ist, Ihre Offenherzigkeit in gleicher Weise zu erwidern und Ihnen meinen endgültigen Entschluß mitzuteilen: ich werde diesen verhängnisvollen Brief in allernächster Zeit Katerina Nikolajewna einhändigen, aber unter der Bedingung, daß sie von dem, was jetzt geschehen ist, nichts dazu benutzt, einen Skandal hervorzurufen, und daß sie mir vorher ihr Wort darauf gibt, Ihrem Glück nicht hinderlich zu sein. Das ist alles, was ich tun kann.«

»Das darf unter keinen Umständen geschehen!« sagte sie, über das ganze Gesicht errötend. Schon der bloße Gedanke, daß Katerina Nikolajewna sie *schonen* würde, versetzte sie in Entrüstung.

»Ich ändere meinen Entschluß nicht, Anna Andrejewna.«

»Vielleicht werden Sie ihn doch ändern.«

»Wenden Sie sich an Lambert!«

»Arkadij Makarowitsch, Sie wissen nicht, welches Unglück aus Ihrem Eigensinn entstehen wird«, sagte sie finster und erbittert.

»Ein Unglück wird geschehen, das ist sicher ... der Kopf ist mir ganz schwindlig. Ich habe nun mit Ihnen genug geredet: ich habe meinen Entschluß gefaßt, und damit ist die Sache erledigt. Ich bitte Sie nur dringend – bringen Sie Ihren Bruder nicht zu mir!«

»Aber er möchte doch gerade alles wiedergutmachen ...«

»Er braucht nichts wiedergutzumachen! Ich habe kein Verlangen danach, ich will es nicht, ich will es nicht!« rief ich und griff dabei nach meinem Kopf. (Oh, vielleicht behandelte ich sie damals gar zu sehr von oben herab!) »Aber sagen Sie mal: wo wird der Fürst denn heute die Nacht zubringen? Etwa hier?«

»Er wird die Nacht hier zubringen, bei Ihnen, mit Ihnen zusammen.«

»Noch heute abend ziehe ich in eine andere Wohnung.«

Und nach diesen schonungslosen Worten ergriff ich meine Mütze und begann mir den Pelz anzuziehen. Anna Andrejewna beobachtete mich in finsterem Schweigen. Sie tat mir leid, oh, sie tat mir leid, dieses stolze Mädchen! Aber ich lief aus der Wohnung, ohne ihr auch nur mit einem Wort Hoffnung gemacht zu haben.

IV

Ich will versuchen, mich kurz zu fassen. Der Entschluß, den ich gefaßt hatte, war unabänderlich, und ich begab mich geradeswegs zu Tatjana Pawlowna. Ach, viel Unglück wäre ungeschehen geblieben, wenn ich sie damals zu Hause angetroffen hätte, aber als wenn eine Absicht dahintersteckte, verfolgte mich an diesem Tage ein besonderes Mißgeschick. Ich ging natürlich auch zu Mama, erstens, um mich nach dem Befinden der Armen zu erkundigen, und zweitens, weil ich fast mit Sicherheit darauf rechnete, Tatjana Pawlowna dort zu finden; aber auch dort war sie nicht, sie war soeben weggegangen; Mama aber war krank, und es war nur Lisa bei ihr geblieben. Lisa bat mich, nicht hineinzugehen und Mama nicht zu wecken: »Sie hat die ganze Nacht nicht geschlafen«, sagte sie, »und hat sich mit traurigen Gedanken gequält; Gott sei Dank, daß sie wenigstens jetzt eingeschlafen ist.« Ich umarmte Lisa und sagte ihr nur mit zwei Worten, ich hätte einen gewaltigen, verhängnisvollen Entschluß gefaßt und würde ihn demnächst ausführen. Sie hörte das ohne besondere Verwunderung an, als wäre es die alltäglichsste Mitteilung. Oh, sie alle waren damals an meine fortwährenden »definitiven Entschlüsse« und an deren darauffolgende kleinmütige Aufhebung gewöhnt. Aber jetzt, jetzt war das eine andere Sache! Ich ging nach der Kneipe am Kanal und saß dort eine Weile, um Zeit vergehen zu lassen und dann Tatjana Pawlowna mit Sicherheit zu Hause anzutreffen. Ich will übrigens erklären, warum ich diese auf einmal so nötig hatte. Die Sache war die, daß ich sie sogleich zu Katerina Nikolajewna schicken wollte, um diese in ihre (Tatjana Pawlownas) Wohnung zu bitten und ihr in Tatjana Pawlownas Gegenwart das Schriftstück zurückzugeben, nachdem ich ihr alles ein für allemal erklärt haben würde ... Kurz, ich wollte nur tun, was meine Pflicht war; ich wollte mich ein für allemal rechtfertigen. Nach Erledigung dieses Punktes beabsichtigte ich unbedingt, gleich dort ein paar energische Worte zugunsten Anna Andrejewnas zu sagen und wo-

möglich Katerina Nikolajewna und Tatjana Pawlowna (letztere als Zeugin) mitzunehmen und nach meiner Wohnung zu bringen, das heißt zum Fürsten, dort die beiden feindlichen Frauen miteinander zu versöhnen, den Fürsten zu einem neuen Leben zu erwecken und ... und ... kurz, wenigstens hier, in dieser kleinen Gruppe von Menschen, gleich heute alle glücklich zu machen, so daß nur Wersilow und Mama noch übrigblieben. An dem Erfolg konnte ich nicht zweifeln: Katerina Nikolajewna mußte mir für die Rückgabe des Briefes, für die ich von ihr keinen Lohn verlangte, dankbar sein und konnte mir diese Bitte nicht abschlagen. Ach, ich bildete mir immer noch ein, ich sei im Besitz des Schriftstücks! Oh, in was für einer dummen, unwürdigen Lage befand ich mich, ohne es selbst zu wissen!

Es dunkelte schon stark und war schon gegen vier Uhr, als ich wieder bei Tatjana Pawlowna nachfragte, ob sie zu Hause sei. Marja antwortete mir grob, sie sei noch nicht zurückgekommen. Jetzt erinnere ich mich wieder an Marjas sonderbaren, mürrischen Blick, aber damals konnte mir das selbstverständlich noch nicht auffallen. Vielmehr war es ein anderer Gedanke, der mich damals quälte: als ich ärgerlich und einigermmaßen niedergeschlagen die Treppe von Tatjana Pawlowna herunterstieg, fiel mir der arme Fürst ein, der kurz vorher die Arme nach mir ausgestreckt hatte – und ich machte mir auf einmal bittere Vorwürfe, daß ich ihn, vielleicht sogar aus persönlichem Ärger, im Stich gelassen hatte. Voller Unruhe malte ich mir aus, daß in meiner Abwesenheit bei ihnen sogar irgend etwas recht Schlimmes vorgefallen sein könne, und begab mich eilig nach Hause. Zu Hause hatte sich jedoch nur folgendes zugetragen.

Als Anna Andrejewna vorher im Zorn mein Zimmer verlassen hatte, war sie noch nicht ganz mutlos gewesen. Ich muß bemerken, daß sie schon am Morgen zu Lambert geschickt hatte; darauf hatte sie noch einmal zu ihm geschickt, und da Lambert immer nicht zu Hause

war, so hatte sie schließlich ihren Bruder auf die Suche nach ihm ausgesandt. Die Ärmste setzte, da sie meinen Widerstand sah, ihre letzte Hoffnung auf Lambert und den Einfluß, den dieser auf mich ausübte. Sie wartete auf Lambert mit Ungeduld und wunderte sich nur darüber, daß er, der bis zu diesem Tag nicht von ihrer Seite gewichen war und immer um sie herumscharwenzelt hatte, sich auf einmal gar nicht mehr um sie kümmerte und selbst verschwunden war. Ach, sie konnte ja nicht auf den Gedanken kommen, daß Lambert, da er sich jetzt im Besitz des Schriftstücks befand, bereits ganz andere Entschlüsse gefaßt hatte und sich daher natürlich von ihr fernhielt und sich sogar absichtlich vor ihr versteckte.

So war denn Anna Andrejewna in ihrer Aufregung und wachsenden Seelenangst kaum noch imstande, den alten Herrn zu zerstreuen; und dabei steigerte sich dessen Unruhe in bedrohlichem Maße. Er stellte sonderbare, ängstliche Fragen, begann sogar Anna Andrejewna mißtrauisch anzusehen und fing mehrmals an zu weinen. Der junge Wersilow hatte sich nicht lange bei ihm aufgehalten. Nach ihm brachte Anna Andrejewna schließlich Pjotr Ippolitowitsch herein, auf den sie so große Hoffnungen setzte, aber dieser gefiel dem Fürsten ganz und gar nicht und erregte bei ihm sogar Widerwillen. Überhaupt sah der Fürst aus irgendeinem Grund Pjotr Ippolitowitsch mit immer wachsendem Mißtrauen und Argwohn an. Und unglücklicherweise begann der Wirt wieder von Spiritismus und von gewissen Zauberkunststücken zu schwatzen, die er selbst in einer Vorstellung gesehen habe, namentlich wie ein umherreisender Scharlatan vor den Augen des ganzen Publikums einigen Menschen die Köpfe abgeschnitten habe, so daß das Blut nur so geflossen sei und alle es gesehen hätten, und dann habe er die Köpfe wieder auf die Hälse gesetzt, und sie seien, ebenfalls vor den Augen des ganzen Publikums, wieder angewachsen, und das alles habe sich im Jahre neunundfünfzig zugetragen. Der Fürst erschrak dermaßen und war zugleich aus irgendeinem Grunde derart empört, daß sich Anna Andrejewna genötigt sah, den Erzähler unverzüglich zu entfernen.

Zum Glück kam dann das Mittagessen, das tags zuvor (durch Lambert und Alfonsinka) irgendwo in der Nähe eigens bei einem renommierten französischen Koch bestellt worden war, der zur Zeit keine Stelle hatte und eine Anstellung in einem aristokratischen Hause oder in einem Klub suchte. Das Mittagessen mit Champagner heiterte den alten Mann sehr auf: er aß tüchtig und machte viele Späßchen. Nach dem Mittagessen war ihm natürlich der Kopf schwer, und die Müdigkeit überkam ihn, und da er nach Tisch stets zu schlafen pflegte, machte ihm Anna Andrejewna das Bett zurecht. Bevor er einschlief, küßte er ihr immerzu die Hände und sagte, sie sei sein Paradies, seine Hoffnung, seine Huri, seine »goldene Blume« – kurz, er erging sich in den orientalischsten Ausdrücken. Endlich schlief er ein, und gerade um diese Zeit kam ich zurück.

Anna Andrejewna kam eilig in mein Zimmer, trat mit gefalteten Händen vor mich hin und sagte, sie bäte mich flehentlich, nicht um ihretwillen, sondern um des Fürsten willen, nicht wegzugehen und, sobald er aufwache, zu ihm zu gehen. »Ohne Sie geht er zugrunde, er bekommt einen Schlaganfall; ich fürchte, daß er es nicht einmal mehr bis zur Nacht aushält...« Sie fügte hinzu, sie selbst habe unbedingt etwas zu erledigen und werde vielleicht sogar zwei Stunden fortbleiben müssen; sie übergebe also die Sorge für den Fürsten mir allein. Ich gab ihr bereitwilligst mein Wort darauf, bis zum Abend dazubleiben und, wenn der Fürst aufwachte, alles zu tun, was in meinen Kräften stand, um ihn zu zerstreuen.

»Ich aber werde meine Pflicht erfüllen!« schloß sie in energischem Ton.

Sie ging weg. Ich füge im voraus hinzu: sie machte sich selbst auf, um Lambert aufzusuchen; das war ihre letzte Hoffnung; außerdem gab sie sich noch zu ihrem Bruder und zu ihren Verwandten, den

Fanariotows; man kann sich denken, in welcher Gemütsverfassung sie zurückkehren mußte.

Der Fürst erwachte ungefähr eine Stunde, nachdem sie weggegangen war. Ich hörte durch die Wand sein Stöhnen und lief sogleich zu ihm; ich fand ihn auf dem Bett sitzend, im Schlafrock, aber er befand sich in einer solchen ängstlichen Aufregung über die Einsamkeit, das schwache Licht der einzigen Lampe und das fremde Zimmer, daß er bei meinem Eintritt zusammenfuhr, in die Höhe sprang und aufschrie. Ich stürzte zu ihm hin, und als er erkannte, daß ich es war, umarmte er mich mit Tränen der Freude.

»Und mir war gesagt worden, du wärest in eine andere Wohnung gezogen, du hättest einen Schreck bekommen und wärest davongelaufen.«

»Wer hat Ihnen denn das sagen können?«

»Wer es mir gesagt hat? Siehst du, vielleicht habe ich es mir nur selbst ausgedacht; vielleicht hat es mir aber auch jemand gesagt. Denk dir nur, ich habe soeben geträumt, ein alter, bärtiger Mann mit einem Heiligenbild, mit einem in zwei Stücke zerbrochenen Heiligenbild käme herein und sagte auf einmal: »So wird auch dein Leben zerbrochen werden!«

»Ach, mein Gott, Sie haben gewiß schon von jemandem gehört, daß Wersilow gestern ein Heiligenbild zerbrochen hat?«

»N'est-ce pas? Ich habe es gehört, ich habe es gehört! Ich habe es schon heute morgen von Darja Onissimowna gehört. Sie brachte meinen Koffer und das Hündchen her.«

»Na, sehen Sie, und da haben Sie es nun geträumt.«

»Nun, ganz gleich; und denk dir nur, dieser Alte drohte mir immer mit dem Finger. Wo ist denn Anna Andrejewna?«

»Sie wird gleich wieder nach Hause kommen.«

»Wo ist sie denn hingegangen? Hat sie sich auch davongemacht?« rief er voll Schmerz.

»Nein, nein, sie wird gleich wieder hiersein und hat mich gebeten, Ihnen Gesellschaft zu leisten.«

»Oui, sie soll wiederkommen. Also unser Andrej Petrowitsch hat den Verstand verloren, »so plötzlich und so unversehens! Ich habe es ihm immer prophezeit, daß es mit ihm gerade ein solches Ende nehmen würde. Mein Freund, hör mal...«

Er faßte mich mit der Hand am Rock und zog mich näher an sich heran.

»Der Wirt«, flüsterte er mir zu, »der Wirt hat mir vorhin auf einmal Photographien hergebracht, garstige Photographien von Weibern, von lauter nackten Weibern in allerlei orientalischen Situationen, und er fing an, sie mir mit einem Vergrößerungsglas zu zeigen... Ich habe mir Zwang angetan, siehst du, und habe sie gelobt, aber ebenso garstige Weiber haben sie doch auch zu jenem Unglücklichen gebracht, um ihn dann um so bequemer zu vergiften...«

»Da meinen Sie wieder diesen Herrn von Sohn, aber hören Sie doch damit auf, Fürst! Der Wirt ist ein Schafskopf und weiter nichts!«

»Ein Schafskopf und weiter nichts! C'est mon opinion! Mein Freund, wenn du kannst, so rette mich, bringe mich von hier weg!« bat er mich mit gefalteten Händen.

»Fürst, ich werde alles tun, was ich kann! Ich bin Ihnen treu ergeben... Lieber Fürst, gedulden Sie sich nur noch ein Weilchen; vielleicht gelingt es mir, alles in Ordnung zu bringen!«

»N'est-ce pas? Wir wollen uns aufmachen und entfliehen, den Koffer aber wollen wir zum Schein hierlassen, damit er glaubt, wir würden wiederkommen.«

»Wohin sollen wir fliehen? Und Anna Andrejewna?«

»Nein, nein, mit Anna Andrejewna zusammen .. Oh, mon cher, in meinem Kopf herrscht eine solche Unordnung... Warte mal: da in der Reisetasche, rechts, ist ein Bild von Katja; ich habe es vorhin heimlich hineingesteckt, damit Anna Andrejewna und besonders diese Darja Onissimowna es nicht bemerkten; nimm es heraus, um Gottes willen recht schnell, recht vorsichtig; gib acht, daß man uns nicht dabei überrascht... Kann man nicht einen Riegel vor die Tür legen?«

In der Tat fand ich in der Reisetasche eine Photographie von Kate-
rina Nikolajewna in ovalem Rahmen. Er nahm das Bild in die Hand, hielt es ans Licht, und auf einmal rannen die Tränen über seine gelben, mageren Wangen.

»C'est un ange, c'est un ange du ciel!« rief er. »Mein ganzes Leben lang habe ich ihr unrecht getan... und nun erst jetzt! Cher enfant, ich glaube nichts, gar nichts glaube ich! Mein Freund, sag mir: kann man sich das vorstellen, daß man mich ins Irrenhaus bringen will?

Je dis des choses charmantes et tout le monde rit... und einen solchen Menschen wollen sie auf einmal ins Irrenhaus bringen!«

»Das hat nie jemand gewollt!« rief ich. »Das ist ein Irrtum. Ich kenne ihre Gefühle.«

»Auch du kennst ihre Gefühle? Nun, das ist ja herrlich! Mein Freund, du hast mir das Leben wiedergeschenkt. Was haben sie mir bloß alles von dir erzählt? Rufe doch Katja her, mein Freund; dann sollen sie sich beide vor meinen Augen küssen, und ich nehme sie mit nach Hause, und den Wirt jagen wir fort!«

Er stand auf, faltete die Hände und fiel plötzlich vor mir auf die Knie.

»Cher«, flüsterte er in einer geradezu wahnsinnig zu nennenden Angst und zitterte dabei am ganzen Leib wie Espenlaub, »mein Freund, sag mir die volle Wahrheit: wohin soll ich jetzt geschafft werden?«

»Mein Gott!« rief ich, hob ihn auf und setzte ihn auf das Bett. »Sie glauben ja nicht einmal mir mehr; Sie denken, daß auch ich im Komplott bin? Ich werde niemandem hier gestatten, Sie auch nur mit einem Finger anzurühren!«

»C'est ça, gestatte es nicht!« stammelte er, indem er mit beiden Händen mich fest an den Ellbogen faßte und immer noch zitterte. »Gestatte es niemandem! Und lüge du mir auch selbst nichts vor.. . Wird man mich denn wirklich von hier fortbringen? Hör mal, dieser Wirt, Ippolit oder wie er heißt, ist er ... nicht ein Arzt?«

»Was für ein Arzt?«

»Ist das... ist das hier nicht ein Irrenhaus, hier dieses Zimmer?«

Aber in diesem Augenblick öffnete sich plötzlich die Tür, und Anna Andrejewna trat ein. Wahrscheinlich hatte sie an der Tür gehorcht und sich nicht mehr halten können und sie gar zu plötzlich geöffnet – und der Fürst, der bei jedem Knarren einer Tür zusammenfuhr, schrie auf und warf sich mit dem Gesicht auf das Kissen. Er bekam nun schließlich eine Art von Anfall, der in heftigem Schluchzen zum Ausbruch kam.

»Da – das ist das Resultat Ihrer Handlungsweise«, sagte ich, indem ich auf den alten Mann wies.

»Nein, das ist das Resultat Ihrer Handlungsweise!« erwiderte sie in scharfem Ton mit erhobener Stimme. »Zum letztenmal wende ich mich an Sie, Arkadij Makarowitsch: wollen Sie die teuflische Intrige gegen den schutzlosen alten Mann enthüllen und Ihre sinnlosen, kindischen Liebesgedanken zum Opfer bringen, um Ihre *leibliche* Schwester zu retten?«

»Ich werde sie alle retten, aber nur so, wie ich es Ihnen vorhin gesagt habe! Ich laufe wieder fort, und vielleicht wird in einer Stunde Katerina Nikolajewna selbst hier sein! Ich werde alle versöhnen, und alle werden glücklich sein!« rief ich fast in Begeisterung.

»Bring sie hierher, bring sie hierher!« rief der Fürst, der plötzlich auffuhr. »Führt mich zu ihr! Ich will Katerina sehen und sie segnen«, rief er, die Hände erhebend und sich vom Bett aufraffend.

»Sehen Sie«, sagte ich auf ihnweisend, zu Anna Andrejewna, »hören Sie, was er sagt! Jetzt hilft Ihnen jedenfalls kein ›Schriftstück‹ mehr.«

»Das sehe ich; aber durch dieses Schriftstück könnte immer noch meine Handlungsweise vor der vornehmen Welt gerechtfertigt werden, während ich jetzt entehrt dastehe! Aber reden wir nicht mehr davon; mein Gewissen ist rein. Alle haben mich verlassen, sogar mein leiblicher Bruder, der vor einem Mißerfolg Angst hat... Ich jedoch werde meine Pflicht erfüllen und bei diesem Unglücklichen ausharren, als seine Pflegerin und Wärterin!«

Aber es war keine Zeit zu verlieren, ich lief aus dem Zimmer.

»In einer Stunde bin ich wieder hier, und ich komme nicht allein!« rief ich noch von der Schwelle aus zurück.

Zwölftes Kapitel

I

Endlich traf ich Tatjana Pawlowna zu Hause an! Ich setzte ihr sofort alles auseinander, alles, was das Schriftstück betraf, und alles, was sich jetzt bei uns in der Wohnung zugetragen hatte, bis auf die geringste Kleinigkeit. Obgleich sie selbst diese Ereignisse sehr wohl verstand und aus wenigen Worten hätte ersehen können, um was es sich handelte, nahm meine Darstellung doch, wie ich glaube, etwa zehn Minuten in Anspruch. Ich sprach allein; ich sagte die ganze Wahrheit und schämte mich nicht. Sie saß schweigend und ohne sich zu rühren, steif und gerade wie eine Stricknadel auf ihrem Stuhl; die Lippen hielt sie zusammengepreßt, wandte von mir keinen Blick und hörte gespannt zu. Aber als ich geendet hatte, sprang sie plötzlich vom Stuhl auf, und zwar so heftig, daß ich gleichfalls aufsprang.

»Ach, du Grünschnabel! Also ist dir dieser Brief wirklich in die Tasche eingenäht worden, und das hat die dumme Marja Iwanowna getan! Ach, ihr schändliches Gelichter! Also bist du hierhergekommen, um Herzen zu erobern und die feine Gesellschaft zu besiegen. Du wolltest dich wohl an weiß der Teufel wem dafür rächen, daß du ein illegitimer Sohn bist?«

»Tatjana Pawlowna«, rief ich, »schelten Sie nicht immer! Vielleicht sind gerade Sie mit Ihrem Schelten gleich von Anfang an die Ursache gewesen, daß ich hier so verbittert war. Ja, ich bin ein illegitimer Sohn und wollte mich vielleicht tatsächlich dafür, daß ich ein illegitimer Sohn bin, rächen und vielleicht tatsächlich an weiß der Teufel wem; denn der Teufel selbst wird hierbei den eigentlich Schuldigen nicht herausfinden können; aber vergessen Sie auch nicht, daß ich eine Abmachung mit den Schurken zurückgewiesen und meine Leidenschaften besiegt habe. Ich werde das Schriftstück, schweigend vor sie hinlegen und weggehen, ohne auf ein Wort von ihr zu warten; Sie werden selbst Zeugin sein!«

»Gib her, gib den Brief sofort her, leg den Brief sofort hier auf den Tisch! Aber du lügst vielleicht?«

»Er ist in meine Tasche eingenäht; Marja Iwanowna hat ihn selbst eingenäht, und als ich mir hier einen neuen Rock machen ließ, habe ich ihn aus dem alten herausgenommen und selbst in diesen neuen eingenäht; da ist er jetzt, fühlen Sie her, ich lüge nicht!«

»Gib ihn her, nimm ihn heraus!« rief Tatjana Pawlowna.

»Um keinen Preis, sage ich Ihnen noch einmal; ich werde ihn in Ihrer Gegenwart vor sie hinlegen und weggehen, ohne auf ein Wort von ihr gewartet zu haben; aber sie muß erfahren und mit eigenen

Augen sehen, daß ich, ich selbst ihn ihr übergebe, aus freien Stücken, ohne Nötigung und ohne Belohnung.«

»Willst du dich wieder aufspielen? Bist du verliebt, du Milchbart?«

»Sagen Sie mir so viele Grobheiten, wie Sie wollen, meinetwegen, ich habe es verdient, aber ich fühle mich nicht beleidigt. Oh, mag ich ihr auch als ein unreifer Bursche, erscheinen, der ihr nachgestellt und eine Verschwörung gegen sie ausgeheckt hat, aber sie soll einsehen, daß ich mich selbst überwunden habe und *ihr* Glück mir über alles geht! Meinetwegen, Tatjana Pawlowna, meinetwegen! Ich rufe mir zu: Mut und Hoffnung! Wenn dies auch mein erster Schritt auf der Lebensbahn gewesen ist, so ist er doch gut ausgegangen, zu einem edlen Schluß gelangt! Und was ist dabei, daß ich sie liebe«, fuhr ich verzückt mit leuchtenden Augen fort, »ich schäme mich dessen nicht: Mama ist ein Engel des Himmels, und *sie* ist die Königin der Erde! Wersilow wird zu Mama zurückkehren, und vor ihr brauche ich mich nicht zu schämen; ich habe ja mit angehört, was sie und Wersilow dort miteinander geredet haben; ich stand hinter der Portiere... Oh, wir sind alle drei ›Patienten desselben Irrsinns! Wissen Sie, von wem dieser Ausdruck ›Patienten desselben Irrsinns‹ herrührt? Er rührt von ihm her, von Andrej Petrowitsch! Und wissen Sie auch, daß wir hier vielleicht noch mehr als drei Patienten desselben Irrsinns sind? Ich möchte wetten, daß Sie als die vierte an demselben Irrsinn leiden! Wenn Sie wollen, sage ich es geradeheraus: ich möchte wetten, daß Sie selbst Ihr ganzes Leben lang in Andrej Petrowitsch verliebt waren und es vielleicht auch jetzt noch sind ...«

Ich wiederhole es, ich befand mich in einer Art Verzückung, in einem Glücksrausch, aber ich konnte nicht zu Ende sprechen: auf einmal fuhr sie mir mit unnatürlicher Geschwindigkeit mit der Hand in die Haare und duckte mich ein paarmal mit aller Kraft

herunter ... dann ließ sie mich plötzlich los, ging in eine Ecke, stellte sich mit dem Gesicht zur Wand und bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuch.

»Du Grünschnabel! Untersteh dich nicht, das noch einmal zu sagen!« rief sie weinend.

Alles das kam mir so überraschend, daß ich natürlich ganz betäubt war. Ich stand da, sah sie an und wußte noch nicht, was ich tun sollte.

»Ach, du Dummkopf! Komm her und gib mir dummem Frauenzimmer einen Kuß!« sagte sie auf einmal weinend und lachend. »Und untersteh dich nicht, untersteh dich nicht, das je wieder zu mir zu sagen ... Und ich habe dich lieb und habe dich mein ganzes Leben lang liebgehabt... du Dummkopf!«

Ich küßte sie. Ich bemerke dabei in Klammern: von der Zeit an war ich Tatjana Pawlownas Freund.

»Ach ja! Was mache ich denn da?« rief sie auf einmal und schlug sich vor die Stirn. »Sagtest du nicht, der alte Fürst sei bei dir in deiner Wohnung? Ist das wahr?«

»Mein Wort darauf.«

»Ach mein Gott! Ach, mir wird ganz übel!« rief sie und rannte im Zimmer umher. »Und diese Narren stellen dort mit ihm alles mögliche auf! Ach, da soll doch gleich das Donnerwetter dreinfahren! Und schon seit heute früh? Sieh mal einer an, diese Anna Andrejewna! Sieh mal einer an, diese Nonne! Und sie, die holde Militrisa, weiß noch gar nichts davon!«

»Welche holde Militrissa?«

»Nun, die Königin der Erde, das hohe Ideal! Ach herrje, was soll man nun machen?«

»Tatjana Pawlowna!« rief ich, zur Besinnung kommend. »Wir haben hier Dummheiten geredet und die Hauptsache vergessen: ich bin ja gerade hergelaufen, um Katerina Nikolajewna zu holen, und sie warten dort alle auf meine Rückkehr.«

Und ich setzte ihr auseinander, daß ich Katerina Nikolajewna das Schriftstück nur unter der Bedingung aushändigen würde, daß sie mir ihr Wort darauf gäbe, sich unverzüglich mit Anna Andrejewna zu versöhnen und sogar in deren Verheiratung mit dem alten Fürsten zu willigen...

»Wunderschön!« unterbrach mich Tatjana Pawlowna. »Ganz dasselbe habe ich ihr hundertmal gesagt. Er stirbt ja doch vor der Hochzeit nicht, und wenn er ihr, der Anna, in seinem Testament Geld vermacht hat, so ist das ohnehin schon da eingetragen und fällt ihr mit Sicherheit zu ...«

»Tut es denn Katerina Nikolajewna nur um das Geld leid?«

»Nein, sie hat immer gefürchtet, das Schriftstück befände sich in ihren, Annas, Händen, und ich fürchtete das ebenfalls! Wir haben sie deshalb auch überwacht. Die Tochter wollte nicht, daß das Gemüt des alten Mannes eine so schwere Erschütterung erlitte, aber diesem deutschen Patron, dem Bjoring, war es allerdings auch um das Geld zu tun.«

»Und unter solchen Umständen bringt sie es über sich, Bjoring zu heiraten?«

»Was soll man mit so einem dummen Frauenzimmer anfangen? Ist eine einmal dumm, dann bleibt sie es ihr lebelang. Siehst du, er soll ihr zur Ruhe verhelfen: sie sagt, irgendeinen müsse sie doch heiraten, da schiene er ihr noch der Passendste; aber wir werden ja sehen, ob er für sie wirklich der Passendste sein wird. Nachher wird sie sich mit den Händen an den Kopf fassen, aber dann wird es zu spät sein.«

»Aber Sie, warum lassen Sie es denn zu? Sie haben sie ja doch lieb; Sie haben ihr doch ins Gesicht gesagt, daß Sie in sie verliebt seien!«

»Das bin ich auch, und ich habe sie lieber als euch alle zusammen, aber trotzdem ist sie eine verrückte Närrin.«

»Dann laufen Sie doch jetzt zu ihr hin, holen Sie sie her, und wir wollen alles erledigen und dann selbst mit ihr zu ihrem Vater gehen.«

»Aber das ist unmöglich, du kleiner Dummkopf, unmöglich! Das ist es ja eben! Ach, was soll man tun? Ach, mir ist ganz übel!« Sie rannte wieder umher, griff aber doch nach ihrem Plaid. »O Gott, wenn du nur vier Stunden früher gekommen wärest, aber jetzt ist es bald acht, und sie ist vorhin zu Pelischtschews zum Essen gefahren und nachher mit ihnen in die Oper.«

»Herrgott, kann man denn nicht in die Oper laufen? ... Aber nein, das geht nicht! Was wird nun aus dem alten Mann werden? Er wird womöglich in der Nacht sterben!«

»Hör mal, geh nicht dahin, geh zu Mama und bleib da über Nacht, und morgen früh ...«

»Nein, um keinen Preis bleibe ich von dem alten Mann fort, mag da kommen, was will!«

»Nun gut, bleib nicht von ihm fort; das ist ganz recht von dir. Ich aber, weißt du... ich werde doch zu ihr nach ihrer Wohnung laufen und ein Zettelchen für sie hinterlassen... weißt du, ich werde ihr in Ausdrücken, die nur ihr verständlich sind, schreiben, daß das Schriftstück da ist und sie morgen Punkt zehn Uhr vormittags bei mir sein soll, ganz pünktlich! Sei unbesorgt, sie wird kommen, mir wird sie schon folgen: dann bringen wir alles mit einemmal in Ordnung. Du aber lauf dorthin und erheitere den Alten, so gut du kannst, durch Witzchen und bringe ihn dazu, sich schlafen zu legen; vielleicht hält er es noch bis morgen vormittag aus! Und verängstige auch Anna nicht, die habe ich ja auch lieb; du bist gegen sie ungerecht, weil du kein Verständnis dafür hast, daß sie schlecht behandelt worden ist, von Jugend auf; ach, und ihr alle habt mir eure Sorgen auf meine Schultern gepackt! Und vergiß nicht, bestelle ihr von mir, ich selbst hätte mich dieser Sache angenommen, ich selbst, und von ganzem Herzen, und sie solle unbesorgt sein, und ihr Stolz werde nicht verletzt werden... Sie und ich, wir haben uns ja in den letzten Tagen ganz erzürnt und uns gegenseitig beschimpft! Na, nun lauf... halt, zeig doch noch einmal deine Tasche... ist es auch wahr, ist es auch wahr? O Gott, ist es auch wahr?! Gib mir den Brief doch wenigstens für diese Nacht, wozu brauchst du ihn? Laß ihn mir hier, ich fresse ihn nicht auf. Du läßt ihn sonst am Ende in der Nacht aus den Händen ... änderst am Ende deine Meinung!«

»Um keinen Preis!« rief ich. »Da, sehen Sie her, befühlen Sie es, aber ihn hierlassen, das tue ich auf keinen Fall!«

»Ich sehe, daß ein Papier da ist«, sagte sie, indem sie die Tasche mit den Fingern betastete. »Na gut also, dann gehe; ich aber werde viel-

leicht doch zu ihr ins Theater laufen, du hattest recht, als du davon sprachst! So lauf doch, lauf!«

»Tatjana Pawlowna, warten Sie noch einen Augenblick: was macht Mama?«

»Die ist am Leben.«

»Und Andrej Petrowitsch?«

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Der wird schon wieder zur Besinnung kommen!«

Ich lief davon, ermutigt und von Hoffnung erfüllt, obgleich mir die Sache nicht so geglückt war, wie ich es mir in Gedanken zurechtgelegt hatte. Doch leider hatte das Schicksal anders bestimmt, und etwas anderes erwartete mich. Wahrlich, es gibt ein Fatum auf der Welt!

II

Schon als ich noch auf der Treppe war, hörte ich in unserer Wohnung Lärm, und die Eingangstür fand ich offen. Auf dem Flur stand ein mir unbekannter Diener in Livree. Pjotr Ippolitowitsch und seine Frau, beide durch irgend etwas in Angst versetzt, befanden sich ebenfalls auf dem Flur und warteten auf etwas. Die Tür zum Zimmer des Fürsten war geöffnet, und drinnen erscholl eine donnernde Stimme, die ich sofort erkannte – es war Bjorings Stimme. Ich hatte noch nicht zwei Schritte getan, als ich auf einmal sah, daß

Bjoring und sein Begleiter, Baron R. – derselbe, der zu Wersilow in der Duellangelegenheit gekommen war –, den verweinten, zitternden Fürsten auf den Flur hinausführten. Der Fürst schluchzte laut und umarmte und küßte Bjoring. Bjorings Geschrei richtete sich gegen Anna Andrejewna, die ebenfalls hinter dem Fürsten her auf den Flur herausgekommen war; er drohte ihr und stampfte, glaube ich, sogar mit den Füßen – kurz, er zeigte sich als grober deutscher Soldat, obwohl er ein Mitglied der höchsten Gesellschaftskreise war. Später stellte es sich heraus, daß er es sich damals aus irgendeinem Grund in den Kopf gesetzt hatte, Anna Andrejewna habe sich sogar kriminell vergangen und werde sich jetzt zweifellos für ihre Handlungsweise vor Gericht verantworten müssen. In Unkenntnis der Sache stellte er sich diese viel größer vor, als sie war, wie das bei vielen geschieht, und hielt sich daher für berechtigt, höchst ungeeignet aufzutreten. Die Hauptsache war: er durchschaute die Lage nicht; er war, wie sich später herausstellte (ich werde das nachher noch erzählen), von allem durch eine anonyme Zuschrift in Kenntnis gesetzt worden und war sogleich in jenem Zustand der Raserei herbeigeeilt, in welchem sogar die klügsten Leute dieser Nationalität manchmal fähig sind, sich wie Schuster zu prügeln. Anna Andrejewna hatte sich diesem ganzen Überfall gegenüber höchst würdig benommen, aber da war ich noch nicht dagewesen. Ich sah nur, daß Bjoring, als er den alten Mann auf den Flur hinausführte, ihn plötzlich dem Baron R. überließ, sich heftig zu Anna Andrejewna zurückwandte und ihr, wahrscheinlich als Antwort auf eine Bemerkung von ihrer Seite, zuschrie:

»Sie sind eine Intrigantin! Sie haben es auf sein Geld abgesehen! Von diesem Augenblick an stehen Sie in der Gesellschaft ehrlos da und werden sich vor Gericht zu verantworten haben! ...«

»Sie sind es, der den unglücklichen Kranken ausbeutet und ihn bis zum Irrsinn gebracht hat ... mich schreien Sie an, weil ich eine Frau bin und niemand habe, der mich beschützt ...«

»Ach ja! Sie sind seine Braut, seine Braut!« rief Bjoring und schlug ein boshafes, wütendes Gelächter an.

»Baron, Baron ... Cher enfant, je vous aime«, jammerte der Fürst weinend und streckte die Arme nach Anna Andrejewna aus.

»Kommen Sie, Fürst, kommen Sie; es hat eine Verschwörung gegen Sie bestanden, vielleicht sogar gegen Ihr Leben!« schrie Bjoring.

»Oui, oui, je comprends, j'ai compris au commencement ...«

»Fürst«, rief Anna Andrejewna mit erhobener Stimme, »Sie beleidigen mich und lassen es zu, daß man mich beleidigt!«

»Machen Sie, daß Sie wegkommen!« schrie Bjoring sie wieder an.

Das vermochte ich nicht mehr zu ertragen.

»Schurke!« brüllte ich ihn an. »Anna Andrejewna, ich beschütze Sie!«

Ich werde die nun folgenden Ereignisse nicht in allen Einzelheiten schildern und bin auch gar nicht dazu imstande. Es spielte sich eine schauerhafte, gemeine Szene ab; es schien, als hätte ich auf einmal den Verstand verloren. Ich glaube, ich sprang auf Bjoring los und schlug ihn; wenigstens versetzte ich ihm einen starken Stoß. Er schlug mich ebenfalls mit aller Kraft an den Kopf, so daß ich zu Boden stürzte. Als ich wieder zur Besinnung gekommen war, lief ich

ihnen die Treppe hinunter nach; ich erinnere mich, daß mir Blut aus der Nase floß. An der Haustür wartete ein Wagen auf sie, und während sie dem Fürsten beim Einsteigen behilflich waren, kam ich zum Wagen herangelaufen und stürzte mich, obwohl mich der Diener zurückstieß, wieder auf Bjoring. Da erschien, ich weiß nicht, wie es kam, die Polizei. Bjoring packte mich am Kragen und befahl dem Schutzmann in gebieterischem Ton, mich auf die Wache zu bringen. Ich schrie, er müsse ebenfalls mitkommen, damit ein gemeinsames Protokoll aufgenommen werde, und der Schutzmann solle nicht wagen, mich beinahe aus meiner Wohnung weg zu verhaften. Aber da die Sache sich auf der Straße ereignete und nicht in meiner Wohnung und da ich schrie, schimpfte und um mich schlug wie ein Betrunkener and da Bjoring seine Uniform anhatte, so verhaftete der Schutzmann nur mich. Aber nun geriet ich in vollständige Raserei, widersetzte mich aus Leibeskräften und schlug, wie ich glaube, auch den Schutzmann. Ich erinnere mich, daß dann auf einmal ihrer zwei da waren und mich abführten. Ich kann mich kaum besinnen, wie sie mich in ein von Ofen- und Tabaksrauch erfülltes Zimmer brachten, zu einer Menge von allerlei Leuten, die da standen und saßen, warteten und schrieben; ich fuhr auch hier fort zu schreien und verlangte, es solle ein Protokoll aufgenommen werden. Aber es handelte sich nicht mehr bloß um Aufnahme eines Protokolls, sondern die Sache hatte sich durch meine Widersetzlichkeit und Auflehnung gegen die Polizeigewalt kompliziert. Auch bot ich einen sehr häßlichen Anblick. Jemand schrie plötzlich in strengem Ton auf mich ein. Der Schutzmann zeigte mich unterdessen wegen Prügelei an und erzählte von dem Oberst, den ich attackiert hätte ...

»Wie heißen Sie?« herrschte mich jemand an.

»Dolgorukij«, brüllte ich.

»Fürst Dolgorukij?«

Außer mir vor Wut, antwortete ich mit einem sehr häßlichen Schimpfwort, und dann ... dann wurde ich, wie ich mich erinnere, in eine dunkle Kammer geschleppt - »zur Ernüchterung«. Oh, ich erhebe keinen Protest gegen diese Behandlung. Das ganze Publikum hat erst kürzlich in den Zeitungen die Beschwerde eines Herrn gelesen, der eine ganze Nacht im Arrestlokal hat gefesselt zubringen müssen, und zwar ebenfalls im Ernüchterungszimmer, aber der war, glaube ich, sogar unschuldig, und ich war schuldig. Ich warf mich auf die Pritsche zu zwei in totenähnlichem Schlaf liegenden Menschen. Der Kopf tat mir weh, es pochte in meinen Schläfen, das Herz schlug mir heftig. Ich verlor wahrscheinlich das Bewußtsein und habe wohl irre geredet. Ich erinnere mich nur, daß ich tief in der Nacht aufwachte und mich auf der Pritsche aufrichtete. Auf einmal kam mir alles ins Gedächtnis zurück und wurde mir klar und verständlich; ich setzte die Ellbogen auf die Knie, stützte den Kopf in die Hände und versank in tiefes Sinnen.

Oh, ich will meine Gefühle nicht schildern und habe auch keine Zeit dazu, ich bemerke nur das eine: vielleicht hat meine Seele niemals beseligendere Augenblicke durchlebt als jene Minuten des Sinnens in tiefer Nacht auf der Pritsche im Arrestlokal. Das mag dem Leser seltsam erscheinen, als eine Art Wichtigtuerei, als ein Bestreben, durch Originalität zu glänzen - und doch war alles so, wie ich sage. Es war einer jener Augenblicke, die vielleicht bei jedem Menschen vorkommen, ihm aber nur ganz selten im Leben beschieden sind. In solchen Augenblicken entscheidet man über sein Schicksal, bildet man sich eine feste Weltanschauung und sagt sich für das ganze Leben: »Siehst du, da ist die Wahrheit, und diesen Weg mußt du gehen, um zu ihr zu gelangen.« Ja, jene Augenblicke waren ein Licht für meine Seele. Ich, der ich von dem hochmütigen Bjoring beleidigt worden war und erwarten mußte, am nächsten

Tage von jener vornehmen Dame beleidigt zu werden, ich war mir sehr wohl bewußt, daß ich mich an ihnen furchtbar rächen konnte, aber ich beschloß, es nicht zu tun. Trotz der starken Versuchung beschloß ich, das Schriftstück nicht der Öffentlichkeit zu übergeben und es nicht der ganzen Welt bekanntzumachen (wie ich mir das auch schon hatte durch den Kopf gehen lassen); ich wiederholte mir nochmals meinen Vorsatz: gleich am nächsten Tag würde ich diesen Brief vor sie hinlegen und nötigenfalls statt eines Dankes sogar ein spöttisches Lächeln von ihr hinnehmen, aber dennoch kein Wort sagen und mich für immer von ihr trennen ... Indessen ist es zwecklos, diese meine Gedanken hier ausführlich zu beschreiben. Über alles das aber, was mit mir hier auf der Wache am nächsten Tag vorgehen würde, wie man mich dem Reviervorsteher vorführen würde und was sie mit mir anfangen würden – darüber nachzudenken kam mir überhaupt nicht in den Sinn. Ich bekreuzigte mich andächtig, streckte mich wieder auf die Pritsche und versank in einen festen Kinderschlaf.

Ich erwachte erst spät, als es schon hell geworden war. Die andern Insassen des Zimmers waren nicht mehr da. Ich setzte mich hin und wartete schweigend lange Zeit, wohl eine Stunde; es mochte schon gegen neun sein, als ich plötzlich gerufen wurde. Ich könnte nun auf die Einzelheiten näher eingehen, aber es lohnt die Mühe nicht, da das alles jetzt nebensächlich ist; meine Aufgabe ist nur, die Hauptsache zu Ende zu erzählen. Ich will nur bemerken, daß man mich zu meinem größten Erstaunen mit ganz unerwarteter Höflichkeit behandelte: man fragte mich etwas, ich antwortete etwas und durfte gleich weggehen. Ich ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus und konnte in ihren Blicken mit einem Gefühl der Befriedigung sogar eine gewisse Verwunderung über einen Menschen lesen, der selbst in einer solchen Situation seine persönliche Würde zu wahren verstand. Wenn ich das nicht bemerkt hätte, würde ich es nicht schreiben. Am Ausgang erwartete mich Tatjana Pawlowna. Ich will

mit wenigen Worten erklären, warum ich damals so glimpflich davonkam.

Frühmorgens, vielleicht schon um acht Uhr, war Tatjana Pawlowna eilig nach meiner Wohnung, das heißt zu Pjotr Ippolitowitsch, gekommen, da sie den Fürsten immer noch dort zu finden erwartete, und hatte auf einmal von all den schrecklichen Ereignissen des vorhergehenden Tages erfahren, vor allem von meiner Verhaftung. Sofort war sie zu Katerina Nikolajewna hingestürzt (die schon tags zuvor bei ihrer Heimkehr vom Theater ihren zu ihr transportierten Vater wiedergesehen hatte), hatte sie geweckt, sie durch ihre Mitteilungen in Schrecken versetzt und von ihr verlangt, sie solle unverzüglich meine Freilassung erwirken. Mit ein paar Zeilen von ihr hatte sie sich schleunigst zu Bjoring begeben und von diesem ohne Verzug eine kurze Zuschrift an die betreffende Behörde gefordert, worin Bjoring selbst dringend bat, mich unverzüglich freizulassen, da meine Verhaftung auf einem Mißverständnis beruhe. Mit diesem Schreiben war sie dann nach der Revierwache gegangen, wo man ihrer Bitte Folge leistete.

III

Nun fahre ich in der Erzählung der Haupthandlung fort.

Nachdem Tatjana Pawlowna meiner habhaft geworden war, setzte sie mich in eine Droschke und brachte mich nach ihrer Wohnung, befahl der Köchin, sogleich den Samowar zurechtzumachen, und wusch und säuberte mich eigenhändig bei sich in der Küche. In der Küche sagte sie laut zu mir, um halb zwölf werde Katerina Nikolajewna selbst zu ihr kommen – so hatten sie das kurz vorher miteinander verabredet –, um mit mir die Zusammenkunft zu haben. Auf

diese Weise hörte das dort auch Marja. Ein paar Minuten darauf brachte sie den Samowar herein, aber wiederum zwei Minuten darauf, als Tatjana Pawlowna sie rief, gab sie keine Antwort, und es stellte sich heraus, daß sie fortgegangen war. Ich bitte den Leser, dies sehr zu beachten; es war damals, wie ich annehme, drei Viertel zehn. Tatjana Pawlowna ärgerte sich zwar darüber, daß sie so, ohne zu fragen, verschwunden war, dachte aber, sie sei zum Kaufmann gegangen, und vergaß die Sache zunächst. Und wir hatten ja auch ganz andere Dinge im Kopf; wir redeten ununterbrochen, da es ja auch genug zu reden gab, und infolgedessen schenkte zum Beispiel ich dem Verschwinden Marjas fast überhaupt keine Beachtung; ich bitte den Leser, sich auch dies zu merken.

Selbstverständlich war ich ganz benommen; ich legte ihr meine Empfindungen dar; das wichtigste aber war: wir erwarteten Katerina Nikolajewna, und der Gedanke, daß ich in einer Stunde ihr endlich gegenüberstehen würde, und noch dazu in einem so entscheidenden Augenblick meines Lebens, machte mich zittern und beben. Endlich, als ich zwei Tassen Tee getrunken hatte, stand Tatjana Pawlowna plötzlich auf, nahm eine Schere vom Tisch und sagte:

»Zeig deine Tasche her, wir müssen den Brief herausnehmen – wir können sie doch nicht in ihrer Gegenwart auftrennen.«

»Richtig!« rief ich und knöpfte den Rock auf.

»Was ist denn das für eine Pfuscharbeit? Wer hat das zugenäht?«

»Ich selbst, ich selbst, Tatjana Pawlowna.«

»Na, das sieht man, daß du das selbst gemacht hast! Na, da ist er ...«

Wir zogen den Brief heraus; das alte Kuvert war noch dasselbe, aber darin steckte ein leeres Blatt Papier.

»Was ist das?« rief Tatjana Pawlowna, es hin und her drehend. »Was hast du denn?«

Aber ich stand sprachlos und blaß da ... und sank auf einmal kraftlos auf einen Stuhl nieder; wahrhaftig, ich bekam beinahe einen Ohnmachtsanfall.

»Was hat denn das nun wieder zu bedeuten?« kreischte Tatjana Pawlowna. »Wo ist denn dein Schriftstück?«

»Lambert!« rief ich, plötzlich aufspringend und mir vor die Stirn schlagend; ich hatte den Zusammenhang erraten.

Eilig, nur mühsam atmend, setzte ich ihr alles auseinander – von der Nacht bei Lambert und von unserm damaligen Komplott; übrigens hatte ich ihr dies Komplott schon tags zuvor eingestanden.

»Sie haben es gestohlen, gestohlen!« schrie ich, stampfte auf den Fußboden und raufte mir die Haare.

»Schlimm!« sagte Tatjana Pawlowna, als sie begriffen hatte, wie es stand. »Wieviel ist die Uhr?«

Es war ungefähr elf.

»Ach, daß Marja nicht da ist. Marja, Marja!«

»Was befehlen Sie, gnädiges Fräulein?« antwortete Marja auf einmal von der Küche aus.

»Bist du da? Aber was machen wir jetzt? Ich will schnell zu ihr hin ...
Ach, du Tölpel, du Tölpel!«

»Und ich will zu Lambert!« schrie ich. »Ich erwürge ihn, wenn es nötig ist!«

»Gnädiges Fräulein!« schrie Marja plötzlich von der Küche her, »Da ist eine, die Sie dringend sprechen möchte ...«

Aber sie hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als die »eine« bereits hastig mit Geschrei und Geheul selbst aus der Küche hereingestürzt kam. Es war Alfonsinka. Ich will die nun folgende Szene nicht in allen Einzelheiten schildern; es war alles Betrug und Schauspielerei, aber ich muß bemerken, daß Alfonsinka ihre Rolle großartig spielte. Mit Tränen der Reue und wütenden Gebärden schnatterte sie (natürlich auf französisch) los: sie habe damals selbst die Tasche aufgetrennt und den Brief herausgenommen, jetzt befinde er sich in Lamberts Händen, und im Verein mit »diesem Räuber«, cet homme noir, wolle Lambert madame la générale zu sich einladen und erschießen, jetzt gleich, in einer Stunde ... sie habe das alles von ihnen erfahren und auf einmal einen furchtbaren Schreck bekommen, weil sie bei ihnen eine Pistole, un pistolet, gesehen habe, und sei jetzt schnell zu uns gestürzt, damit wir hinkämen, die Generalin retteten, das Verbrechen verhinderten ... Cet homme noir ...

Kurz, all das war sehr wahrscheinlich, und sogar der Umstand, daß einige Angaben Alfonsinas recht dumm waren, erhöhte die Wahrscheinlichkeit noch.

»Was für ein homme noir?« schrie Tatjana Pawlowna.

»Tiens, j'ai oublié son nom ... Un homme affreux ... Tiens, Versiloff.«

»Wersilow, das ist nicht möglich!« rief ich.

»Ach, doch, möglich ist es schon!« schrie Tatjana Pawlowna. »Aber so rede doch, Mütterchen, spring nicht herum und fuhrwerke nicht mit den Armen umher; was haben sie da vor? Setz uns das vernünftig auseinander, Mütterchen: ich kann doch nicht glauben, daß sie sie erschießen wollen!«

Das »Mütterchen« setzte die Sache folgendermaßen auseinander (NB. es war alles Lüge, sage ich noch einmal im voraus): Wersilow werde hinter der Tür sitzen, Lambert aber werde ihr, sobald sie eintrete, cette lettre zeigen, dann werde Wersilow hervorspringen, und sie würden sie ... »Oh, ils feront leur vengeance!« Sie, Alfonsina, fürchte ein Unglück, da sie selbst an der Sache beteiligt sei; cette dame aber, la générale, werde bestimmt kommen, »sofort, sofort«, weil sie ihr eine Abschrift des Briefes zugeschickt hätten und diese sich sogleich überzeugen könne, daß sie den Brief wirklich besäßen; darum werde sie zu ihnen kommen. Geschrieben habe den Brief an sie Lambert allein, und von Wersilow wisse die Generalin nichts; Lambert habe sich ihr vorgestellt als einer, der soeben aus Moskau angekommen sei, von einer Moskauer Dame, une dame de Moscou (NB. Marja Iwanowna!).

»Ach, mir ist ganz übel! Ach, mir ist ganz übel!« rief Tatjana Pawlowna.

»Sauvez-la! Sauvez-la!« schrie Alfonsina.

Natürlich lag in dieser verrückten Darstellung schon auf den ersten Blick etwas Ungeheuerliches, aber zum Nachdenken nahmen wir uns keine Zeit, weil die Sache in ihrem Kern sehr glaubhaft aussah. Man konnte ja zwar annehmen, und mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Katerina Nikolajewna nach Empfang von Lamberts Einla-

dung zuerst zu uns, zu Tatjana Pawlowna, kommen werde, um über die Sache Klarheit zu erhalten; aber möglich war doch auch, daß sie es anders machte und direkt zu ihnen hinfuhr, und dann – war sie verloren! Auch war schwer zu glauben, daß sie so ohne weiteres zu dem ihr unbekanntem Lambert auf die erste Aufforderung hineilen würde; aber dagegen ließ sich wieder sagen, daß sie möglicherweise auch dies tun würde, vielleicht deswegen, weil sie durch den Anblick der Abschrift zu der Überzeugung gelangt war, daß jene Leute ihren Brief wirklich in Händen hatten, und dann war ebendasselbe Unglück sicher! Vor allen Dingen hatten wir gar keine Zeit, um die Sache ordentlich zu überlegen.

»Und Wersilow wird sie ermorden! Wenn er sich so weit erniedrigt hat, mit Lambert gemeinsame Sache zu machen, so wird er sie auch ermorden! Da kommt der Doppelgänger zutage!« rief ich.

»Ach, dieser ›Doppelgänger!‹« stöhnte Tatjana Pawlowna händeringend. »Na, da ist weiter nichts zu machen«, entschied sie kurz, »nimm deine Mütze und deinen Pelz, und dann alle zusammen vorwärts marsch! Bring uns geradeswegs zu ihnen, liebes Kind! Ach, das ist ja ein weiter Weg! Marja, Marja, wenn Katerina Nikolajewna kommen sollte, so sage ihr, ich würde gleich wieder zurück sein; sie möchte sich hinsetzen und auf mich warten, und wenn sie nicht warten will, so schließ die Tür zu und halte sie mit Gewalt zurück! Sag ihr, ich hätte es so befohlen! Hundert Rubel bekommst du, Marja, wenn du mir diesen Dienst erweist.«

Wir liefen auf die Treppe hinaus. Zweifellos war dies das Beste, was man sich nur aussinnen konnte, denn jedenfalls war die schlimmste Gefahr in Lamberts Wohnung zu befürchten; wenn aber Katerina Nikolajewna wirklich vorher zu Tatjana Pawlowna kam, so konnte Marja sie noch zurückhalten. Und doch änderte Tatjana Pawlowna,

als wir schon eine Droschke gerufen hatten, auf einmal ihren Entschluß wieder.«

»Fahr du mit ihr hin!« befahl sie mir, indem sie mich mit Alfonsinka allein ließ. »Und dort stirb für sie, wenn's nötig sein sollte, verstehst du? Ich komme gleich nach; ich will nur vorher noch schnell zu ihr, vielleicht treffe ich sie noch, denn die Geschichte kommt mir immerhin verdächtig vor!«

Sie schlug schleunigst die Richtung nach Katerina Nikolajewnas Wohnung ein. Ich aber machte mich mit Alfonsinka auf die Fahrt zu Lambert. Ich trieb den Kutscher zur Eile an und versuchte während der Fahrt, Alfonsinka weiter auszufragen, aber diese antwortete größtenteils nur mit Ausrufen und zuletzt mit Tränen. Aber Gott schützte und bewahrte uns alle, als alles schon nur noch an einem dünnen Faden hing. Wir hatten noch nicht den vierten Teil des Weges zurückgelegt, als ich plötzlich hinter mir schreien hörte: es wurde mein Name gerufen. Ich sah mich um: Trischatow suchte uns in einer Droschke einzuholen. »Wo wollen Sie hin?« rief er erschrocken. »Und mit ihr, mit Alfonsinka!«

»Trischatow!« rief ich ihm zu. »Sie haben die Wahrheit gesagt - es droht ein großes Unglück! Ich fahre zu dem Halunken Lambert! Fahren Sie mit, je mehr wir sind, desto besser!«

»Kehren Sie um, kehren Sie sofort um!« schrie Trischatow. »Lambert täuscht Sie, und Alfonsinka täuscht Sie ebenfalls. Mich schickt der Pockennarbige; sie sind nicht zu Hause: ich bin soeben Wersilow und Lambert begegnet, sie fuhren zu Tatjana Pawlowna ... sie sind jetzt dort ...«

Ich ließ den Kutscher halten und sprang zu Trischatow in seine Droschke hinüber. Bis auf den heutigen Tag ist es mir unbegreiflich,

wie ich es fertigbrachte, mich so schnell zu entschließen, aber ich glaubte ihm sofort und entschloß mich. Alfonsinka erhob ein gewaltiges Geschrei, aber wir kümmerten uns nicht weiter um sie, und ich weiß tatsächlich nicht, ob sie umkehrte und uns nachfuhr oder ob sie sich nach Hause begab; jedenfalls habe ich sie nicht mehr gesehen.

In der Droschke teilte mir Trischatow, vor Aufregung keuchend, mit Mühe und Not mit, es bestehe ein heimlicher Operationsplan; Lambert sei mit dem Pockennarbigen schon so gut wie einig gewesen, aber im letzten Augenblick sei der Pockennarbige ihm untreu geworden und habe ihn, Trischatow, soeben selbst zu Tatjana Pawlowna geschickt, um ihr zu sagen, sie solle Lambert und Alfonsinka nicht trauen. Trischatow fügte noch hinzu, weiter wisse er nichts, da ihm der Pockennarbige weiter nichts mitgeteilt habe, denn dieser habe keine Zeit mehr gehabt, er habe selbst eilig irgendwohin gemußt, und es sei alles sehr hastig zugegangen. »Ich sah Sie abfahren«, fuhr Trischatow fort, »und jagte Ihnen nach.« Es war natürlich klar, daß auch dieser Pockennarbige vollständig orientiert war, da er Trischatow direkt zu Tatjana Pawlowna geschickt hatte; aber dies war wieder ein neues Rätsel.

Damit jedoch kein Wirrwar entsteht, will ich, bevor ich die Katastrophe schildere, alles der Wahrheit gemäß erklären und damit zum letztenmal vorgreifen.

IV

Als Lambert damals den Brief gestohlen hatte, war er unverzüglich mit Wersilow in Verbindung getreten. Darüber, wie Wersilow mit einem Lambert hatte gemeinsame Sache machen können, will ich

vorläufig nicht reden, davon später; das war vor allem ein Werk des »Doppelgängers! Nachdem aber Lambert sich mit Wersilow ins Einvernehmen gesetzt hatte, entstand für ihn die Aufgabe, auf möglichst schlaue Weise Katerina Nikolajewna zu einer Zusammenkunft zu locken. Wersilow versicherte ihm auf das bestimmteste, daß sie nicht kommen würde. Aber Lambert hatte schon seit der Zeit, wo ich damals, vor zwei Tagen am Abend, ihm auf der Straße begegnet war und ihm prahlerisch erklärt hatte, ich würde ihr den Brief in Tatjana Pawlownas Wohnung und in Tatjana Pawlownas Gegenwart zurückgeben – Lambert hatte gleich von diesem Augenblick an eine Spionage eingerichtet, um über alles, was in Tatjana Pawlownas Wohnung vorging, orientiert zu sein; nämlich er hatte Marja bestochen. Er hatte ihr zwanzig Rubel geschenkt, sie am folgenden Tag, nachdem er den Diebstahl des Schriftstücks ausgeführt hatte, zum zweitenmal besucht, endgültig alles mit ihr verabredet und ihr für den zu leistenden Dienst zweihundert Rubel versprochen.

Dies war der Grund, weshalb Marja, als sie kurz vorher gehört hatte, daß Katerina Nikolajewna um halb zwölf zu Tatjana Pawlowna kommen und auch ich anwesend sein würde, sogleich aus dem Hause gelaufen und in einer Droschke eilends mit dieser Nachricht zu Lambert gefahren war. Gerade das war es, was sie Lambert hatte mitteilen sollen – darin bestand der Dienst, den er von ihr verlangt hatte. Und nun hatte es sich zufällig getroffen, daß in diesem Augenblick sich auch Wersilow bei Lambert befand. Und da hatte Wersilow im Nu diesen teuflischen Operationsplan ersonnen. Man sagt ja, daß Irrsinnige in manchen Augenblicken außerordentlich schlaue sind.

Der Operationsplan bestand darin, uns beide, Tatjana Pawlowna und mich, vor Katerina Nikolajewnas Ankunft um jeden Preis, wenn auch nur für eine Viertelstunde, aus der Wohnung zu locken. Sie selbst wollten auf der Straße warten und, sowie Tatjana Pawlow-

na und ich aus dem Hause waren, nach der Wohnung hinauflaufen, die ihnen Marja öffnen sollte, und auf Katerina Nikolajewna warten. Alfonsinka aber hatte die Aufgabe, uns unterdessen mit allen Mitteln aufzuhalten, wo und wie sie wollte. Katerina Nikolajewna aber mußte, wie sie versprochen hatte, um halb zwölf ankommen – also jedenfalls lange vor der Zeit, wo wir zurück sein konnten. (Selbstverständlich hatte Katerina Nikolajewna überhaupt keine Einladung von Lambert erhalten, und Alfonsinka hatte uns angelogen; das war eben die List, die Wersilow ersonnen hatte, und Alfonsinka hatte uns die Rolle der ängstlichen Verräterin nur vorgespielt.) Natürlich war das Ganze ein gewagtes Spiel, aber sie sagten sich ganz richtig: »Gelingt es, so ist es gut; gelingt es nicht, so ist noch nichts verloren, da wir ja das Schriftstück doch noch in Händen haben.« Aber es gelang, und es konnte auch gar nicht mißlingen, da schon allein der Gedanke: »Wenn es nun alles wahr ist!« uns zwingen mußte, mit Alfonsinka davonzulaufen. Ich wiederhole es noch einmal: zum Nachdenken hatten wir keine Zeit.

V

Ich lief mit Trischatow in die Küche und traf Marja in der größten Angst an. Sie hatte einen Schreck bekommen, als sie Lambert und Wersilow eingelassen und plötzlich in Lamberts Händen einen Revolver bemerkt hatte. Wenn sie auch das Geld von ihm angenommen hatte, so paßte doch der Revolver durchaus nicht in ihre Rechnung hinein. Sie wußte nicht, was sie tun sollte, und kaum erblickte sie mich, als sie auch auf mich losstürzte:

»Die Generalin ist gekommen, und sie haben eine Pistole!«

»Trischatow, warten Sie hier in der Küche«, ordnete ich an, »und wenn ich rufe, so kommen Sie mir schleunigst zu Hilfe!«

Marja öffnete mir die Tür zu Tatjana Pawlownas Schlafzimmer, und ich schlüpfte hinein, in jenes selbe Kämmerchen, in dem nur Tatjana Pawlownas Bett hatte Platz finden können und in dem ich schon einmal zufällig gelauscht hatte. Ich setzte mich auf das Bett und suchte mir eine Spalte in der Portiere.

Aber im Zimmer war bereits Lärm, und es wurde laut geredet; ich erwähne, daß Katerina Nikolajewna genau eine Minute nach ihnen die Wohnung betreten hatte. Den Lärm und das Reden hatte ich schon von der Küche aus gehört: der Schreiende war Lambert. Sie saß auf dem Sofa, und er stand vor ihr und schrie wie ein Narr. Jetzt weiß ich, warum er damals in so dummer Weise alle Haltung verlor: er hatte es eilig und fürchtete überfallen zu werden; später werde ich darlegen, vor wem er sich eigentlich fürchtete. Den Brief hielt er in der Hand. Aber Wersilow befand sich nicht im Zimmer: ich machte mich bereit, beim ersten Anzeichen einer Gefahr hineinzustürzen. Ich gebe hier nur den Sinn des Gesprächs wieder, vielleicht habe ich auch vieles nicht richtig im Gedächtnis, aber ich war damals zu aufgeregt, als daß ich mich an alles genau erinnern könnte.

»Dieser Brief ist dreißigtausend Rubel wert, und Sie wundern sich noch! Er ist hunderttausend wert, und ich verlange nur dreißigtausend!« rief Lambert laut und sehr heftig.

Katerina Nikolajewna war zwar augenscheinlich erschrocken, blickte ihn aber mit verächtlicher Verwunderung an.

»Ich sehe«, sagte sie, »daß mir hier eine Falle gestellt worden ist, und verstehe nicht, wie die Sache zusammenhängt. Aber wenn dieser Brief sich wirklich in Ihren Händen befindet ...«

»Aber da ist er ja, sehen Sie selbst! Ist er es etwa nicht? Einen Wechsel über dreißigtausend Rubel und keine Kopeke weniger!« unterbrach Lambert sie.

»Ich habe kein Geld.«

»Schreiben Sie einen Wechsel – hier ist Papier. Und dann gehen Sie hin und beschaffen Sie das Geld; ich werde warten, aber nur eine Woche, nicht länger ... Wenn Sie das Geld bringen, gebe ich Ihnen den Wechsel zurück, und desgleichen dann auch den Brief.«

»Sie reden in einem so sonderbaren Ton mit mir. Sie irren sich. Wenn ich hingehe und über Sie Klage führe, wird Ihnen dieses Schriftstück noch heute abgenommen werden.«

»Bei wem wollen Sie denn Klage führen? Hahaha! Es wird ein großartiger Skandal entstehen, und den Brief werde ich dem Fürsten zeigen! Und wo wird man ihn mir abnehmen? Ich bewahre Schriftstücke nicht in meiner Wohnung auf. Ich werde dem Fürsten den Brief durch eine dritte Person zeigen lassen. Seien Sie nicht störrisch, gnädige, Frau, seien Sie mir vielmehr dankbar dafür, daß ich so wenig fordere; ein anderer würde außerdem noch eine Gefälligkeit verlangen ... Sie können sich wohl denken, was für eine ... eine Gefälligkeit, wie sie keine schöne Frau einem abschlägt, wenn sie in der Klemme sitzt, so eine ... hehehe! Vous êtes belle, vous!«

Katerina Nikolajewna stand hastig von ihrem Platz auf, wurde dunkelrot und – spie ihm ins Gesicht. Dann ging sie schnell auf die Tür zu. Aber da zog dieser dumme Mensch, der Lambert, den Revolver heraus. Ein beschränkter Dummkopf, wie er war, hatte er blind an die Wirkung des Schriftstücks geglaubt; namentlich hatte er nicht beachtet, mit wem er es zu tun hatte, weil er eben, wie ich schon früher gesagt habe, bei allen Menschen eine ebenso gemeine Denk-

weise voraussetzte, wie er sie selbst besaß. Er hatte Katerina Nikolajewna gleich beim ersten Wort durch sein ungehobeltes Benehmen aufgebracht, während sie sonst vielleicht einem gütlichen Vergleich auf Grund einer Geldzahlung nicht abgeneigt gewesen wäre.

»Nicht von der Stelle!« brüllte er, wütend darüber, daß sie ihn angespien hatte, ergriff sie bei der Schulter und zeigte ihr den Revolver – natürlich nur als Drohung. Sie schrie auf und sank auf das Sofa. Ich stürmte ins Zimmer, aber in demselben Augenblick kam durch die nach dem Flur führende Tür auch Wersilow hereingestürzt. (Er hatte dort gestanden und gewartet.) Ehe ich ihn noch recht sehen können, hatte er Lambert den Revolver entrissen und ihn damit aus aller Kraft auf den Kopf geschlagen. Lambert taumelte und fiel bewußtlos zu Boden; das Blut strömte aus seinem Kopf auf den Teppich.

Sie aber wurde bei Wersilows Anblick auf einmal leichenblaß; ein paar Sekunden lang sah sie ihn in unbeschreiblicher Angst starr an und fiel dann auf einmal in Ohnmacht. Er stürzte zu ihr hin. Diese ganze Szene habe ich jetzt nur wie ein vorüberhuschendes Nebelbild in der Erinnerung. Ich erinnere mich, mit welchem Schrecken ich damals sein rotes, beinahe purpurfarbnes Gesicht und die blutunterlaufenen Augen sah. Ich glaube, daß er mich zwar im Zimmer bemerkte, mich aber wohl nicht erkannte. Er faßte die Bewußtlose, hob sie mit einer Kraft, wie sie ihm gar nicht zuzutrauen war, auf seine Arme, als wäre sie federleicht, und trug sie wie ein kleines Kind sinnlos im Zimmer umher. Das Zimmer war winzig klein, aber er wanderte von einer Ecke in die andere, offenbar ohne sich darüber klar zu sein, warum er es tat. In diesem einen Augenblick verlor er damals den Verstand. Er betrachtete fortwährend sie und ihr Gesicht. Ich lief hinter ihm her und hatte vor allem meine Besorgnisse wegen des Revolvers, den er in seiner rechten Hand vergessen zu haben schien und dicht neben ihrem Kopf hielt. Aber er stieß

mich einmal mit dem Ellbogen, ein anderes Mal mit dem Fuß weg. Ich wollte schon Trischatow herbeirufen, fürchtete aber, den Wahnsinnigen dadurch zu reizen. Endlich schlug ich schnell die Portiere auseinander und bat ihn inständig, sie auf das Bett zu legen. Er trat heran und legte sie darauf; er selbst stand, über sie gebeugt, daneben und sah ihr wohl eine Minute lang unverwandt ins Gesicht; dann bückte er sich plötzlich und küßte zweimal ihre blassen Lippen. Oh, da begriff ich endlich, daß dieser Mensch bereits vollständig unzurechnungsfähig war. Auf einmal holte er gegen sie mit dem Revolver aus, aber dann schien er sich eines andern zu besinnen, drehte den Revolver um und richtete ihn gegen ihr Gesicht. Ich packte ihn sofort mit Aufbietung all meiner Kraft am Arm und schrie nach Trischatow. Ich erinnere mich, daß wir beide mit ihm rangen, aber es gelang ihm, seinen Arm loszureißen und auf sich zu schießen. Er hatte sie und nach ihr sich selbst erschießen wollen; aber da wir ihn hinderten, auf sie zu schießen, setzte er sich den Revolver gerade gegen das Herz; indes konnte ich ihm noch den Arm nach oben schlagen, und so traf ihn die Kugel in die Schulter. In diesem Augenblick stürzte, laut aufschreiend, Tatjana Pawlowna herein, aber er lag schon bewußtlos neben Lambert auf dem Teppich.

Dreizehntes Kapitel

Schluß

I

Jetzt liegt diese Szene schon fast ein halbes Jahr zurück, und viel Wasser ist seitdem ins Meer geflossen; vieles hat sich vollständig

verändert, und für mich hat schon lange ein neues Leben begonnen ... Aber ich will das auch dem Leser auseinandersetzen.

Für mich wenigstens war sowohl damals als auch noch lange nachher die wichtigste Frage diese: wie konnte Wersilow mit einem solchen Menschen wie Lambert gemeinsame Sache machen, und welches Ziel hatte er dabei eigentlich im Auge? Allmählich habe ich darüber einigermaßen Klarheit gewonnen: meiner Ansicht nach konnte Wersilow in jenen Augenblicken, das heißt an jenem ganzen letzten Tag und am vorhergehenden, gar kein festes Ziel im Auge haben; ja ich glaube, er hat überhaupt keine Überlegungen angestellt, sondern unter der Einwirkung eines Wirbelsturmes von Gefühlen gehandelt. Daß er übrigens wirklich wahnsinnig gewesen wäre, halte ich nicht für richtig, um so weniger, als er auch jetzt keineswegs wahnsinnig ist. Aber das »Doppelgängertum« halte ich unbedingt für gegeben. Was ist das eigentlich, das Doppelgängertum? Das Doppelgängertum ist, wenigstens nach der Ansicht eines medizinischen Experten, dessen Buch ich später eigens durchgelesen habe, nichts anderes als der erste Grad einer schon ernstlichen Geistesstörung, die zu einem recht üblen Ende führen kann. Auch Wersilow selbst hatte uns in jener Szene bei Mama diese damalige »Spaltung« seiner Gefühle und seines Willens mit erschreckender Offenherzigkeit auseinandergesetzt. Aber ich wiederhole nochmals: jene Szene bei Mama, jene Zerschmetterung des Heiligenbildes, trug sich zwar unstreitig unter der Einwirkung eines echten Doppelgängertums zu, aber es ist mir seitdem immer so vorgekommen, als habe sich zum Teil auch eine Art von schadenfroher Sinnbildlichkeit mit eingemischt, eine Art Haß auf die Erwartungen dieser Frauen, eine Art Zorn gegen ihre Rechte und gegen ihre Stellung als seine Richterinnen, und als hätten sie beide, er und der Doppelgänger, jeder zur Hälfte das Heiligenbild zerschlagen! Es war, als hätte er sagen wollen: ›So werden auch eure Erwartungen zerschmettert werden!‹ Kurz, wenn dabei auch das Doppelgängertum mitwirkte, so war doch auch einfach Mutwille mit im Spiel ... Aber das alles ist

nur eine Vermutung von mir; eine sichere Entscheidung dieser Frage ist schwierig.

Allerdings steckte in ihm, obwohl er Katerina Nikolajewna vergötterte, doch immer ein höchst aufrichtiger, tiefer Unglaube an ihre sittlichen Vorzüge. Ich meine bestimmt, er hat damals hinter der Tür mit Spannung darauf gewartet, daß sie sich vor Lambert erniedrigen würde. Aber wollte er das, selbst wenn er darauf wartete? Ich wiederhole es noch einmal: ich bin der festen Überzeugung, daß er damals nichts wollte und nicht einmal Überlegungen anstellte. Er wollte weiter nichts als da sein, dann hervorstürzen, ihr etwas sagen und vielleicht - vielleicht auch sie beleidigen, vielleicht auch sie töten ... Es konnte sich damals alles mögliche zutragen; nur wußte er, als er mit Lambert hinkam, nichts von dem, was geschehen würde. Ich füge hinzu, daß der Revolver Lambert gehörte, er selbst aber ohne Waffe gekommen war. Als er aber ihr würdevolles, stolzes Benehmen sah und vor allem durch die Gemeinheit des sie bedrohenden Lambert in Empörung versetzt wurde, da stürzte er hervor - und darauf verlor er den Verstand. Ob er sie in jenem Augenblick erschießen wollte? Meiner Ansicht nach wußte er das selbst nicht, aber er hätte sie sicherlich erschossen, wenn wir nicht seine Hand beiseite geschlagen hätten.

Seine Wunde erwies sich nicht als tödlich und heilte; aber er mußte recht lange liegen - natürlich in Mamas Wohnung. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, ist draußen Frühling, Mitte Mai, ein herrlicher Tag, und die Fenster sind bei uns geöffnet. Mama sitzt neben ihm; er streichelt mit der Hand ihre Wangen und Haare und blickt ihr voller Rührung in die Augen. Oh, das ist nur noch die Hälfte des früheren Wersilow; von Mama geht er jetzt nicht fort und wird er nie mehr fortgehen. Er hat sogar die »Gabe der Tränen« empfangen, wie sich der unvergeßliche Makar Iwanowitsch in seiner Geschichte von dem Kaufmann ausgedrückt hatte; übrigens scheint

mir, daß Wersilow noch lange leben wird. Uns gegenüber benimmt er sich jetzt ganz harmlos und offenherzig wie ein Kind, ohne jedoch sein maßvolles Wesen und seine Selbstbeherrschung aufzugeben und ohne überflüssige Worte zu machen. Sein ganzer Geist und seine ganze moralische Anschauungsweise sind unverändert geblieben, obwohl alles, was an idealen Auffassungen in ihm lebte, noch stärker hervorgetreten ist. Ich sage geradeheraus, daß ich ihn niemals so liebgehabt habe wie jetzt, und es tut mir leid, daß mir weder Zeit noch Platz bleibt, um mehr über ihn zu sagen. Indessen will ich doch einen Vorfall erzählen, der sich neulich zugetragen hat (es haben sich viele ähnliche ereignet): zu den Großen Fasten war er schon wieder genesen und erklärte in der sechsten Woche, er wolle sich durch Fasten und Kirchenbesuch zum Abendmahl vorbereiten. Das hatte er, glaube ich, seit dreißig Jahren oder noch länger nicht getan. Mama freute sich sehr; es wurden nun Fastenspeisen bereitet, jedoch ziemlich teure, feine. Ich hörte vom Nebenzimmer aus, wie er am Montag und Dienstag vor sich hinsang: »Siehe, der Bräutigam kommt«, und von der Melodie und dem Text entzückt war. An diesen beiden Tagen sprach er mehrmals sehr schön über Religion, aber am Mittwoch stellte er diese fromme Vorbereitung plötzlich ein. Es hatte ihn auf einmal irgend etwas irritiert, irgendein »amüsanter Kontrast«, wie er sich lachend ausdrückte. Irgend etwas in dem Äußern des Geistlichen, in dem kirchlichen Milieu hatte ihm mißfallen; aber er sagte nur, sobald er nach Hause zurückgekehrt war, mit einem stillen Lächeln: »Meine Freunde, ich liebe Gott sehr, aber ich bin dazu nicht geeignet.« Gleich an demselben Tage gab es zu Mittag Roastbeef. Aber ich weiß, daß Mama sich auch jetzt häufig neben ihn setzt und mit leiser Stimme und einem stillen Lächeln mit ihm manchmal von ganz abstrakten Gegenständen zu reden anfängt; jetzt hat sie auf einmal ihm gegenüber *Mut gefaßt*, aber wie das gekommen ist, das weiß ich nicht. Sie setzt sich neben ihn und spricht mit ihm, meist im Flüsterton. Er hört lächelnd zu, streichelt ihr Haar, küßt ihre Hände, und die vollste Glückseligkeit leuchtet auf seinem Gesicht. Manchmal kommen bei ihm auch Anfälle vor,

die beinahe einen hysterischen Charakter haben. Er nimmt dann ihre Photographie, eben jene, die er an jenem Abend geküßt hat, blickt sie unter Tränen an, küßt sie, überläßt sich seinen Erinnerungen und ruft uns alle zu sich, aber reden tut er in solchen Augenblicken nur wenig ... Katerina Nikolajewna scheint er vollständig vergessen zu haben und hat ihren Namen nicht ein einziges Mal mehr erwähnt. Über seine Eheschließung mit Mama ist ebenfalls bei uns noch kein Wort gesprochen worden. Es war beabsichtigt, ihn zum Sommer ins Ausland zu bringen, aber Tatjana Pawlowna war entschieden dagegen, und er hatte auch selbst keine Lust. Sie werden statt dessen in einer Sommerfrische auf dem Lande leben, in der Umgegend von Petersburg. Beiläufig bemerkt: wir leben einstweilen sämtlich von Tatjana Pawlownas Vermögen. Ich füge noch eines hinzu: es tut mir schrecklich leid, daß ich mir im Laufe dieser Aufzeichnungen oft erlaubt habe, von diesem weiblichen Wesen respektlos und von oben herab zu reden. Aber beim Schreiben habe ich mich selbst so dargestellt, wie ich in jedem der Zeitpunkte war, die ich schilderte. Während ich nun diese Aufzeichnungen zum Abschluß bringe und die letzten Zeilen niederschreibe, ist es mir auf einmal zum Bewußtsein gekommen, daß ich gerade durch den Prozeß des Ins- Gedächtnis-Zurückrufens und Niederschreibens an meiner eigenen Erziehung gearbeitet und mich umgebildet habe. Vieles, was ich geschrieben habe, kann ich jetzt nicht mehr vertreten, namentlich nicht den Ton mancher Sätze und Seiten, aber ich mag kein einziges Wort ausstreichen und umändern.

Ich habe bereits erwähnt, daß er von Katerina Nikolajewna kein Wort sagt; aber ich glaube sogar, daß er von seiner Leidenschaft vielleicht vollständig geheilt ist. Von Katerina Nikolajewna sprechen nur ich und Tatjana Pawlowna manchmal, und auch wir nur in-geheim. Jetzt befindet sich Katerina Nikolajewna im Ausland. Ich bin vor ihrer Abreise einige Male bei ihr gewesen und habe mit ihr gesprochen. Aus dem Ausland habe ich schon zwei Briefe von ihr erhalten und sie beantwortet. Aber über den Inhalt unserer Briefe

sowie über das, worüber wir vor ihrer Abreise beim Abschied gesprochen haben, schweige ich: das ist bereits eine andere Geschichte, eine ganz *neue* Geschichte, und sie gehört vielleicht in ihrer ganzen Ausdehnung noch der Zukunft an. Ich bewahre über gewisse Themen sogar Tatjana Pawlowna gegenüber Stillschweigen; aber genug hiervon. Ich füge nur noch hinzu, daß Katerina Nikolajewna nicht verheiratet ist und mit der Familie Pelischtschew zusammen reist. Ihr Vater ist gestorben, und sie ist nun eine der reichsten Witwen, die es gibt. Augenblicklich befindet sie sich in Paris. Ihr Bruch mit Bjoring vollzog sich schnell und sozusagen von selbst, das heißt auf höchst natürliche Weise. Aber ich will das doch erzählen.

An dem Vormittag, an welchem sich jene furchtbare Szene abspielte, hatte der Pockennarbige, eben jener, zu dem Trischatow und sein Freund übergegangen waren, Zeit gefunden, Bjoring von dem beabsichtigten Attentat zu benachrichtigen. Das war so gekommen: Lambert hatte ihn trotz seines Sträubens doch zur Teilnahme überredet und, nachdem er sich damals des Schriftstücks bemächtigt hatte, ihm alle Einzelheiten und näheren Umstände des Unternehmens mitgeteilt und zuletzt auch das allerletzte Stück ihres Planes, das heißt die List, die Wersilow eronnen hatte, um Tatjana Pawlowna zu täuschen. Aber im entscheidenden Augenblick hatte der Pockennarbige, der klüger als die andern alle war und vorhersehend, daß ihre Projekte zu einem kriminellen Verbrechen führen konnten, an Lambert Verrat begangen. Die Hauptsache war: er hielt Bjorings Dankbarkeit für sehr viel sicherer als den phantastischen Plan des ungeschickten, hitzigen Lambert und des von seiner Leidenschaft fast verrückten Wersilow. Alles das habe ich später von Trischatow erfahren. Beiläufig bemerkt: ich weiß nicht und verstehe nicht, in welchem Verhältnis Lambert zu dem Pockennarbigen stand und warum Lambert nicht ohne ihn zurechtkommen konnte. Aber weit mehr interessiert mich die Frage: warum bedurfte Lambert Wersilows, während Lambert doch, da er das Schriftstück in Händen hatte, die Sache gänzlich ohne dessen Beihilfe hätte erledigt.

gen können? Die Antwort ist mir jetzt klar: er bedurfte Wersilows erstens deshalb, weil dieser alle Verhältnisse genau kannte, und besonders bedurfte er seiner für den Fall, daß Lärm oder irgendein Unglück entstand, um die ganze Verantwortung auf ihn abzuwälzen. Und da Wersilow keine Geldforderung stellte, so hielt Lambert seine Beihilfe sogar für sehr willkommen. Aber Bjoring traf damals nicht zur rechten Zeit ein. Er kam erst eine Stunde nach dem Schuß, als Tatjana Pawlownas Wohnung bereits einen ganz ändern Anblick bot. Nämlich etwa fünf Minuten, nachdem Wersilow blutbedeckt auf den Teppich gefallen war, hatte Lambert, den wir alle für tot gehalten hatten, sich aufgerichtet und war aufgestanden. Er hatte erstaunt um sich geblickt, auf einmal schnell seine Gedanken gesammelt und war, ohne ein Wort zu sagen, in die Küche hinausgegangen; dort hatte er seinen Pelz angezogen und war für immer verschwunden. Das »Schriftstück« hatte er auf dem Tisch liegenlassen. Ich habe gehört, daß er nicht einmal eigentlich krank, sondern nur ein bißchen unwohl gewesen ist: der Schlag mit dem Revolver hatte ihn betäubt und eine blutende Wunde verursacht, ohne ihm weiteren Schaden zuzufügen. Inzwischen war Trischatow schon weggelaufen, um einen Arzt zu holen; aber noch ehe dieser eintraf, war auch Wersilow wieder zur Besinnung gekommen, und noch bevor dies geschehen war, hatte Tatjana Pawlowna Katerina Nikolajewna ins Bewußtsein zurückgerufen und nach Hause bringen können. So befanden sich denn, als Bjoring zu uns hereingestürzt kam, in Tatjana Pawlownas Wohnung nur ich, der Arzt, der verwundete Wersilow und Mama, zu der Trischatow ebenfalls hingelaufen war und die trotz ihrer noch nicht behobenen Krankheit in größter Aufregung zu Wersilow geeilt war. Bjoring sah sich verständnislos um, und als er erfahren hatte, daß Katerina Nikolajewna schon weggefahren sei, begab er sich, ohne uns ein Wort zu sagen, sogleich zu ihr.

Er war sehr beunruhigt; er glaubte mit Bestimmtheit, daß jetzt skandalöses Aufsehen und häßliches Gerede fast unvermeidlich

seien. Ein skandalöses Aufsehen erregte der Vorfall jedoch nicht, es kamen nur Gerüchte in Umlauf. Daß ein Schuß abgefeuert worden war, das zu verbergen gelang allerdings nicht; aber die Hauptsache an der Geschichte, ihr eigentlicher Kern, blieb fast unbekannt; Nachforschungen Neugieriger ergaben nur, daß ein gewisser W., obwohl Familienvater und fast fünfzigjährig, in sinnloser Leidenschaft einer höchst achtenswerten Dame eine Liebeserklärung gemacht habe; die Dame habe jedoch seine Gefühle ganz und gar nicht geteilt, und da habe er in einem Anfall von Geistesstörung auf sich selbst geschossen. Weiter drang nichts in die Öffentlichkeit, und in dieser Gestalt gelangte die Nachricht durch dunkle Gerüchte auch in die Zeitungen, ohne Eigennamen, nur mit den Anfangsbuchstaben der Familiennamen. Wenigstens weiß ich, daß zum Beispiel Lambert in keiner Weise belästigt wurde. Nichtsdestoweniger bekam Bjoring, der die Wahrheit kannte, einen Schreck. Und da mußte es sich auch noch gerade damals treffen, daß er von jener Zusammenkunft erfuhr, die Katerina Nikolajewna mit dem in sie verliebten Wersilow zwei Tage vor jener Katastrophe unter vier Augen gehabt hatte. Das regte ihn sehr auf, und er erlaubte sich Katerina Nikolajewna gegenüber die recht unvorsichtige Bemerkung, wenn sie sich so benehme, so wundere er sich nicht mehr darüber, daß sich mit ihr so phantastische Geschichten zutragen könnten. Katerina Nikolajewna löste sofort das Verhältnis zu ihm, ohne Zorn, aber auch ohne Schwanken. Ihre ganze vorgefaßte Meinung von der Vernünftigkeit einer Ehe mit diesem Menschen verschwand wie Rauch. Vielleicht hatte sie ihn auch schon lange vorher durchschaut, und vielleicht hatten sich auch infolge der Erschütterung, die sie durchgemacht hatte, manche ihrer Ansichten und Gefühle geändert. Aber bei diesem Punkt verstumme ich wieder. Ich füge nur noch hinzu, daß Lambert nach Moskau verschwand, und ich habe gehört, daß er dort bei irgend etwas abgefaßt worden ist. Trischatow aber habe ich schon lange, fast unmittelbar von jener Zeit an, aus den Augen verloren, trotz meiner bis jetzt fortgesetzten Bemühungen, seine Spur aufzufinden. Er ist nach dem

Tod seines Freundes »le grand dadais« verschwunden: dieser hat sich erschossen.

II

Den Tod des alten Fürsten Nikolai Iwanowitsch habe ich bereits erwähnt. Dieser herzengute, sympathische alte Herr starb bald nach jenem Vorfall, übrigens doch erst einen ganzen Monat später; er starb in der Nacht, in seinem Bett, an einem Schlaganfall. Ich hatte ihn von dem Tag an, den er in meiner Wohnung zugebracht hatte, nicht mehr gesehen. Es wurde mir über ihn erzählt, er sei in diesem Monat sehr viel vernünftiger, ja sogar energischer geworden, sei nicht mehr so ängstlich gewesen, habe nicht mehr geweint und in dieser ganzen Zeit kein einziges Wort von Anna Andrejewna gesagt. Seine ganze Liebe hatte sich seiner Tochter zugewandt. Katerina Nikolajewna hatte ihm einmal, eine Woche vor seinem Tod, vorgeschlagen, mich zu seiner Unterhaltung holen zu lassen; aber er hatte sogar ein finsternes Gesicht dazu gemacht: ich teile diese Tatsache ohne jeden Kommentar mit. Es stellte sich heraus, daß sich seine Güter in bester Ordnung befanden, und außerdem fand sich ein sehr bedeutendes Kapital vor. Ein Drittel dieses Kapitals mußte dem Testament des Fürsten gemäß an seine zahllosen Patenkinder weiblichen Geschlechts verteilt werden; aber äußerst sonderbar erschien es allen, daß Anna Andrejewna in diesem Testament überhaupt nicht erwähnt war: ihr Name war weggelassen. Aber als zuverlässige Tatsache ist mir folgendes bekannt geworden: einige Tage vor seinem Tode rief der Alte seine Tochter und seine Freunde, Pelischschew und den Fürsten W., zu sich und befahl Katerina Nikolajewna im Hinblick auf sein möglicherweise nahes Ende, aus seinem Kapital an Anna Andrejewna unter allen Umständen die Summe von sechzigtausend Rubeln auszuzahlen. Er sprach diesen seinen

Willen in bestimmter, klarer, kurzer Form aus, ohne sich eine Gefühlsäußerung dabei zu erlauben und ohne ein Wort der Erklärung hinzuzufügen. Als er gestorben und die Hinterlassenschaft geordnet war, benachrichtigte Katerina Nikolajewna durch ihren Anwalt Anna Andrejewna, daß sie die sechzigtausend Rubel, sobald sie wolle, in Empfang nehmen könne; aber Anna Andrejewna lehnte das Anerbieten trocken und ohne überflüssige Worte ab: sie weigerte sich, das Geld anzunehmen, trotz aller Versicherungen, daß dies tatsächlich der Wille des Fürsten gewesen sei. Das Geld liegt auch jetzt noch da und wartet auf sie, und Katerina Nikolajewna hofft immer noch, daß sie ihren Entschluß ändern werde; aber das wird nicht geschehen, und ich weiß das sicher, da ich jetzt einer von Anna Andrejwnas nächsten Bekannten und Freunden bin. Ihre Weigerung hat ziemliches Aufsehen erregt, und es wurde viel darüber gesprochen. Ihre Tante, Frau Fanariotowa, die anfangs über ihre skandalöse Affäre mit dem alten Fürsten recht aufgebracht gewesen war, änderte auf einmal ihre Meinung und erklärte ihr nach der Ablehnung des Geldes feierlich ihre Hochachtung. Dafür entzweite sich ihr Bruder aus diesem Grund mit ihr für alle Zeit. Aber obwohl ich Anna Andrejewna häufig besuche, kann ich doch nicht sagen, daß wir miteinander gerade sehr intim geworden wären; von der Vergangenheit reden wir überhaupt nicht; sie empfängt mich bei sich sehr gern, spricht aber mit mir irgendwie ziemlich abstrakt. Unter anderem hat sie mir bestimmt erklärt, sie werde unbedingt ins Kloster gehen; das ist noch nicht lange her, aber ich glaube nicht daran und halte es nur für eine Äußerung der Bitterkeit.

Aber eine bittere, wahrhaft bittere Mitteilung habe ich insonderheit noch über meine Schwester Lisa zu machen. Das ist ein wirkliches Unglück; was bedeuten alle meine Mißerfolge gegen ihr trauriges Schicksal! Es begann damit, daß Fürst Sergej Petrowitsch nicht wieder gesund wurde, sondern noch vor dem Urteilspruch im Lazarett starb. Er verschied noch vor dem Fürsten Nikolai Iwano-

witsch. Lisa blieb mit ihrem zu erwartenden Kind allein zurück. Sie weinte nicht und war offenbar sogar ruhig; sie wurde sanft und friedlich; aber die ganze frühere Glut ihres Herzens schien plötzlich irgendwo in ihrem Innern ihr Grab gefunden zu haben. Sie half Mama demütig in der Wirtschaft und pflegte den kranken Andrej Petrowitsch, aber sie wurde furchtbar schweigsam und sah niemanden und nichts an, als ob ihr alles gleich wäre und sie teilnahmslos daran vorüberginge. Als sich Wersilows Befinden gebessert hatte, begann sie sehr viel zu schlafen. Ich brachte ihr Bücher, aber sie las sie nicht; sie magerte in erschreckender Weise ab. Ich versuchte es nicht, sie zu trösten: ich wagte es nicht, obwohl ich oft eben mit dieser Absicht zu ihr ging; wenn ich jedoch mit ihr zusammen war, so vermochte ich ihr seelisch nicht nahezukommen und fand auch nicht die richtigen Worte, mit denen ich sie hätte ansprechen können. So dauerte dieser Zustand fort, bis sich ein schrecklicher Unfall ereignete: sie fiel unsere Treppe hinunter, nicht hoch, nur drei Stufen, aber sie hatte infolgedessen eine Fehlgeburt, und ihre Krankheit zog sich fast den ganzen Winter hin. Jetzt ist sie schon vom Bett auf, aber ihre Gesundheit hat für lange Zeit einen bösen Stoß bekommen. Sie ist wie früher uns gegenüber schweigsam und in sich gekehrt, aber mit Mama hat sie ein bißchen zu sprechen angefangen. All diese letzten Tage über hat die Frühlingssonne hell vom hohen Himmel geschienen, und ich mußte immer im stillen an jenen sonnigen Vormittag denken, als ich im vorigen Herbst mit ihr auf der Straße ging und wir beide so froh und voll Hoffnung waren und einander so lieb hatten. Ach, was ist seitdem alles geschehen! Ich beklage mich nicht: für mich hat ein neues Leben begonnen - aber sie? Ihre Zukunft ist ein Rätsel, und ich kann meine Schwester jetzt gar nicht ansehen, ohne daß mir das Herz weh tut.

Vor ungefähr drei Wochen gelang es mir aber doch, durch eine Nachricht über Wassin ihr Interesse zu erregen. Seine Haft war endlich aufgehoben und er vollständig in Freiheit gesetzt worden. Dieser verständige Mensch hatte, wie man erzählte, die genauesten

Aufklärungen gegeben und die interessantesten Mitteilungen gemacht, durch die in den Augen der Leute, von denen sein Schicksal abhing, seine Unschuld vollständig erwiesen war. Auch sein vielbe-
rufenes Manuskript hatte sich lediglich als Übersetzung aus dem Französischen erwiesen, sozusagen als Material, das er einzig und allein für sich gesammelt hatte, in der Absicht, es später einmal zu einer soliden Abhandlung für ein Journal zu benutzen. Er hat sich jetzt nach dem Gouvernement *** begeben; sein Stiefvater Stebelkow aber sitzt immer noch im Gefängnis wegen seiner Affäre, die, wie ich gehört habe, sich je länger, je mehr auswächst und kompliziert. Lisa hörte diese Nachricht über Wassin mit einem eigentümlichen Lächeln an und äußerte sich sogar dahin, diesen Ausgang habe seine Sache auch unfehlbar nehmen müssen. Aber sie war sichtlich zufrieden, natürlich darüber, daß Wassin durch die Einmischung des Fürsten Sergej Petrowitsch nicht zu Schaden gekommen war. Von Dergatschew und den andern habe ich hier nichts mitzuteilen.

Ich bin zu Ende. Vielleicht möchte dieser oder jener Leser gern wissen, was eigentlich aus meiner »Idee« geworden ist und was es mit dem neuen Leben auf sich hat, das für mich angeblich begonnen hat und über das ich so rätselhafte Andeutungen mache. Aber dieses neue Leben, dieser neue Weg, der sich da vor mir aufgetan hat, ist eben meine »Idee«, dieselbe wie früher, jedoch in völlig anderer Gestalt, so daß man sie kaum wiedererkennen kann. Aber in meinen »Aufzeichnungen« kann das alles keinen Platz mehr finden, weil es schon etwas ganz anderes ist. Das alte Leben ist völlig abgetan, das neue aber beginnt kaum erst. Aber eines muß ich doch ganz notwendig noch hinzufügen: Tatjana Pawlowna, meine wahre, geliebte Freundin, setzt mir fast täglich mit ihren Ermahnungen zu, ich möchte doch unter allen Umständen und so bald wie irgend möglich in die Universität eintreten. »Nachher, wenn du mit dem Studium fertig bist«, sagt sie, »dann denk dir große Dinge aus, aber jetzt studiere!« Ich muß gestehen, ich überlege ihren Vorschlag reiflich, weiß aber noch gar nicht, wofür ich mich entscheiden wer-

de. Unter anderem habe ich ihr gegenüber eingewendet, ich hätte jetzt gar kein Recht zu studieren, da ich arbeiten müßte, um Mama und Lisa erhalten zu können; aber sie bietet dazu ihr Geld an und versichert, es werde für die ganze Dauer meines Universitätsbesuches ausreichen. Ich habe zuletzt beschlossen, jemand um Rat zu fragen. Ich hielt Umschau und wählte mir diesen Berater auf Grund sorgfältigster Prüfung. Meine Wahl fiel auf Nikolai Semjonowitsch, meinen früheren Erzieher in Moskau, Marja Iwanownas Mann. Nicht, daß ich jemandes Rat so nötig gehabt hätte, aber es kam mich einfach ein unwiderstehliches Verlangen an, die Meinung dieses Mannes zu hören, der mir ganz fernsteht und sogar ein ziemlich kühler Egoist ist, aber unstreitig einen guten Verstand besitzt. Ich schickte ihm also mein ganzes Manuskript hin und bat ihn um Verschwiegenheit, weil ich es noch niemandem, namentlich auch nicht Tatjana Pawlowna, gezeigt hätte. Das weggeschickte Manuskript gelangte zwei Wochen darauf wieder an mich zurück, begleitet von einem ziemlich langen Brief. Aus diesem Brief habe ich nur ein paar Stellen exzerpiert, weil ich in ihnen eine gewisse allgemeine Anschauung, die zur Aufklärung im vorliegenden Fall beitragen kann, zu finden glaube. Hier sind diese Exzerpte.

III

» ... Und Ihre einstweilige Muße konnten Sie, mein lieber, unvergeßlicher Arkadij Makarowitsch, gar nicht vorteilhafter verwenden, als Sie es jetzt durch die Niederschrift Ihrer ›Aufzeichnungen‹ getan haben! Sie haben sich sozusagen über Ihre ersten stürmischen, gewagten Schritte auf der Lebensbahn mit vollem Bewußtsein Rechenschaft abgelegt. Ich glaube bestimmt, daß Sie durch diese Darlegung tatsächlich in vieler Hinsicht ›an Ihrer eigenen Erziehung haben arbeiten und sich umbilden‹ können, wie Sie sich selbst aus-

gedrückt haben. Eigentlich kritische Bemerkungen zu machen, erlaube ich mir selbstverständlich nicht im geringsten, obgleich jede Seite einem zum Nachdenken Anlaß gibt ... zum Beispiel ist der Umstand, daß Sie das Schriftstück so lange und so hartnäckig in Ihrem Besitz behalten haben, im höchsten Grade charakteristisch ... Aber das ist nur eine Bemerkung unter Hunderten, die ich so für mich gemacht habe. Sehr zu schätzen weiß ich es auch, daß Sie mir, und anscheinend mir allein - nach ihrem eigenen Ausdruck - »das Geheimnis Ihrer Idee« haben mitteilen mögen. Aber Ihre Bitte, Ihnen meine Meinung speziell über diese »Idee« kundzutun, muß ich entschieden abschlagen: erstens ist in einem Brief kein Raum dafür, und zweitens bin ich selbst bei mir noch nicht mit der Antwort im reinen, sondern muß die Sache erst noch gründlich verdauen. Ich bemerke nur, daß Ihre »Idee« sich durch Originalität auszeichnet, während die jungen Leute der jetzigen Generation sich größtenteils auf Ideen werfen, die sie nicht selbst eronnen, sondern fertig vorgefunden haben, und der Vorrat an solchen Ideen ist nur recht klein, und zudem sind sie häufig auch gefährlich. Durch Ihre »Idee« sind Sie zum Beispiel wenigstens für einige Zeit vor den Ideen der Herren Dergatschew u. Co. bewahrt geblieben, die ohne Zweifel nicht so originell sind wie die Ihrige. Und endlich bin ich höchst einverstanden mit der Meinung der hochverehrten Tatjana Pawlowna, einer Dame, die ich zwar bereits persönlich kannte, aber bisher nicht imstande war in dem Maße zu schätzen, wie sie es verdient. Daß Sie, worauf sie dringt, in die Universität eintreten, wird für Sie im höchsten Grade segensreich sein. Die Wissenschaft und das Leben werden zweifellos in drei, vier Jahren den Horizont Ihrer Gedanken und Bestrebungen noch erweitern, und wenn Sie nach Beendigung des Universitätsstudiums den Wunsch haben sollten, sich von neuem Ihrer »Idee« zuzuwenden, so wird dem nichts im Wege stehen.

Gestatten Sie jetzt, daß ich selbst, sogar ohne von Ihnen darum gebeten zu sein, Ihnen offenherzig einige Gedanken und Empfin-

dungen vortrage, die die Lektüre Ihrer so offenherzigen »Aufzeichnungen« in meinem Kopf und in meiner Seele wachgerufen hat. Ja, ich stimme Andrej Petrowitsch darin bei, daß man tatsächlich für Sie wegen der Vereinsamung Ihrer Jugend Befürchtungen hegen konnte. Es gibt solche Jünglinge wie Sie nicht wenige, und ihre Fähigkeiten drohen wirklich immer sich nach der schlechten Seite hin zu entwickeln: entweder zu der Kriecherei eines Moltschalin oder zu dem heimlichen Verlangen nach Unordnung. Aber dieses Verlangen nach Unordnung entspringt vielleicht – und zwar sogar in den allermeisten Fällen – aus einem heimlichen Durst nach Ordnung und »edler Schönheit« (ich gebrauche Ihren eigenen Ausdruck). Die Jugend ist schon deshalb rein, weil sie eben Jugend ist. Vielleicht steckt in diesen so frühen Ausbrüchen von Unverstand gerade dieser Durst nach Ordnung und dieses Suchen nach Wahrheit, und wer ist denn schuld daran, daß manche jungen Leute der Gegenwart diese Wahrheit und diese Ordnung in so dummen, lächerlichen Dingen sehen, daß man gar nicht begreift, wie sie überhaupt daran haben glauben können! Ich bemerke beiläufig, daß man früher, in noch gar nicht weit zurückliegender Zeit, noch vor einem Menschenalter, diese interessanten Jünglinge nicht so besonders zu bedauern brauchte, weil die Sache damals bei ihnen fast immer damit endete, daß sie sich nachher erfolgreich unserer höchsten Kulturschicht anschlossen und mit ihr zu einem Ganzen verschmolzen. Und mochten sie sich auch zum Beispiel am Anfang des Weges ihrer ganzen Unordnung und Zufälligkeit, des gänzlichen Mangels an Vornehmheit wenigstens in ihren Familienverhältnissen und des Mangels an einer Stammestradition und an schönen, vollendeten Formen bewußt sein, so war das doch gerade um so besser, da sie infolgedessen nachher aus eigenem Antrieb bewußt danach trachteten und es eben dadurch schätzen lernten. Heutzutage liegen die Dinge schon wesentlich anders – eben deswegen, weil es so gut wie nichts gibt, woran sie sich anschließen könnten.

Ich will das durch einen Vergleich oder sozusagen durch den Hinweis auf etwas Ähnliches verdeutlichen. Wenn ich ein russischer Romanschriftsteller wäre und Talent besäße, so würde ich meine Helden unbedingt aus dem russischen Erbadel entnehmen, da nur bei diesem einen Typ von gebildeten Russen wenigstens ein Schein von schöner Ordnung und schönem Gefühlsleben zu finden ist, Dinge, die in einem Roman zu einer guten, veredelnden Wirkung auf den Leser unentbehrlich sind. Wenn ich das sage, so meine ich es durchaus nicht scherzhaft, obgleich ich selbst ganz und gar kein Adliger bin, was Ihnen übrigens selbst bekannt ist. Schon Puschkin hat sich in den Traditionen einer russischen Familie Stoffe für seine künftigen Romane angemerkt, und Sie können mir glauben, daß dort tatsächlich alles zu finden ist, was es bei uns bisher Schönes gegeben hat. Wenigstens ist dort alles zu finden, was es bei uns auch nur einigermaßen Fertiges gegeben hat. Ich sage das nicht, weil ich so unbedingt von der Richtigkeit und Wahrheit dieser Schönheit überzeugt wäre; aber hier gab es zum Beispiel schon längst vollendete Formen des Ehr- und Pflichtbegriffs, von dem außerhalb des Adels in Rußland nichts Vollendetes, ja nicht einmal ein erster Anfang vorhanden ist. Ich rede als ruhiger, ruhliebender Mensch.

Ob der dort bestehende Ehr- und Pflichtbegriff gut und richtig ist – das bleibt eine andere Frage; aber das wichtigste ist für mich gerade die Vollendung der Form und die wie auch immer beschaffene Ordnung, und zwar eine Ordnung, die ihnen nicht vorgeschrieben ist, sondern die sie sich vor allen Dingen selbst erworben haben. O Gott, das allerwichtigste ist eben bei uns eine wie auch immer beschaffene, aber vor allen Dingen eigene Ordnung! Darin lag unsere Hoffnung und sozusagen unser Augentrost: endlich wenigstens etwas Aufgebautes, nicht dieses ewige Einreißen, nicht die überall umherfliegenden Späne, nicht Schutt und Staub, aus denen nun schon seit zweihundert Jahren sich nichts entwickelt.

Beschuldigen Sie mich nicht, ein Slawophiler zu sein; ich sage das nur so aus Misanthropie, weil mir schwer ums Herz ist! Jetzt, seit kurzem, geht bei uns etwas vor, was das volle Widerspiel zu dem oben Geschilderten ist. Der Schutt wächst nicht mehr an die höhere Menschenschicht an, sondern im Gegenteil lösen sich von dem schönen Typus mit vergnügter Eilfertigkeit Stückchen und Bröckelchen ab und bilden herabfallend mit den Freunden der Unordnung und den Neidern einen gemeinsamen Haufen. Und es kommt keineswegs nur in vereinzelt Fällen vor, daß die Väter, die Stammhalter alter kultivierter Familien, selbst schon über das lachen, woran ihre Kinder vielleicht noch glauben würden. Ja noch mehr: sie zeigen ihren Kindern mit Begeisterung ihre gierige Freude an dem plötzlich entdeckten Recht auf Ehrlosigkeit, das sie jetzt in Massen aus irgend etwas abgeleitet haben. Ich spreche nicht von den echten Fortschrittmännern, liebster Arkadij Makarowitsch, sondern nur von jenem unzähligen Gesindel, auf das der Ausspruch zutrifft: Grattez le Russe et vous verrez le tartare. Und glauben Sie mir, echte Liberale, echte, hochherzige Freunde der Menschheit, gibt es bei uns überhaupt nicht so viele, wie wir auf einmal geglaubt hatten.

Aber das alles ist Philosophie: kehren wir zu dem Romanschriftsteller zurück, den wir uns vorstellten! Die Lage unseres Romanschriftstellers würde in einem solchen Fall eine eng umschränkte sein: er könnte in keinem andern Genre schreiben als im historischen, denn der schöne Typus existiert in unserer Zeit nicht mehr, und wenn auch Reste von ihm übrig sind, so sind sie doch nach der jetzt herrschenden Meinung nicht im Besitz der Schönheit verblieben. Oh, im historischen Genre kann man noch eine Menge höchst erfreulicher, wohltuender Einzelheiten schildern! Man kann den Leser sogar dermaßen mit sich fortreißen, daß er das historische Gemälde als etwas auch in der Gegenwart noch Mögliches ansieht. Ein solches von einem hochbegabten Schriftsteller verfaßtes Werk würde nicht so sehr der russischen Literatur als vielmehr der russischen Geschichte angehören. Das wäre ein künstlerisch vollendetes

Bild einer russischen Luftspiegelung, die aber für den Leser etwas tatsächlich Existierendes sein würde, bis er einsähe, daß es eben eine Luftspiegelung ist. Der Enkel jener Helden, die in dem Bilde dargestellt wären, welches uns eine russische Familie vom Durchschnit der oberen Bildungsstufe im Laufe dreier aufeinanderfolgender Generationen und im Zusammenhang mit der russischen Geschichte vor Augen führte, dieser Sprößling seiner Ahnen könnte in seinem modernen Typ nur als ein etwas misanthropischer, vereinsamer und zweifellos trübsinniger Mensch dargestellt werden. Er müßte sogar als eine Art Sonderling erscheinen, so daß der Leser in ihm auf den ersten Blick einen Menschen erkennen könnte, der vom Schlachtfeld gewichen ist und nichts mehr zu hoffen hat. Und in noch späterer Zeit wird auch dieser misanthropische Enkel verschwinden; neue, noch unbekannte Persönlichkeiten und eine neue Luftspiegelung werden erscheinen; aber was für Persönlichkeiten werden das sein? Wenn sie unschön sind, so ist in Zukunft der russische Roman ein Ding der Unmöglichkeit. Aber ach, wird dann nur der Roman ein Ding der Unmöglichkeit sein?

Statt mich in die Ferne zu verlieren, kehre ich zu Ihrem Manuskript zurück. Betrachten Sie zum Beispiel die beiden Familien des Herrn Wersilow (Sie müssen mir diesmal schon erlauben, ganz offenherzig zu reden). Erstens: über Andrej Petrowitsch selbst will ich nicht weiter sprechen; aber immerhin ist er doch das Oberhaupt eines adligen Geschlechts. Er ist ein Edelmann vom alten Schlage und gleichzeitig ein Pariser Kommunard. Er ist eine echte Dichternatur und liebt Rußland, aber dafür negiert er es auch vollständig. Er ist ohne alle Religion, aber er ist beinahe imstande, für etwas ganz Unbestimmtes zu sterben, das er nicht einmal zu benennen weiß, aber an das er nach dem Vorbild vieler russisch-europäischer Zivilisatoren der Petersburger Periode der russischen Geschichte leidenschaftlich glaubt. Aber genug von ihm selbst; sehen wir nun seine legitime Familie an: von seinem Sohn will ich gar nicht reden, er ist dieser Ehre nicht würdig. Wer Augen im Kopfe hat, der weiß im

voraus, wohin solche Buben schließlich geraten und, nebenbei gesagt, auch manchen mit sich reißen. Aber da ist seine Tochter Anna Andrejewna – entschieden ein Mädchen mit festem Charakter. Eine Persönlichkeit von der energischen Art der Äbtissin Mitrofanija – selbstverständlich traue ich ihr keine verbrecherische Handlung zu; das wäre von meiner Seite eine Ungerechtigkeit. Wenn Sie mir jetzt sagen könnten, Arkadij Makarowitsch, daß diese Familie eine zufällige Erscheinung sei, so würde ich mich von Herzen freuen. Aber sollte nicht im Gegenteil die Annahme richtiger sein, daß schon eine große Menge solcher unzweifelhaft altadliger russischer Familien mit unwiderstehlicher Gewalt in die Gattung der *zufälligen* Familien übergehen und mit ihnen in allgemeiner Unordnung und Verwirrung zusammenfließen? Den Typ dieser zufälligen Familie zeigen zum Teil auch Sie selbst in Ihrem Manuskript. Ja, Arkadij Makarowitsch, Sie sind ein *Mitglied einer zufälligen Familie*, im Gegensatz zu den noch vor nicht allzu langer Zeit bei uns bestehenden legitimen adligen Typen, die eine von der Ihrigen so verschiedene Kinder- und Knabenzeit gehabt haben.

Ich muß gestehen, ich möchte kein Romanschriftsteller sein, dessen Held zu einer zufälligen Familie gehört.

Das ist eine undankbare Arbeit, und sie ermangelt der schönen Form. Und ferner sind diese Typen jedenfalls etwas noch im Werden Begriffenes und können darum nicht in künstlerisch vollendeter Weise dargestellt werden. Es besteht die Möglichkeit, daß man bedeutende Fehler begeht, dies und das übertreibt, dies und das übersieht. Jedenfalls erwüchse einem die Aufgabe, sehr vieles zu erraten. Aber was soll am Ende ein Schriftsteller tun, der keine Lust hat, nur im historischen Genre zu schreiben, und von Schmerz über die gegenwärtige Entwicklung erfüllt ist? Er muß zu erraten suchen und ... sich irren.

Aber solche ›Aufzeichnungen‹ wie die Ihrigen könnten, glaube ich, als Material für ein künftiges Kunstwerk, für ein künftiges Bild einer unordentlichen, aber bereits vergangenen Periode dienen. Oh, wenn der Zorn des Tages vorbei ist und die Zukunft anbricht, dann wird ein zukünftiger Künstler sogar für die Darstellung der vergangenen Unordnung und Verwirrung schöne Formen finden. Dann, dann wird man solche ›Aufzeichnungen‹ wie die Ihrigen nötig haben, und sie werden ein brauchbares Material liefern – trotz all ihrer Verwirrung und Zufälligkeit, wenn sie nur aufrichtig sind ... Es werden doch wenigstens ein paar richtige Züge darin stecken, so daß man aus ihnen erraten kann, was in der Seele manches Jünglings in der damaligen trüben Zeit verborgen lag – eine Kenntnis, die nicht ganz wertlos ist, denn aus denen, diesen Jünglingen, bilden sich die Generationen ...«

Eines der kühnsten Experimente in der Geschichte des Romans Petersburg im 19. Jahrhundert eine brodelnde Stadt mit Elendsquartieren und fürstlichen Salons, mit Spielhöhlen und revolutionären Zirkeln. Mitten in diesem Sinnbild der Welt sucht der junge Arkadij seinen unbekanntem Vater und sich selbst.

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij (1821-1881) zählt zu den bedeutendsten Dichtern der Weltliteratur. Er war der Sohn eines Armeearztes aus Moskau. Nach kurzer Tätigkeit als technischer Zeichner im Kriegsministerium wurde er freier Schriftsteller. Vier Jahre Zwangsarbeit als politischer Häftling und beständige Geldnot wegen seiner Spieleidenschaft zeichnen den unermüdlich Schaffenden.

St. Petersburg wird die zweite Heimat dieses bedeutendsten russischen Realisten und Hauptschauplatz seiner berühmtesten Romane, die bis heute weltweit bewundert und gelesen werden.